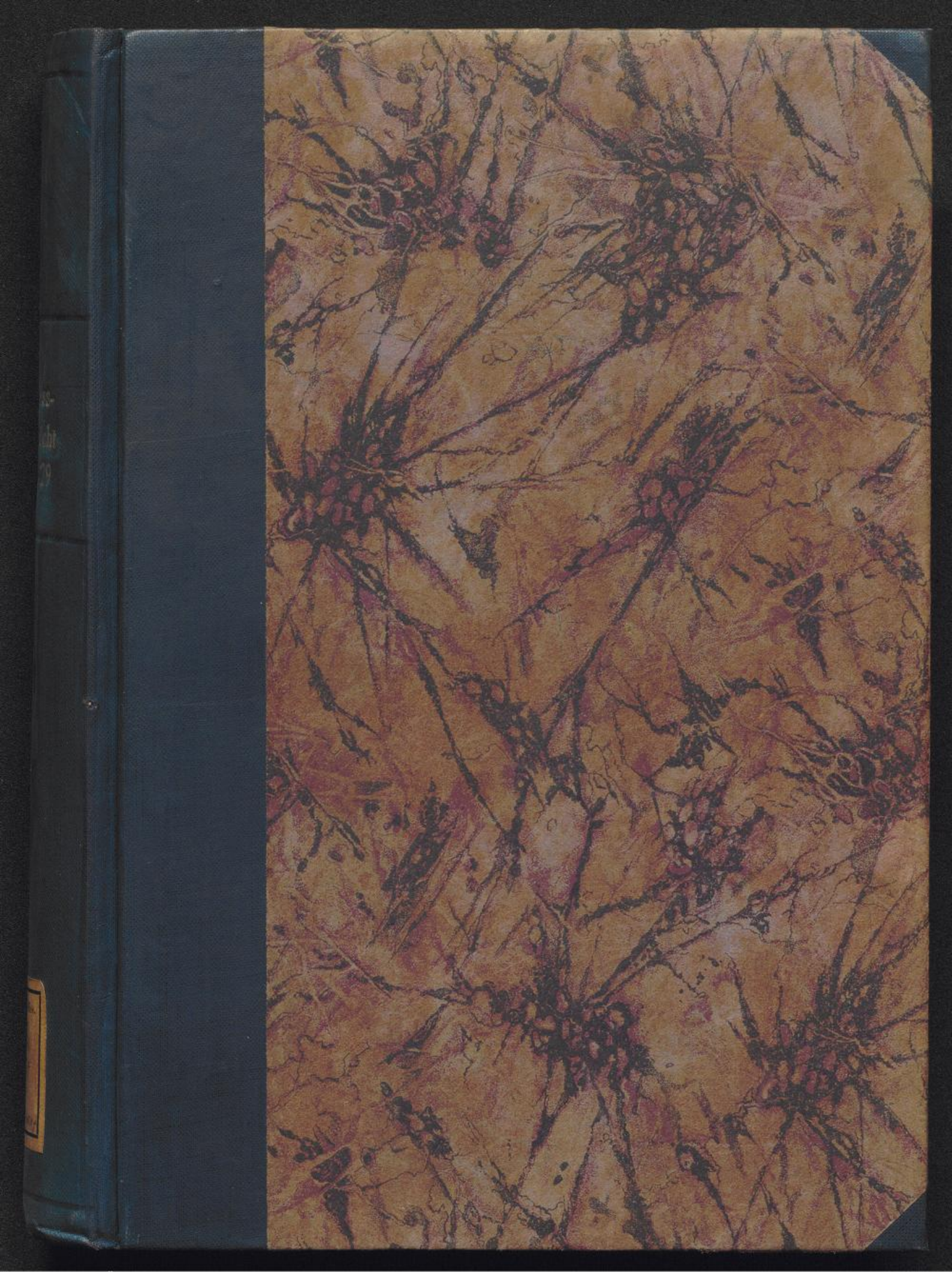
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1928

urn:nbn:de:hbz:466:1-81759

Visual Library



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bibl. Miss.
Z
58
(1)46-47

mikado-Bibliothek Aachen
8010 7309

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 1 Januar 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	**Tschechoslowakei**	Kc. 20.—
Einzelbezug	RM 2.40	**Italien**	Lire 10.—
Schweiz	Fr. 3.—	**Österreich**	Schilling 3.30
Elsaß	Fr. 15.—	**Einzelbezug**	„ 4.—
Belgien	Belga 4.—		

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Zur Beachtung!

An unsere Abonnenten in Deutschland.

Ab 1. Oktober 1927 werden die Vergißmeinnicht von den Einzelnummern an bis zu 3 Stück durch die Einweisung bei der Post versandt. Die Portoerhöhung beträgt für Einzelbezug 40 ₰. Die starke Portoerhöhung zwang uns zu dieser Maßnahme, um den Preis des Vergißmeinnichts nicht noch höher stellen zu müssen. Wenn daher die Einzelbezieher eine Nummer nicht erhalten, so wollen sie nicht bei uns, sondern beim Briefträger vorstellig werden. Dieser haftet für die Hefte, daß sie an die richtige Adresse kommen und sorgt, daß fehlende Nummern noch zugeliefert werden.

Freundlichen Gruß

Versandabteilung der Missionsdruckerei St. Joseph.
Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

St. Paul, Noviziat Am 30. Oktober vorigen Jahres wurden 14 Brüderpostulanten eingekleidet nach würdiger Vorbereitung durch die hl. Exerzitien. So hat sich die Klostergemeinde von St. Paul wieder um eine stattliche Schar opferbereiter, missionsbegeisterter Jünglinge vergrößert. Möge der Eifer zum Guten in allen rege bleiben und sie ihrem schönen Berufe entgegenführen. Möge auch ihr stilles, gottgeweihtes Leben in Gebet und Arbeit recht vielen Jünglingen in der Welt den Weg zum wahren Frieden und die große Gnade im Weinberge des Herrn dereinst zu arbeiten, vom lieben Gott erwirkt werden.

Sicher gibt es noch sehr viele junge Leute mit edlem Sinn und Gottesliebe, welche gerne sich unserm Missionswerke anschließen würden. Wir bitten alle, welche dies lesen, solche auf das Mariannhiller Missionswerk hinzuweisen.

Aloysianum Lohr a. M. Am 25. Nov. starb im Missionsseminar Aloysianum Br. Dominikus Herder. Der so früh aus dem Kreise der Ordensgemeinde entrissene liebe Mitbruder, erreichte nur ein Alter von 20 Jahren. Er stand im 2. Profeßjahr und war von Beruf Gärtner. R. I. P.

Würzburg. Wer hilft weiter Steine tragen zur Vollendung unseres Priesterseminars. Es ist gewiß, daß auch die kleinste Gabe Gotteslohn erlangt. Abgesehen von den unzähligen Gebeten und hl. Kommunionen, welche in allen unseren Häusern für unsere Wohltäter verrichtet werden, werden viele hl. Messen dereinst an dem Altare des Priesterseminars von unseren Neupriestern für die lebenden und verstorbenen Wohltäter gelesen werden.

In Berufsfragen wende man sich bei jüngeren Knaben, die Priester und Missionare werden wollen, an das Hochw. Direktorat des Missionsseminars „Aloysianum" Lohr a. M., Unterfranken.

Für Jünglinge, sog. Spätberufe, an das Hochw. Direktorat des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben.

Für Brüderkandidaten: Knaben von 14—16 Jahren, sog. Aspiranten, die sich auf den Laienbrüderberuf vorbereiten wollen (Handwerkerschule) an das Rektorat des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben.

Jünglinge bis 30 Jahre wenden sich an den Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben.

Priester und Absolventen, die direkt in das Noviziat St. Paul einzutreten wünschen, wenden sich ebenfalls an den Hochw. P. Provinzial, Reimlingen. Der Einkleidetermin, dem volle 8 Tage Exerzitien vorausgehen ist immer der 1. Mai oder der 1. November.

Außerdem ist zu Auskünften jede unserer Vertretungen bereit, sowie die Schriftleitung des Vergißmeinnichts.

Aus Welt und Kirche

Die mexikanischen Katholiken in der Katakombe. Der Heilige Vater hat besondere Weisungen bezüglich Abhaltung von Gottesdiensten und Vornahme kirchlicher Handlungen in Mexiko erlassen. Demzufolge können die Priester in Mexiko zu jeder Tageszeit, an jedem Orte und unter Weglassung jeglicher Zeremonien die hl. Messe feiern. Sie brauchen auch die priesterlichen Kleider, die Meßgewänder, nicht anzulegen. Kerzen müssen nicht verwendet werden. Nur die wesentlichen Teile der Darbringung des hl. Opfers sind beizubehalten. Den Laien wurde angesichts der außerordentlichen Verhältnisse das seltene Privileg verliehen, die hl. Eucharistie zu tragen u. sie mit den Händen anfassen zu dürfen. Katholische Ehen können im Notfalle gültig vor zwei Zeugen (weltlichen Personen) ohne Assistenz des Geistlichen abgeschlossen werden; bei günstiger Gelegenheit sind die liturgischen Zeremonien von einem Priester nachzuholen.

Priesterliche Blutopfer in Mexiko. Der ergreifenden Reihe priesterlicher Schlachtopfer in Mexiko ist ein neues Glied anzuschließen. Nach kurzem summarischem Verfahren war am 27. Juni der 75jährige Priester Martin Diaz aus der Diözese Colima zu Purification (Jalisco) gefangen genommen und wegen Widersetzlichkeit gegen die Calles-Gesetze zum Tode verurteilt worden. Auch in der Folge weigerte er sich, diese religionsfeindlichen Gesetze anzuerkennen. Mit unerschrockenem Mute und verklärten Antlitzes schritt er zur Richtstätte, um ein letztes Mal den Ruf zu erheben: „Es lebe Christus der König!" Die heroische Haltung des greisen Priesters hinterließ in den Soldaten, die den ruchlosen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hinrichtungsbefehl zu vollstrecken hatten, den tiefsten Eindruck.

Streiflichter aus dem Katholizismus Nordamerikas. In Washington wird, laut Pariser „Croix" vom 18. 8. 1927, auf dem Gelände der katholischen Universität ein Nationalheiligtum „Unserer Lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis" errichtet. — Bei der riesigen Ausdehnung des Territoriums der Vereinigten Staaten fehlt es vielfach an katholischen Zentren. Die „Catholic Truth Society" von Oregon ließ eine 8 Meter lange, zweieinhalb Meter breite Automobilkapelle mit allen erforderlichen religiösen Gegenständen herstellen. Sie kann in ein Kino für religiöse Filme umgestaltet werden. Eine kleine Küche erlaubt dem Priester und dem ihn begleitenden Laien, die Reise ohne Unterbrechung fortzusetzen. — Es gibt in Chicago auf etwa dreieinhalb Millionen Einwohner 1 Million Katholiken, 800 000 Protestanten, 400 000 Juden. Die Katholiken besitzen 370 Kirchen und Kapellen. — Manche Katholiken bringen staunenswerte Opfer, um katholische Hochschulen besuchen zu können. Laut „Osservatore Romano" legt ein Schüler der Akademie des hl. Patrizius in Chicago täglich 85 Meilen mit der Bahn zurück, ein anderer 76 Meilen; zwei Franziskanerinnen reisen wöchentlich 400 Meilen weit, um an der Chicagoer Pauls-Universität studieren zu können. Am Diözesanseminar von Brooklin fahren verschiedene Alumnen täglich 50 Meilen, zwei 82 und 90 Meilen, drei über 100 Meilen und einer täglich hin und zurück zusammen 150 Meilen. — In Chicago wurde eine neue Poststation, die sich in der Nähe der Loyola-Universität der Jesuiten befindet, nach dem Gründer des Jesuitenordens „Chicago-Loyola" benannt.

Der Generalstabschef der amerikan. Armee Summerall schreibt, laut „Germania" vom 4. 8. 1927, daß ein Großteil der amerikanischen Soldaten allsonntäglich dem Gottesdienst beiwohnt.

Die von den Jesuiten geleitete Universität von St. Louis erhielt im Jahre 1926 Geschenke in Höhe von 1 710 000 Dollars. Sie hatten dieses Jahr 404 Prüfungskandidaten.

Der in Amerika weit bekannte Augenarzt Josef Schneider in Milwaukee hinterließ bei seinem kürzlich erfolgten Tode 550 000 Dollars, von denen er 300 000 seiner in Breslau lebenden Schwester und dem Anna-Franziska-Krankenhaus der Universität Würzburg vermachte.

Im Verlauf eines Prozesses zwischen einem gewissen Isaak Lewy und 4 New-Yorker Geschäftsleuten kam ein Vergleich zustande, demzufolge ersterer ein großes Besitztum im Wert von einer halben Million Dollars in Cedarhurst auf Long Island dem katholischen Hospital vom hl. Joseph in Far Rockaway übertrug.

Die Zahl der katholischen Indianer in Kanada beträgt 43 986; sie unterhalten 127 katholische Schulen mit 5219 Kindern. Die Gesamtzahl der kanadischen Indianer beläuft sich auf 105 998.

Die trostlose Lage des katholischen Schulwesens und des katholischen Religionsunterrichtes in Pommern. Es gibt in Pommern 2239 Kinder, die eine katholische Volksschule besuchen, 941 katholische Kinder, die eine nichtkatholische Volksschule besuchen, aber mehrmals in der Woche katholischen Religionsunterricht erhalten, 838 katholische Kinder, die eine nichtkatholische Volksschule besuchen und einmal in der Woche katholischen Religionsunterricht erhalten, 1017 katholische Kinder, die eine nichtkatholische Volksschule besuchen und keinen katholischen Religionsunterricht erhalten, 442 katholische Kinder, die weder eine Schule besuchen noch einen katholischen Religionsunterricht erhalten, 794 katholische Schüler höherer Lehranstalten, die katholischen Religionsunterricht erhalten, 32 katholische Schüler höherer Lehranstalten, die keinen katholischen Religionsunterricht erhalten. Die Zahl der katholischen Lehrer in Gesamtpommern beträgt 76. Es ergibt sich, daß nur 41% der katholischen Kinder Pommerns eine katholische Volksschule besuchen. Für die protestantischen Schulkinder Pommerns ist dagegen sogar in den überwiegend katholischen Gemeinden in recht guter Weise vorgesorgt. In diesen Gemeinden sind es die katholischen Gemeindemitglieder selbst, welche für die Erteilung protestantischen Religionsunterrichtes die Mittel aufbringen.

Heidnische Unkultur. Vor einigen Monaten fand, von amerikanischen Filmgesellschaften veranstaltet, in allen Ländern eine sogenannte Schönheitskonkurrenz statt. 38 „Göttinnen der Schönheit" wurden erwählt und in New York in einem öffentlichen Zuge zur Schau gestellt. Nach einem Bericht des „Osservatore Romano" vom 26. 6. 1927 war etwa eine Million Menschen bei diesem Schauspiel anwesend. Auf einer Strecke von 5 Kilometer waren Tribünen aufgeschlagen. Die Mädchen waren —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Inhaltsverzeichnis

Sechsundvierzigster Jahrgang

1928

Missionsdruckerei und Verlag, St. Joseph, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltsverzeichnis

Gedichte:

Dreikönigstag. Von Else Budnowski 1
Großstadt-Ostern. Von Else Budnowski 97
Heilige Nacht 359
Himmelfahrt Mariä. Von Louise Hensel 225
Kreuzesblüten. Von Freiin v. Dalberg 257
Lasset die Kleinen zu mir kommen. Von M. v. Greiffenstein 113
Maria. Von Else Budnowski 129
Mutter Anna. 194
Novemberabend. Von Else Budnowski 321
Passionsweg. Von Else Budnowski 65
Profeß. Von Else Budnowski 33
Rosenkranzfest. 289
Stille Nacht! Heilige Nacht. Von Joseph Mohr 355
Und vergib uns unsere Schuld. Von K. L. 269
Zum hlst. Herzen 161

Aufsätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes:

Abbau. Von P. Dom. Sauerland 138
Acht Tage aus meinem Missionsleben. Von P. Holzschneider 259
Ährenlese Gottes. Von Schwester Friderika 204
Afrika, das Land der Geheimnisse. Von P. D. Sauerland 100, 131, 162, 144, 229
Als Missionar, wer möchte nach Mount Frere. Von Schwester Julia 302
Antlitz, das heiligste und das hl. Leichentuch. Von Prälat Molz 139
Arzneimittel, eigenartige 111
Basuto, die 42
Bierfest, echt heidnisches 271
Berufe? mehr Von P. Dom. Sauerland 258
Bilder aus dem Leben der Schwarzen. Von P. Kammerlechner 150, 182
Bilder aus dem Leben der Schwarzen. Von Schwester Amata 335
Blick, ein neugieriger. Von P. Solanus 334
Chief Lebewu. Von Schwester Amata 311
Der Sohn des Bannerherrn. Von Jos. Spillmann 251, 279, 313, 344, 374
Einiges über den Ursprung des Zuluvolkes. Von P. Dom. Sauerland 5, 56, 69
Eingeborene Schwestern von Mariannhill. Von Schwester Amata 170
Eisenbahnstation Mariannhill Von Br. Leonhard Weber 248
Elephanten, getötet von 299
Erziehung der Eingeborenen. Von P. Bernhard Huß 19, 52, 87, 115
Erziehungssystem, Salesianisches 270
Erziehung zur Ehrfurcht. Von P. Hoche, Rektor 306
Europäismus im Missionsbetrieb 202, 242
Exerzitien für Eingeborene. Von P. Rubenzer 360
Förderung, nicht Verhinderung. Von P. Dom. Sauerland 324
Gebet, nächtliches. Von P. Solanus 274
Geheimnis des Lebens, das. Von P. Gemmel 98
Glockenweihe in Engelosini. Von Br. Isidor 304

Bibl. Miss. IHS Prov. Germ. S. J.

Glück im neuen Jahre, das. Von P. Hoche, Rektor 2
Großvater und Enkel. Von Jos. Spillmann 121, 153, 185, 215
Heidnischer Aberglaube. Von P. Salesius Esser 56
J. C. U.-Bewegung 209
Indischen Ozean, am. Von Schwester Julia 331
Jahresstatistik der Mariannhiller Mission. 25
Joseph, St. 66
Katholisch-afrikanisch sozialer Kurs. Von Dr. M. Murtrie 172
Krankenfürsorge in der Mariannhiller Mission 239
Kulturarbeit, deutsche. 84
Leichentuch, hl. und das hl. Antlitz unseres Herrn. Von Prälat Molz 139
Lichtmeß. Von Velley 34
Liebeswerk, großes. 58
Mariä Heimgang. Von Augustin Wibbelt 226
Mariannhiller Missionshaus St. Joseph, Schweiz 40
Mine, in der tiefsten der Welt. 231
Missionsarzt, erster in Rhodesia. Von P. Kammerlechner 332
Missionsarztes, Notizen eines. Von Dr. Murtric 31, 119, 213, 241, 276
Missionspost 24, 57, 114, 147, 173, 234, 338, 371
Missionspost. Von P. Raphael Böhmer 234
Missionsschwestern in unseren Schulen in Südafrika. Von P. Bernh. Huß 326
Missionsschwestern in unseren Schulen in Südafrika. 371
Moderne Missionsmittel. 310
Nagana. 143
Negersitten. Von P. Atzwanger 206
November-Gedanken. Von P. Dom. Sauerland 322
Priesterjubiläum, silbernes in der Mission. 11
Reisebericht. Von P. Kammerlechner 14, 46, 84
Rekordleistung. Von P. Dom. Sauerland 168
Rosenkranzfest-Rosenkranzmonat. Von P. Dom. Sauerland 290
Salomo, der falsche. Von P. Solanus 342
Schelle, die klingende und das wahre Geläut. Von P. Dom. Sauerland 358
Schlafende-Schwätzende-Schaffende. Von P. Dom Sauerland 230
Schutz unseren Glaubensboten. 278
Sonne Satans, die. Von P. Dom. Sauerland 292
S. O. S. Von P. Dom. Sauerland 200
Südafrikanische Schulinspektoren-Konferenz. Von Fr. O. Heberling 294
Theresia, hl. vom Kinde Jesu. 80, 130, 144
Unser Herr im Stein. Von Reimmichl 27, 59, 90
Urteile selbst. Von Br. Gerold Heller 176
Vom Himmel kommt das Gotteskind. Von Max Karl Böttcher 363
Vorurteile der Eingeborenen. Von Br. Gerold Heller 250
Weihnachten 356
Weltgebetsoktav. 26
Wie Bruder Gerold „Bischof" wurde. Von P. Edmund Franke 44
Wie Tschali, ein Missionspferd ein Lehrmeister wird. Von P. Paulus 340
Willst du einen Sohn? Von P. Dom. Sauerland 110

Unsere Bilder:

Altdorf, Missionshaus 41
Amatemba, Gruppe 43
Ausreisende Missionare 49
Anna, St. 201
Allerseelen 323
Apotheke in Rhodesia 337
Christus am Kreuz 92
Basutodorf 43
Basutofrauen 53

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Basutofamilie 333
Brautpaare, eingeborene 208
Brücke über den Umkomaas 240
Brüder eingeborene in Südafrika 361
Bild unseres Herrn nach dem hl. Leichentuch 141

Dampfer im Suezkanal 86
Drakensberge 104
Dreifaltigkeit 169

Familie, christliche eingeborene 181
Frau, eingeborene mit Kindern 8
P. Floria Rauch, Jubilar 13
P. Fabian Weiß † 205
Frauen am Grabe Christi 99

Geburt Christi 357
P. Graskemper 217
Gütige Jungfrau bitte für uns! 291

Hamburger Hafen, Teilansicht 16
Heimgang des hl. Joseph 67
Hospital der Eingeborenen 240
Heidin, eingeborene 301
Hütte, Eingeborene vor ihrer 309

Kampanile von Mariannhill 296
Kandidaten, eingeborene in Südafrika 373
Katechisten, eingeborene 305
P. Kammerlechner mit Waisenkindern 85
Kindlein liebet einander! 365
Künstlerisches Können der Eingeborenen 21

Landschaft bei Dumyzulu 197
Lasset die Kindlein zu mir kommen 113
Lehrerbildungsanstalt in Mariannhill 88
Leichentuch, Kapelle des hl. 81

Madonna von Dürer 145
Mariannhiller Patres 177
Maria Himmelfahrt 227
Maria Lichtmeß 35
Marienkinder 133
Mavela, Missionsstation 137
Missionsbrüder 232
Missionar auf der Außenstation 249
Missionsfahrt, auf 50
Missionsarzt in Rhodesia 333
Missionspfarrkirche in Ratschitz 369

Osterfriede 109
Osterfeier in Jerusalem 125

Pfarrkirche in der Mission 341

Sägewerk, Eingeborene arbeiten am 117
Schulkinder, betende 149
Sozialer Kurs in Lourdes, Afrika 173
Sidney, eucharistischer Kongreß 277

Talsperre in Südafrika 249
Taufbewerber 265

Unser tägliches Brot gib uns heute 281

Vertreter, die ersten, huldigen dem Heiland 3
Vergib uns unsere Schuld 268
Volkstypen von Enkanyezi 73

Zauberer, eingeborene 165
Zulufrauen beim Mahlen und Bierbrauen 273

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 1 Januar 1928 47. Jahrgang

Dreikönigstag

Und des Wundersternes Licht
Strahlt auch über deinem Bogen,
Strahlt und lockt und läßt dich nicht,
Bis dein Herz ein Amen spricht
Über alles Zweifels Wogen.

Bist du zu der Fahrt bereit?
Bangt dir vor der weiten Reise?
Sieh, der Wind verweht die Zeit.
Heller strahlt dein Stern und weit,
Daß er dir die Pfade weise.

Sorge nicht, du seist allein.
Wie sich Sommervögel finden,
Die beim ersten Herbstesschein
Kehren auf dem Standplatz ein
Und die Fahrt gen Süden künden —

Bist auch d u in unserm Bund,
Wanderst du doch mit uns allen,
Bis dir in der letzten Stund'
Wird des Ewigen Stimme kund
Und die Erdenschleier fallen . . . .

Else Budnowski

Das Glück im neuen Jahre

Von P. Hoche

Feste sind Tage der Ruhe und inneren Sammlung, sollten es wenigstens sein. Wenn uns im Alltag das brausende Leben mit seiner schlimmen Hast gewaltig mit fortreißt, so wollen wir an den Feiertagen von des Tages Sorgen, von allen Kleinlich- und Verdrießlichkeiten uns befreien, unsern Blick nach innen richten, uns über das Getriebe des Werkeltages stellen. Das Neujahrsfest aber bietet dazu noch einen besonderen Anlaß. Es ist ein wichtiger Markstein auf unserer Lebensstrecke, ein Punkt, der unwillkürlich zur Ruhe zwingt, der auf einen erhöhten Standort führt, von wo wir Rück- und Ausschau zu halten vermögen. Selbstbesinnung! Es tut not, 'mal in uns zu gehen, uns einer strengen Prüfung zu unterziehen, heute, wo es um uns herum quirlt und brodelt und wir uns daher nur zu leicht verlieren können. Was wünschen wir? Wir alle wollen sicherlich, daß unser Jahresabschluß günstig sei; wir sehnen uns nach dem Erfolg. Soll und Haben werden bei unserer Abrechnung aber nicht immer übereinstimmen. Darüber werden wir leicht verdrießlich und schelten wohl das Schicksal, daß es uns im Stich gelassen hat. Aber überlegen wir doch erst mal genau, wo die Ursache des Mißerfolges liegt, vor allen Dingen, ob sie nicht wie so häufig in uns selber verborgen liegt. Haben wir wirklich alles getan, was in unserer Macht stand? Waren wir treu und gewissenhaft? Spannten wir, wo es nottat, unsere Kräfte zum äußersten an? Hielten wir uns in der Arbeit und im Umgange mit den andern genügend in Zaum? Das Geheimnis des Erfolges liegt glücklicherweise nicht, wie häufig fälschlich angenommen wird, im Zufall, nicht an anderen Menschen, sondern letzten Endes fast immer an unserer Persönlichkeit. Es ist daher so nutzlos wie töricht, auf die widrigen Umstände, auf die schlechte Zeit zu schelten und für die Zukunft auf das ungewisse Glück zu hoffen, sondern wir wollen aus den vergangenen Tagen lernen, auch aus den Mißerfolgen und mit Mut, Kraft und Selbstvertrauen freudig an die nächsten Aufgaben gehen. Es gibt, selbst nach Mißerfolgen, keinen besseren Trost als das feste Bewußtsein, seine Schuldigkeit getreulich erfüllt zu haben.

Damit deuten wir auch am besten auf jenes Wort hin, das in diesen Tagen in aller Munde zu sein pflegt, aufs Glück. Worin besteht es? Jeder wird diese Frage anders beantworten als der andere, und es kann gewiß jeder mit gutem Grunde seine besondere Ansicht vom Glücke haben. Aber das eine steht doch für alle fest: von außen, zufällig kommt es nicht, sondern ist unzertrennbar mit unserm ganzen Wesen verbunden. Es ruht nicht außer, sondern in uns, es liegt an uns, es zu erwerben. Es ist ganz sicher mit Erfüllung der uns zugewiesenen Aufgaben, wie es jener Carlylsche Spruch so treffend und schön sagt:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die ersten Vertreter der Heidenwelt huldigen dem König aller Menschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich träumte, das Leben wäre Freude. Ich wachte auf, und siehe, das Leben war Pflicht. Ich handelte, und siehe, Pflicht war Freude."

Am Neujahrsmorgen rufen uns die Bekannten und wir ihnen ein „Glückauf!" zu. Das wird oft zur leeren Form, sollte es aber nicht sein, sondern eine schöne Sitte. Wir wollen diesen Glückwünschen, auch wenn sie vom Herzen kommen, keinen übertriebenen Wert beilegen, weil wir sehr wohl wissen, daß es in der Hauptsache doch an uns liegt, die Bausteine zum Glück zu setzen. So will auch des Dichters Wort verstanden sein: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne."

Es liegt ein tiefer Sinn in der bekannten Fabel von Herkules und seinen vielen schweren Arbeiten. Durch ihrer zwölf mußte er sich den Himmel erobern, und im Olymp, so erzählt die Lessingsche Fabel, machte er unter allen Göttern der Juno, seiner Verfolgerin, seinen Gruß zuerst. Wir gleichen dem griechischen Helden: durch eigene, durch schwere Arbeit, durch eigene Gestaltung unseres Lebens allein zum Glück!

Neujahr mahnt an den Wert der Zeit. Sie ist das kostbare Kapital, das nie wieder ersetzt werden kann. Was liegt da näher, als sie auszukaufen. Wer sie wirklich ausnutzt vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, kann unendlich viel schaffen; er wird in der Regel auch vorwärts kommen. Wir brauchen die Zeit nicht zu vertreiben, sie geht von selber; sie sei vielmehr unser Treiber, sei unser Sporn. Goethe, der Mann des tätigen Lebens schrieb einmal einem jungen Menschen über den Wert der Minuten ins Album: Ihrer sechzig hat die Stunde, über tausend hat der Tag. Söhnchen, merke dir die Kunde, was man alles schaffen mag!

Eines wissen wir von der Vergangenheit: Sie hat uns mit ihrer Not schwer auf der Seele gekniet, und darüber brauchen wir uns keinen Täuschungen hinzugeben, daß wir etwa im neuen Jahre nur rosigen Tagen entgegengingen. Heute sind wir im deutschen Volke so ziemlich gewiß, daß uns noch Schweres bevorsteht, das, was einmal ein Minister treffend bezeichnete: eine lange Wanderung durch ein dunkles Tal. Das sei aber keineswegs Anlaß zu Niedergeschlagenheit und nutzloser Klage. Seufzen und Traurigsein macht nichts besser. Wir wollen vielmehr Überwinder werden, unsere Kräfte anspannen, besonders wenn's hart auf hart geht, mit Treue unsere Pflicht tun, nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch im Dienste anderer, und wir können trotz allem, was uns auch Widriges treffen möge, doch innerlich glücklich werden. Wir sind ein sehr tiefgebeugtes Volk, mit umso größerer Kraftanstrengung wollen wir am neuen Aufstiege arbeiten. Es liegt ein tiefer Segen in der Not, nämlich der, daß sie die Kräfte rege macht, schöpferisch wirkt. Tue jeder seine Pflicht, und in diesem Sinne zum neuen Jahre ein herzhaftes „Glückauf!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Die ursprüngliche südliche Grenze der verschiedenen unabhängigen zulusprechenden Stämme war vor der Zeit Tschakas der Tukela- und Mzinyatifluß; südlich dieser Flüsse bis zum Mzimkulu, wohnten tekeza-sprechende Lala-Stämme. Tschaka hatte in sehr wenig Jahren das Angesicht des Landes vollständig verändert. Unabhängige Sippen, sowohl zulusprechende als auch Lalas hatten aufgehört, als getrennte Einheiten zu bestehen; ihre königlichen Familien wurden ausgerottet oder verbannt und das Ganze wurde nun ohne Unterschied zu einem großen „Einheitsstaat" zusammengeschweißt, das wir als Zulunation, mit Tschaka als Oberhaupt, bezeichnen können.

Obwohl die Mpondos und Sutos nebst vielen anderen Stämmen Tribut an Tschaka sandten, aus kluger Absicht und um sich das Unglück zu ersparen, daß Tschaka sich diesen Tribut selber holte, so waren ihre Gebiete bisher noch nicht dem Zulureiche einverleibt worden. Die wirkliche Grenze des Zululandes und die äußerste Grenze des bewohnten Gebietes erstreckte sich zur Zeit der Ankunft der englischen Pioniere im Jahre 1824 nicht über den Tongatfluß hinaus. Die zulusprechenden Stämme beschränkten sich meist auf ihre alten Distrikte nördlich des Tukela, während das Land zwischen Tukela und dem Tongati all das, was von den zertrümmerten Lalastämmen übriggeblieben war, enthielt.

Eben diese Lala-Stämme waren vorher im Besitz des ganzen heutigen Natals, vom Tukela bis Mzimkulu. Zwischen dem Tongati und dem Mzimkulu war zur erwähnten Zeit jene ausgedehnte Wildnis, die wir bereits früher beschrieben haben und in welcher jetzt niemand als geächtete Diebe und Vagabunden lauerten und Hyänen und Menschenjägerbanden ihr Unwesen trieben.

Um sich nun in engere Nachbarschaft mit diesen mächtigen Nationen zu bringen, die er noch nicht mit Waffengewalt besiegen konnte, ließ Tschaka bei kwa' Dukuza einen Militärkraal erbauen (heute „Stangertown") südlich vom Tukela in Natal. Sein Hauptquartier blieb jedoch noch in Bulawayo, jenseits des Mlazifluss̈es im Zululand.

Tschaka entwickelte um diese Zeit ungefähr einen neuen Charakterzug. Er machte die Entdeckung, daß er im Besitze übernatürlicher Kräfte sei; er konnte Träume auslegen, Zauberer ausriechen und in der Tat alle diese wunderbaren Dinge ausführen, die bisher als das alleinige Vorrecht der Zauberdoktoren galten. Daß solch ein mächtiger König die Kräfte dazu besitze, das schien für Tschaka ganz selbstverständlich. Es war also offenbar unmöglich anzunehmen, einer seiner Untertanen könne Kräfte besitzen, die ihr König nicht habe und es war lächerlich,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu glauben, irgend ein Sterblicher habe mehr Gewalt über die Geisterwelt als er, dem sich alle großen Toten unterworfen hatten.

Diese neue Idee verschaffte ihm ferner eine angenehme Unterhaltung, womit er die Eintönigkeit seines Lebens unterbrechen konnte, während seine Krieger abwesend waren auf dem Kriegspfad. Auf jeden Fall war der weibliche Teil immer zu Hause und ihre Anzahl war genügend groß, um seine Kräfte an ihnen ausprobieren zu können. So ließ er also einige Hundert der Frauen zusammenrufen und fragte sie ganz harmlos, ob einige derselben Katzen besäßen; zu Zauberzwecken natürlich; er wollte damit sagen, daß dies der Fall sei und er über alles Kenntnis habe. Fynn sagt jedoch: „Die Antwort mochte nun bejahend oder verneinend ausfallen, das Resultat war dasselbe. Während drei Tagen sah man, wie die Leichen der erschlagenen Frauen zum Fluß getragen wurden oder den wilden Tieren zum Fraße liegen blieben. Nicht weniger als 300 oder 400 Frauen wurden auf diese Weise getötet und das noch, während ihre Männer im Kriege weilten" — um für König und Vaterland zu kämpfen!

Bei einer anderen Gelegenheit, berichtet Isaacs, erschien dem Tschaka in einer Vision ein gewisser Neffe Dingiswayos, namens Mbiya, der ein großer Mann im Mtetwa-Stamm in Tschakas Jugendzeit war. Diese Vision gab ihm zu verstehen, daß Senzangakona (Tschakas Vater) „sehr zornig" über das Zuluvolk sei, weil die Zulus nicht mehr so tüchtig seien, wie sie waren, daß die Nation zu groß werde und beständig Beschäftigung haben müsse, daß noch viele Feinde zu besiegen seien bevor an „busa", gute, angenehme Zeit, zu denken sei. Dies war wirklich eine ahnungsvolle Beobachtung, welche die „Erscheinung" gemacht hatte, und Tschaka ließ recht bald nachher seinen Kraal in näherer Gefechtsdistanz der großen südlichen Stämme bauen.

XIII. **Die Gesandschaft an König Georg. Der Feldzug gegen die Mpondos und gegen Soshangane. Die Ermordung Tschakas.**

Die Übersiedlung nach dem Dukuzakraal hatte noch einen anderen Vorteil für Tschaka — sie brachte ihn seinen kürzlich gewonnenen neuen Freunden, den Weißen an der Natalbucht, viel näher. Er konnte nun von diesen interessanten Leuten mehr Besuch empfangen. Es war noch nicht klar, welche schlaue Pläne er betreffs der Weißen im Innersten seines Herzens hegte. Es schien wahrscheinlicher, als habe er bereits eine Ahnung von der überaus großen Macht, die hinter den Weißen lag, gehabt und so hielt er es für klüger und politischer, eine freundliche Miene aufzusetzen. Es kam ihm deshalb die bewunderungswerte Idee, zwei seiner Regimenter „nach England" zu schicken, die lesen und schreiben lernen sollten, ebenfalls die Herstellung von Feuerwaffen und Wagen sich aneignen sollten.

Um dafür Vorbereitungen zu treffen — wahrscheinlich als Ergebnis eines schlauen Winkes, den ihm die Weißen gaben — sandte er sofort

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwei seiner Räte, Sotobe, Sohn des Mpangalala aus dem Sibiyastamm und Mbozamboza unter der Obhut von James Saunders King zu „König Georg", um ihm in seinem Namen einen freundlichen Besuch abzustatten. In Anbetracht dieses Dienstes beschenkte er King mit einem Dokument, unterzeichnet im Februar 1828 im Bulawayokraal, indem er zu seinen Gunsten alle Konzessionen von Gebietsteilen um die Natalbucht und alle Handelsrechte in seinen Besitzungen nochmals wiederholte, die er bereits im Jahre 1824 dem Leutnant Farewell, der zu dieser Zeit in der Kapkolonie war, zugestanden hatte.

Farewell versuchte später, in den ersten Regierungsjahren Dinganas, zu Land nach Natal zurückzukehren, wurde aber von Quetu, dem Häuptling der Quabenflüchtlinge, die damals in der Nähe des St. Johannesflusses wohnten, ermordet. Wie weit King die Zulugesandten mitnehmen wollte, ist unbekannt, wahrscheinlich nicht weiter als bis Kapstadt. Wie dem auch sei, King fiel an der Algoabucht in eine schwere Krankheit und mußte notgedrungen mit seinen Schützlingen nach Durban zurückkehren, wo er zum größten Leidwesen Tschakas nach sehr kurzer Zeit starb.

Die „Erscheinung" des Mbiya sollte endlich, im Anfange des Jahres 1828, ernstere Folgen nach sich ziehen. Der Nation mußte etwas von jener „beständigen Beschäftigung" gegeben werden, die von dem geisterhaften Häuptling empfohlen worden war. Es sollte ein Feldzug von noch nie stattgefundener Größe stattfinden. Alt und Jung, Reich und Arm, die Guten und die Schlechten, alle und jeder, mit Ausnahme der weiblichen Personen und der kleinen Kinder, sollten zu einer ungeheuren Streitmacht zusammengezogen werden, ein u-Kukulela-ngoquo, wie Tschaka es nannte (ein unterschiedsloses Zusammenscharren von allem Kehrricht) und ausziehen, um all das zu erobern, was noch von der zu erreichenden Welt übrig geblieben.

So marschierten sie also zuerst gegen die Mpondos. Aber die Mpondos warteten nicht bis die sich heranwälzenden Zulumassen sie überfluteten. Sie zogen sich eiligst zurück, nicht ohne ihre kleinen Speere den heranbrausenden ersten Wellen entgegengeschleudert zu haben. Ihr Vieh mußten sie zurücklassen, das von den Feinden aufgezehrt wurde. Doch der Pondoanführer Faku flüchtete nicht. Er hatte zeitig genug Vorsorge getroffen und sich in dem entlegensten Winkel des Gosawaldes sicher versteckt. Er kroch erst wieder hervor, als er die sichere Nachricht erhielt, das Ungeheuer, Tschaka, habe das Land von seiner gottlosen Gegenwart befreit. Um ferneren Verwicklungen vorzubeugen, sandte Faku sofort Gesandte an Tschaka, um ihm seine Unterwerfung anzubieten. Einer dieser Gesandten mußte sich in der Nähe des Dukuzakraals niederlassen, damit Tschaka ein stetes Pfand vor Augen habe.

Solch ein leichter und vollständiger Sieg schmeichelte Tschaka sehr, doch er war allzu rasch erfochten. Da war die ganze Masse des „mensch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborene Frau mit ihren Kindern auf dem Acker beim Unkraut hacken

lichen Kehrrichts" und Tschaka hielt es für seine heiligste Pflicht, dieser Masse fortdauernd Beschäftigung zu geben. Irgendwo im fernen Norden war ein entflohener Rebelle namens Soshangane. Laßt sie also dorthin gehen, wo vielleicht gute Dienste geleistet werden können und sie für eine beträchtliche Zeit Beschäftigung finden.

Gewiß, die Armee kehrte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vom Pondolande zurück; aber gerade deshalb war sie sehr ermüdet. Bei Tschakas Heer gab es kein Verpflegungsamt, keine ärztliche Hilfe für die Verwundeten und Kranken. Wenn jeder der 20 000 oder 30 000 hungrigen Krieger auch nur jeden Tag ein kleines Stück von den wenigen Ochsen als einzige Mahlzeit erhielt, die täglich geschlachtet wurden, so durfte er sich glücklich schätzen.

Bei solchem System waren langwierige Feldzüge grausam und unmöglich. Gefühl für Recht und Billigkeit waren aber bei Tschaka ganz unbekannte Dinge. So wurde also die ganze Armee ohne einen einzigen Tag Aufenthalt auf ihrem beständigen Marsch, ohne einen Blick auf ihr Heim oder ihre Familie werfen zu dürfen, ohne Ruhe, ohne eine einzige gute Mahlzeit oder ein wenig ärztliche Behandlung, ganz einfach ohne weitere Umstände an ihrer Heimat vorbeigedrängt, um weit, weit weg im unbekannten Norden weitere Siege zu erkämpfen. Irgendwo am Balule, (Limpopo), bildete man sich ein, sollte Soshangane die Armee Tschakas erwarten. Durch die ganze Länge Natals und des Zululandes schleppte sich eine ungeheure Menge hinkender, ausgehungerter und murrender Menschen hinein in die Fieberzonen jenseits des Sutu. Dort inmitten endloser Steppen und Ebenen, die von Malaria-Bazillen geschwängert waren, atmeten sie die Fülle von dem tödlichen Ansteckungsstoff und wurden zu Tausenden von dem unsichtbaren, aber furchtbaren Feinde hinweggerafft.

Nur wenige von stärkerer Konstitution und unerschrockenen Geistes sollen noch viel weiter gezogen sein bis nach Inhambane, etwa 350 Meilen von ihrer Heimat entfernt. Als sie dann nichts anderes erreicht hatten als einige erfolgreiche Scharmützel und sogar einige Niederlagen, da kehrte die „grande Armee" zurück, niedergeschlagen und entehrt. Auf dem Rückzuge nahmen sie noch den einen oder andern vom Malariafieber verschonten Nachzügler mit und erreichten so endlich ihre Heimat, um dort sich eines Segens zu erfreuen, den sie niemals erwartet hätten. Die lange, dunkle Nacht der Tyrannei und des Elendes war vorüber, um niemals mehr zurückzukehren und ein sonniger Tag der Hoffnung und der Ruhe dämmerte über dem Lande herauf.

Der unerträgliche Despot hatte endlich den letzten Strohhalm auf den geduldigen Rücken seines gequälten Volkes gelegt. Als die „Große Armee" auf dem Marsche nach dem Bulelefluße sich befand und Dingana und Mhlangana, Tschakas Brüder, hinkend und mit wunden Füßen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mürrisch in Nachtrab sich mitschleppten, da nahm der Teufel der Verschwörung ihr Herz gefangen und sie beschlossen, daß jetzt einmal das Ende der Tyrannei gekommen sein müsse.

Hier war eine Gelegenheit, die sich vielleicht nie mehr bieten würde; Tschaka allein in einem verlassenen Land, das nur noch von weiblichen Wesen bewohnt war. Sie eröffneten alsdann dem Mbopa, Sohn des Sitaiyi, einem Kammerdiener des Königs, ihre Absicht und nahmen ihn in ihren Dienst. Alle drei schützten Krankheit vor und kehrten „ungern" nach ihrem Kraal zurück. Mpande und die andern Brüder setzten ihren Weg mit der Armee fort. Ihre plötzliche Ankunft im Dukuzakraal erfüllte das schuldige Herz Tschakas mit Unbehagen und Mißtrauen. Dieses Gefühl, das sich im Angesichte des bevorstehenden Todes noch verstärkte, sprach deutlich genug, daß sich etwas Furchtbares ereignen werde.

Alle diese quälenden Vorstellungen kamen ihm nachts als schreckliche Träume wieder. „Zuletzt träumte er", schreibt Fynn, „er sei gestorben und Mbopa habe einem andern König gedient. Als er aufwachte, es war am 24. September 1828, erzählte er seinen Traum einer seiner „Schwestern" d. h. Konkubinen, die es innerhalb einer Stunde dem Mbopa mitteilte. Dieser wußte nun, daß er infolge dieses Vorzeichens nicht mehr viele Stunden zu leben hatte und er drängte deshalb seine Mitverschworenen, die erste beste Gelegenheit zur Ermordung des Königs zu ergreifen und diese Gelegenheit bot sich bald. Einige Zulus kamen aus entlegenen Teilen des Landes mit Kranichfedern an. Der König hatte diese abgesandt um ihm solche Federn zu verschaffen, er war aber unzufrieden wegen des langen Ausbleibens. Er kam aus seiner Hütte heraus und ging zu einem kleinen Kraal, etwa 50 Meter vom Dukuza Kraal entfernt. Dort setzten sich die Leute vor ihn hin.

Nguyazonka, der Bruder der Nandi (Tschakas Mutter) war auch dort, er stand beim König in hoher Gunst. Tschaka frug die Leute im strengen Tone, was die Ursache ihres langen Ausbleibens sei. Mbopa eilte mit einem Stock auf die Leute zu und befahl ihnen anzugeben, warum sie die Befehle des Königs so langsam ausgeführt hätten und schlug sie. Da sie nun vermuteten, daß ihr Leben in Gefahr sei und Mbopa, wie es gewöhnlich der Fall war heimlich den Befehl erhalten habe sie zu töten, so rannten sie alle davon.

Da Tschaka sie davonrennen sah, fragte er Mbopa, was sie getan hätten, daß sie auf diese Weise fortgetrieben würden. Mhlangana und Dingana hatten sich indessen hinter einem niederen Zaun versteckt, in Tschakas Nähe, und jeder hatte einen Assegai unter seinem Umhang aus Tierfell verborgen. Als Mhlangana sah, wie die Leute davonrannten und der König allein war, stieß er ihm den Assegai durch den Rücken an der linken Schulter. Dingana sprang ebenfalls auf ihn zu und durchbohrte ihn. Tschaka hatte nur noch Zeit zu fragen: „Was

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist denn los, ihr Kinder meines Vaters?" Doch die drei Verschwörer wiederholten ihre Stöße in rascher Aufeinanderfolge, sodaß er alsbald starb, nachdem er noch einige Meter über den Kraal-Ausgang hinausgelaufen war. Die wenigen Leute im Kraal und in der Nachbarschaft flüchteten alle in den Busch in der Meinung, jetzt müßte der Himmel einfallen auf eine solche Tat hin. Aber kein solches Unglück ereignete sich, trotzdem der Leichnam die ganze Nacht draußen im Freien lag und am folgenden Morgen schmählich in ein Loch geworfen wurde, das sich im Kraale, wo er ermordet worden, befand. Dort war er mit seinem Körperschmuck sicher und für immer aufgehoben, nachdem er diese Erde, während eines Zeitraumes von ungefähr 41 Jahren mit seiner gottlosen Gegenwart befleckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Silbernes Priesterjubiläum in der Mission

Horch! Was klingen die Glocken so feierlich, so laut! Was kündet ihr freudiger, jauchzender Schall? Was lispeln ihre metallenen Zungen in wonnigem Klang?

Ein Jubelfest gilt es zu feiern, und zu ehren den mutigen, eifrigen Hochw. Missionar, der 25 volle Jahre schon hatte zugebracht in opferreichem Leben, in segensvoller, rastloser Tätigkeit unter der verachteten schwarzen Bevölkerung Afrikas.

25 volle Jahre sind vergangen als des Bischofs Hände sich legten weihend auf des Erkorenen Haupt. Auf das Haupt eines hoffnungsvollen Jünglings, der begeistert von edlem Opfermut und heiliger Seelenliebe seinem teuren Heim in Elfershausen in Unterfranken, Bay., „Lebewohl" sagte, um als P. Florian Rauch den armen Heiden Gottes Wort zu künden, Gottes Sakramente zu spenden, um jenen Armen das zu sein, was nur der erhabene Priesterstand bieten kann.

Begeistert trat nun der Neugeweihte in die Reihe der Streiter, um mit dem Licht des Glaubens die Nacht des Heidentums zu besiegen. Sein erstes Arbeitsfeld war Marisstella, dann waren Maria Trost, Maria Ratschitz, Maria Zell der weitere Schauplatz seiner opferreichen Tätigkeit, wo er den Seelen bot, was nur ein treues Priesterherz geben kann. Die Region seines jetzigen regen Wirkens ist Maria Linden, wo er schon 6 Jahre weilt.

Umgeben von den Drakensbergen, ragt aus dem stillen Tal das Türmlein des sehr armen Missionskirchleins grüßend empor. Freundlich laden die grünen Bäume, die das Kirchlein umgeben, zum Eintritt. Heute prangt das Kirchlein im festlichen Schmuck. Was dank-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bare Herzen und rührige Hände schaffen konnten, war aufgeboten, um der Festesfreude Ausdruck zu geben.

Seine Bischöfliche Gnaden, der Hochwürdigste Bischof Fleischer, ein Landsmann des Jubilars hatte die weite Reise nicht gescheut, um den Hochw. Jubilar mit seiner Gegenwart zu ehren. Sechs Missionare von denen die meisten weite Wege über unwegsame Pfade zu Pferd durchqueren mußten, fanden sich zur Jubelfeieer ein. Der Chief Jeremias sandte seinen Stellvertreter, da er selbst verhindert war zu kommen. Mehrere Hunderte von Christen hatten sich eingefunden, die weiten stundenlangen Wanderungen nicht scheuend, um ihrem geliebten Hirten Beweise kindlicher Anhänglichkeit zu geben.

Unter feierlichem Glockengeläute wurde der Hochw. Jubilar durch Seine Bischöfliche Gnaden, begleitet von den Hochw. Missionaren, von seinem Zimmer abgeholt. In festlicher Prozession bewegte sich der Zug zur Kirche, wo freudiger Orgelklang ihren feierlichen Einzug grüßte.

An Hand der Berufungsgeschichte des Propheten Jeremias zeigte der Festprediger, der Hochw. Herr Dechant des Oberlandes, Hochw. P. Reginald. die Berufung des katholischen Priesters, besonders aber des Missionars. Sie kennen ihn ja, ihren „Ntate Florian" (Vater Florian), wie er seit Jahren unter ihnen arbeitete, wie er mahnte, warnte, zurückführte zu ihrem Gotte, die Schäflein seiner Weide. Wie Abraham hat er ihretwillen Heimat und Eltern verlassen.

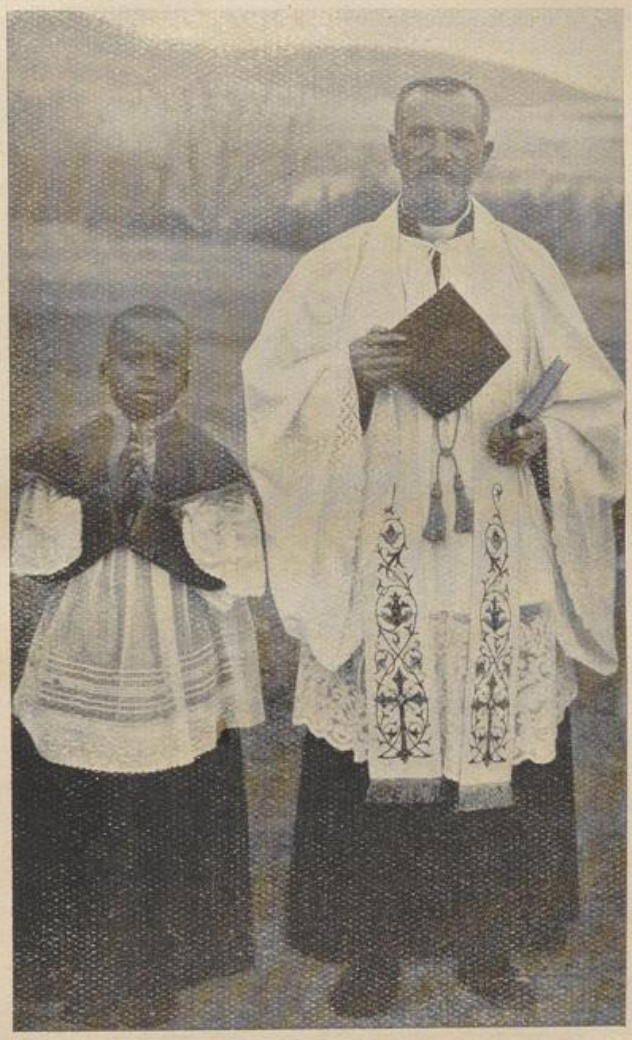
Da denkt heute in der alten Heimatgemeinde ein altes Mütterlein ihres Priestersohnes in der Ferne. Wie gerne wäre sie auch bei der Feier! Doch in Gott sind alle frommen Seelen vereint. In ihm finden sich heute, obwohl durch Ozeane getrennt, Mutter und Sohn. Die Predigt schloß mit der innigen Bitte und Mahnung an den Hochw. Jubilar, zu verkünden die Befehle und Gebote des Herrn, zu prophezeien den Neuchristen und Heiden den Trost und den Schrecken des Herrn, auszureißen und zu zerstören Heidentum und Unsittlichkeit; aufzubauen und anzupflanzen die treue Gottesgemeinde. Sie kennen die Giftpflanzen, die auszurotten sind. Der Hochw. Jubilar hat es ihnen schon oft genug gesagt. Gehorsam gegen den gottgesandten Priester wird sie glücklich machen.

Im levitierten Hochamt sandte der Hochw. Jubilar seinen heißen Dank zum Himmel empor. Was mag seine Seele empfunden haben, als das makellose Opferlam zum 10 000. Male vor ihm auf der Patene lag, herabgerufen durch sein priesterliches Wort? — Mit welchem Wohlgefallen mag Gott auf seinen Apostel herabgesehen haben, der im Verein mit dem unblutigen Opfer Jesu, ihm das Opfer einer mühevollen und aufreibenden 25jährigen Tätigkeit darbrachte.

Feierlicher Pontifikalsegen mit Te Deum bildete den Schluß der kirchlichen Feier. Hierauf geleitete der Zug den Hochw. Jubilar wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in feierlicher Prozession zum festlich geschmückten Speisesaal. Alle Stationen, wo der Hochw. Jubilar gewirkt, hatten Gratulationen geschickt; mehrere derselben wurden bei der Tafel vorgelesen. In liebender Hochachtung und treuer Ergebung sprachen sie ihrem einstigen Hirten ihren herzlichen Dank aus.



P. Florian Rauch als Jubilar

Der leibliche Bruder des Chiefs Jeremias dankte dem Hochw. Jubilar im Namen seiner Christengemeinde in kindlichen Worten und überreichte ihm eine elektrische Laterne als Festgeschenk.

Hierauf nahm Seine Bischöfliche Gnaden das Wort und mit Hinweis auf die Erhabenheit des priesterlichen Standes dankte derselbe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Jubilar in warmen Worten für seine Dienste und ermunterte ihn zum weiteren Streit unter dem Banner Christi.

Nun kam die Reihe an den Hochw. Jubilar, selber zum Wort zu greifen. Er dankte herzlich für alles und lenkte seine Rede auf seine Mutter, deren Bild mit silbernen Vergißmeinnicht geziert, auf der Festtafel stand. In der Klosterkirche zu Dettelbach war es, wo einst die noch lebende Mutter des Hochwst. Herrn Bischofs von Mariannhill, A. Fleischer, vor dem Gnadenbilde so viel betete. Die Frucht des Gebetes ist bekannt 4 Söhne wurden Priester.

An demselben Gnadenaltar kniete auch im Jahre 1894, am 15. Aug. die Mutter unseres Hochw. Jubilar, die eine Wallfahrt dorthin unternahm. Was die gute Mutter alles gebetet und welche Herzenswünsche sie dort der Himmelsmutter vorgebracht, weiß nur Gott. Schon im nächsten Jahr reiste der Sohn in das Missionskloster Mariannhill und bereitete sich sehr eifrig auf das Priestertum vor.

Die innigen Beziehungen, welche die Familie des Hochw. Jubilar damals in Dettelbach mit der Familie unseres gegenwärtigen Hochwst. Herrn Bischofs, besonders mit dessen Mutter gepflogen, veranlaßte den Hochw. Jubilar, den Hochwst. Herrn Bischof zu seinem Jubiläum einzuladen, wie er sich in seiner Festfreude ausdrückte. Der „Mater Dolorosa von Dettelbach" zollte er besonderen Dank für seinen Priester- und Missionarberuf.

Ihr Mütter, betet für eure Söhne um Priesterberuf! Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige. Ihr Jünglinge, folget dem Banner der Streiter Christi, denn großmütig ist Gott im Vergelten! Gedenket in eurer Wohltätigkeit des armen Missionskirchleins in Linden!

Reisebericht

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

„Wenn man eine Reise tut", heißt ein altes Sprichwort, „dann kann man etwas erzählen"; und das umso mehr, wenn es sich um eine so weite und lange Reise handelt, wie eine Reise nach Afrika, von der ich jetzt berichten will.

Bekanntlich hat der göttliche Heiland zur Erlösung des Menschengeschlechtes den Kreuzweg gewählt. Der Jünger ist aber nicht über dem Meister; und so bleibt auch dem Missionar, der das Erlösungswerk des Heilandes im Heidenlande fortsetzt, kein anderer Weg als der Kreuzweg, nur mit dem Unterschied, daß bei ihm die 4. Station meistens die 1. wird, nämlich der Abschied von den Angehörigen. Anfangs hieß es, ich sollte allein die große Reise machen, und das wäre gerade nicht angenehm für einen Missionar. Doch da erhielt ich von unserer Vertretung die Nachricht, daß es sehr leicht möglich sei, daß Br. Matthäus und Br. Alfred meine Reisegenossen würden. Diese Beiden wurden nämlich während der Zeit meines Urlaubes telegraphisch nach Mariannhill abgerufen.

Nachdem ich die Zeit meines Urlaubes fleißig benützt hatte, neue Freunde für unsere Mission zu werben, kam schließlich die letzte Stunde und es hieß nun endgiltig Abschied nehmen von der Mutter und den Schwestern. Dem Vater durfte ich noch die Freude machen, daß er der Aussendungsfeier in der schönen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seminarkapelle in Reimlingen beiwohnen konnte. Als ich mit ihm am Vorabend der Feierlichkeit dort eintraf, da erwarteten mich zu meiner großen Freude Br. Matthäus und Br. Alfred, die nun tatsächlich meine beiden Reisegenossen wurden und so kommt es, daß von hier ab der Reisebericht „dreispännig" wird. Die ganze Abschiedsfeier in Reimlingen war getragen von freudiger Stimmung, ja sogar von großer Heiterkeit, so daß es bei der schlichten, aber sehr schönen weltlichen Abschiedsfeier am Abend trotz der Abschiedsstimmung gar nicht zum Weinen kommen wollte. Man kann ja auch der Sache eine heitere Seite abgewinnen, und lachend kommt der Mensch sicher besser durch's Leben als weinend. Es mögen zwar manche Griesgrämige wohl darüber den Kopf schütteln, aber es ist doch eine große Lebenskunst, in jeder Lage einen guten Humor, ja selbst einen sprudelnden Witz auf Lager zu haben. Bei dem fröhlichen Geist unserer Abschiedsfeier in Reimlingen ist es dem Vater auch gar nicht so schwer geworden, am nächsten Tag seinen einzigen noch lebenden Sohn vielleicht zum letztenmal die Hand zum Abschied zu drücken.

Die Reise von Reimlingen nach Würzburg, die ich mit Br. Matthäus allein machte, da Br. Alfred noch seine Angehörigen besuchte, ging ohne Schwierigkeiten von statten. In Würzburg waren noch Besuche zu machen und noch manches für die große Reise zu regeln. Ganz kurz vor unserer Abreise traf dann auch Br. Alfred ein, so daß das Kleeblatt nun wieder vollständig war. Als der Schnellzug für die nächtliche Fahrt nach Hamburg nach den letzten Abschiedshändedrücken den Bahnhof von Würzburg verlassen hatte, freilich mit einer halbstündigen Verspätung, nützten wir den Vorteil des Alleinseins in unserem Abteil alsbald aus, indem wir uns mit den Schinkenbrötchen, die uns die vorsorglichen Mitbrüder für die Reise mitgegeben hatten, von dem ersten Schrecken dieses letzten Abschiedes erholten und auch gar bald uns auf die Seite legten.

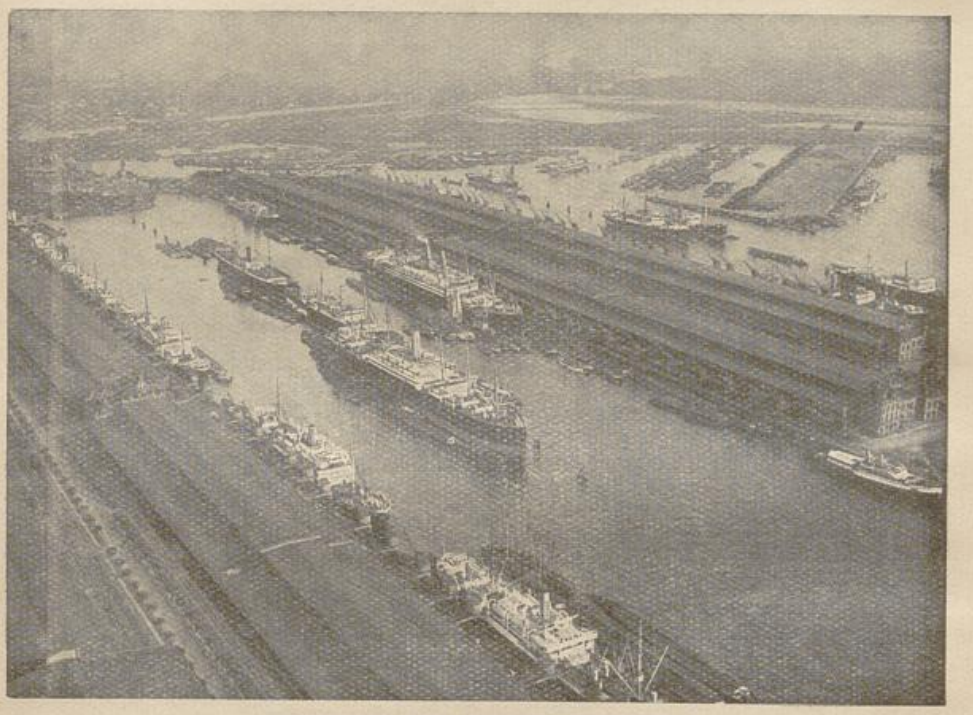
Lange Zeit behaupteten wir das alleinige Recht auf unsern Abteil. Doch gegen Morgen wurde die Klausur unseres Wagenabteils gebrochen, wir bekamen Zuwachs von unlieben Gästen, die nur notgedrungen sich der „schwarzen Gefahr" aussetzten und bei uns Platz nahmen. Endlich kamen wir unserem Reiseziel nahe; wie wird es uns dort wohl ergehen? Es ist uns wiederholt aufgetragen worden, am Wagen stehen zu bleiben, bis Herr Friedrich vom Raphaelsverein uns abholen würde. Die Aufgabe schien gar nicht schwierig, aber wenn man Pech hat, kann schließlich auch das Leichteste daneben gehen. Kaum war der Zug im Hauptbahnhof Hamburg eingelaufen, und kaum hatten wir uns die Augen etwas ausgerieben und das Fenster aufgemacht, um uns etwas genauer umzusehen, da stand Herr Friedrich schon am Wagen und begrüßte uns aufs Herzlichste. Nun hatten wir den ganzen Tag über keine andere Aufgabe zu erfüllen als wie ein gewisses Tierlein hinter unserem Führer nachzulaufen. Das brachten wir großartig fertig und wir fanden überall hin. Dadurch wurden wir aber unternehmungslustig und am Nachmittag wagten wir uns allein in das Häusermeer der Hafengroßstadt hinein. Wir wollten unsere „Wangoni", die uns nach Afrika tragen sollte, aufsuchen und sie mit unserem kritischen Blicke mustern. Die Landungsstege fanden wir ja, denn die Hochbahn hat uns hingebracht, aber dort angekommen, waren wir mit unserer ganzen Weisheit am Ende und die „Wangoni" mußte auf unsern hohen Besuch verzichten.

Am Morgen des Abreisetages, Dienstag 28. Dezember 1926, mußten wir zuerst eine „genaue" ärztliche Untersuchung durchmachen, die darin bestand, daß man einfach am Schiffsarzt vorbeimarschierte. Ungefähr um halb 10 Uhr gingen wir an Bord der „Wangoni." Nachdem wir, weil ohne Führer, zuerst irrtümlich in die Abteilung für die 2. Klasse geraten waren wie die mit uns reisenden 16 Schwestern aus dem Dominikanerinnen-Mutterhaus Schlehdorf, wurden wir von unserem inzwischen erschienenen Führer Friedrich in die Abteilung für die 3. Klasse, in der wir reisen wollten, gebracht. Der Oberst-steward wies uns nun unsere Kabinen an. Br. Matthäus und ich kamen in eine Kabine für 2 Personen, während Br. Alfred und ein ihm ganz fremder junger Mann einen eben solchen Raum angewiesen erhielten. In der 2. Klasse reisten auch mit ein Oblatenpater vom hl. Franz v. Sales, der nach Walfischbay in Deutsch-Südwest-Afrika reiste und ein Jesuitenbruder, welcher Kapstadt sein Reiseziel nannte. Erst um 2.15 Uhr war die „Wangoni" mit ihren etwas mehr als 200 Reisen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den reisefertig und wurde von zwei kleinen Dampfern vom Quai weggezogen. Der Quai war dicht belebt von Angehörigen und Freunden der Reisenden, und so gab es noch langes Tücherschwenken und da und dort auch nasse Augen, die wohl die bange Frage zum Ausdruck brachten, ob es noch ein Wiedersehen gebe. Daß es dem heimatlichen Himmel schwer geworden von uns zu scheiden, das bewies er dadurch, daß er auch nasse Augen bekam; es regnete schon seit früh Morgen ein wenig. Auch wollte uns das Heimatland sobald nicht loslassen; bis zum späten Abend nämlich blieb die „Wangoni" in der Elbemündung liegen, weil sie infolge starken Nebels die Ausfahrt nicht wagen konnte. Uns ging es ja nicht schlecht an Bord und das Essen war sehr gut und reichlich.

Gegen 7 Uhr abends fuhr die „Wangoni" ab so leise und unauffällig, daß



Teilansicht des Hamburger Hafens

wir lange im Streite waren, ob sie schon fuhr oder noch stille lag. Da es schon finstere Nacht geworden und ein längeres Verweilen auf dem Deck sich nicht lohnte, so suchten wir unsere Kabinen auf. Während wir nun so sanft und nichts ahnend schliefen, war die „Wangoni" auf die hohe See gekommen, und als wir am Morgen erwachten, merkten wir, daß unser Schiff ganz gewaltig in's Schaukeln gekommen war. Eine prächtige Schiffsschaukel, die niemals aussetzte und bei der niemand zu zahlen brauchte. Nun schnell Toilette gemacht und auf Deck, um zu sehen was los sei. Die See war äußerst wild und stürmisch und die „Wangoni" legte sich nach allen Himmelsrichtungen. Br. Alfred ließ sich überhaupt nicht mehr sehen. Was mit ihm los war, wußten wir nicht und wollten aus Bruderliebe auch gar nicht darnach fragen. Mir wurde es bei dieser Schaukelei schon etwas schwindelig und ich dachte mir, es sei jetzt höchste Zeit, daß ich mein Brevier bete, vielleicht sei es später nicht mehr möglich. An Messelesen war überhaupt nicht zu denken. Ich ging also schnell in meine Kabine und fing zu beten an. Auf einmal kam ich in's Schwitzen — ist mir beim Brevierbeten noch nie passiert — und als ich mit dem Te Deum anfangen wollte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verlangte Neptun, der Meeresgott, sein erstes Opfer, d. h. ich mußte mich infolge eingetretener Seekrankheit erbrechen. Der Magen machte mir jetzt keine Schwierigkeiten mehr, aber der Kopf konnte das Schaukeln, das immer noch zunahm, gar nicht mehr recht ertragen; es war also höchste Zeit, daß ich mich in's Bett legte, denn meine Füße verloren ständig den Boden. Br. Matthäus hielt tapfer stand und machte Besuch beim Br. Alfred, der mehr Verständnis hatte für Neptun und seine Forderungen als Br. Matthäus. Er lag in seiner „Klappe" und hatte neben sich ein sehr vielsagendes Gefäß mit der Aufschrift „Opferbüchse für Neptun." Inzwischen war es Zeit zum Essen geworden. Schön war gedeckt. Der Steward läutete gerade zum Essen; da machte die „Wangoni" eine gewaltige Verneigung und im Nu lag die ganze Arbeit am Boden. Regelmäßig waren es drei Abteilungen bei Tisch. Den ganzen ersten Tag war aber nicht einmal eine vollständig infolge der immer mehr um sich greifenden Seekrankheit. Gegen Abend hatten nun die Tische einen kleinen Aufbau bekommen, denn die See trieb es immer ärger, und die Stewards wären mit dem Decken gar nicht mehr fertig geworden. Dieser Aufbau bestand in einer kleinen Holzumzäunung für jeden Platz, so daß bei den Schwankungen des Schiffes das Geschirr nicht vom Tische fallen konnte. Br. Alfred und ich blieben den ganzen Tag über bescheiden in unserer Kabine. Br. Matthäus aber zeigte sich noch immer tapfer im Kampfe mit der unlieben Krankheit. Woher das kommen mochte? Vielleicht war eine gewisse Flasche daran schuld, die ihm vorausahnend der gute Br. Lucas mitgegeben hatte, oder war es sein Seebärenblut, das in seinen Adern rollt? (Vater Kapitän).

So kam die Nacht. Für mich und Br. Alfred erübrigte sich das Schlafengehen, denn wir lagen ja schon den ganzen Tag auf unserer Klappe, wie es auch die meisten anderen Passagiere taten, so daß zum Abendessen nur mehr etwa 20 Leute erschienen. Als nun Br. Matthäus an's Schlafengehen dachte und sich deshalb das obere Stockwerk in unserer Kabine, das er bewohnte, betrachtete, da schien ihm die Sache nicht mehr recht geheuer, denn das Schiff machte ganz bedeutende Verneigungen nach vorwärts, und er wollte doch auch nicht unliebsam aus dem Schlaf gestört werden durch einen unfreiwilligen Saltomortale. Was nun tun? Er nahm einen Strick und band sich auf seinem Nachtager fest, so daß er bis zum Morgen ganz ruhig schlief. Während der Nacht war die „Wangoni" in den Kanal zwischen Frankreich und England gekommen, und hier ist die See bedeutend ruhiger als in der Nordsee. Da die Seekrankheit ziemlich nachgelassen hatte, so war der Morgentisch des 30. Dezember schon wieder ganz gut besetzt.

Am Abend dieses Tages liefen wir bei vollkommen ruhiger See Southampton an. Die Einfahrt in diesen an der Südküste von England gelegenen Hafen bot ein herrliches Schauspiel. Die vielen Hafenlichter und die zahlreichen hellbeleuchteten Schiffe, die im Hafen lagen, waren so schön und erfreuten so das Auge, daß es einem leid tat, doch schließlich das Ruhelager aufsuchen zu müssen. Da die Seekrankheit jetzt gänzlich gewichen war, so dachte man daran, am nächsten Tag zum erstenmal an Bord die hl. Messe zu lesen. Es war uns versichert worden, alles, sowohl Meßkoffer wie Meßwein wäre an Bord der „Wangoni." Der Meßkoffer war zwar so ziemlich in Ordnung, aber der Meßwein war auf der letzten Fahrt vollkommen verbraucht worden. So war nun guter Rat teuer. Unser Reisegefährte, der alte Oblatenpater, fand einen Ausweg; er ging in Southampton an Land und holte in der Stadt Meßwein. So waren wir versorgt und konnten beide täglich Messe lesen.

Die Nacht über blieben wir im Hafen liegen ohne am Quai anzulegen. Erst am andern Morgen wurde die „Wangoni" von zwei englischen Schleppschiffen an den Quai gezogen. Bis zum Mittag blieben wir nun hier liegen, und während dieser Zeit erlebten wir ein sehr kurzweiliges Manöver. Die Schiffsmannschaft hatte nämlich Alarm. Es war das recht drollig anzusehen. Alles kam mit der Schwimmweste gelaufen, die Stewards in ihren weißen Jacken, die Köche mit ihren weißen Pludermützen auf dem Kopf; und nun hinein in die Rettungsboote. Zwei von ihnen fuhren dann tatsächlich hinaus in den Hafen.

„Das mag nett werden", meinte eine der Schwestern, „wann werden wir da zu unserem Mittagessen kommen, wenn unsere Köche und Stewards spazieren fahren." Zuletzt brannte es auch noch auf dem Vorderdeck. Die Schläuche wurden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angeschraubt und ausprobiert. Doch war der Brand ein ganz ungefährlicher — weil eben nur fingiert. Schließlich kamen wir doch zu unserem Mittagessen und bald darauf fuhr die „Wangoni" wieder auf die hohe See hinaus. Diese war sehr ruhig und die Fahrt durch den Kanal war sehr friedlich, so daß am Sylvesterabend an Bord alles in bester Laune war, und gegen 10 Uhr drehten sich schon nach den Klängen der Schiffsmusik zahlreiche Paare. Wir aber krochen unter unsere Decken, denn wir wollten am nächsten Morgen auf andere Weise unser „Sylvester" feiern in stiller Vereinigung mit unserem Heiland. Beinahe hätten wir aber mit unserer bescheidenen Feier die Tanzgesellschaft gestört, denn bis 2 Uhr morgens dauerte der Rummel fort.

Am Neujahrsmorgen war die See schon wieder sehr belebt, denn während der Nacht war die „Wangoni" auf die Höhe von Brest gekommen und wir fühlten schon den Golf von Biscaya. Das hatte nun zur Folge, daß eine unserer Schwestern nach ihrer hl. Kommunion sich unwohl fühlte und schon wieder die ersten Anzeichen der Seekrankheit zu fühlen glaubte. Das brachte sie in gewaltige Angst, weil sie fürchtete, sie müßte sich erbrechen. Da kam gerade der Oblatenpater zum Celebrieren und er wußte Rat. Mit Kölnisch-Wasser wurde der Sache abgeholfen. Br. Matthäus nahm das Glas und sprengte im Kinder-Speisezimmer, das wir zum Celebrieren benützten, davon auf den Boden. Die anderen Schwestern, die nichts wußten von diesem Vorfall, glaubten es sei Weihwasser und bekreuzten sich deshalb in voller Andacht. Nun gab es große Lachsalven nach dem Frühstück, als sie erfuhren, mit welch teuerem Weihwasser sie am Anfang des Jahres besprengt worden waren. Sie hatten sich auch über die Respektlosigkeit des Bruders geärgert, mit der er es auf den Boden hinsprengte, und so war die Heiterkeit erst recht groß.

Den ganzen Tag fuhren wir noch im Golf von Biscaya und hatten eine ausgezeichnet ruhige See. Demnach hätte die „Wangoni" eigentlich gar keinen Grund gehabt, eine Schaukel zu spielen, aber sie wollte jedenfalls heute am Neujahrsfeste die noch von der Sylvesterfeier her Angeheiterte spielen und machte deshalb einen Knicks nach dem andern nach vorne. Am 2. Januar verließen wir den Golf von Biscaya und die „Wangoni" hatte nun aufgehört zu scherzen. Um halb 11 Uhr hielten wir öffentlichen Gottesdienst. Ich sprach über das Lebensschifflein des Menschen, das seinen Kurs nach Gott richten müsse, wozu ihm als Kompaß der Glaube, als Rettungsanker in Stürmen seelischer wie leiblicher Art die Hoffnung und als Triebkraft die Liebe diene. Die Erlaubnis zum öffentlichen Gottesdienst hatte unser Oblatenpater sich vom Kapitän geholt. Am Neujahrstag besuchten wir beide denselben und wurden äußerst zuvorkommend von ihm empfangen. Er ist ein alter Seemann, der schon 48 Jahre auf dem Meere fährt.

Wir segelten dann der Küste Portugals entlang; an der Temperatur merkten wir, daß es gegen Süden ging. Auch unsere Damen-Reisegesellschaft bewies uns das durch ihre leichte und luftige Kleidung, die entsprechend der heutigen Mode mit dem christlichen Sittengesetz ziemlich auf dem Kriegsfuß steht. Am Feste der hl. Dreikönige liefen wir Las Palmas auf den Kanarischen Inseln westlich von Nordafrika an. Die „Wangoni" legte nicht im Quai an, sondern blieb im Hafen liegen. Es war da aber durchaus nicht langweilig, denn zahlreiche Boote besuchten uns und nun gab es ohne Unterbrechung ein Feilschen und Handeln wie auf einem Jahrmarkt, nur mit dem Unterschied, daß es hier lauter „billige Jakobs" zu sein schienen. Da mit Ausnahme ganz Weniger niemand an Bord durfte, so war die Sache noch interessanter. Geduldig harrten sie auf ihren schwankenden Booten bis zur letzten Minute aus und wurden nicht müde, mit großem Stimmenaufwand ihre Ware anzupreisen. Und sobald ein solcher Händler meinte, ein Geschäftchen machen zu können, flog eine Schnur an Bord und in einem zierlichen Körbchen wurde dann die Ware ins Schiff gebracht. So kauften wir einen Korb Apfelsinen, der uns um 20 Mark angeboten wurde und den wir schließlich um 6 Mark bekamen. Und so ging es ganze Stunden lang fort. War das ein Lärmen und Schreien und Kauderwelschen, die reinste Sprachen-Symphonie von deutschen, spanischen und englischen Wörtern. Las Palmas selber liegt sehr romantisch, und wir merkten zum erstenmal die südliche Sonne, die es nun täglich bunter trieb. Wir waren froh, daß wir nicht als ein Pfund Butter auf die Welt gekommen sind, denn dann wären wir in Mariannhill nur mehr als drei Fettflecken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angekommen. In den Kabinen war es fast nicht mehr auszuhalten vor Hitze, dagegen konnte man ganz gut auf dem Decke verweilen, da wir fast beständig eine kühle Seebrise hatten.

Infolge des eintretenden Temperaturwechsels hatte sich auch das Leben an Bord sehr verändert. Es war ein Schwimmbad eingerichtet worden, das gerade nicht beitrug, das sittliche Empfinden der Passagiere zu heben; ein trauriges, aber leider wahres Abbild vom sittlichen Niedergang unseres deutschen Volkes. Am frühen Morgen konnte man alles zusammen, Männlein und Weiblein, im Wasser herumpatschen sehen und sie scheuten sich dann nicht, so wie sie aus dem Bade kamen, höchstens einen Mantel oder eine Decke umgeworfen, sich an den Frühstückstisch zu setzen. Sonst heißt das Sprichwort: „Morgenstund hat Gold im Mund"; hier aber konnte man mit Recht sagen: „Morgenstund hat Dr . . . im Mund."

Dementsprechend fiel auch die sogenannte „Aquatortaufe" aus, den wir am 12. Januar mittags passierten. Der Oblatenpater vom hl. Franz v. Sales, unser Reisegefährte und ein alter Afrika-Missionar, der schon öfters diese Reise gemacht hat, hat behauptet, eine solche Sch . . . . habe er noch nie gesehen. Ich hatte gerade während dieser Feierlichkeit noch mein Brevier zu beten und verzichtete auch gerne auf diesen Genuß. Da wir aber diesen alten Brauch nicht außer acht lassen wollten, so vollzogen wir unter uns diese Zeremonie in einfacher und erbaulicher Weise, wobei ich den Namen „Adler", Br. Matthäus den Namen „Hecht" und Br. Alfred den Namen „Möwe" erhielt. Seit Las Palmas hatten wir auf unserer Fahrt nur ein paarmal ganz kurz Land gesehen. (Forts. folgt.)

Die Erziehung der Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminares in Mariannhill

Im Jahre 1918 wurde Dr. Loram Generalinspektor für das Bildungswesen der Eingeborenen in Natal. Er änderte sofort den ganzen Studienplan dahin ab, daß er eine ganz „neue Erziehungsmethode" einführte, welche das Hauptgewicht nicht so sehr auf das literarische Gebiet verlegte, auf den Buchunterricht, sondern vor allem Rücksicht nahm auf die praktische, d. h. gewerbliche Ausbildung, die sich auf die der Eingeborenen eigenen Naturgaben und Befähigungen gründete. Die Schule sollte eine Vorbereitung sein für das Leben und in innigster Verbindung stehen mit dem wirklichen Leben der Eingeborenen und der gegenwärtigen Zeit entsprechend.

Für die Kapprovinz wurde Dr. Viljoen ernannt. Dieser berief nun eine Kommission für das Schulwesen der Eingeborenen. Diese Kommission unterbreitete nun die hauptsächlichsten Vorschläge, die wir im folgenden geben:

a) Einführung von Schulkursen und Unterricht der Lehrer für die besonderen Bedürfnisse der Schwarzen.

b) Mehr Aufmerksamkeit ist zu verwenden auf die Sprache der Eingeborenen, die Sittenlehre, Gesundheitslehre, Ackerbau und gewerbliche Ausbildung.

c) Es ist wünschenswert, daß den Missionaren die Schulkontrolle anvertraut bleibt mit einem Beirate von eigenen Volksvertretern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Grundlage, auf der ein neuer Studienplan aufgebaut wurde, ist „die Erziehung der Eingeborenenkinder in engster Verbundenheit mit dem täglichen Leben, um sie so für einen künftigen Beruf geeignet zu machen."

Aus erzieherischen und ökonomischen Gründen soll auf die Ausbildung in Handarbeit und Gewerbe besonders Gewicht gelegt werden.

Da die Schwarzen im allgemeinen ein Landvolk sind, so ist besondere Aufmerksamkeit der Landwirtschaft zuzuwenden. Gesundheitslehre soll ebenfalls Unterrichtsfach sein und die Mädchen sollen im Haushaltungswesen unterrichtet werden.

Dementsprechend sind nun in den Unterrichtsplan folgende Unterrichtsgegenstände aufgenommen:

1. **Religion:** Religion und Sittenlehre wird von den südafrikanischen Pädagogen aufs Höchste eingeschätzt. Sie betonen die Notwendigkeit ernsten religiösen Glaubens zur Befestigung wahrer und moderner Zivilisation.

2. **Muttersprache:** Die Bildung des Kindes soll sich auf das schon vorhandene Wissen aufbauen. Die Bantusprache soll nicht vernichtet werden, denn dies wäre ein großer Verlust und Rückschritt und hätte die Entnationalisierung der Schwarzen zur Folge. — Andererseits aber genügt die Bantusprache allein nicht für eine gründliche Ausbildung, da sie für gewisse Unterrichtsfächer wie Mathematik nicht geeignet ist.

3. **Englische Sprache:** Sie ist erforderlich als die Sprache der Kultur und Zivilisation.

4. **Schönschreiben und Mathematik** sind eine unentbehrliche Notwendigkeit.

5. **Geographie und Geschichte** fördern den Weitblick der Schüler und die internationale Zusammenarbeit.

6. **Naturkunde:** Sie zerstört den Glauben an Zauberei und Hexenwahn.

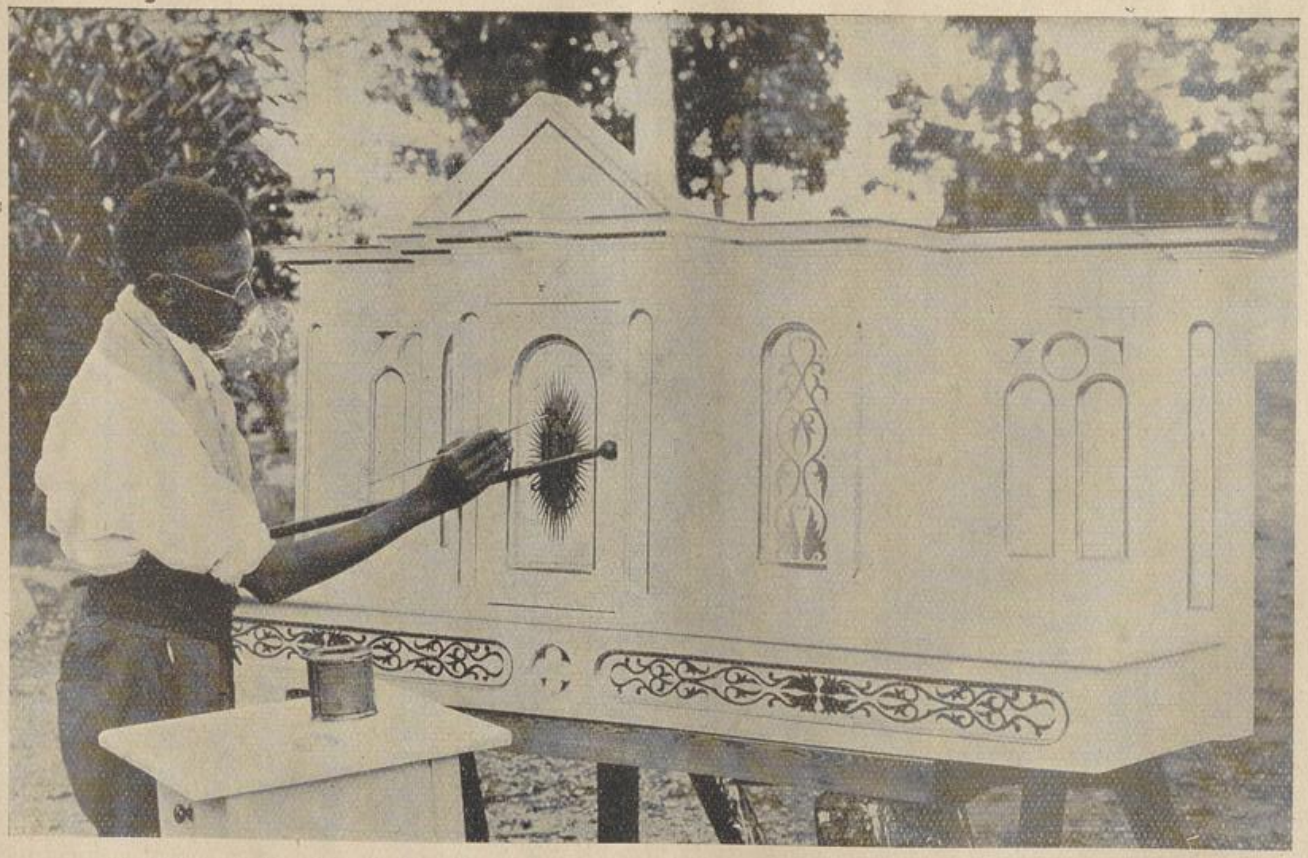
7. **Gesundheitslehre und Physiologie:** Sie zerstört das Zauberwesen und beseitigen die Gefahren einer oberflächlichen Zivilisation. Die Sterbeziffer ist außergewöhnlich hoch bei Erwachsenen und besonders bei den eingeborenen Kindern.

8. **Ackerbaukunde:** Dieser Lehrgegenstand ist ein schreiendes Bedürfnis, um weiteren Verlust [illegible]baren Ackerbodens zu verhindern und um mehr Getreide zu beschaffen für die sich dauernd mehrende Bevölkerungszahl.

— „Ackerbaukunde ist die wichtigste Angelegenheit für die Existenz der Eingeborenen und verdient daher einen Platz im Schulkurs unserer Knaben, wie sie schon praktisch ausgeführt wird in der Schule der Schwarzen in Mariannhill-Natal." (Professor Jabavu).

9. **Handarbeit:** als ein Mittel der Eigenbetätigung, wie auch zur Übung der Hand und Stärkung der Muskeln; zur Eröffnung von Hilfs-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborene üben ihr künstlerisches Können aus in der Industrie=(Gewerbe)Schule Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

quellen und endlich um den Trieb zur Arbeitsamkeit zu fördern. Handarbeit beschränkt sich meistens auf Gartenarbeit, Nähen und die Handwerke der Schwarzen, wie Töpferei, Korbflechterei, Mattenweberei, Steinhauerei und Grasflechterei. Eigentliche Ausbildung in Handwerken und Gewerbe kommt zu teuer, da es eigene Lehrer und teurer Handwerksgeräte und Material erfordert. Außerdem bestehen große Widerstände der Europäer gegen solche Ausbildung, wie sie im Ausnahme-Eingeborenen.

Den Gegensatz im Schulwesen zwischen Europäern und Schwarzen beleuchten am besten die Ausführungen zweier hervorragender Führer der vorragender Führer der Eingeborenen.

Professor Jabavu sagt: „Die Schwarzen sehen, wie die Regierung mit verschwenderischem Aufwand in Erstellung majestätischer Gebäude für Volksschulen, Mittelschulen und Höherer Schulen, Universitäten für Weiße, und wie sie hochbesoldete Lehrer und Professoren an diesen Schulen anstellt, während die Eingeborenen sich begnügen müssen für ihre Kinder mit armen Missionsschulen mit halbzerfallenen Mauern in roher, armseliger Ausstattung mit schlecht bezahlten Lehrkräften."

Ein anderer Führer der Schwarzen, Dr. Molema, ein Arzt aus Mafeking beschreibt den Unterricht. „Es ist unmöglich, daß einem Europäer, der nach Südafrika kommt, der große Gegensatz nicht auffällt, der zwischen den Schulgebäuden besteht, je nachdem sie für europäische oder eingeborene Kinder bestimmt sind; ganz besonders wo es sich trifft, daß beide Schulgebäude nebeneinander stehen. Auf der einen Seite zeigt sich an den Gebäuden die ganze Aufmerksamkeit an Kunst und Architektur; sie entsprechen aufs peinlichste den Ansprüchen der öffentlichen Gesundheitspflege, der Wissenschaft, der Bequemlichkeit und im Aufwand und Einrichtung sind sie untadelig. Diese sind für die Weißen. Auf der anderen Seite muß meistens die kleine Kapelle mit ihren Bänken und Stühlen während der Wochentage als Schule dienen. Sie gewährt durchgehends einen erbärmlichen Anblick schon für sich allein, erst recht im Vergleich mit den geschilderten Blechdächer, brüchige Fußböden, altmodische knarrende Bänke, schlechte Ventilation, schlechtes Licht, schädliche Überfüllung, zusammengefaßt, sie sind ein Hohn auf alle Gesetze der Hygiene. Das kann jeder Vorübergehende sehen. Das bedeutet kurz gesagt: Die Regierung leistet keinen Beitrag für die Schulgebäude der Schwarzen."

Unterschied im Unterricht. Soll der Schwarze Südafrikas denselben Unterricht erhalten wie der Europäer? Das ist eine sehr heikle Frage. Wir beantworten sie hier, indem wir die Ansicht der Europäer geben und dann die Schwarzen folgen lassen.

Nach Ansicht der Europäer ist es kein Zweifel, daß der Schwarze das Recht hat, sein Bildungswesen zu heben, folglich muß er auch irgend welchen Unterricht genießen. Man muß ihm behilflich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein, seine Fähigkeiten zu gebrauchen und zu vervollkommnen. Die Natur lehrt, daß die Entwicklung langsam vor sich gehen muß — ein zu schneller Aufstieg wäre für die Schwarzen verhängnisvoll. Diese Entwicklung braucht auch nicht ganz nach europäischem Muster vor sich zu gehen.

Um den richtigen Weg zu finden zu dieser Entwicklung muß man die frühere Geschichte der Eingeborenen in Betracht ziehen, ihr Denken, Fühlen und Wollen, sowie auch deren möglichen Fortschritt in wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und politischer Hinsicht. Mit Hilfe der einschlagenden Wissenschaften, Seelenkunde, Völkerkunde und sozialen Weltbetrachtung können wir den Bantuvölkern helfen, sich auf der Grundlage ihrer Rasseanlagen zu entwickeln. Wir halten deshalb einen Unterschied im Unterricht für angezeigt. Eine vollständige und absolute Trennung ist unmöglich. Es ist jetzt zu spät, als daß wir erwarten dürften, die Eingeborenen würden ihre eigene Zivilisation aufbauen, nachdem wir so viel von ihrer primitiven Kultur zerstört haben. Ihre Heranbildung muß daher unter europäischer Führung vor sich gehen. — Die Politik der Trennung der Rassen geht darauf hinaus, eine Verschlechterung der Rasse zu vermeiden und die Unversehrtheit der Rasse zu wahren und das angestammte Volksleben zu fördern.

Die Ansicht der Schwarzen. Als das neue Unterrichtssystem eingeführt wurde sagten Eingeborene in Natal, sie wünschten, daß ihre Kinder in der Schule in den Büchern studieren sollten und nicht, daß man dort spielte mit Töpferton, Gras und Maiskolbenblättern. Die Eingeborenen der Kapprovinz sagten, daß man ihnen Steine anstatt Brot gegeben habe.

Die Schwarzen wollten nicht, daß Lehrer und Professoren mit diesem neuen Schulsystem an ihren Kindern herumexperimentierten. Sie wollten keinen Bastardunterricht, der nur für ihre eigenen Interessen dienen sollte, sondern eine echte Ausbildung, und unter dieser verstehen sie die europäische, sowohl in der Volksschule wie in den höheren Schulen. Jeder Versuch, einen Unterschied in den Unterricht zu bringen, betrachten sie als hinterlistigen Versuch, sie zu unterdrücken, sie zurückzuhalten und ihrem jetzigen Zustande zu lassen.

Der Unterschied zwischen europäischem und afrikanischem Unterrichtswesen wird am hellsten dadurch beleuchtet, durch den Aufwand der Regierung für beide Schulsysteme. Nimmt man Südafrika als Ganzes, so gab der Staat für das Schulwesen der Europäer während des Jahres 82 Schilling pro Kopf der ganzen weißen Bevölkerung, während sein Beitrag für das Schulwesen der Nicht-Europäer — die Schwarzen damit eingeschlossen (neben Indiern, Halbweißen usw.) sich nur auf 2 Schilling 4 Pence pro Kopf der betreffenden Volkszahl belief.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

Ist das jedesmal eine Freude für einen ehemaligen Afrikaner, wenn in gemessenen Zwischenräumen Briefe vom geliebten Missionsland in die einsame Studierstube geflogen kommen! Es sind liebe Mitbrüder, ehemalige Studiengenossen, die von Freud und Leid, von Sonnenschein und Sturm im Weinberg des Herrn erzählen. Doppelt lieb sind diese Berichte für einen, der selbst einen Blick in diesen Gottesgarten tun durfte. Auch unsere Leser werden, so hoffen wir, diese schlichten Briefe freuen, die aus dem Leben heraus geschrieben sind. In zwangloser Reihenfolge sollen sie an dieser Stelle erscheinen.

I.

Ein junger Missionar schreibt aus Mariannhill:

. . . . Mir geht es — Gott Dank — recht gut. Schade aber, daß ich Ihnen nicht den einen oder andern Missionsritt abtreten kann. Zuweilen weiß ich vor lauter Schweiß und Müdigkeit nicht wohin. Schon seit einigen Wochen sind der hiesigen Mission zwei Kräfte entzogen worden. Ich bedauere das umso mehr, als ich den Abgang nur zu sehr am eigenen Leibe spüre. Diese Missionstouren von vier oder mehr Tagen stellen doch große Anforderungen an den Missionar. Am Tage vor Weihnachten ritt ich nach Madundube. Als ich nach dreistündigem Ritt dort ankam, hatte ich einen ermüdenden Krankenruf. Nachher begann das Beichthören mit Unterbrechungen bis abends um 10 Uhr. Dann versuchte ich ein wenig zu schlafen. Im Schulraum schnarchten bald die Schwarzen, die zu weit hatten, um heim zu gehen.

Gegen 12 Uhr begann es wieder lebendig zu werden. Drollig war die Art, wie der etwas derbe Katechet die schwarzen Ministranten weckte. Er versetzte den Buben einen kräftigen Klaps auf den rechten Fleck, und die kleinen müden Schläfer nahmen das als eine Selbstverständlichkeit hin. Von dem begeisterten Lehrer war alles großartig geplant, trotz der engen Verhältnisse und der großen Armut. Von manchen kleinen Intermezzos will ich nicht schreiben, das würde zu weit führen. Schon war das schöne „Busuku obushle", „Stille Nacht", verklungen und ich sollte mit zahlreicher Ministratur an den Altar treten, da stürzte der übereifrige Lehrer in die „Sakristei" und hielt mich auf. Er hatte, und das zum zweiten Mal, wieder die Abschrift von der Messe verlegt. Die erste Abschrift war verloren gegangen. Dann wäre einmal fast die ganze Herrlichkeit durch die Kopflosigkeit eines Ministranten in Flammen aufgegangen.

Im Großen und Ganzen verlief aber die Feier zur größten Erbauung der guten schwarzen Christen. Sie waren alle begeistert und entzückt. Es war das erste Mal, daß sie in der Hl. Nacht eine hl. Messe hatten. Ich zählte etwa 130 Kommunionen. In der Frühe las ich die zweite hl. Messe, und um 10 Uhr war wieder Hochamt. Gegen 12 Uhr ritt ich zu einem Kranken, dem ich die erste hl. Kommunion reichte. Dann ging es weiter nach ka'Mtshingwane oder St. Paul. Hier wiederholte sich die Arbeit des vorhergehenden Tages. Nur waren nicht so viel Beichten zu hören wie in St. Matthias. Nach der hl. Messe kam wieder ein Krankenruf. Mit dem Katecheten machte ich eine Klettertour auf den „nahen" Tafelberg. Es war nicht nur halsbrecherisch, sondern auch bei afrikanischer Hitze äußerst ermüdend. Ganz erschöpft kam ich oben an. Das alte Weiblein fanden wir in einem noch vollständig heidnischen Kraal. Es wimmelte nur so von kleiner Ware, die größtenteils unbekleidet herumtollte. Der Heimweg zur Wohnung des Katecheten war weniger mühevoll, weil es halt bergab ging. Dort war reichlich für mich aufgedeckt, ein ganzes Huhn und eine Schüssel Reis. Mich quälte aber nur der Durst. So nahm ich am Stephanstag mein Frühstück abends um 6 Uhr in Mariannhill.

Meine zweite Missionstour ging zur Küste nach St. Magdalena, St. Henry und St. Raphael. Sie kennen ja so ungefähr die Entfernungen. Am meisten Kommunionen hatte ich in St. Raphael. Ein großes, schönes Missionsfeld, es kommt aber kaum alle Monat ein Priester dorthin. Es war ein schwerer Tag. Ich war noch nicht zum Kirchlein gekommen, als man mich zu einem Kranken rief. Ich dachte, in der Frühe ist besser reiten als in der Mittagshitze und ging deswegen direkt hin. So kam ich schon müde zur Kirche zurück. Dort hatte ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fast 90 Beichten. Dann Messe, Segen, Taufe und manche andere Kleinigkeiten und Wünsche zu erledigen, wie Segnungen, Meßintentionen usw. Es war bereits 12 Uhr, als ich heimritt.

Der Heimweg war ganz angenehm. Man ist so froh, wieder etwas frei zu sein. Für einen jungen Missionar, der die Sprache noch nicht ganz meistert, ist die Missionsarbeit doppelt beschwerlich. Es ist doch ein Glück, daß man sich oft mit dem Englischen aus der Verlegenheit helfen kann. Ich hatte auf dieser Missionsreise 200 Beichten und 7 Krankenrufe . . . . . .

P. Raphael Böhmer, R. M. M.

Jahresstatistik der Mariannhiller Mission

vom 1. Juli 1926 bis 30. Juni 1927.

Alljährlich gibt die Generalleitung unserer Missionsgesellschaft eine Übersicht über den Stand der Mission, ihren Fortschritt, Zugänge, Abgänge; über Kirchenwesen und Schulwesen usw. Wer erst genaue Kenntnis hat, und die gewinnt der Leser, der aufmerksam zwischen den Zeilen der Missionsnachrichten zu lesen versteht, über die örtlichen und räumlichen Verhältnisse auf dem Missionsfelde, über die ungewöhnlichen Schwierigkeiten in einem Missionsgebiet, das durch und durch, man darf ruhig sagen verseucht ist, von den vielen sogenannten christlichen Sekten, die in markschreierischer Weise sich zu überbieten suchen an Leichtigkeit in der Anpassung an „Christentum" und „Zivilisation", die nur eine dünne Schicht bildet über dem grassesten Heidentum; ein solch aufmerksamer Leser wird hinter den starren Zahlen erst die ganze Fülle der Arbeit entdecken, die dem Arbeiter in diesem besonders steinigen Boden im Weinberge des Herrn in Südafrika beschieden ist.

Man lasse sich nicht blenden von dem wirtschaftlichen Aufschwung der südafrikanischen Union — für die Schwarzen, die Heiden bleibt noch eine Riesenarbeit zu leisten übrig. Und so zeigt uns auch der diesjährige Überblick über den Stand der Mission mit den wenigen Kräften eine festgefügte, bestens organisierte und christusbegeisterte, katholische Eingeborenenkirche, die wieder einen erfreulichen Zuwachs von über 5000 Neugetauften zu verzeichnen hat durch ihre Geschlossenheit und Kernfestigkeit eine beachtenswerte Stellung gegenüber der übrigen Sekten- und Heidenwelt sich errungen hat. Die Opfer an Schweiß und Mühen, die Opfer welche die Heimat bringt, sind nicht umsonst gebracht. Und jeder tatkräftige Freund der Mission, und jeder Wohltäter und Förderer des Missionsgedankens überhaupt und unserer Mission im besonderen in Natal, kann sich mit Recht Mitbegründer der Eingeborenenkirche nennen und er pflanzt sich ein dauerndes Vergißmeinnicht in die Herzen der dankbaren Missionare und Heidenchristen hinieden und ein goldenes Vergißmeinnicht ins Herz des Welterlösers, der jener dereinst nicht vergessen wird, die hinieden sich seiner in den armen Heiden erbarmt haben.

P. Dom.

1. Kultorte:	
Kirchen	30
Kapellen mit Priester	18
Kapellen ohne Priester	157
Kirchhöfe	52
2. Personen:	
Mariannhiller Patres	56
Weltpriester	7
Eingeborene Priester	2
Mariannhiller Brüder	162
Schwestern vom Kostbaren Blut	279
Schwestern aus andern Kongregat.	15
Schwestern, die Lehrerin sind	41
Eingeborene Lehrer	120
Eingeborene Lehrerinnen	147
Katechisten	92
Katechistinnen	26
Katholiken: Neger	54 463
„ : Mischlinge	461
„ : Weiße	227
Die letzte Nummer	
des Taufbuches	87 863
„ Totenbuches	27 048
„ Ehebuches	5 661
„ Firmungsbuches	24 470

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

3. Schulen:

a) katholische:

Missions-Landschulen	164
Schüler	3 227
Schülerinnen	3 572
Volksschulen mit 4 Klassen	95
Schüler	2 373
Schülerinnen	2 192
Gehobene Schulen	9
Schüler	132
Schülerinnen	133
Lehrerseminare u. Handwerkerschulen	6
Schüler	173
Schülerinnen	129

b) Simultanschulen:

Schulen	9
Katholische Schüler	451
Nichtkatholiken	276
Erziehungsanstalten für Knaben	29
Zöglinge	1 092
Erziehungsanstalten für Mädchen	8
Zöglinge	1 198

4. Geistige Arbeiten und Erfolge dieses Jahres:

Volksmissionen	12
Predigten zu den Gläubigen	1 468
" " " Ungläubigen	969
Übertritte von Andersgläubigen	285
Taufen von Erwachsenen	
a) in Todesgefahr	616
b) nach vollem Unterricht	1 687
Taufen der Kinder	
a) von Heiden in Todesgefahr	678
b) von christlichen Eltern	2 325
Das hl. Sakrament der Firmung	1 136
Osterbeichten	30 853
Sonstige Beichten	247 594
Osterkommunionen	33 520
Sonstige Kommunionen	678 349
Letzte Ölung	696
Todesfälle von Erwachsenen	683
" " Kindern	788
Ehen, beide Teile gläubig	398
Gemischte Ehen	8

5. Charitative Missionsinstitute:

Krankenhäuser	8
Kranken	103
Waisenhäuser für Knaben	6
Zöglinge	65
Waisenhäuser für Mädchen	1
Zöglinge	69
Charitative Anstalten für Männer	3
Insassen	30
Charitative Anstalten für Frauen	18
Insassen	297
Apotheken	18
Zahl der Pfleglinge	1 370
Buchdruckerei	1
Herausgegebene Werke	15
Handwerkstätten mit Lehrlingen	45
Zahl der schwarzen Lehrlinge	677
Weibliche Handarbeitslehrstätten	54
Zahl der schwarzen Mädchen	964

6. Kirchliche Bruderschaften:

Herz-Jesu-Bruderschaft	18
Marienkinder	11
Gebetsapostolat	1
Sakramentsbruderschaft	1
Bruderschaft für Religionsunterricht	1

Um die Einheit im Glauben

Auf zur Weltgebetsoktav vom 18. — 25. Januar!

Wie das Weltmeer große Strömungen durchziehen, so auch die Menschheit und ihre Geschichte. Denken wir nur an die Kreuzzüge im Mittelalter, die Entdeckungsfahrten am Anbruch der Neuzeit. So hat auch unsere Zeit ihre Strömungen, die sie beherrschen, die ihr ein eigenartiges Gepräge aufdrücken: dazu gehört ohne Zweifel das Streben nach Zusammenschluß, nach Einheit. In allen Gebieten beobachten wir dieses Streben, nicht am wenigsten auf dem der Religion. Die Religionskonferenzen von Stockholm, von Genf im verflossenen Sommer, sind das nicht eindeutige Zeugen? Aber nicht bloß die nichtkatholischen christlichen Bekenntnisse beseelt dieses Streben, o nein, vor ihnen und von jeher war die Sehnsucht, alle die sich nach Christus bennenen, alle Menschen überhaupt, da sie ja doch alle mit dem Blute Christi erlöst sind, im wahren unverfälschten Glauben an ihn, in der katholischen Kirche lebendig zu vereinen. Anders könnte es nicht sein. Klang doch immer an das Ohr der Kirche das Flehen des Heilands bei seinem Abschied: Ut omnes unum sint, daß alle eins seien.

Eine neue Äußerung dieser alten Sehnsucht der Kirche ist die Weltgebetsoktav um die Einheit im wahren Glauben, die vom Feste Petri Stuhlfeier bis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu Pauli Bekehrung, vom 18.—25. Januar abgehalten wird und mit Billigung der Bischöfe und des hl. Vaters immer weitere Verbreitung findet.

Der Eucharistische Völkerbund bietet seinen ganzen Heerbann, 1400 Priester und 39 100 Laien, soviele sind seine Mitglieder, zu diesem Generalsturm auf. Nein, für diesen Generalsturm zieht er alle Reserven zusammen und wen er erreichen und für das Ziel der Weltgebetsoktav begeistern kann, den führt er hin vor den Altar, daß er mit dem Heiland in der Kommunion vereint, mit ihm sich auch in dem Gebete zum himmlischen Vater vereinige: Ut omnes unum sint. Voriges Jahr hat der Eucharistische Völkerbund ungefähr 100 000 Zettel mit Gebeten für die Novene austeilen können. Heuer werden es hoffentlich noch mehr.

In vielen Kirchen, wie z. B. in Wien in der Canisiuskirche, werden die Gebete der Oktav alle Tage öffentlich vor ausgesetztem hochwürdigsten Gut gebetet; der Schreiber erinnert sich, welche Freude er voriges Jahr im Berchmanskolleg bei Pullach erlebte, als er um diese Zeit hinkam und die ganze große Ordensgemeinde mit sichtlicher Andacht die Gebete gemeinsam verrichten sah. Doch zählt die Ordenshäuser, in denen die Weltgebetsoktav schon zur stehenden Einrichtung geworden.

Die einzigen Mittel zur Glaubenseinheit zu kommen sind Gebet — denn Gebet erwirbt Gnade und ohne die ist an eine wirklich dauerhafte Einigung nicht zu denken — und Liebe. Unsere getrennten Brüder müssen sehen, daß wir ihnen, wenn wir an unserem hl. Glaubensgut nie und nimmer Abstriche vornehmen können mit herzlichem Wohlwollen und aufrichtiger, opferbereiter Liebe entgegenkommen. Ist es nicht diese Liebe, die unsern Hl. Vater bewog, eine päpstliche Hilfsschar ins hungernde Rußland zu schicken, die ihn trieb, Waisenkinder aufzunehmen und für sie zu sorgen, die ihn immer wieder helfen heißt, ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses; wer getauft ist, gehört ja von Rechts wegen zu seiner Herde, zu seinen Kindern und die andern alle, denen Christi Namen noch nicht aufgeleuchtet, die noch nicht wiedergeboren sind, sie alle sind bestimmt, seine Kinder zu werden. Liebe muß sich aber eben nicht bloß in Worten äußern, muß sich in Werken zeigen.

Auf also zur Weltgebetsoktav um die Einheit des Glaubens im Gebet und aufopfernder Liebe! Möge auch die Leserschaft des „Vergißmeinnicht" ein starkes Kontingent zu diesem Gebetssturm stellen!

Gebetszettel mit näheren Erklärungen sind in jeder Anzahl — gegen ein beliebiges Almosen — zu beziehen von der Geschäftsstelle des Eucharistischen Völkerbundes, Wien IX, Canisiusgasse 23.

Unser Herr im Stein*)

Von Reimmichl

Nachdruck verboten

I.

Die Seealm ist einer der höchstgelegenen Orte in den Tiroler Hochalpen. Roggen, Weizen und Gerste wächst da oben nimmer, aber desto fetter und üppiger das würzige Alpengras. Dieses würzige Alpengras bietet eine vortreffliche Nahrung für das Vieh. Darum ist das Vieh von der Seealm auf allen Märkten sehr gesucht und es gilt weitum in der Gegend als das schönste und kräftigste.

Die weiten Wiesen und Weiden gehören bloß einigen zwanzig Bauern; darum kann jeder von ihnen einen zahlreichen Viehstand halten und erfreuen sich alle eines blühenden Wohlstandes. — Weitaus der erste und ein wahrer Fürst unter ihnen ist der Hohenegger. Zwei Stunden aus und ein kannst du fragen nach Wiesen und Wäldern und überall heißt es: „Das gehört dem Hohenegger." — Von der Talsohle nach Norden hin steigt ein Bergabhang fast senkrecht in die Höhe, weit, weit hinauf. Da droben auf dem Felsenvorsprung thront wie ein Schloß das stattliche Wohnhaus, das Hohenegg. Es ist ganz aus Holz gezimmert, die Fensterstöcke sind weiß angestrichen und aus dieser lichten Umfassung schimmern die Fenster wie Silberaugen in das Tal hinunter. Gleich hinter dem Wohngebäude erhebt sich der dunkle, vielhundertjährige Bannwald.

*) Aus Reimmichl: „Aus den Tiroler Bergen." Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie schlanke Säulenschäfte steigen die weißen Fichtenstämme in die Höhe; auf ihren Kronen rasten die Wolken. Es ist ein herrliches Stück Erde, fast wie aus einem Schächtelchen genommen, das Tälchen der Seealm, wenn man vom Hohenegg herniederschaut. Das Tal ist fast so eng wie eine Bauernstube. Die Luft da oben ist immer klar und hell; darum kann man von der einen Talwand aus auf die andere fast jeden Baumstamm, jeden Strunk und Stein zählen.

Man sieht, wie sich all die Bächlein und Wässerlein ihren Weg durch das Gestein graben, wie sie über die Felsen heruntergischten, man sieht selbst den langen Baumbart von den schwarzen Ästen hangen.

Drunten in der Talsohle, gerade zu Füßen des Hohenegg, liegt, ganz in Rasen eingebettet und von mächtigen, dunklen Fichten umstanden, das dunkle Auge eines kleinen Sees und schaut so traulich empor zu dem Haus in der Höhe. Die hochstämmigen Fichten und darüber das Hohenegg und noch darüber der blaue Himmel senken ihr Bild tief in das dunkle Talauge und baden sich in den kühlen Fluten. Dem Hohenegg gegenüber auf der Schattseite hat sich ein eigentümliches Gebilde aus Stein aufgebaut. Der kahle Felsen mit seinen Spitzen und Zacken überragt das Hohenegg noch um ein gutes Stück. Es braucht gar keine erhitzte Phantasie, um aus seinen Umrissen alle möglichen Gestalten und Bilder herauszufinden. E i n Bild fällt auch dem blödesten Auge sofort auf. Man möchte glauben, es sei wohl mit Absicht von Riesenhänden aus dem Felsen gehauen. Die Leute heißen das Felsgebilde: „Unseren Herrn im Stein."

In der Tat es ist ein Christusbild, das an Deutlichkeit wirklich nichts zu wünschen übrig läßt. — —

Das steinerne Christusbild sitzt schon Jahrhunderte da droben. Die linke Hand ruht auf dem Schoße und die rechte weist empor zum Himmel. Seine Züge sind nicht verzerrt und schrecklich, sondern sanft und mild. Der Bart, das wallende Haar, alles ist deutlich gezeichnet und der lange Mantel wickelt sich tief über die Felswand hinunter.

Etwas nach rechts hin bildet der Felsen wieder mancherlei andere Gestalten. Zwischen diesen und dem Christusbild ist eine tiefe Felsenritze, durch welche nur die kühnsten Gemsenjäger einen Steig haben. Durch diese Felsenritze gucken die blenden-weißen Spitzen und Köpfe der Schneealpen heraus. Wenn der warme Wind geht, hört man durch die Felsenritze die Glocken vom jenseitigen Tale herüberläuten. Bei gewissen Windströmungen geht da oben ein sonderbares Tönen und Singen los. Bald klingt es deutlich wie Weinen und Jammern herunter in die Seealm und herüber gegen Hohenegg — und das bedeutet nichts Gutes — bald tönt es wie Orgelklang und feierliches Singen; dann sagen die Leute: „Heut haben die Bergmandlen Festtag!" — Ganz still ist es droben in der Seealm überhaupt nie. Wenn die „Bergmandlen" auch schweigen, die tosenden Sturzbäche und die rauschenden Wasser unterbrechen keinen Augenblick ihr ewiges Lied. Auch droben im Bannwalde hinter dem Hohenegg geht in einemfort ein geheimnisvolles Rauschen durch die altersgrauen Baumriesen.

Heute wiegen sie ihre Köpfe hin und her, ein jeder möchte gern an der Schulter des anderen vorbeisehen, was es drunten im Tale gibt. So feierlich tönen die Glocken herein in den Talkessel und die Pöller wecken ein hundertfaches Rollen und Rauschen in den Klüften und Felsen.

Drunten am Eingange der Seealm steht ein kleines, unscheinbares Häuschen. Vor demselben staut sich heute eine bunte Menge in Festtagskleidern. Junge Burschen schießen fortwährend aus Pistolen und stoßen helle Jauchzer in die Luft hinaus. Auf ihren Hüten schimmern Flittersträuße und wehen farbige Bänder. Das Häuschen gehört dem Wurzelgraber-Much. Seine einzige Tochter, die „schöne Burgl", ist heute Braut und Bräutigam ist der Hoheneggerbauer, der Wast. Gar manche stolze Bauerntochter in der Seealm hatte sich den Wast eingebildet. Der Wast hatte sich das ärmste, zugleich aber auch das schönste Mädchen zu seiner Lebensgefährtin ausgewählt. Jetzt tritt die Burgl an der Seite des Brautführers aus dem Häuschen. Ihr Gesicht, wie Milch und Blut, ist heute etwas mehr gerötet und hebt sich recht vorteilhaft von der weißen, mit Goldschnüren durchwirkten Halskrause ab. Das seidene Mieder, der schwere, mit Seidenbändern überschlagene Rock, die schneeweiße Schürze, der schimmernde Kranz auf den blonden Flechten, alles steht ihr prächtig. Mit Neid blicken die jungen Mädchen auf ihre bevorzugte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gefährtin. Jetzt tritt ein grauköpfiges Männlein im schwarzen Sonntagswams aus der Menge hervor, macht einen tiefen Bückling und beginnt mit wohlklingender Stimme den Hochzeitsreim*):

„Gelobt sei Jesus Christus! Das ist ein schönes Wort,
Es ist uns allen nützlich, hier und dort.
Die Nacht ist vorüber, der Tag kommt herfür,
Wo ich soll erscheinen, o Braut, vor dir.
Vom Bräutigam bring' ich schönen Gruß,
Du sollst dir machen kein' Verdruß.
Er wünscht dir einen guten Morgen,
Du sollst dich auf den Tag nicht sorgen.
Er wünscht dir auch mit Herz und Mund
Von jetzt an keine schlechte Stund'.
Und wir alle wünschen dir ein langes Leben,
Fried und Einigkeit daneben.
Vom Bräutigam hab ich eine Bitt',
Du sollst sie mir doch abschlagen nit:
Du sollst im Gotteshaus fleißig erschein',
Mit ihm in den Stand der Ehe zu treten ein.
Du wirst auch sein in keiner Gefahr,
Weil heut dein Stand verändert war.
Aus deines Vaters Haus mußt du jetzt heraus
Und nimmer wirst du kommen hinein,
Bis du bei Gott Vater im Himmel wirst sein.
Der Bräutigam schickt mich zu dir, o Braut,
Und hat mir dieses Paar Schuhe anvertraut.
Du sollst damit gehen in seine Wohnung hinein
Und mit dir bringen viel Glück und Gedeih'n.
Doch eins, o Braut, das nimm dir wohl in acht
Und die Sach nur recht betracht':
Daß sich hier in diesem Leben
Noch was mehrer's kann begeben,
Im Ehestand gibt's oft wenig Freuden,
Dafür viel Kummer und Leiden.
Auf Erden, das weißt du selber mang,
Da währt's nur ein' Weil' — und ein' Weil', das währt nit lang.
Du darfst dir nichts anders zu bilden ein:
Das Brautbett wird auch dein Todbett sein. — —
Die Kinder, die euch Gott wird geben,
Schaut, daß ihr sie bringt zum ewigen Leben.
Das wünschen wir alle vom Herzen gern,
Daß sie alle getauft und selig wer'n.
Und wenn du wirst das zweitemal Hochzeit haben,
Wird man dich traurig aus dem Hause tragen.
Heut' tun wir dich mit Gott begleiten gar schön,
Über ein' Weil' wird man traurig mit dir kirchengeh'n.
Heut' tun wir dir erfreulich musizieren,
Über ein' Weil' wird man dich traurig in den Friedhof führen.
Heut' fliegen dir so viel Glückwünsch' zu,
Dort wird man sagen: Herr, gib ihr die ewige Ruh'!
Und wenn auch kommen wird die Zeit,
Daß die Seele vom Leibe abscheid':
Wenn ihr allweil das Gute getan,
Im Himmel geht die ewige Hochzeit an.
So will ich meine Rede jetzt beschließen
Und laßt sie euch allsamt nicht verdrießen. Amen."

So hatte das grauköpfige Männlein gereimt. Eine helle Träne nach der andern schlug sich über die kirschroten Wangen der jungen Braut.

Wie trübe Gewitterwolken zogen die ernsten Gedanken über den klaren Glückshimmel. Als die Burgl drunten in der Kirche ihre Hand in die des Wast gelegt hatte und der Priester sie fragte: „Gedenket Ihr auch freundlich und standhaft bei ihm auszuharren, bis Euch der Tod scheidet?" da lispelte sie ganz leise und schüchtern: „Ja!" und das volle, warme Glück zog wieder in ihre Seele. —

Glück und Freude hatte die junge Frau auch ins Hohenegg gebracht. Es war, als ob mit der neuen Herrin ein ganz eigener Segen in den Hof eingezogen sei. Durch ihre Freundlichkeit und muntere Laune hatte sie bald alle Dienstboten für sich gewonnen. — Wenn Sorgen das Herz ihres Mannes belasteten, wußte sie sie so leicht hinwegzuschwatzen; wenn sein angeborener Jähzorn aufstieg, so genügte nur ein bittender Blick von der Burgl und gleich sank die Zornader; Ihr heiteres Lachen verwischte die letzten Wolken von der Stirn des Mannes. Die Burgl hatte ein Herz, so rein und klar wie der Himmel und so warm wie die Frühlingssonne. Kein Wunder, daß der Wast sie auf den Händen trug.

Der Winter war vorüber; die Eisdecke hatte sich drunten vom Waldauge abgelöst und wie flüssiges Silber kreisten die Wellen über den Seespiegel. Die munteren Singvögel waren auch schon über „unseren Herrn im Stein" herübergekommen und trillerten und zwitscher-

*) Sogenannter „Schuhreim" aus dem Iseltale.

ten, daß ihnen fast die Kröpflein herausfielen. Auch im Hoheneggerhause war es lebendig geworden. Da war auch ein Singvögelchen oder vielmehr ein Engelchen zum Fenster hereingeflogen. Jetzt lag es in der Wiege, tief hineingebettet in die schneeweißen Pölster und Linnen. — Am Josefitage war es zur Welt gekommen und ein junges Seppele geworden. — Eben war es aus dem Schlafe erwacht und schaute groß in der Stube umher. Fast zu groß waren die schwarzen Augen in dem kleinen, kirschroten Gesichtchen. Nun krabbelte es mit den kleinen, patzigen Händen und zählte an seinen Fingerchen, die es nur mit größter Mühe auseinander brachte. Wenn die Burgl sagte: „Seppele, zeig' einmal, wo Himmelmamme?" so streckte er das kleine Händchen schon gegen die Zimmerecke aus, wo eine Mariahilf-Tafel hing. Dem Wast lachte es einen ganzen Himmel von Glück ins Herz hinein und stundenlang ließ er das Bübl auf seinen Knieen strampeln, in seinem Barte zausen und mit den Fingern an seinen Augen stochern.

„Jetzt ist's wohl recht auf dem Hohenegg," sagte der Wast, „mit dem Kaiser tät' ich nit tauschen!" und er drückte das Kind an seine Brust und schaute zärtlich auf sein Weib. „Ja, gar zu fein haben wir's, meinte die Burgl, „wenn's nur nit anders wird. — Die Bergmandlen drüben bei unserem Herrn im Stein' tun alle Nächte soviel jammern und rehr'n."

„Anders werden?" fuhr der Wast auf „d a s darf's nit, ich tät's unserem Herrn nimmer vergessen."

Die Burgl wurde bleich vor Schreck bei dieser Rede.

„Ich bitt' dich, Wast, red' nit so!" sprach sie, dann warf sie durch das Fenster hinaus einen bittenden Blick zu „unserem Herrn im Stein".

II.

„Burgl," sagte eines Tages der Wast, „ich geh' mit der Büchse; der Hüterbub hat gestern unter der Steinlenke einen Rehbock gesehen, d e n muß ich holen."

„Ach Wast, bleib' daheim," bat das Weib; „schau', die Wilderer sind alleweil um die Wege, wenn dir etwas passiert!"

„Sei nicht närrisch! Gerade wegen der Wilderer muß ich gehen; die schießen mir die schönsten Tiere aus dem Revier und ich hab das Nachsehen."

„Geh', Wast, nur diesmal tu' mir's zuliebe, bleib' da; ich hab' soviel eine Angst, woher's kommt, kann ich nicht sagen — aber das Seppele hat in der Nacht recht jämmerlich geschrieen und gewimmert: wie ich aufsteh', das Kind zu stillen, hat es die Augen geschlossen und schläft. Die Kinder haben soviel eine unschuldige Seele; denen sagt der Schutzengel oft was im Traume . . . und denk' dir, wie ich erschrocken bin, dreimal hat's in der Nacht ganz deutlich und stark ans Fenster her geklopft."

„Geh', geh', Burgl, sei nicht kindisch! Bist ja sonst ein recht verständiges Weib — der Bub schreit wohl öfter in der Nacht und am Fenster rütteln hab' ich's auch gehört, das tut der Wind."

„O beileibe, der Wind hat d a s nicht getan" . . .

Der Wast schnitt ihr die Rede kurz ab. „B'hüt' Gott!" sagte er und hing sich den Stutzen über die Schulter, „bis 4 Uhr bin ich spätestens wieder da."

Dann nahm er das Seppele von den Armen der Mutter und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die purpurroten Lippen. Das Bübl schloß ihn mit seinen Ärmchen um den Hals und wollte nicht mehr auslassen. Verstohlen wischte sich die Burgl eine Träne aus dem Auge; dann griff sie ins Weihbrunnkrügl neben der Tür und sprengte dem Manne einige Tropfen nach.

„Gib acht, daß dir nichts zustößt, und komm' bald wieder!" sagte sie.

Der Wast schritt dem Walde zu. Je tiefer er in das Waldesdunkel hineinging, desto unruhiger wurde nun auch e r. Der Wind fuhr in die hohen Nadelkronen, die Baumriesen ächzten und knarrten; ein gebrochener, morscher Ast knackte zu Boden. Die Blümchen, die ihm sonst so frisch und freundlich entgegenlachten, senkten heute die Köpfchen traurig zur Erde. — Die Worte seiner Gattin fielen dem Wast immer schwerer aufs Herz. Die Burgl dauerte ihn, weil sie den ganzen langen Tag seinetwegen in Angst sein mußte. Er blieb stehen und bedachte sich, ob er nicht wieder umkehren solle. „Ah, pah, d a s sind Schwachheiten" sagte er dann, „die Knechte würden mich für einen Weiberstrumpf halten und die Burgl selber müßte mich auslachen." — „Auslachen? . . . O beileibe! Eine helle Freude würde sie haben, wenn ich ihr die Lieb' erweisen tät': sie tut auch alles, was sie mir aus den Augen abliest, die arme Haut!" Er blieb wieder stehen; da tat es plötzlich einen dumpfen Schlag weiter drüben im Walde. Der Wast

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

horchte gespannt. Jetzt kam ein leises Rollen von „unserem Herrn im Stein“ herüber. „T . . . . ., das ist ein Schuß gewesen!“ Nun war der Mann wie umgewandelt, jedes zarte Gefühl war verschwunden, die Zornesader stieg empor; rasend stürmte er in den Wald hinein, wo der Schuß gefallen war. Dichte Nebel zogen den Berg herauf und verhinderten jeden Ausblick. Der Wast fluchte über den gottverdammten Nebel, aber rastlos rannte er weiter. Da stand er über einem Felsabhang; er konnte nicht mehr vorwärts. Aus der Tiefe stieg ein Rauschen und donnerähnliches Getöse.

„Aha“, dachte er sich, „das ist das Geisterbrünnl, da muß ich mich weiter nach links lassen. Ich wollte wetten, der Kerl steckt irgendwo da drunten; wenn nur den T . . . . . nebel der Kuckuck holte!“

Ein Windzug trieb die dichten Nebelschwaden ein wenig auseinander. Gerade unter dem Felsen bewegte sich etwas. Der Wast strengte seine Augen an. Das war richtig ein Mensch, der sich auf dem Boden mit etwas zu schaffen machte. Jedoch die Nebel waren noch zu dicht, um deutlich sehen zu können. Der Wast hielt den Atem an; jetzt sah er es genau, auf dem Boden lag ein Reh; der Wilderer war am Ausweiden. Der Wast nahm die Büchse von der Achsel und schrie hinunter: „Kerl, jetzt hab' ich dich!“ Der Wilderer sprang auf. „Stillgestanden oder ich schieße!“ rief der Wast. Blitzschnell fuhr der Wilderer mit dem Stutzen an die Wange, der Schuß krachte. „Bscht“, pfiff die Kugel dem Wast an den Ohren vorbei. Da war es aus mit aller Fassung. Im wahnsinnigen Zorne riß auch er seinen Stutzen empor: ein Blitz, ein Knall — aus der Tiefe gellte der Schrei: „Jesus, Maria!“ Lange rollte das Echo in den Bergen nach, dann war es totenstill; der Nebel zog dichter das Tal herauf und hüllte alles in Dunkel. — Der Wast stand da, blaß wie eine Leiche. Nun erfaßte ihn eine fieberhafte Angst. Hinunter, hinunter mußte er so schnell als möglich. Er sprang zur Seite, da war eine tiefe Runst. Teils kollerte, teils rutschte er, aber jetzt war er unten. Er tappte im Nebel umher — da sah er einen schwarzen Knäuel. Er stürzte darauf los. Ums Himmelswillen, da liegt das Reh, daneben der Mensch — er rührt sich nicht mehr, er ist tot. Er wendet ihn auf die Seite, da erstarrt ihm das Blut. — Er sinkt neben der Leiche zu Boden — eine Zeitlang liegt er wie tot neben dem Toten. Plötzlich rafft er sich auf, nochmals schaut er dem Wilderer ins kerzenbleiche Gesicht, vielleicht hat er sich getäuscht. Doch nein, „Jesus, Maria, was hab' ich getan!“ Es ist niemand anders als der Wurzelgraber-Much, der Vater seines Weibes.

Der arme Hoheneggerbauer weiß sich nicht mehr zu helfen; er betet, er weint, der Tote wird nicht lebendig. Was soll er nun anfangen? Er ringt nach einem Entschluß. — Den Toten ins Geisterbrünnl werfen und alles verschweigen? Das Geisterbrünnl ist ein tiefes Loch im Felsboden. Da hinunter fließt ein Bächlein, nicht viel größer als ein Bergbrunnen; es fließt hinunter und kommt nirgends mehr ans Tageslicht. Tief hinunter muß das Wasser fallen, denn im Loch drinnen brodelt und siedet und gährt es wie in einem Hexenkessel. Wenn man einen Stein hineinwirft, da rollt und rauscht es lange, immer dumpfer und dumpfer, dann kommt es wie Donner von unten herauf, immer näher und furchtbarer, zuletzt wirft der Strudel einen Wasserstrahl weit in die Höhe.

Im Geisterbrünnl wäre die Leiche für ewig begraben und niemand würde etwas erfahren.

Kalter Schauer lief dem Wast über den Rücken bei diesem furchtbaren Gedanken; er schrak vor dem Verbrechen zurück. Und könnte er seinem Weibe nur ein einzigesmal noch offen in die Augen schauen? Nein, niemals! — Soll er nicht heimgehen und die Burgl fußfällig um Verzeihung bitten? . . . O nein, nur das nicht! . . . Sie müßte ihn fürchten und hassen als Mörder ihres Vaters . . Und dann, wenn die Gendarmen kommen und ihn fortführen — ihn, den Hoheneggerbauer . . . und der schreckliche Tod auf dem Galgen . . und sein Bübl, das Seppele — das Kind eines Mörders! Schrecklich! . . . Fort, fort von dieser schaudervollen Stätte, wo der Tote ihn angrinst, wo jeden Augenblick Leute kommen müssen und das Verbrechen entdecken; fort, fort! In zehn Stunden ist die Schweizergrenze erreicht und dort ist Sicherheit.

Er wirft seinen Rucksack und die Büchse von sich — sie kollern hinunter gegen das Geisterbrünnl — dann huscht er wie ein gehetztes Wild durch den Wald hinauf ins Hochgebirge.

(Schluß folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Augsburg: Das göttliche Herz Jesu, die lb. Mutter Gottes und der hl. Joseph haben mir schon des öfteren in verschiedenen Anliegen geholfen. Zum Dank schicke ich diese kleine Gabe.

Ödheim: . . . Mark Almosen für erlangte Hilfe zu Ehren der kl. hl. Theresia v. K. J. und der gottseligen Katharina Emmerick.

Dürnach: Dem hl. Aloysius und dem hl. Wendelin Dank für Genesung in unheilbarer Krankheit.

Frohnstetten: Vielen Dank den Heiligen, besonders dem hl. Judas Thaddäus, dem schnellen Helfer; am zweiten Tage der Novene hat er geholfen. Möchten recht viele, die in Leiden und Trübsal sich befinden, vertrauensvoll an ihn wenden. Ein Heidenkind war versprochen.

Struth: . . . Mark Almosen für erlangte Hilfe.

Oberprausnitz: Zu Ehren des hl. Antonius in einem besonderen Anliegen . . . Kr.

Todtmoos-Weg: . . . Mark Almosen zum Danke für Bewahrung vor Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Mosly: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und dem hl. Joseph für Hilfe und Heilung von Kopfschmerzen.

Würzburg: Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J., die ich sehr verehre, wurde mir Hilfe zu teil in einem großen Anliegen.

J. L. in Sch.: Innigsten Dank Jesus, Maria und Joseph, dem hl. Antonius von Padua, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen im Fegfeuer für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Rodheim: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.

K.: . . . Mark für zwei Heidenkinder als Dank für Erhörung in schwerem Anliegen.

Mörschwil: Dank der hl. Familie und dem hl. Judas Thaddäus für wunderbare Hilfe in wichtiger Geldangelegenheit. Ein Heidenkind „Joseph", sowie Veröffentlichung war versprochen.

Appenzell: Sende . . . Fr. zur Taufe eines Heidenkindes „Joseph Anton" aus Dank für Wiederfinden eines verlegten und nun wieder gefundenen Schriftstückes. Veröffentlichung war versprochen.

Kirchderne: Gabe zu Ehren des hl. Judas Thaddäus und hl. Antonius als Dank für Hilfe in hoffnungslosen Anlieden dankend erhalten.

Wakweiler: Zum Dank für Erhörung in schwerem Anliegen ein Scherflein zu Ehren des h. Judas Thaddäus, hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Gerhard Majella und der hl. Theresia v. K. J.

Marienheide: Öffentlichen Dank der hl. Familie und dem hl. Antonius für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

Viersen: Gabe zu Ehren des hl. Antonius in einer Wohnungsangelegenheit dankend erhalten.

Frankfurt: Der edlen (anonymen) Spenderin der milden Gabe für unser Priesterseminar in Würzburg sowie für die schwer heimgesuchte Keilandsmission sagen wir an dieser Stelle ein herzliches „Gott lohn's."

Würselen: Vielen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius für glücklichen Ausgang einer Gerichtsverhandlung.

Haindorf: Dank dem hl. Antonius für Erlangung eines christlichen Lehrlingspostens.

Leoben: Missionsalmosen erhalten zu Ehren des hlgst. Herzen Jesu und Maria und des hl. Joseph als Bitte um Gesundheit eines Familienvaters.

Hall: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Schutzengel und der hl. Theresia v. K. J. für guten Ausgang einer schweren Operation

Memento

Wasserburg: Rosina Seitz. Bamberg: Dorothea Schauer. M.-Gladbach: Jakob Schnitzler. Augsburg: Auguste Drittenpreis. Gemünden: Babette Schellert. Plieningen: Ursula Brandl. Köln: Ehrw. Schwester Coleta Schröder. Waldniel: Johannes Jülichmanns. Nalbach: Gertrud Spurk, Johann Kakler. Schleiden: Joh. Linden. Opladen: Joseph Lutz. Buer-Heege: Ludwig Watzlawick. Alsdorf: Rosa Greven, E. Huppertz. Eibertingen: Leonhard Lentz. Freisheim: M.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selbstverständlich — in Badeanzügen und saßen auf kleinen Gummiwagen, die von Negern gezogen wurden! Man weiß nicht, wessen Menschenwürde bei dieser Veranstaltung mehr mit Füßen getreten wurde: die der sogenannten Schönheitsgöttinnen oder die der Neger.

Nach einer amerikan. Statistik haben im verflossenen Jahre die über 21 Jahre alten Frauen und Mädchen der Union täglich insgesamt 5 Millionen Dollars für kosmetische Mittel und Schönheitsbehandlung ausgegeben. Für Dauerwellen wurden im verflossenen Jahre insgesamt 150 Millionen Dollars, für Bubikopfschneiden 300 Millionen Dollars verausgabt.

Die amerikan. Opernsängerin Ganna Walska hat in Paris mit dem Chirurgen und Verjüngungsapostel Dr. Voronow die Errichtung eines Verschönerungsinstitut beschlossen. Walska stellt für dieses Institut eineinhalb Millionen Franken als Gründungskapital zur Verfügung.

Die amerikan. Schauspielerin F. Marbe hat bei einer britischen Versicherungsgesellschaft ihr Lächeln für 50 000 Pfund Sterling (1 Million Mark) versichern lassen. Die Police bestimmt, daß die Versicherungsgesellschaft den Versicherungsbetrag zu zahlen hat, wenn durch irgend eine Ursache, sei es ein Unglücksfall, sei es eine Krankheit, ihr Lächeln in den nächsten 10 Jahren seinen Reiz und seine Lieblichkeit verliert.

Nach einer Feststellung der „Literary Guild" kamen im Jahre 1926 auf den Kopf der amerikanischen Bevölkerung zwar 18,15 Dollars Ausgaben für Süßigkeiten, Eiscreme und Soda, aber nur 1,10 Dollars für Bücher! Den 2500 selbständigen Buchhändlern, die es in den Vereinigten Staaten noch gibt, stehen 500 000 Zigarren- und Tabakhändler gegenüber. (Dagegen werden sogar in Rußland jährlich fünfmal soviel Bücher verkauft. In Paris beispielsweise gibt es 82 Stadtbibliotheken, die 1926 1 377 075 Bände, 22 426 mehr als 1925, ausliehen. An der Spitze stehen die Pariser Außenbezirke mit ihrer Arbeiterbevölkerung).

Ein neu eröffneter New-Yorker Kinopalast teilt in seinem Prospekt mit, daß die meisten seiner Logenschließer Akademiker sind, die ihr erstes Universitätsexamen abgelegt haben. Die übrigen New-Yorker Kinotheater haben sich, um hinter der Konkurrenz nicht zurückzubleiben, entschlossen, die Stellen der Vorführer und Platzanweiser künftig nur mehr von akademisch gebildetem Personal besetzen zu lassen!

Ferner wurde in Amerika ein Tierpflegeinstitut ins Leben gerufen, das die Aufgabe hat, Hunde richtig zu frisieren, Katzen den Schnurrbart aufzukämmen und den kleinen Äffchen, die von den Amerikanerinnen unter dem Arm getragen werden, das borstige Fell zu bürsten. Auch die kleinen Krokodile, welche die mondänen Amerikanerinnen im Muff zu tragen belieben, werden dort pedikürt: man poliert ihnen die schuppigen Füßchen! Vergleicht man dabei noch die „Verdienste" der Boxer, Springer, Schwimmer, Rekordflieger und anderer Sportferen, dann haben wir die neue Weltreligion und satanische Dreiheit der Götzen: Mensch (als Tier), goldenes Kalb und Moloch: Maschine.

Gebetsempfehlungen

Würselen: Bitte um Gebet in besonderen Anliegen.

Düren: Bitte um Gebet für Bekehrung eines Bruders sowie Frieden in der Familie.

Goch: Bitte um Gebet zur lb. Gottesmutter, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius in einem schweren Anlieg.

Würselen: Eine Greisin bittet um Gebet, um durch die Fürbitte des hl. Antonius Frieden unter den Ihrigen zu erlangen.

Weilerswist: Ein eifriger Vergißmeinnichtleser bittet um Gebet in schwerer Not.

Würselen: Eine Leserin des Vergißmeinnicht bittet die lb. Gottesmutter um Hilfe in Familienkummer.

Reistingen: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für ihre Söhne.

Eisental: In einem großen Anliegen um das Gebet zum Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. wird gebeten.

Rosenheim: Ein schweres Anliegen.

N. N.: Bitte um das Gebet in hartnäckiger Krankheit und im Studium.

Ein Vergißmeinnichtleser bittet um das Gebet in dringenden Familienangelegenheiten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Empfehlenswerte Bücher

Pater Paul Schebesta, S. V. D.: Bei den **Urwaldzwergen von Malaya**! Der erste, selbsterlebte Bericht über eines der primitivsten Völker der Erde, Waldmenschen der Bambuszeit — von einem deutschen Missionar und Forscher! In Ganzleinen RM 16.—, geheftet RM 13.50. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1927.

Nun ist es einem deutschen Forscher, dem als Anthropologen wohlbekannten Pater Paul Schebesta, gelungen, zu einem dieser sagenhaften Urvölker vorzudringen. Ganz allein, nur von einem malaiischen Diener begleitet, ist er monatelang in den Urwäldern der Halbinsel Malaya (Malakka) untergetaucht, um dem scheuen Volk der Zwerge, den Semang oder Orang-Utan, nachzuspüren. Eine ganz eigenartige Romantik liegt über dieser Reise, die Romantik des echten Abenteuers. Schebestas Reise fällt in die Jahre 1924—1925, sein Bericht — 272 Seiten in schönem klaren Druck — atmet noch die ganze Frische und Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks. 142 photographische Aufnahmen sind im Buch wiedergegeben und vermitteln einen überraschend starken Eindruck von den seltsamen Zwergen. Alles in allem ein selten reizvolles Erlebnisbuch, wie wir es lange nicht mehr in der Hand gehabt haben.

Als Jesus klein war. Legenden und Geschichtlein von Maria Mayer. 24 Seiten mit 7 farbigen Vollbildern von Tilde Eisgruber. Halbleinen mit farbigem Deckelbild, Preis RM 3.80. Pestalozzi Verlags-Anstalt, Berlin-Grunewald, 1927.

In diesem Büchlein versucht die Dichterin unseren Kindern das Leben Jesu bis zu seinem 12. Lebensjahr zu erzählen. Nicht historisch und fremd klingen diese kurzen Geschichten aus dem Alltag der hl. Familie, sondern unseren Kleinsten verständlich und nahe. Wenn das Jesuskind im Schoß Marias von der goldenen Sonne träumt, die es mit seinen Händchen umarmt, wenn es mit dem kleinen Miseräbelchen spielt und die kranke Gefährtin tröstet oder den Vögeln in ersten Frühlingstagen die Brotkrümchen zuwirft, so ist es noch ein herrliches Kind unter Kindern.

Mein erstes Reimbuch. Die schönsten Kinderlieder und Reime aus dem Schatz deutscher Dichtung. Ausgewählt von Wolfgang Tischendorf. Bilder und Text von Emil Stahl. 46 S. mit farbigen Bildern und vielen Textillustrationen. Halbleinen mit farbigem Deckelbild. Preis RM 3.80. Pestalozzi Verlags-Anstalt, Berlin-Grunewald, 1927.

Das Reimbuch führt ein in den Schatz kindertümlicher Lyrik und hilft der Mutter und dem Erzieher bei ihrer Arbeit. Aber nicht nur allein durch seinen wertvollen Inhalt ist dieses Buch zu empfehlen, sondern auch durch die zahlreichen Bilder, die den geschriebenen und gut lesbaren Text beleben und schmücken. Es ist ein Werk, das wohl in keiner deutschen, mit Kindern gesegneten Familie fehlen dürfte.

Malthießen, Wilhelm: **Der Herr mit den hundert Augen.** Eine Abenteuergeschichte aus den tibetischen Bergen. Mit 3 Bildern (IV u. 226 S.). Preis kartoniert RM 3.20; in Leinwand RM 4.—.

Wenn wir noch ein paar solche Bücher hätten wie diese Erzählung vom „Herrn mit den hundert Augen", dann wäre die Schundliteratur bald beseitigt. Es bietet kaum eines mehr Handlung und Spannung, mehr Kenntnis von Menschen und Natur als dieses Buch. — Für Jungen vom 13. Jahre ab und für Freunde echter Abenteuer.

Marienbücher! 1. Gruppe zu RM 1.—: Harrasser, Geist und Leben der Mar. Kongregation; Harrasser, Mutterliebe. — 2. Gruppe zu RM 1.30: Harrasser, Ideal der Mar. Kongr.; Zurkinden, St. Maria (Legende); Reimmichl, Rosengärtlein. — 3. Gruppe zu RM 1.65: Andlau, Der Blumen Wettstreit; Gfall, Übungen des religiösen Lebens; Harrasser, Marienkaplan; Müller, Sonnenblicke. — 4. Gruppe zu RM 2.50: Frohgemut, Höhenwege; Gatterer, Die Jungfrau Maria; Wickl, Ein Büchlein vom innerlichen Leben; Harrasser, Aus dem Tagebuch eines Sodalen. — 5. Gruppe zu RM 5.—: Röttig, Im Kindergarten der Kongr.; Strasser, Kirche und Marienverehrung; Harrasser, Exerzitienleitung I/II; Röttig, Vorträge f. Mar. Kinderkongr.; Harrasser, Handbüchlein für die Tage der Exerzitien. Marianischer Verlag, Innsbruck.

Kongregationspräsides und Seelsorger werden auf die besondere Gelegenheit aufmerksam gemacht, die der Marianische Verlag durch sein billiges Bücher**angebot** marianischer Literatur bietet.

Die Mariannhiller Mission. 64 Seiten; reicher Bilderschmuck. Preis 50 ₰. St. Josephs-Verlag, Reimlingen, bayr. Schwaben.

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Originalaufnahmen, veranschaulicht.

Theresien-Abreißkalender 1928. Mit einem Ausspruch der hl. Theresia für jeden Tag des Jahres. Preis RM 1.25. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Alle Verehrer und Verehrerinnen der hl. Theresia v. K. J. werden diesen Abreißkalender, der infolge seiner gediegenen Ausstattung auch zugleich ein Zimmerschmuck ist, freudig begrüßen.

Am rinnenden Bronnen. Skizzen und Novellen von Betty Schneider. 236 Seiten; geb. RM 2.60. St. Josephs-Verlag, Reimlingen, bayr. Schwab.

Eine feine, reine Frauenseele, wundersam empfänglich für alles Religiöse und für all die zahllosen poetischen Ausstrahlungen der Religion, die sie in tausendfältigem Farbenglanz zurückstrahlt. Eine Seele, die offenbar schon manch schweres Leid durchlebt, die aber immer wieder ihren Trost zu finden weiß in den ewigen Wahrheiten. Und eine Seele, die sich erfreut an aller Schönheit der weiten Gotteswelt, an jedem Stern, an jedem Blümlein, jedem Tautropfen. Die Zeit, die man der Lesung dieser Novellen und Skizzen widmet, ist nicht verloren, zu mancher dieser Erzählungen und Schilderungen wird man immer wieder mit Genuß und seelischem Gewinn zurückkehren. Wir dürfen von Betty Schneider gewiß noch manche schöne und wertvolle Gabe erwarten.

Blumen für Kinder. Von Steffen-Kloß. 3. Aufl., 28 S., mit einem Vierfarbendruck und 8 Abbildungen im Text. Preis 75 ₰. Verlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.

In diesem überaus wertvollen Werkchen haben in glücklichster Verbindung Garten- und Schulfachmann eine Arbeit geliefert, die sehr geeignet ist, bei der Jugend Liebe und Verständnis für die Blumen zu wecken.

Jack London's Bücher: **Südseegeschichten; Ein Sohn der Sonne; König Alkohol; In den Wäldern des Nordens.** Brosch. je RM 3.—, Leinen je RM 4.80, Halbleder RM 7.—. Universitas-Verlag A. G., Berlin W 50.

Es sind wohl die spannendsten Abenteurergeschichten und frei von jedem ekelm Beigeschmack und wuchtig, überwältigend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Burgfräulein. Legende von Henr. Brey. Einbandzeichnung von Heinrich Brey. Elegant gebunden ℳ 2.50. Bergland-Verlag, Elberfeld.

Eine Marienlegende voll duftend. Poesie. Die geistreiche Legende zeugt von feiner Seelenkunde; die Charaktere sind lebenswarm, die feinsten Regungen der Menschenseele in himmelstürmender Andacht oder in irdischer Leidenschaft meisterhaft dargestellt und das Lesen derselben eine Quelle des reinsten Genusses.

Die vom Heidehof. Roman von Henr. Brey. Preis ℳ 4.—. Bergland-Verlag, Elberfeld.

Ein mit Meisterhand geschriebener, echter Heimatroman, voll stark pulsierendem Leben. Entzückend, köstliche Heidebilder.

Die Bücher von Henriette Brey sind Perlen echter Literatur, sie sind mit Herzblut geschrieben und wahr. Sie sollten alle in Borromäusbibliotheken, Schüler- und Volksbüchereien eingeführt werden. Sie wirken Gutes und das ist der Sehnsuchtswunsch der edlen Dulderin auf dem Krankenlager und Dichterin Henriette Brey. Pater D.

Es fiel ein Reif. Roman von Henr. Brey. Preis ℳ 4.—. Bergland-Verlag, Elberfeld.

Der Roman eines Gestrandeten, erschütternd bis zur letzten Zeile. Es ist die Geschichte von dem umhergestoßenen Sohn einer schuldig gewordenen Mutter. Ein Wirklichkeitsgemälde von herber Tragik.

Das Licht der Welt. Christus-Erzählung von Henriette Brey. Einbandzeichnung von Heinrich Brey. Elegant gebunden ℳ 2.50. Bergland-Verlag Elberfeld.

Das hohe Lied der Sehnsucht, das Lebensschicksal eines ehemals Glücklichen, der mit dem Licht der Augen alles, Braut, Liebesglück, Heimat und alle Lebenswerte verliert, in erschütterndem Ringen nach seelischem und körperlichem Licht sich verzehrt und schließlich bei Christus, dem Lichte der Welt, Errettung aus Not und Nacht findet.

Jungmannenwort ans Jungmannenherz. Von Pater Runkel, S. J. Johannesverlag, Leutersdorf a. Rh.

Möge jeder Gesellen- u. Jugendpräses, der für die Exerzitien, für die öftere Kommunion oder für die aloysianischen Sonntage werben will, seiner Jugend dieses Buch in die Hand geben.

Unter der Aquatorsonne. Bilder aus den innerafrikanischen Missionen der Weißen Väter. — Band 3: „Nach Uganda.“ Ein Reisetagebuch. Von Schwester R. Ansprenger aus der Genossenschaft der Missionsschwestern U. L. Frau von Afrika (Weiße Schwestern). 75 S., mit einem Titelbild und 3 Bildtafeln; kart. ℳ 1.30. Verlag der Paulinusdruckerei, Trier.

„Der Weg nach Uganda war, wie der Weg zum Himmel, mit Disteln und Dornen bestreut“, so sagt die Verfasserin. „Für Gott und die Seelen, die der Befreiung von den Ketten des Heidentums harren!“

Exerzitien- u. Missionsbüchlein. Von Pater J. Masenius, S. J. 158 S., in Leinen geb. ℳ 1.50. Verlag der Paulinusdruckerei, Trier.

Der Übersetzer des lateinischen Originals hat den Urtext in gewandter Sprache wiedergegeben und in dankenswerter Weise einen Gebetsanhang angefügt, in dem die Kreuzwegandacht uns besonders gefällt. Wir empfehlen das handliche Bändchen gerne als Hilfe bei den Exerzitien und Missionen.

Padri Donatus Leberaho. Werden und Wirken eines Negerpriesters. Nach den Missionsberichten dargestellt von Pater J. Paas aus der Missionsgesellschaft der Missionare von Afrika (Weiße Väter). Band 1/2 aus dem Sammelwerk „Unter der Aquatorsonne.“ Bilder aus den innerafrikanischen Missionen der Weißen Väter. Mit farbigem Deckelbild, einem Titelbild und 16 Abbildungen auf 5 eingeschalteten Tafeln, 179 Seiten. Steif kartoniert ℳ 2.50. Druck und Verlag der Paulinusdruckerei Trier.

Wir wünschen diesem Buche die weiteste Verbreitung, insbesondere da es eine hervorragende Bereicherung der Länder- und Völkerkunde, sowie der Missionsgeschichte und nicht zuletzt aufzeigt, wie im Missionslande Innerafrikas die bewährten Grundsätze der christlichen Pädagogik Gestalt und Leben gewonnen haben. Pater D. S.

Bildung des jung. Menschen. Von Dr. Tilhamer Toth. (Wachstum und Gestalt. Bücher der Lebenserfassung für den jungen Menschen. 1. Bd.) (VII und 170 S.). Kart. ℳ 3.40; in Leinwand ℳ 4.20. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.

Dieses neue Bändchen ist der Bildungsaufgabe zugewandt und spricht in eindringlicher, dem jugendlichen Geist und Gemüt angepaßter Art vom Lernen und dem Sinn des Studiums, vom Arbeiten und Mitarbeiten in der Schule, von guter Lebensart, von gesunder Lebensweise, von der Berufswahl.

„Warum bist du traurig?“ Von Pater Theophil Ohlmeier, O. F. M. 160 S., Glanzlbd. ℳ 2.—. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Alle Trostgründe, die der Glaube und die Vernunft uns bieten kann, führt der echte Sohn des hl. Franziskus uns da in leicht verständlicher und zu Herzen sprechender Form vor Augen. Darum gehört das Büchlein auch in jede Familie hinein, insbesondere aber in jedes Krankenzimmer.

Suchet was droben ist! Von Pater Gisbert Menge, Franziskaner. Heft 1. 4. und 5. Tsd. 33 S., kart. 30 ₰. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Das Schriftchen zeigt die anerkannten Vorzüge der übrigen Veröffentlichungen des Verfassers: bestimmte und scharf umrissene Darlegung des Dogmas, klare und edle Sprache, gemütvolle und anregende Darstellung. Ein für Katholiken und Protestanten bedeutsames Schriftchen.

Gott unser Vater. Von Pater Gisbert Menge, Franziskaner. Heft 2. 4. und 5. Tsd. 41 S., kart. 30 ₰. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Herrliche, tiefsinnige Ausführungen über die wunderbar trostreiche, erhebende Wahrheit, daß wir durch die heiligmachende Gnade das Vorrecht erhalten, den Allerhöchsten Vater zu nennen.

Goldener Blumenstrauß. Gedichte für Feste in Schule und Gotteshaus. Von Anton Pichler. 192 S., 1.—6. Tsd. Halbleinen gebunden, Titelbild ℳ 1.60. Edelweiß-Verlag, Salzburg.

Bei Festanlässen der Kirche, besonders Bischofsempfang, Primiz, Jubiläen, bei Schulfeiern im Institute muß Frau Poesie zu Worte kommen. Da will hundert wirklichen Gelegenheitsdichtern und solchen, die es sein sollen, und Tausenden, die einen passenden „Vers“ brauchen, das soeben erschienene Büchlein mit 200 wirklich gediegenen Beiträgen die Last abnehmen.

Der Orden der Diener Marias (Serviten). Von G. M. Zinkl, O. S. M. 19 Bilder. 80 S. Preis 80 ₰. Verlag der Marianischen Vereinsbuchhandlung, Innsbruck 1927.

Die Schrift bringt als Auszug eines größeren wissenschaftlichen Werkes des Verfassers eine gedrängte Darstellung der wechselvollen 700jährigen Geschichte des Ordens mit besonderer Berücksichtigung seiner Ausbreitung in Deutschland und Österreich und bietet einen kurzen Überblick über die Tätigkeit des Ordens.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Himmelsleiter

in gewöhnlichem Druck

360 Seiten Preis: Rotschnitt RM. 1.50
Goldschnitt RM. 2.25

Dieses schöne und vielbegehrte Gebetbuch enthält die reife Frucht innerlichen Lebens und Opfersinns, verbunden mit praktischer Erfahrung und wird manche Gott allein suchende Seele näher hinführen zum Herzen des göttlichen Meisters.

Himmelsleiter

in Grobdruck

456 Seiten Preis: Rotschnitt RM. 3.—
Goldschnitt RM. 4.—

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter** in **Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Das Buch wird mit seiner kernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

Armenseelenfreund

384 Seiten Preis: Rotschnitt RM. 1.50
Goldschnitt RM. 2.25

Die darin enthaltenen Gebete sind ein aufrichtiger Freund und Tröster der lieben armen Seelen. Die herrlichen Beispiele bewahrheiten das Heilandswort: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan."

Nothelferbüchlein

288 Seiten Preis: Rotschnitt RM 1.—
Goldschnitt RM. 1.75

Das Büchlein zeigt uns die heiligen 14 Nothelfer so recht als die Helfer in jeglicher Not. Es ist geeignet, die Schönheit und Ursprünglichkeit dieser heiligen Gestalten wieder unter dem christlichen Volke zu beleben.

Der hl. Antonius von Padua

46 Seiten Preis: brosch. RM. —.30

Bei der Verehrung, die die ganze Welt diesem liebenswürdigen Heiligen zollt, wird dieses Büchlein vielen ein treuer Freund sein.

Die Mariannhiller Mission

64 Seiten; Reicher Bilderschmuck Preis: RM. —.50

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Orginalaufnahmen, veranschaulicht.

Bruder Jordan Mai

20 Seiten; (2 Kunstbeilagen) broschiert. Preis: 15 Pfennig,
bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig.

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund.

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis: reduziert RM. 2.60

Ein echtes tiefes Mädchenbuch, viel gelesen und beachtet. Skizzen und Erzählungen sind recht tief empfunden und bieten edle, reine Seelenfreuden für die Leser.

Missionspostkarten

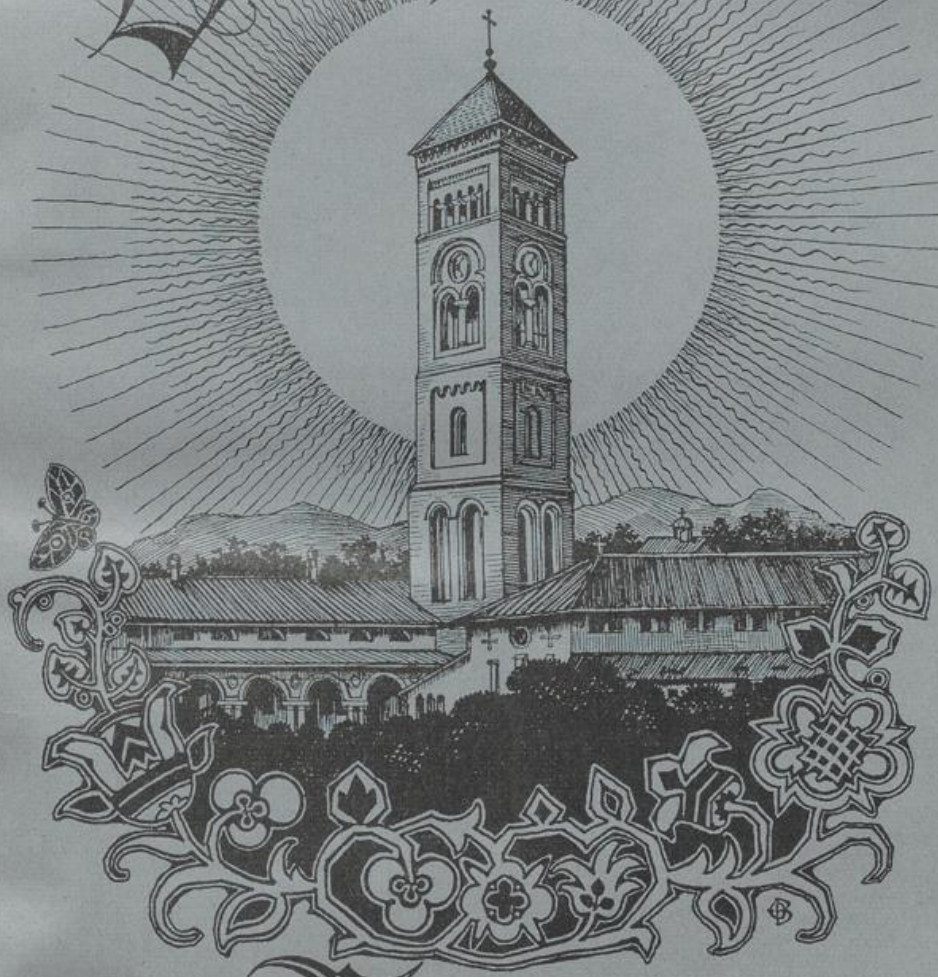
in verschiedener Ausführung direkt vom St. Josephs-Verlag zu beziehen.

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 2 Februar 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	**Italien**	**Lire 10.—**
Einzelbezug	RM 2.40	**Österreich**	**Schilling 3.30**
Schweiz	**Fr. 3.—**	**Einzelbezug**	**„ 4.—**
Elsaß	**Fr. 15.—**	**Jugoslawien**	**Dinar 35.—**
Belgien	**Belga 4.—**	**Ungarn**	**Pengo 2.80**
Tschechoslowakei	**Kc. 20.—**	**Rumänien**	**Lei 93.—**

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen . . . ."

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppelten, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält . . . ."

„Den Gläubigen sollte es noch mehr zum Bewußtsein kommen, mit welch innerer Begeisterung, mit welch inständigem Beten zu Gott, mit welcher Freigebigkeit sie zu einem so heiligen und fruchtbaren Werke einmütig mitarbeiten müssen."

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Exerzitien

unter Leitung von Hochw. Patres der bayr. Franziskaner-Provinz im Antoniusheim der St. Franziskusschwestern in Vierzehnheiligen, Post Lichtenfels, Oberfranken.

1. Für Jungfrauen:
vom 21.—25. Febr., 3.—7. Juli, 13. bis 17. November.

2. Für Frauen:
vom 12.—16. März, 20.—24. Novemb.

3. Für Männer:
vom 17.—21. März, 6.—10. Novemb.

4. Für Terziarinnen:
vom 7.—11. Februar, 2.—6. Oktober.

5. Für Jünglinge und Mitglieder v. Burschenvereinen:
vom 3.—7. März, 7.—11. Dezember.

6. Für Kongreganistinnen:
vom 6.—9. April für Pfarrei St. Ludwig, Nürnberg; vom 1.—5. Mai, 25. bis 29. September.

7. Für männliche Jugendvereine:
vom 26.—30. Mai.

8. F. Pfarrhausangestellte:
vom 12.—16. Juni.

9. Für gebildete Damen und Mitglieder des kath. Frauenbundes:
vom 19.—23. Juni.

10. Für Handelsgehilfinnen und Beamtinnen:
vom 10.—14. Juli.

11. Für Mittelschüler:
vom 17.—21. Juli.

12. Für Priester:
vom 23.—27. Juli, 3.—7. September, 10.—14. September, 8.—12. Oktober, 15. bis 19. Oktober.

13. Für weibliche Jugendvereine:
vom 28. Juli bis 1. August.

14. Für Lehrerinnen:
vom 7.—11. August.

15. Für Lehrer:
vom 21.—25. August.

16. Für Beamte und gebildete Herren:
vom 18.—22. September.

17. Für Arbeiter und Gesellen:
vom 31. Oktober bis 4. November.

18. Für Schülerinnen:
steht die Zeit vom 22. März bis 4. April und 26. August bis 1. September zur Verfügung.

Die Exerzitien beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten und endigen am Morgen des letztgenannten Tages.

Die Franziskusschwestern gewähren den Exerzitanten im Antoniusheim Herberge und volle Verpflegung gegen mäßigen Preis.

Anmeldungen zu den Exerzitien wollen rechtzeitig an die Exerzitienleitung des Antoniusheimes in Vierzehnheiligen, Post Lichtenfels (Oberfr.), gerichtet werden. Jeder Anmeldung lege man Rückporto bei. Die Angemeldeten erhalten dann nähere Nachricht. Ist jemand am Kommen verhindert, so möge er sich sofort abmelden unter Angabe der Aufnahme-Nummer.

Gedanken eines deutschen Bischofs über die katholische Presse. Anläßlich einer Tagung des katholischen Preßvereins für Bayern hielt Weihbischof Dr. Senger (Bamberg) eine Ansprache, in welcher er die drei Erzengel als Vorbilder für die katholische Pressearbeit hinstellte. Der hl. Erzengel Gabriel, Herold der Heilspläne Gottes, soll als Vorbild des Nachrichtendienstes der katholischen Presse gelten. Er hat den ihm aufgetragenen Nachrichtendienst mit vorbildlicher Feinheit und Zartheit erledigt. Seine Botschaft erforderte eine ganz außergewöhnliche Sprachgewandheit und großes Zartgefühl. Er mußte der heiligsten Jungfrau das größte aller Geheimnisse enthüllen, ohne ihr jungfräuliches Gefühl zu verletzen. Das ist eine Mahnung an die katholischen Schriftsteller und Redakteure, die niemals das Zartgefühl der Unschuld verletzen dürfen; sie müssen so schreiben, daß die Mutter die Zeitung nicht vor den Augen der Tochter zu verbergen braucht.

Der hl. Erzengel Michael, der Heerführer der himmlischen Heerscharen, kann als Vorbild für die der katholischen Presse aufgedrängten Kämpfe gelten. Sein Schlachtruf lautet: „Wer ist wie Gott?“ Wo es sich um Gottes Ehre handelte, gab es für ihn kein Zögern, kein Verhandeln, keine Kompromisse. Die katholische Presse muß ebenso wie St. Michael den Kampf um die Ehre Gottes, um den Schutz der geoffenbarten Religion aufnehmen, nicht aus Lust am Streiten, sondern aus Pflichtgefühl.

Die Waffen des katholischen Schriftstellers und Redakteurs sollen die Rüstung Gottes sein, er soll umgürtet sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Schilde des Glaubens, mit dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes.

Der hl. Erzengel Raphael, der heilkundige Familienfreund, sei Vorbild für das hohe Ziel, dem die katholische Presse zustreben soll. St. Raphael ist Licht, Stütze und Trost für die so schwer heimgesuchte Familie des Tobias geworden. Jeder katholische Schriftsteller muß sich in ähnlicher Weise als Lichtträger zeigen, muß in dieser Zeit des Pessimismus Trost bieten. Die politische Tagespresse wird diese Raphaelsaufgabe nur schwer erfüllen können, um so eher wird sie die religiöse Presse zu erfüllen vermögen. Es muß daher, wie es auch der Wunsch des Heiligen Vaters ist, auf den Ausbau der religiösen Wochenblätter ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Hinweg mit allen farblosen Druckerzeugnissen, Zeitschriften usw., illustrierten Blättern aus der katholischen Familie. Es hat keinen Zweck, die Jugend vor dem Gifte der schlechten Presse zu warnen und dann das Gift in offenen Gefäßen jedem zugänglich zu machen. D. R.

Ein fanatischer Papstgegner im Senat der Vereinigten Staaten. J. Thomas Heflin, der sich im Kongreß durch Tiraden gegen die angebliche „päpstliche Gefahr" hervortat, wurde laut dem „Catholic Times" vom 9. 9. 1927, auf sehr treffende Weise von einigen Abgeordneten lächerlich gemacht. Man reichte dem Abgeordnetenhaus einen offiziellen Gesetzesantrag ein, in welchem es heißt: „Die Vereinigten Staaten schweben in schwerer Gefahr, vom Papst in Rom angegriffen zu werden. Ohne die Tapferkeit, Weitsicht und Erleuchtung des großen Führers und Staatsmannes J. Thomas Heflin, Senor-Senators aus Alabama, stünde unser Land gegen diesen Angriff vollkommen wehrlos da. J. Thomas Heflin möge deshalb in die Lage versetzt werden, das Land in eigener Person gegen den drohenden Angriff des Papstes zu verteidigen. Das Abgeordnetenhaus wolle darum beschließen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ersuchen, er möge J. Thomas Heflin zum Flottenadmiral ernennen und ihm — mit der Order, im Hafen von New York vor Anker zu gehen — das Kommando auf dem Schlachtschiff „West Virginia", dem Stolz der Flotte, übertragen. Ferner soll der Admiral die Weisung erhalten, bei Erscheinen des Papstes auf hoher See, in der Luft, unter Wasser oder in der Phantasie, innerhalb von 12 Meilen im Umkreis der Freiheitsstatue ununterbrochen während eines Zeitraumes von 12 Stunden aus 42 Ctm. Kanonen zu feuern, welche mit dem tödlichsten Wortschwall zu laden sind. Je eine Kopie dieses Gesetzentwurfes soll dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Präsidenten des Senats, der Flottenadmiralität und dem überaus wackeren und beherzten Beschützer der Vereinigten Staaten und Staatsmann J. Thomas Heflin überreicht werden."

Briefauszüge

Herzlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J., der hl. Rita und den armen Seelen für eine günstig verlaufene schwere Operation mit vollständiger Genesung.

Würzburg: Auf die Fürbitte der lb. Muttergottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus bin ich in schwerem Anliegen erhört worden. Anbei . . . Mark.

Breden: Dem hl. Antonius Dank für gutes Personal.

Brand: Innigen Dank den hl. Wunden und der lb. Mutter Gottes, der Rosenkranzkönigin, für Hilfe in einem schweren Anliegen.

J.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Antonius und dem sel. Pius X. für Erhörung. Anbei ein Baustein . . Mk. für das Pius-Seminar. Weitere Bausteine folgen wenn ich gesund bleibe.

Wasserlosen: Dank den 4 hl. Evangelisten, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Wendelinus für erlangte Hilfe im Stall.

Oberried: . . . Mark Antoniusbrot für Erhörung einer Bitte, welche ich nebst Gott dem hl. Joseph und den 14 hl. Nothelfern verdanke.

Riedböhringen: Vielen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für wunderbare Hilfe nach einer neuntägigen Andacht um Abwendung von einer der größten und gefährlichsten Krankheit. Anbei ein größerer Betrag für die Mission, welcher versprochen war, sowie Veröffentlichung.

Langensendelbach: Anbei . . . Mark Almosen. Dank Jesus, Maria und Jo-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 2 Februar 1928 46. Jahrgang

Profeß

Nun bin ich Dein — die Finsternis ist licht,
Und meines Lebens Weg liegt sonnenklar,
Und siegreich leuchtend aus dem Dunkel bricht
Das Ziel hervor, das meine Sehnsucht war.

Ich habe Tag für Tag vor Dir gekniet
Und heiß und ungestüm Dich angefleht,
Daß Deine Gottesgnade mit mir geht,
Bis auch der letzte Zweifel von mir flieht ....

Du hörtest meinen Ruf — und ich war Dein.
Nun darf ich stolz an deiner Seite steh'n
Und ließest Du mich lang im Dunkel geh'n,
So will ich jetzt voll heiligen Mutes sein.

Ob auch die Einsamkeit von fern mir winkt,
Um als mein Weggenosse mich zu grüßen —
Noch sah ich keinen, der zu Deinen Füßen
Kniet und nicht wunderstarke Kraft erringt.

So gleitet meines Lebens Strom dahin ....
Du bist das Schiff, das ich mit Jauchzen trage,
Auf daß ich bis zum letzten Schaffenstage
Von Dir durchdrungen und beseligt bin.

Else Budnowski

Lichtmeß

Von Velley

Dunkel war es im Altertum, ganz dunkel im Leben der großen Welt. Haß und Neid und Krieg herrschte allüberall, ein Volk suchte das andere zu vernichten. Nacht und Dunkelheit war aber auch in den Herzen der einzelnen Menschen. Herzensfriede und Herzensfreude waren gar selten. Heiß sehnten sich die Heiden und Juden nach dem Lichte, das scheinen sollte in die Finsternis.

Endlich sollte das Sehnen gestillt werden. Der Heiland erschien, das Licht der Welt. Maria trug das göttliche Kind auf ihren Armen und opferte es im Tempel auf. Und des greisen Simeon Augen, die schon am erlöschen waren, strahlten noch einmal auf beim Glanze des himmlischen Lichtes. Auch er durfte das göttliche Kind, „das Licht zur Erleuchtung der Heiden", auf seine zitternden Arme nehmen und wir möchten ihn glücklich preisen ob dieser Gnade.

Wir feiern die Erinnerung an die Darstellung Jesu im Tempel am 2. Februar, an Maria Lichtmeß. Wie einst, so soll auch heute noch das göttliche Licht leuchten. Auch in unserer Seele soll es hell, soll es licht werden. Die brennenden Kerzen sollen uns heute erinnern, daß wir selbst ein Lichtlein sein sollen, ein Lichtlein für andere. Denke einmal darüber nach: Wie kann ich für meine Umgebung ein Lichtlein sein? Ein Lichtlein macht hell und erfreut.

Heute ist vielleicht deine M. Mutter ganz ernst und traurig. Sie hat Sorge und Kummer. Komm, laß schnell dein Lichtlein leuchten. Sag ihr ein liebes Wort, lies ihr einen stillen Wunsch von den Augen und erfülle ihn und ein bißchen heller wird es um die Mutter werden.

Dein Vater kommt todmüde von der Arbeit. Dein Lichtlein, ein lieber Blick eine kleine Aufmerksamkeit — und seien es nur die Pantoffel, die du ihm bereit hälst — können ihn wieder froh machen.

Dein Schwesterlein ist krank. Dich aber lockt der helle Sonnenschein hinaus ins Freie. Komm, trag dein Lichtlein in das Krankenzimmer, erzähle dem Kleinen eine Geschichte, stelle ihm ein paar Blumen auf den Tisch. Bald wird der düstere Schatten weichen, helles Leuchten durch das Krankenzimmer ziehen.

Und deine Seele wird immer froher werden je mehr sie gibt, denn die Freude, die wir andern geben, kehrt ins eigene Herz zurück.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zum Feste Mariä Lichtmeß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

XIV. **Interregnum und Regierung Dinganas. Die ersten (protest.) Missionare. Die Niedermetzelung der Buren. Die Flucht Mpandes. Sturz und Tod Dinganas.**

Da die Zuluarmee im Felde stand und mit ihr natürlich die gesamte männliche Bevölkerung, so konnte an eine „Thronbesteigung" des neuen Königs noch nicht gedacht werden. Die Verwaltung des Staates besorgte daher solange Mbopa, das Werkzeug der beiden Brudermörder.

Väterlicherseits war von der Familie Tschakas nichts zu fürchten, denn niemand hatte größeres Recht auf den Thron und einen mächtigeren Einfluß, als gerade Dingana und Mhlangana; doch mütterlicherseits konnte man auf Schwierigkeiten stoßen. Es mußten daher durchgreifende Maßnahmen ergriffen werden um einer solchen Möglichkeit zu begegnen. Mbopa wurde daher beauftragt, alle die wenigen Männer, die sich etwa in der Nachbarschaft vorfanden, zu versammeln. Mit diesen Leuten griff er zuerst Nguyazonke, den alten Bruder der Nandi an und ermordete ihn, ohne Widerstand zu finden; dann zog die ganze Bande aus, nachdem sie vorher einige Günstlinge Tschakas, die sich im Dukuzakraal befanden, getötet hatte, um Tschakas Halbbruder Ngwadi, Sohn der Nandi mit Ngendeyana, aus dem Wege zu räumen. Der Auszug dieser Expedition, der sich auch Dingana und Mhlangana anschlossen, löste die letzte Verbindung des Zuluhofes mit dem Dukuzakraal, dessen einziger Einwohner Tschakas Leichnam war, der in einem Loch verweste. Von dem Wambazakraal des Ngwadi, zwischen dem Weißen und Schwarzen Mfolozifluß gelegen, wo Ngwadi nach tapferer Gegenwehr endlich erlag, kehrte die Mörderbande nach Tschakas Hauptquartier in Bulawayo, nicht weit von Eshowe, zurück. Dort erwarteten sie die zurückkehrenden traurigen Überreste der „Großen Armee", so weit sie den Hunger und das Fieber überstanden hatten.

Inzwischen zeigte sich schon bald eine wachsende Eifersucht der beiden Brüder, die beide eifrigst nach der Herrschaft strebten, obwohl es klar war, daß nicht beide den Thron besteigen konnten. Das Mißtrauen der beiden wurde immer stärker und äußerte sich in allerlei Zwistigkeiten. Mhlangana zeigte höchste Ungeduld über den langsamen Rückmarsch der dezimierten Truppen; Dingana sah den Ereignissen ruhiger entgegen im Bewußtsein seines größeren Anrechtes auf den Thron.

Er wäre indessen noch ruhiger gewesen, wenn ihm sein Bruder nicht im Wege gestanden wäre. Als er nun eines Tages seinen Bruder beim eifrigen Schärfen seines Assegais antraf, fühlte er, daß dies Bedeutung für ihn haben könnte. Er ließ durch Mbopa im geheimen Erkundigungen einziehen und glaubte die mörderischen Absichten Mhlanganas für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erwiesen, als dieser sich geäußert, daß Dingana „ein zu großer Tor sei, um einen Thron einnehmen zu können, und daß er ganz sicher nicht König sein solle." Warum also länger warten?

Ohne einen Augenblick zu verlieren ging Dingana mit einer Abteilung seiner Leute sofort zur Hütte des Thronprätendenten und tötete ihn. Etwa 14 Tage nach diesem Ereignis kamen die ersten Truppen des Heeres aus dem Felde zurück und fanden Dingana im alleinigen Besitz des Königskraals von Bulawayo. Ihre düsteren Vorahnungen, die sie auf dem Rückmarsche gefoltert hatten, wurden in unbeschreibliche Freude verwandelt, als sie erfuhren, daß das Land für immer von Tschaka befreit war. Niemandem kam es in den Sinn, die Nachfolge Dinganas anzufeinden. Es war ihnen genug, in ihre Hütte kriechen zu dürfen um auszuruhen und den kommenden Ereignissen entgegenzusehen. Die Zukunft schien glückverheißend, denn Dingana sicherte dem Lande Reform zu. Leider wurden die Hoffnungen bald getäuscht. Kaum hatte aber Dingana seine Macht befestigt, so schreckte er weder vor Verbrechen und Grausamkeit zurück und zeigte sich bald seinem blutigen Vorgänger vollkommen ebenbürtig. Es begann eine planmäßige Ausrottung aller übrigen Familienmitglieder und Verwandten, aller seiner früheren Kameraden und Freunde, der Großen des Volkes, Mbopa nicht ausgenommen. Nur seinen geistig nicht ganz normalen Bruder Mpande verschonte er. Aber diese scheinbare Milde wurde zu seinem eigenen Verderben.

Im Februar 1835 kam Kapitän Allen Gardiner, der sich selbst zum Missionar machte und ein Abenteurer war, und machte seine ersten nutzlosen Anstrengungen, die Zulus zu bekehren. Der Zulukönig verweigerte ihm jedoch die zur Arbeit nötige Freiheit und so kehrte er entmutigt nach Port Natal zurück. Dort wurde er später Friedensrichter und Vertreter der englischen Vertretung. Dort blieb er nicht lange, sondern ging später nach Patagonien, wo er umkam. Am 20. Dezember desselben Jahres 1835 kamen die Herren Alden Grout, G. Champion und Dr. Adams von der amerikanischen Mission nach Port Natal. Am 18. Januar 1836 erreichten sie Dinganas Kraal und errichteten mit seiner Erlaubnis Missionsstationen an der Mündung des Mhlatuze und anderswo. Ihre Zahl vermehrte sich später durch die Ankunft Dr. Wilson und Mr. Venable, die früher bei Mzilikazi waren.

Gegen Ende des Jahres 1837 erschien auch Mr. Owen von der „Church Missionary Society", protestant. Missionsgesellschaft, bei Dingana in Mgungundhlovu. Derselbe erlaubte ihm in der Nähe eine kleine Mission zu eröffnen. Er bemühte sich, die Anstrengungen Gardiners Dingana zu bekehren, zu erneuern, und brachte ihn so weit, einige wenige Leseübungen vorzunehmen; doch wurden seine frommen Bemühungen von seiten seines königlichen Schülers nicht mit der nötigen Ausdauer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

belohnt und sollten bald bestimmt sein, in einer furchtbaren Tragödie ihren plötzlichen Abschluß zu finden.

Gerade kurz vor der Ankunft Owens in Mgungundhlovu kam ein gewisser Pieter Retief, der Führer der Burenauswanderer aus der Kapkolonie, die gerade damals über die Drakensberge nach dem Zulu-Küstenland hereinströmten, um Dingana einen Besuch abzustatten und zugleich um die Erlaubnis zu bitten, sich mit seinen Leuten in dem heutigen Natal niederzulassen. Dies geschah am 5. November 1837. Der König gewährte diese Bitte unter der Voraussetzung, daß Retief ihm das Vieh wieder herbeischaffe, das ihm kürzlich bei einem Überfall durch Sigonyela, dem Häuptling der ma-Ntatis in Transvaal, geraubt worden war. Nachdem diese Aufgabe in befriedigender Weise gelöst war, kehrte Retief zu Dingana zurück und erreichte am 3. Februar den Mgungundhlovukraal. Er brachte das zurückeroberte Vieh mit und war noch von 96 anderen Buren und 30 Eingeborenen begleitet.

Den Buren wurde während ihres Aufenthaltes große Gastfreundschaft gewährt. Die Konzession wurde ausgefertigt und unterzeichnet und am dritten Tage, am 6. Februar versammelten sich die Buren unbewaffnet im Kraal um Abschied zu nehmen. Plötzlich wurden sie verräterischerweise überfallen und alle erschlagen, weder ein Bure noch ein eingeborener Diener entkam. Als letzter wurde Piet Retief ermordet. Mr. Ower befand sich in unmittelbarer Nähe des Kraals, „seine Bibel lesend", während das Gemetzel stattfand. Dieses furchtbare Verbrechen war aber eine Warnung für seine baldige Abreise aus dem Zululand.

Mit ihm gingen auch alle anderen amerikanischen Missionare. Die großmütigen Opfer, die sie für die Zulus gebracht hatten, waren umsonst gewesen. Die Missionen wurden aufgegeben. Kein einziger Eingeborener war Christ geworden. Dingana besaß die ganze grausame und tierische Natur seines Bruders Tschaka, doch nichts von dessen militärischen Genie. Gleich Tschaka besaß er niemals ein Weib, noch hinterließ er ein Kind, obwohl er allen Ausschweifungen ergeben war. Während seiner Regierung ereignete sich nicht ein einziges kriegerisches Ereignis von Bedeutung, das seinem Ruhm ein wenig Glanz verliehen hätte.

Im August machte er einen teilweise erfolgreichen Angriff auf Mzilikazi, der damals in Transvaal hauste, wobei die Zulus eine große Menge Vieh erbeuteten, aber auch sehr schwere Verluste erlitten. Ein Versuch, die Swazis zu besiegen, endete mit einem Mißerfolg. Während der zwölfjährigen Regierung waren dies die einzigen Ereignisse, dazwischen war aber die Zeit angefüllt mit zahlreichen kaltblütigen Niedermetzelungen hilfloser Leute, feige Morde und blutiger Zusammenstöße mit einwandernden Burenabteilungen.

Inzwischen war Mpande zu einem Manne von etwa 35 Jahren herangewachsen. Außer seiner wenig begeisterten Teilnahme an dem Swazi-Feldzug erfreute er sich bisher ganz seines „süßen Nichtstuns"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Gqikazikraal, in der Nähe des Dorfes Eshowe. Dort lebte er umgeben von seinen Frauen und Biertöpfen ohne jemanden zu beunruhigen. So machte er sich also keine Feinde und seine Popularität, ja sogar seine Macht bei einem großen Teil des Volkes nahm gleichmäßig zu. Er wurde so stark, daß im Herzen Dinganas wieder einmal die Eifersucht rege ward. Mpande bemerkte seinerseits das Mißtrauen des Königs. Als ihn nun eines Tages Dingana bestimmt aufforderte, vor ihm im Königskraal zu Mgungunthlovu zu erscheinen, durchschaute Mpande dieses Manöver und führte einen eiligen Rückzug aus mit 17 000 seiner Zuluanhänger. Er zog über den Tukela und ließ sich im Schatten der Burenherrschaft nieder. Dieser große Zuzug der Zuluansiedler nach Natal fand im November 1839 statt und diejenigen, die daran teilnahmen werden von den Eingeborenen mit „igoda lika Mpande" oder Mpandes Anhänger genannt. Der größte Teil folgte später dem Mpande ins Zululand zurück, doch blieben wahrscheinlich einige Tausende in Natal.

Nachdem Mpande in der Nähe des Tongatiflusses sich gelagert hatte, trat er mit den Buren sofort in Unterhandlungen ein. Diese hatten ihr Hauptquartier an dem Platz, den sie damals Boschjesmans Rand nannten und auf den später die Stadt Maritzburg gebaut wurde. Die Folge der Unterhandlungen waren, daß die mehr oder weniger hilflosen Buren froh waren, die friedlichen Vorschläge Mpandes ausnutzen zu können. Sie willigten also ein, ihn bei der Entfernung des schrecklichen Dingana zu unterstützen. Mpande musterte sofort seine große Armee, denn bei den Zulu war jede männliche Person ohne weiteres kriegsverwendungsfähig (k. v.) — und stellte sie unter die Führung des Induna Nongolaza. Er selbst begleitete als Bürge die 600 Mann starke Burenabteilung. Mit ihm ging auch „in Ketten" der große induna Dinganas, Nzobo (bei den Kolonisten Dambuza genannt). Er war kurze Zeit vorher von Dingana mit einer Botschaft, wahrscheinlich aber als Spion, zu den Buren geschickt worden. Infolge der Ankunft Mpandes wurde er zurückgehalten und später auf die Aussage Mpandes und anderer, die ihn beschuldigten, die Niedermetzelung der Buren unter Piet Retief angestiftet zu haben und wegen verschiedener anderer ihm zur Last gelegten Verbrechen von den Buren erschossen.

Dem Dingana wurde es alsbald klar, daß bei dem schnellen und furchtbaren Anwachsen der Macht der weißen Ansiedler im Süden, seine eigene Herrschaft, jenseits des Tukela tatsächlich bald zu Ende sein werde. Um diesen Verlust auszugleichen, sollte eine Gebietserweiterung nach Norden versucht werden. Es kam ihm daher der ehrgeizige Einfall, den Swazikönig Sobuza zu bekämpfen und sich in den Besitz seines Landes zu setzen. Einen ersten erfolglosen Versuch hatte er bereits gemacht und dabei die Hälfte seiner Streitmacht eingebüßt. Er verlegte also sein Hauptquartier von Mgungundhlovu nach den Ma-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gunduhügeln, etwa 8 Meilen südlich des Pongoloflusses und nicht weit von der Swazigrenze.

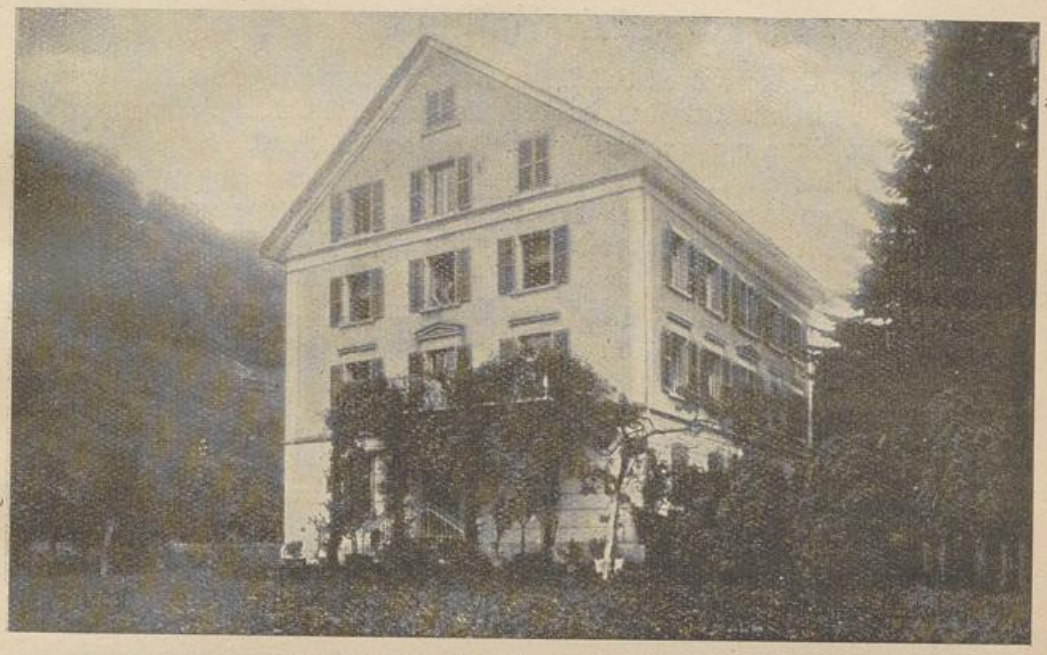
Am 29. Januar 1840 stieß die Armee Mpandes bei den Maqongqo-Hügeln gegen Süden mit dem Heere Dinganas zusammen. Beide Streitkräfte waren fast gleich, sodaß längere Zeit der Sieg schwankte. Zuletzt aber unterlag Dingana und er floh mit seinen Kriegern nach dem jenseitigen Ufer des Pongolo in das Swazigebiet. Er geriet in große Wut über diese Niederlage und ließ seinen großen induna Ndhlela, der im Gefecht verwundet worden war, hinrichten. Er versuchte noch einmal zum Angriff vorzugehen, als das Erscheinen seiner alten Feinde, der Buren, ihm den Mut benahm.

Diese waren, als die Schlacht begonnen hatte, etwa 60 Meilen entfernt; aber sobald sie die Nachricht von der Niederlage Dinganas erhalten hatten, nahmen sie mit größter Anstrengung die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Dingana entkam jedoch ihren Händen und es gelang ihm, sich mit einigen seiner Frauen, einer kleinen Anzahl Krieger und wenigem Vieh sich im Hlatikuluwalde bei dem Ubombo-(oder Obonjeni-)Gebirge sicher zu verstecken. Da er sich dort aber nicht lange halten konnte, mußte er ins Swaziland auf Nahrungsmittelraub ausgehen. Da Sobuzu inzwischen gestorben war, so sandte die Königin-Regentin eine Abteilung Krieger aus, um Dingana unschädlich zu machen. Sie umzingelten seinen Schlupfwinkel und verwundeten Dingana ernstlich. Er erreichte einen befreundeten Kraal, wo er nach dreitägigem Leiden an seiner Wunde starb und an demselben Ort begraben wurde. Sein Anhang im Zululand zerstreute sich und eine große Anzahl wanderte nach Natal aus. Dort wurden sie von den Leuten Mpandes verächtlich der umdidi ka'Nahlela genannt, d. h. der Mastdarm-Nahlelas. (Fortsetzung und Schluß folgt)

Mariannhiller Missionshaus St. Joseph Altdorf, Schweiz

Es gereicht uns zur großen Freude, unsern Wohltätern und Freunden im Schweizerlande die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches anzeigen zu können. In Altdorf konnten wir in herrlicher Lage ein Anwesen erwerben. Nach einer Kapelle, welche die früheren Besitzer mit großer Liebe erbaut und unterhalten haben, trägt die Liegenschaft seit jeher den Namen des Nährvaters unseres göttlichen Heilandes. Deswegen soll auch das neue Missionshaus dem Schutze des hl. Joseph unterstellt bleiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus St. Joseph, Altdorf (Ct. Uri)

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Chur hat gütigst erlaubt, hier ein kleines Juvenat zu errichten, d. h. ein Konvikt für Missionszöglinge, die das nahe gelegene Kolleg Karl Borromäus besuchen können. Damit ist es jetzt den Schweizer Jünglingen, die auf den schönen erntereifen Arbeitsfeldern unserer Mission in Südafrika als Priester mithelfen möchten, leicht gemacht, dieses hohe und erhabene Ziel zu erreichen.

Wir haben die feste Hoffnung, daß durch dieses Haus die guten Beziehungen, welche seit dreieinhalb Jahrzehnten unsere Wohltäter mit unserer Vertretung in der Schweiz verbinden, noch inniger werden. Der hl. Joseph lohne durch seine mächtige Fürsprache alles Gute, das uns in dieser langen Zeit erwiesen wurde und erflehe uns eine neue Schar gutgesinnter Wohltäter und eifriger Missionare. Unsere Schweizer Missionare im fernen Süden sehnen sich nach Hilfe aus ihrer Heimat.

Alle Anschriften und Sendungen sind zu richten an St. Joseph, Altdorf (Ct. Uri), Postscheckkonto Luzern VII 187.

Haltet für eure Kinder das reich illustrierte Missionsglöcklein,
es hält ab vor Schundliteratur!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Basuto

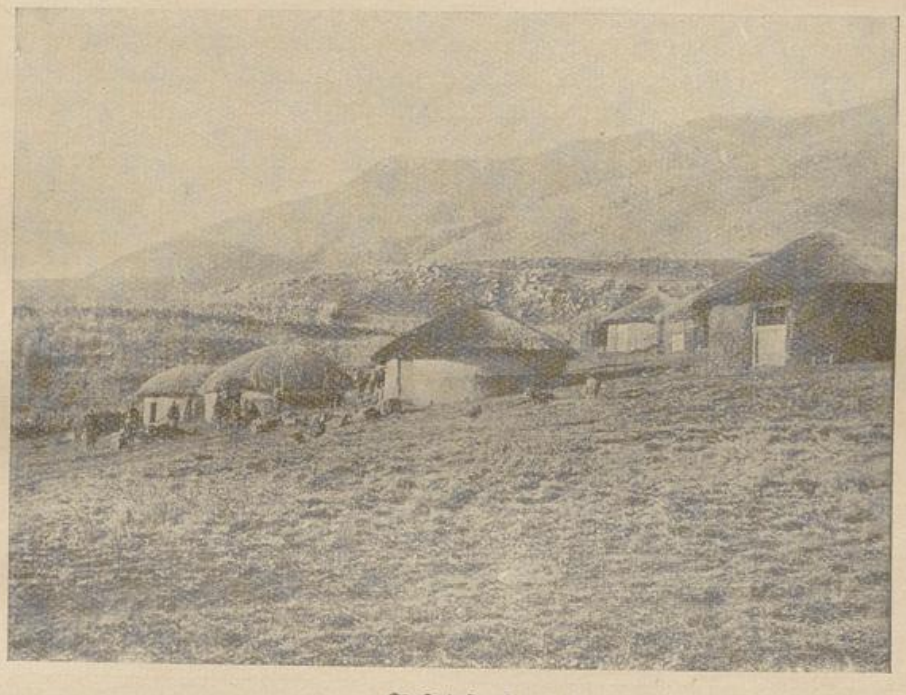
Unter den Eingeborenen des Vikariates Mariannhill sind verschiedene Stämme vertreten. Es sind da die Amazulu, Amabaca, Amapondo, Amatembu, Amaxosa und verstreute Teile der Basutos. Die Sprachen und Sitten der einzelnen Stämme weichen mehr oder weniger von einander ab, was man an ihrer Bekleidung, den Wohnungen und manchmal an der Bebauung der Felder erkennen kann. Während die Basutos sich in Dörfern ansiedeln, bauen die anderen Stämme lieber einzeln. Beides hat seine Licht- und Schattenseiten im Lichte der Missionierung betrachtet. Es ist z. B. für den Missionar viel bequemer, wenn die Leute geschlossen wohnen; jedoch zeigt die Erfahrung, daß die einzeln wohnenden Schwarzen sittlich besser sind.

Als die strebsamsten Eingeborenen in Südafrika muß man wohl die Basutos bezeichnen, was man auch an ihren Wohnungen erkennen kann; sie haben sich auch am längsten zu wehren gewußt, als die Holländer und hernach die Engländer sie vertreiben oder unterjochen wollten. Das Basutoland ist heute noch eine unter England stehende „Insel" in der Union von Südafrika. Als die Basutos sich vor den Weißen in die Berge des heutigen Basutolandes zurückzogen, blieben einzelne Teile im heutigen Ost-Griqualand zurück, andere sind vom unwirtlichen Basutoland wieder nach Griqualand zurückgezogen, einzelne Teile zogen sogar nach Zululand, wo sie sich bis heute isoliert erhalten haben. Unsere Stationen Telgte, Hardenberg, Linden und Mariazell haben mehr oder weniger Basutos zu pastorieren, jedoch sind auch Amacaba, Amatembu und Amaxosa dort.

Das Klima ist dort im Winter ziemlich rauh, weil nahe an den Drakensbergen, die Höhenlage der Stationen ist etwa 1500—1600 m, deshalb kleiden sich die Eingeborenen in warme Decken oder Schaffelle. Ihre Wohnungen bauen sie jetzt meist von dem überall vorhandenen Sandstein oder Rasen. Jedoch wissen sie dieselben außen und innen schön mit Lehmverzierungen zu versehen, wie aus den Bildern zu ersehen ist. Das Holz ist an und in den Drakensbergen fast unbekannt, soweit es nicht von Weißen angepflanzt wurde. Infolgedessen heißt es anderweitig für Brennmaterial sorgen. Kohlen gibt's da auch nicht und somit bleibt nichts übrig als den Kuhmist auf der Weide zu sammeln, um mit dessen Hilfe das Essen zu kochen. Während an andern Orten, wo die Schwarzen mit den Weißen mehr in Berührung kommen, die Kochgefäße nicht mehr wie ehedem von Lehm geformt und gebrannt werden, sondern man die eisernen kauft, werden in diesen abgelegenen Strichen noch viele Gegenstände aus Lehm geformt. Die Tische, Regale, sogar Bänke in Schulen wurden und werden noch von Lehm gemacht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Kirche in Mariazell, der Hauptstation in diesem Distrikt, ist ganz von weißem Sandstein gebaut. Die ganze Steinhauer- und Maurerarbeit wurde von Eingeborenen unter Leitung des Missionars besorgt. Mariazell hat eine große Schule und ein Lehrerseminar, in welchem die schwarzen Lehrer für die Schulen in der Kap-Kolonie herangebildet werden. Es ist da immer interessant, wenn die Ferien beginnen oder schließen, dann wimmelt es auf der Station von Pferden, weil alle



Basutodorf

nach Hause reiten, und zu Pferde kommen sie nach den Ferien wieder. Es ist dann meistens ein Zweiter dabei, der das leere Pferd wieder nach Hause bringt. Im übrigen hält es sehr schwer, dem katholischen Missionar ist es fast unmöglich, in dem bevölkertsten Gebiet zwischen Umtate und dem Keifluß festen Fuß zu fassen. Bei Besitzergreifung der östlichen Kapkolonie wurden alle Schwarzen von andern Strichen auf dieses Gebiet zusammengedrängt und weil damals schon verschiedene protestantische Sekten da waren, aber noch keine kathol. Missionare, so finden heute die letzteren das ganze Gebiet mit protestant. Schulen übersät. Es wird daher große Mühe kosten, bis die kathol. Missionare dort hinein kommen können.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie Bruder Gerold „Bischof" wurde

Von P. Edmund Franke, R. M. M.

Gott sei Dank, daß auch hier mal ein „Besonderes Ereignis" stattgefunden hat. Zur besseren Erläuterung sei Folgendes vorausgeschickt: Mr. J. Farrel hat unserm Hochwürdigsten Herrn Bischof gütigst ca 240 Acres Land geschenkt. Auf dieser Farm steht die schöne solid gebaute Außenschule „St. Patrik" (Emabheleni), gelegen zwischen Oetting und Umsinsini, etwa 10 Meilen von Oetting entfernt. Auf diesem einsamen, weitab gelegenen Fleckchen Erde gedenkt der Hochwst. Herr Bischof das Noviziat für die Eingeborenen Brüder des hl. Joseph einzurichten. Br. Gerold, bisher Katechet in Centocow, wurde als Leiter dieses frommen Unternehmens auserwählt und soll als sogen. Novizenmeister den jungen, schwarzen Brüdern vorstehen. Wenn das Unternehmen gelingt, wird daselbst nach und nach eine kleine Station entstehen, sodaß dort in kurz oder lang ein ständiger Priester unerläßlich sein wird. Bis dahin muß der jeweilige Missionar von Oetting die dortige Gemeinde mit pastorieren. Ich persönlich freue mich über das Unternehmen schon im Interesse der dortigen Christen, die etwas vernachlässigt wurden, da unsere Stationen Oetting, Maria Trost und Umsinsini zu weit entfernt liegen. Am 1. September nun kam der genannte Br. Gerold hier in Oetting an, und wurde mit allen bischöflichen Ehren und Zeremonien feierlich empfangen. Das kam so:

Vor seiner Abreise nach Mariannhill (Exerzitien) bat ich den Hochwst. Herrn Bischof dieses Jahr die hl. Firmung in Oetting zu spenden. Als Termin setzte er den 28. August fest und ich war zufrieden. Später verschob Hochderselbe den Firmungstag auf den 4. September und bat zugleich Ihn am 2. September in Highflats abzuholen. Inzwischen hatte ich bei dem Hochwst. Herrn angefragt, ob denn nicht bald der versprochene und langersehnte Brudermeister der schwarzen Brüder ankommen würde. Antwort: Nur noch etwas Geduld, der betreffende Bruder wird schon kommen. Wer er sein sollte und woher er kommen sollte, war mir gänzlich unbekannt. Mit gleicher Post traf ein Telegramm von Creighton ein mit folgendem Inhalt: Treffe ein Donnerstag den 1. ohne Unterschrift. So, dachte ich, der Hochwst. Herr kommt schon einen Tag früher, gut. Und nun begann der Hochbetrieb. Eine mächtige Ehrenpforte wurde schnell zusammengemacht, mit Blumen und Fähnchen geschmückt, Kränze wurden in Eile geflochten, die Zimmer und Häuser und Wege hergerichtet, alles tadellos geputzt und gefegt, kurz alles zur Vorbereitung für den Besuch Sr. Bischöfl. Gnaden.

Nun kam der erwartete Donnerstag, der 1. September. Die Küchenschwester hatte alle ihre Kunst aufgewandt, um ein anständiges Empfangsdinner auftischen zu können und die alte Seminar-Tante, Schw. Delphine, versuchte im Tischdecken und Servieren ihr Meisterstück zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Gruppe von Amatembu. Bei diesen rauchen Männer und Frauen ohne Unterschied

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machen. Da Bischöfe hohe Herren und viel beschäftigt sind, hielt ich unsere Kutsche als zu langweilig und als zu unwürdig zur Beförderung eines so hohen Gastes und bat deshalb Mr. Farrel, Sr. Gnaden in seinem Auto abzuholen. Er erklärte sich gütigst bereit und erwartete den Hochwst. Herrn Donnerstag 9.30 Uhr in Highflats. Punkt 10 Uhr alarmierte ich die Station sich bereit zu halten für die Ankunft des Bischofs. Sämtliche Schulkinder, Interne und Tagesschüler, fast 130 an der Zahl, alle Marienmädchen, Schwestern, Brüder, Arbeiter und viel Volk stellten sich hinter die Ehrenpforte mit dem großen Schild „Bayete Nkosi!" Zwei Späheraugen wurden beauftragt, sobald sie das Auto oben auf dem Hlokozi erblickten es den Glöcknern mitzuteilen.

Nun harrte alles der Dinge die da kommen sollten. Gegen 10.30 Uhr wurde es plötzlich lebendig. Alle Glocken läuteten im Feierklang. Ich selbst begab mich in vollem Ornat, Rochet, Stola und Pluviale, umgeben von zahlreichen schwarzen Ministranten, voran Kreuz und Fahnen, andächtig unter die Ehrenpforte um dort Reverendissimus feierlich zu empfangen und das kleine Kruzifix, das ein Ministrant auf einem Kissen trug, zum Kusse anzubieten, wie es ja nach dem Rituale Romanum sein soll.

Nun sauste das geschlossene Auto des Mr. Farrel an. Die Kinder riefen „Bayete Nkosi" und als sie im Begriffe waren ehrfurchtsvoll niederzuknieen um den bischöflichen Segen zu empfangen, klappte die Türe auf und heraus kam der „vermeintliche Bischof" Bruder Gerold mit einem mächtigen Koffer. Das Übrige können sich die Leser selbst ausmalen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Am nächsten Tage Freitag den 2. September, dieselbe Prozedur, aber bei weitem nicht mehr so feierlich wie tags zuvor. Infolge der gestrigen Enttäuschung sind die Gemüter abgekühlt, die Begeisterung ist abgeflaut. Es stehen nur ganz wenige Kinder an der Ehrenpforte, sonst ist kein Volk da. Um 4 Uhr rast wieder das Auto heran, die Türe wird aufgetan und heraus kommt der „wirkliche" Bischof, Adalbero Fleischer.

P. S. Br. Gerold hat bereits den Kosenamen „Hilfsbischof" erhalten von den Schwarzen.

Reisebericht

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

So ist es leicht verständlich, daß es uns an Bord zu langweilen begann. Ab und zu sahen wir ein Rudel Delphine ihre drolligen Sprünge machen, doch gingen sie nie nahe an das Schiff heran. Eine kleine Abwechslung brachten auch die fliegenden Fische, die man in dieser Gegend sehr zahlreich sehen kann. Während unsere Schwestern meistens schon mit den Vögeln schlafen gingen, sammelten wir Missionäre uns auf Deck der 2. Klasse und spielten „Mensch ärgere dich nicht." Die übrigen Passagiere suchten auf andere Weise sich die Zeit zu ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

treiben. Vielfach wurde fleißig gespielt und auch zu den Klängen der Schiffsmusik bis in den Morgen hinein das Tanzbein geschwungen.

Doch waren wir froh, daß wir immer näher dem Ende unserer Reise kamen, denn so recht wohl konnten wir uns in dieser Gesellschaft nicht fühlen. Am 16. d. M. war an Bord Kohlenfest. Wir waren zufällig in unserer Kabine, als wir auf dem Deck die Klänge einer eigenartigen Musik vernahmen. Der Grund des Festes besteht darin, daß im Maschinenraum einer der Kohlenbunker leer geworden war. Nun mußten die Kohlen von einem anderen Bunker in den Maschinenraum umgeschaufelt werden. Früher besorgten das die Kulis, heute tun das die Heizer selber und bekommen dann dafür Schnaps. Ungefähr bis 1 Uhr dauerte die anstrengende Arbeit, und nun hatten wir die Freude, den eigenartigen Festzug der Kohlenschaufler zu sehen.

Aus einem kleinen Loch mit kaum 1 Meter Durchmesser kamen die ganz mit Kohlenstaub und Schweiß bedeckten Gestalten wieder an Deck. Nach einigen Minuten setzte sich ihr Festzug in Bewegung. Voran die Musik, bestehend aus einer Ziehharmonika, einer Mandoline und einer sehr originellen Trommel; darauf folgten die übrigen Teilnehmer dieses Zuges mit ihren Schaufeln und elektrischen Laternen. Der Zug bewegte sich um das ganze Oberdeck herum zum allgemeinen Gaudium der Passagiere. Abends war dann Kostümball. Bei uns in der 3. Klasse ging es ganz anständig her. Dagegen trieb es die 2. Klasse sehr toll. Zwei Männer waren als Priester verkleidet und führten sich in dieser Verkleidung direkt ärgernisgebend auf. Auch waren einige Herren in Frauenkostüm sehr ausgelassen und trieben es so arg, daß unsere beiden Reisegefährten, der Oblatenpater und der Jesuitenbruder, sich gezwungen sahen, den Speisesaal zu verlassen. (Anmerkung der Redaktion: Es ist zu hoffen, daß solche Vorkommnisse sich nicht wiederholen, den schließlich sind die nach Afrika reisenden Missionare nicht auf Dampfer einer bestimmten Gesellschaft angewiesen).

Dieser Vorfall zeigt, wie armselig gar oft die Bildung dieser Klassen ist, weil sie nicht einmal mehr soviel Anstandsgefühl haben, daß sie in Gegenwart katholischer Ordensleute alles unterlassen, von dem sie wissen müssen, daß es das Empfinden derselben schwer beleidigen muß. Man kann nichts dagegen haben, wenn sich die Weltleute in ihrer Art belustigen, so weit es ohne Sünde geschieht, aber so viel Anstand sollte man doch verlangen können, daß sie die religiösen Anschauungen Anderer nicht verletzen. Solche Ausschreitungen machen es Ordensleuten und Priestern nahezu unmöglich, mit einem solchen Dampfer zu reisen. Die Schiffsgesellschaft selbst verhält sich bei derartigen Veranstaltungen ganz passiv; doch dürfte sie schon solchen Ausschreitungen gegenüber ein warnendes Wort haben.

Am 20. ds. Mts. liefen wir Walfischbay an. Am Vorabend haben wir unserem lieben Reisegefährten, dem Oblatenpater, noch „Lebewohl" gesagt in einer recht netten Abschiedsfeier. Der Oberstewart der 1. Klasse hatte die Güte, uns seinen Kindersalon zur Verfügung zu stellen. In dreiwöchentlichem Zusammensein war der Pater als alter Afrikamissionar für uns junge Missionsrekruten ein lieber Führer gewesen, weshalb es wohl am Platze war, ihm auch unsere Dankbarkeit zu bezeigen. Einleitend sprach ich einige humorvolle Abschiedsworte und überreichte ihm ein bescheidenes geistliches Blumensträußchen als schwaches Zeichen unseres Dankes. Dann sangen die Schwestern Ernstes und Heiteres; auch wurden schlichte Abschiedsworte und Glückwünsche für die fernere Zukunft gewechselt, und der hochw. Herr war sichtlich erfreut und gerührt über unseren eigenartigen Abschiedsgruß. Am Morgen liefen wir dann in den Hafen von Walfischbay ein.

Um 5 Uhr sollte laut Bekanntmachung die „Wangoni" wieder abdampfen. Somit hatten wir Zeit genug, uns das Leben und Treiben in dem erst seit dem Kriege aufblühenden Hafen anzusehen. Die Küste bot einen trostlosen Anblick. Lauter Sand und nur Sand, soweit das Auge schauen konnte; nicht einmal eine Distel mit ihrem Grün unterbrach das trostlose Gelbe der Sanddünen. Man versucht jetzt wenigstens Ziersträucher anzupflanzen. Das Erdreich dazu muß 45 Kilometer weit herbeigeschleppt werden und täglich muß man die armen Pflänzlein fleißig begießen, wenn sie nicht die nächsten Tage schon wieder absterben sollen. Das war nun einmal echt afrikanischer Boden, und am Quai wimmelte es nur so von schwarzen Arbeitern. Da wir seit dem 28. Dezember nie mehr die schwankenden Bretter unseres Schiffes verlassen hatten, so freuten wir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

uns auf den Augenblick, in welchem wir wieder festen Boden unter unseren Füßen haben würden. Wir gingen so bald als möglich an's Land, und auch die Schwestern folgten unserem Beispiele, und wenn es auch heißer Sandboden war, so fühlten sich die Schwestern doch wohler als an Bord, wo sie das Gespenst der Seekrankheit — wenigstens einige — nie ganz los wurden.

Sehr originell nahm sich da eine Neger-Madame aus, die stolz über den Sand daher geschritten kam in einem langen, roten aber sehr sauber und nett gehaltenen Kleid nach altem europäischem Schnitt, eine kleine weiße Schürze vorgebunden, gelbe Schuhe an den Füßen und ein Tuch als Turban um den Kopf geschlungen. Europäer, meistens Besuche von Reisenden, liefen auch genug herum, aber nicht im langen sondern sehr kurzen Kleid, nicht im alten anständigen, sondern im modernen, dem Nackten sehr holden Schnitt, so daß diese Neger-Madame mehr Verständnis zeigte für die Forderungen der christlichen Sittsamkeit als die hochkultivierten Europäerinnen. Gar bald aber wurde durch die Schwestern unsere Aufmerksamkeit vom Quai abgelenkt. Sie hatten sich nämlich um zwei Europäer versammelt, mit denen sie eifrig im Gespräche waren. Als wir näher kamen, erkannten wir in ihnen zwei Patres von den Oblaten der Unbefleckten Empfängnis, Missionare dieser Gegend, die unseren Reisekollegen abholen wollten. Mit ihnen gingen wir nun zur neuerrichteten Missionsstation der Walfischbay. Das kleine Missionshaus, das zugleich auch Kapelle wird, ist erst im Bau begriffen und der Pater Missionar muß daher täglich bis zu dessen Vollendung von Swakopmund mit der Eisenbahn nach Walfischbay fahren.

„Missionshaus im Sand", das wäre eigentlich der rechte Name dafür. Der Pater sagte uns, das einzige Grün, das er bekommen könnte, wären Linsen auf Watte in Töpfen gepflanzt, die dann als Zierpflanzen gelten. Die Schwestern gaben ihm daher ihre vertrockneten Tannenreiser, die sie als Weihnachtsgruß aus der Heimat mitgenommen hatten, und die er als eine kostbare Gabe in dieser Sandwüste freudigst entgegen nahm. Da die Mission noch nicht eingerichtet ist, so konnten die Patres an uns nicht Gastfreundschaft üben. Daher gingen sie mit an Bord und ließen uns hier bewirten und wir saßen da bei einem Glase Bier in gemütlichem Geplauder an Deck der „Wangoni" zusammen. Nachmittags kam noch ein anderer Pater aus Swakopmund an Bord auf Besuch; und als es dann Zeit wurde, Abschied zu nehmen, gab es ein vielseitiges Händedrücken und Glückwünschen. Als die „Wangoni" vom Quai abgestoßen und vom kleinen Schlepper in das Tiefwasser gezogen worden war, winkten wir noch unsere letzten Grüße unserem lieben Reisekollegen und den anderen Missionaren. Am nächsten Tage sollten wir Lüderitzbucht anlaufen. Erst gegen 5 Uhr liefen wir in die Bucht ein. Hier lag bereits ein schönes, großes Schiff vor Anker; es war ein Frachter der Woermann-Linie, namens „Muansa", und beide Schwesternschiffe begrüßten sich nun durch Flaggensignale. Erst vor ein paar Tagen hatten wir des Nachts so um 11 Uhr einen anderen Woermann-Dampfer auf hoher See getroffen, die „Usaramo", welche von Walfischbay nach Lobittobay herauf fuhr. Beide Schiffe begrüßten sich durch Raketensignale, da sie von einander zu weit entfernt blieben, um die Sirenen hören zu können.

Die Lüderitzbucht macht einen sehr wild romantischen Eindruck. Nur ist sie felsiger als Walfischbay, aber sonst genau so kahl. Da kein Quai vorhanden ist, so mußte der Dampfer draußen liegen bleiben und die Passagiere wie die Ladung wurden von kleinen Schonern geholt. An Bord entwickelte sich jetzt ein rühriges Leben; es kamen die Schwarzen, um das Löschen zu besorgen, was bis 2 Uhr nachts dauerte. An und für sich gab es nicht viel zu sehen, nur hinten am Steuer war es interessant. Dort vertrieb sich nämlich ein Passagier die Zeit mit Fischen. Und das Fischgeschäft ging gut. Jeden Augenblick zog er einen Grundhai an Bord. Da diese Fische aber nicht eßbar sind, so wurden sie zerstückelt und dann den Möven zum Fraße hingeworfen. Dieses Manöver wurde jedoch nicht wiederholt, wenn ein Knurrhahn angebissen hatte, denn diese gelten als sehr schmackhafte Edelfische. Doch waren diese Fische gar nicht einverstanden mit ihrer Reise an Bord und gaben durch Knurren ihren Unwillen kund, daher auch ihr Name.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, waren wir bereits wieder auf hoher See. Sonderbarerweise war es in den letzten Tagen auf See sehr kühl, und von Lüderitzbucht weg hatten wir wieder das unangenehme Schaukeln des Schiffes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Kammerlechner, R. M. M. und die Missionsbrüder
Br. Matthäus Albers und Br. Alfred Müller

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Montag den 24. Januar morgens liefen wir in den Hafen von Kapstadt ein, wo wir wieder einen lieben Reisegefährten, den Jesuitenbruder, verloren. Die Stadt bot einen herrlichen Anblick, ein wahres Lichtmeer. Noch am Vormittag konnten wir an Land gehen und es tat wohl, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Vor allem interessierten wir uns für die katholischen Kirchen. Am Vormittag war uns aber das Glück nicht hold. Wir fanden alle möglichen Kirchen, aber keine katholische. Es sind in Kapstadt fast alle nur denkbaren Sekten vertreten. So fanden wir die Kirche der Methodisten, der engl. Hochkirche, der deutschen Baptisten, der Protestanten usw.

Bei dieser unserer ersten Wanderung durch die Stadt kamen wir auch an die Strandpromenade, wobei wir Gelegenheit hatten, dem Gaukelspiel eines indischen



Meine „Wenigkeit" mit dem „Missionspferd"

Dieses Stahlroß trägt mich jede Woche auf die Außenstationen. Das kostet bei den weiten, schwierigen Wegen 5, 3, 9, 7 und 8 Std., je nach Lage der Stationen. Daß dabei viel Schweiß und Beschwerden verbunden sind, weiß jeder der arbeiten muß. Diese Strapazen könnten erleichtert werden, wenn uns gute Helfer ein „Motorrad" kaufen würden, oder das Geld zur Verfügung stellten. Schon jetzt Vergelt's Gott.

Schlangenbeschwörers zuzuschauen. Am Nachmittag setzten wir unsere Wanderung durch die Stadt wieder fort, um das afrikanische Museum anzuschauen, wie es uns in der Heimat vielfach angeraten worden war, und dann um eine katholische Kirche zu finden. Diesmal hatten wir mehr Glück. Wir kamen ohne die geringste Schwierigkeit an den Herz-Jesu-Konvent der Dominikanerinnen und konnten so unserem Heiland im Tabernakel einen längeren Besuch abstatten. Es ist eigentümlich, auch in der Fremde fühlt man sich beim Scheine des ewigen Lichtleins in unmittelbarer Nähe seines Heilandes wie zu Hause und man vergißt dabei ganz, daß das Gotteshaus englischen Nonnen gehört.

Sonst gibt es in Kapstadt nicht viel zu sehen (?) und wir waren auch damit zufrieden, wenigstens einen Tabernakel zu wissen, denn Kunstwert haben diese Kirchen in den Kolonien sehr wenig. So war damit auch für den nächsten Tag

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unser Programm schon festgelegt sowohl für den Vormittag wie für den Nachmittag: ein Besuch beim Tabernakel und ein Ruhestündlein im öffentlichen Garten. Hier war es sehr angenehm zu verweilen. Palmen, Kakteen, Eichen, Blumen, Denkmäler, Springbrunnen boten dem Auge eine angenehme Abwechslung. Schattige Ruhebänke waren allenthalben von Besuchern besetzt.

Bei Abenddämmerung segelte nun die „Wangoni" wieder auf die hohe See hinaus. Die Ausfahrt war sehr stürmisch. Am übernächsten Tag liefen wir Port Elisabeth an. Da wir aber am Quai nicht anlegen konnten, so wurden wir viel von Schonern besucht, welche die Reisenden abholten und neue zurückbrachten, desgleichen auch die Schwarzen und die Kähne, welche die Ladung mitnahmen. Drollig war es am Abend anzusehen, wie die Schwarzen vom Schoner wieder abgeholt wurden und auf einer Strickleiter das Deck der „Wangoni" verließen. Die See war selbst im Hafen ziemlich unruhig, und es war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, auf den Schoner zu gelangen. Dazu hatten sie die größte Sorge, daß sie dabei nicht ihre „Proviantkiste" verloren. Fast jeder bringt nämlich eine Büchse Eßwaren mit an Bord. (Schluß folgt.)

Notizen eines katholischen Missionsarztes

Letztes Jahr herrschte die Blatternepidemie unter den Indiern von Durban. Darum wurde in der ganzen Umgegend die Impfung streng durchgeführt. Ich selbst habe gegen 2600 Indier und Eingeborene geimpft. An manchen Tagen, wenn Hunderte sich einfanden und ganz in ihrer Weise von der Prozedur nicht nur Schutz vor der bösen Krankheit, sondern auch ein wenig Spaß haben wollten, wurde es ein wenig schwierig, die Ordnung aufrecht zu halten.

Die Eingeborenen sind sehr findig, wenn es gilt, den Europäern Spitznamen zu geben und tun es oft mit einer geschickten Anspielung auf den wirklichen europäischen Namen. So hörte ich mich eines Tages während dieser Impfung „Dr. Make-me-cry" (mach-mich-schreien) genannt, eine sicher nicht zu weit hergeholte Entstellung meines richtigen Namens (Mac Murtrie) und eine treffliche Anspielung auf die Schmerzensschreie, die einigen empfindlichen Patienten während der Impfung entfuhren. Rührend war die Dankbarkeit eines kleinen Indiermädchens, die mir einen großen Strauß wilder Blumen schenkte, womit ich die Krankenzimmer unseres Hospitals zierte. 2599 hatten die Fürsorge der Regierung und meine Arbeit als eine Selbstverständlichkeit hingenommen, aber eine wenigstens kehrte zurück und dankte!

Die folgende kleine Geschichte hat eine ernste wie eine heitere Seite. Sie zeigt recht gut die erstaunliche Höflichkeit, die den Eingeborenen Südafrikas angeboren ist. Natürlich hat diese Höflichkeit durchaus nicht immer europäische Formen und mag darum häufig von einem nicht sehr mitfühlenden Beobachter übersehen werden.

Einmal wurde ich von der Regierung gebeten, in einem weit entfernten Dorf eine schwarze Frau zu besuchen, die, wie man vermutete, an einer ansteckenden Krankheit litt. Als ich das Dorf erreichte, kam mir der eingeborene Lehrer entgegen und führte mich zur Patientin. Wirklich litt sie an der verdächtigen Krankheit. Da diese aber schon weit vorgeschritten war, war es unwahrscheinlich, daß meine Behandlung sie noch retten konnte. Ich tat aber mein bestes und verordnete regelmäßige Medizin. Auch versprach ich sie wieder zu besuchen, wenn ich in die Nachbarschaft käme. Nach einigen Wochen hatte ich den gleichen Weg zu machen. Wieder erschien der Lehrer, schaute aber sehr niedergeschlagen drein. Er erzählte mir, die Kranke sei tot. Es tue ihm sehr leid, mir das sagen zu müssen. Es sei ihm auch ganz unverständlich, denn von dem Augenblick, wo die Patientin die Medizin zum ersten Mal bekommen habe, sei es ihr immer besser und besser geworden bis zu dem Moment, wo sie starb!

Eine höflichere Form, einem Arzt den Tod seines Patienten zu melden, ist sicher noch nicht erfunden worden.

Dr. Mac Murtrie, Mariannhill.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Erziehung der Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars in Mariannhill

Das Schulwesen der Schwarzen

Die Fähigkeit der Schwarzen zum Lernen. Es gibt Unterschiede in der geistigen Fähigkeit zwischen europäischen und afrikanischen Kindern; aber diese Unterschiede sind nicht groß. Sie sind mehr qualitativ als quantitiv, liegen mehr in der Eigenart als in der Zahl. Sie treffen sich auch wieder bei den Kinderarten und man kann sie weder genau abmessen uoch klar auseinander halten. Wo immer ein wirklicher oder scheinbarer Vorrang vorhanden ist, ist dieser schwerlich eine Folge der Abstammung, sondern mehr, beinahe ganz den fördernden Umständen zu verdanken, besonderer Übung und dauernder Betätigung gewisser Sinne oder Geistesfähigkeiten, z. B. glaubt man für gewöhnlich, daß Naturvölker die zivilisierten Völker weit übertreffen durch die Fähigkeiten ihrer Sinne; aber Proben haben bewiesen, daß diese Ansicht irrig ist. Die tatsächliche Überlegenheit ist nur der Erfolg einer besonderen Schärfung oder Übung der Sinne, die jenen Völkern infolge ihren besonderen Lebensverhältnissen notwendig ist.

Das psychologische Gesetz, daß unsere Fähigkeiten wachsen in dem Grade, in dem wir sie üben, findet auf alle Menschen dieselbe Berechtigung. Was nun die Schwarzen und ihre Fähigkeit zum Lernen betrifft, so sagt B. Dahle, daß im Durchschnitt die schwarzen Kinder genau ebenso gut begabt sind, als die weißen; aber im allgemeinen wirken gewisse Umstände so auf sie ein, daß ihre geistige Entwicklung von einem bestimmten Alter an gehemmt wird. In den meisten Unterrichtsfächern stehen die schwarzen Kinder den weißen nicht nach, ja für einige (Singen, Schreiben, Nähen) scheinen sie im Durchschnitt eine bessere Begabung zu besitzen, als weiße Kinder. Auf jeden Fall scheint es festzustehen, daß die Eingeborenen weit mehr befähigt sind zum Erlernen fremder Sprachen als die meisten Europäer. (Der Engländer ganz bestimmt. D. Red.). Die Erfahrung des Schreibers, der 15 Jahre lang Unterricht gegeben, gestattet wohl diese Behauptung.

Fähigkeit zum Lernen schließt die Fähigkeit für Aufmerksamkeit und Zucht in sich. Über diesen Punkt schreibt Professor Jabavu, der 10 Jahre in England war, folgendes: „Meine zehnjährige Erfahrung mit englischen Schulknaben hat mir gezeigt, daß es eine wirkliche Kleinigkeit ist, Eingeborene Knaben in Ordnung zu halten im Vergleich zu englischen; daß aber auch sie ebensoviel Rücksicht und Liebe verlangen wenn man Auflehnung und Unordnung abwenden will." Der Schreiber kann versichern, daß bei geeigneter Behandlung die schwarzen Knaben einem sehr wenig Verdruß bereiten.

Die Schwarzen haben auch ihre Fähigkeit gezeigt für Kultur und hö-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

here Bildung. (Es ist hier immer von südafrikanischen Eingeborenen die Rede, obwohl diese Ausführungen auch für die gesamte schwarze Bevölkerung dienen können. D. Red.). Mehrere haben Doktorgrade erworben auf südafrikanischen, englischen, italienischen und amerikanischen Universitäten. Manche zeigten große Tüchtigkeit als Journalist, Redner, Lehrer, Advokat und Arzt. Augenblicklich kennt der Schreiber einen Professor, 6 Ärzte und drei Advokaten, welche die Grade der englischen Universitäten besitzen. (Ebenso sind in der Mariannhiller Mission schwarze Priester mit römischen Doktorgraden tätig. D. Red.).



Vier christliche Basutofrauen in Festtracht

Schulgattungen. Zur Zeit gibt es folgende Arten von Schulen für Eingeborene:

Privatschulen, die von den Missionaren gehalten werden ohne staatliche Beihilfe. Solche Schulen werden eröffnet, entweder als Vorbereitung für eine zu eröffnende von der Regierung unterstützte; oder an Orten, wo eine katholische Schule ein dringendstes Bedürfnis ist von der Regierung eine Unterstützung aber nicht zu erwarten ist, weil sie weniger als drei Meilen von der nächsten protestantischen Regierungsschule entfernt ist.

Vorbereitende Elementarschulen, diese bereiten auf die 1. Klasse der Elementarschule vor. Der Lehrer braucht nicht staatlich geprüft zu sein, er erhält ein mageres Gehalt von ungefähr 30 Schilling im Monat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Elementarschulen, sie umfassen die 1. — 4. Klasse und müssen einen staatlich geprüften Lehrer haben. Der Gehalt des Oberlehrers schwankt zwischen 48 — 66 Pfund im Jahr, während der Hilfslehrer etwa 30 — 48 Pfund je nach seiner Tätigkeit bezieht.

Mittelschulen, umfassen die 5. und 6 Klasse mit Lehrergehalt von 72 — 84 Pfund.

Lehrerseminare: Schüler, welche die 6. Klasse absolviert haben, erhalten in einem 3—4jährigen Unterrichtskurs die Ausbildung zum Lehrer. Diese Seminare müssen noch dazu von geprüften europäischen Professoren geleitet werden, denen eingeborene Lehrer als Assistenten zur Seite gegeben sind.

Ackerbauschulen: Jünglinge, welche die 6. oder 7. Klasse absolviert haben, erhalten daselbst eine zweijährige Ausbildung in der Landwirtschaft. Solche Schulen gibt es zwei im Transkeigebiet; eine in Tsolo, die andere in Teko.

Eine weitere Ackerbauschule befindet sich in Amanzimtoti in Natal und eine andere in Reichenau, Missionsstation der Mariannhiller Missionare. Junge Leute, die eine solche Landwirtschaftsschule mit Erfolg durchgemacht haben, werden von der Regierung als Ackerbaulehrer im Transkeigebiet, in Natal und Basutoland angestellt. Es ist eine eigentümliche und doch gewöhnliche Erscheinung dieser Landwirtschaftsschulen in Deutschland, Indien und Südafrika, daß diese jungen Leute, welche aus diesen Schulen hervorgegangen sind, lieber eine kleine Stellung bei der Regierung annehmen als unabhängig ihren eigenen Boden zu bewirtschaften.

Industrie-, Handwerksschulen: Junge Leute, welche die 6. Klasse bestanden haben, lernen dort eines der folgenden Handwerke: Schreinerei, Wagnerei, Schmiedehandwerk, Schneider-, Dachdecker-, Schuhmacher-, Sattler-, Anstreicherhandwerk und Malerei. Mädchen machen einen Haushaltungskurs und erlernen die Führung des Haushaltes, Kochen, Nähen, Spinnen, Weben, Flechten usw.

Hochschulen; in ihnen wird das Studium von der 6. Klasse aufwärts betrieben und bereitet auf die Immatrikulation vor.

Die südafrikanische Akademie in Fort Hare ist die werdende Universität für die Eingeborenen. Es besteht ein Bedürfnis für höhere Bildung unter den Schwarzen. Ihr Fortschritt muß der Erfolg großer Männer sein, sowohl außerhalb wie innerhalb ihrer Rasse. Es ist daher ratsam, einigen Schwarzen die höchst möglichste Bildung angedeihen zu lassen.

Der verstorbene Tengo Jabavu war der größte Vorkämpfer für die höhere Bildung unter den Schwarzen. Die Akademie zu Fort Hare wurde nach einigen Jahren der Vorbereitung im Februar 1916 durch den verstorbenen General Botha eröffnet. Die Kosten werden getragen zum Teil von der Regierung, dem Transkeigebiet, Basutoland, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsgesellschaften, Freunden der Eingeborenen, den Schwarzen selber und den Schulgeldern. Die Akademie bietet folgende Kurse: Baccalaureatskurs der afrikanischen Universität, erstes Jahr der Medizin, Unterrichtsdiplomkurs, Matrikulation, Landwirtschafts-, Geschäfts-, Handelskurse. Im Jahre 1923 pronovierte der erste Schwarze auf der südafrikanischen Universität zum Doktor. Im Dezember 1926 bestand ein katholischer Student der Mariannhiller Mission das Examen für das Baccalaureat in Fort Hare und ist nun im Lehrerseminar für Eingeborene in Mariannhill angestellt.

Notwendigkeit der Bildung. Die wichtigste Frage der ganzen Abhandlung ist diese, ob man dem Schwarzen überhaupt eine höhere Bildung verschaffen soll. Es gibt gewichtige und durchschlagende Gründe für eine bejahende Antwort.

Wir müssen die Eingeborenen erziehen, weil wir damit begonnen haben und können davon nicht ablassen. Wir begannen sie zu erziehen, als wir mit ihnen in Berührung kamen, sobald wir unsern Fuß auf die südafrikanische Küste gesetzt hatten.

Lord Selborne sagte einmal bei einer Aussprache an der Universität in Kapstadt: „In demselben Augenblick, da ein Schwarzer mit einem Weißen in Berührung kommt hat seine Erziehung begonnen; sei es auch nur mit einem Verkäufer in dem den Schwarzen eingeräumten Gebiet; weit mehr aber ist dies der Fall, wenn er auf einer Farm lebt und noch weit mehr, wenn er Dienstbote bei Europäern wird. Da beginnt seine Schulung mit großem Nachdruck. Und wenn dies die einzige Bildungsmöglichkeit für den Schwarzen bleibt, wer vermag da noch zu glauben, der Schwarze nähme bei Nichtunterricht etwas anderes vom Europäer an, wenn nicht das Schlechte?"

Die Sozialphilosophie, soziale Menschenkunde, lehrt, daß der Anschluß, die Berührung des Eingeborenen mit unserer gepriesenen Zivilisation fast stets eine verschlechternde Wirkung erzielt hat. Daher ist Unterricht und Bildung notwendig. Was die südafrikanischen Eingeborenen betrifft, so wurde deren selbständiges Vorangehen seit Jahrhunderten gehemmt durch ihre eigenen sozialen Sitten und Gebräuche, dagegen das „Nachahmen" sich umso kräftiger entwickelte So kam es, daß, als sie mit der weißen Bevölkerung zuerst in Berührung kamen den Weg der geringsten Anstrengung einschlugen und anstatt die Tugenden die Fehler und Laster nachahmten, da sie nicht dem Verstande, sondern dem Naturtrieb folgten. Sie haben sich dadurch nicht verbessert. Sie mußten sich so gut und schlecht es ging, sich ihre ungeeignete Bildung selbst zusammensuchen; deshalb bleibt nichts anderes übrig, als ihnen jetzt eine bessere und geeignete Erziehung zukommen zu lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heidnischer Aberglaube und seine Greuel

Von P. Sales Esser, R. M. M.

Als ich noch in Reichenau missionierte stellte sich eines Abends spät ein ungefähr 11—12jähriges Mädchen ein und bat, in die Schule aufgenommen zu werden. Ich fragte, ob es zu Hause davongelaufen sei oder ob es mit Erlaubnis der Eltern zur Schule komme. Das Mädchen erwiderte mir darauf: „Baba, ich bin zu Hause weggelaufen. Große Furcht hat meine Seele erfüllt. Mein Bruder will mich verkaufen. Die Männer aber, die mich kaufen, wollen mich töten und aus meinem Leib Medizin machen, um einen Häuptling ums Leben zu bringen." Ich drückte meinen Zweifel über diese Aussage aus, allein das Mädchen ließ sich nicht abwendig machen sondern sagte: „Baba, glaube es nur, ich habe es selbst gehört, als mein Bruder mit ein paar Männern darüber verhandelte. Die Verhandlung wurde nämlich im Kraaleingang geführt und ich war in der Nähe verborgen. Mein Bruder hat noch zugestimmt, daß die Männer mich für 12 Ochsen haben könnten. Die anderen Männer sagten darauf, daß 12 Ochsen zwar sehr viel sei, daß sie aber doch zustimmen würden, weil sie eben ein Mädchen haben müßten, das noch nicht heiratsfähig sei." Die Tränen standen dem armen Wesen in den Augen, als sie das so treuherzig erzählte. „O Baba, rette mich, lasse mich auf der Station!" bat sie inständig. Ich erklärte ihr, daß sie einstweilen in der Schule bleiben könne.

Schon am andern Tag kam der Bruder des Mädchens. Da der Vater des Mädchens nicht mehr lebt, so hatte nach heidnischem Gesetz der erbberechtigte Sohn die ganze Verfügung über dasselbe. Der heidnische Bruder hatte noch eine Menge anderer junger Leute mitgebracht um das Mädchen mit Gewalt wegzuholen. Ich weigerte mich ganz entschieden, das Mädchen herauszugeben und sagte dem Bruder desselben, er solle zum Magistrat gehen und dort die Auslieferung verlangen. Auf diese meine Worte hin erhob die ganze Gesellschaft ein wüstes Geschrei und sie riefen, sie wollen das Mädchen mit Gewalt holen. Darauf erklärte ich dieser Gesellschaft: „Ich gebe euch das Mädchen nicht heraus. Ich werde aber selbst zum Magistrat gehen und euer wüstes Benehmen dort zur Anzeige bringen." Die Menge stand starr. „Zu gleicher Zeit werde ich", fuhr ich fort, und dabei richtete ich meine Augen scharf auf den Bruder des Mädchens, „dem Richter erzählen, daß du eine Unterredung mit dem heidnischen Doktor hattest und deine Schwester für 12 Ochsen an den Medizinmann verkauft hast. Und ich weiß auch, was dieser mit ihr machen will."

Diese meine Äußerung machte natürlich einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er suchte zwar seine Verlegenheit zu verbergen und fing wieder an zu drohen, allein schließlich zog er es doch vor zu gehen. Er verabschiedete sich ziemlich kleinlaut mit den Worten, er werde wieder kommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um das Mädchen aus der großen Gefahr, in der es schwebte zu entfernen, ließ ich es nun schnellstens auf die entfernte Station Citeaux bringen. Sie selbst drängte darauf, schon in der kommenden Nacht abzureisen, da sie fürchtete, man würde sie doch noch mit Gewalt holen. Am nächsten Tag erwartete ich immer einen neuen Besuch des Bruders des Mädchens; allein er ließ sich nicht mehr sehen, sondern sandte eines Tages einen Boten mit dem Bemerken, die Sache sei in Ordnung, das Mädchen könne auf der Station bleiben.

Aus diesem schnellen Nachgeben des heidnischen Bruders schloß ich, daß doch wahrscheinlich das, was das Mädchen erzählte, wahr sei. Er wollte durch sein Nachgeben offenbar verhindern, daß ich zur Polizei ginge. Noch mehr bestärkte mich in der Ansicht ein Ereignis, das bald darauf eintrat.

Einige Zeit, nachdem ich den Auftritt mit dem heidnischen Burschen gehabt hatte, wurde die ganze Gegend in große Aufregung versetzt durch einen geheimnisvollen Mord. Ein weißer Farmer sah eines Tages, wie sein Hund ein menschliches Bein herumschleppte. Er ging der Spur nach und fand auch wirklich einen menschlichen Leichnam, aber ganz zerstückelt hoch auf einem Berge, wo sonst niemand hinkommt. Der Körper war schon in Verwesung übergegangen. Die Sache wurde von der Polizei und Detektivs untersucht. Nach langem Nachforschen wurden auch verschiedene verdächtige Personen verhaftet. Allein ein Nachweis konnte nicht erbracht werden und so wurden die Leute wieder entlassen. Bald darauf aber wurde einer wieder verhaftet, da verraten worden war, daß in dessen Hütte verschiedene Körperteile der gefundenen Leiche vergraben seien. Obwohl sich bei einer Nachgrabung in seiner Hütte die Richtigkeit dieser Anklage herausstellte, wurde er doch wieder auf freien Fuß gesetzt. Nicht lange hernach starb ganz plötzlich unter merkwürdigen Erscheinungen der Häuptling.

Missionspost

II.

Aus Mariannhill schreibt der gleiche Missionar, von dem schon ein Brief im „Vergißmeinnicht" erschien, folgenden zweiten Brief. Zwischen beiden liegen einige Monate:

. . . . Da ich diesen Brief schreibe, ist es bereits ein Viertel vor 1 Uhr nachts. Ich komme heute von Mopela zurück, 5 Reitstunden weit. Morgen muß ich wieder eine Predigt vorbereiten. Ich bin jetzt jeden Sonn- und Feiertag und noch viele Wochentage draußen. Von Monat zu Monat fühle ich mich wohler. Ich lerne allmählich die Leute kennen und, was hier sehr wichtig ist, die vielen Wege, Stege und Pfädchen. Heute, nach fast einem Jahr, kenne ich mich so ungefähr aus, was die wichtigsten Außenplätze angeht. In Ntsongosi und kwa'Hewu war ich noch nicht. Auch diese Außenstationen muß ich demnächst besuchen, wie P. C. mir sagte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am vergangenen Sonntag war ich in St. Raphael. Ich kam etwa um 8 Uhr dort an, setzte mich bald in den Beichtstuhl und hatte bis halb 1 Uhr Beicht zu hören. Dann begann die hl. Messe. Ich hatte über 100 Kommunionen. Es waren außerdem eine Anzahl Erstbeichtende da. Ich bedauere es, daß ich so manche ernste und drollige Eindrücke wegen Mangel an Zeit nicht mitteilen kann. Das vorletztemal hatte ich bei der großen Tour Fieber. Riesige Regengüsse waren hier niedergegangen. Der Umlazifluß war gewaltig angeschwollen. Ich mußte den Weg nach St. Magdalena auf der Eisenbahn machen. Und dann zog ich wie ein Ritter von der traurigen Gestalt durch das Land. Ich hatte wahnsinnige Kopfschmerzen. Die Erschütterungen beim Traben waren mir unerträglich. In solchem Zustand sind die Anstrengungen der Seelsorge doppelt schwer. Einmal mußte ich mich vor und nach der hl. Messe zu Bett legen. Ich ließ den Katechisten die Predigt vorlesen. Aber ich kann Ihnen versichern, so gut wie der hätte ich es auch noch gekonnt.

Wie glücklich war ich, als ich nach der Tour daheim ankam. P. C. war ebenfalls durch ein Fieber ans Bett gefesselt. Ich selbst kurierte mich bald durch kalte Abwaschungen. Heute Morgen mußte ich Bußen erteilen wegen öffentlichen Ärgernisses. Dann stellte sich ein junges Ehepaar vor, das nach unseren Begriffen gar keine Eheleute waren. Er war Katholik, sie Protestantin, beide heidnisch verheiratet. Das saubere Pärchen hatte mal wieder, wie es schien, eine fromme Anwandlung bekommen und kam zur Kirche. Er meinte, ich solle ihm eine Buße geben für sein Vergehen, dann sei alles wieder in Ordnung. Ich mußte ihm natürlich erklären, daß da schon viel weiter auszugreifen sei usw.

Doch ich muß schließen, es ist bereits halb 2 Uhr . . . . . .

P. Raphael Böhmer, R. M. M.

Das große Liebeswerk vom hl. Paulus

Das **große Liebeswerk vom hl. Paulus der Mariannhiller Mission** hat sich in der letzten Zeit wieder neu entfaltet und viele Mitglieder gewonnen; möchten nun auch fernerhin demselben recht viele beitreten. Es ist dem hl. Paulus geweiht, weil er der größte aller Heidenmissionare ist und weil er als Fürbitter erwählt ist, recht vielen jungen Leuten Liebe und Freude zum Berufe eines Missionars zu erbitten.

Das große Liebeswerk vom hl. Paulus soll es uns ermöglichen, braven **unbemittelten Jünglingen** die Möglichkeit des Studiums zu gewähren, damit die ihnen von Gott in's Herz gelegte Sehnsucht, die Heiden zum Heiland zu führen in Erfüllung gehen kann; es soll uns ermöglichen, **Missionshäuser und Seminarien** zu errichten und zu erhalten, in denen die von Gott Berufenen für ihr praktisches Wirken in der Mission vorgebildet werden.

Für die lebenden und verstorbenen Mitglieder dieses Liebeswerkes wird jede Woche eine hl. Messe gelesen; auch haben sie Anteil an den zwei hl. Messen, die tagtäglich für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mission gelesen werden und Anteil an den Verdiensten und guten Werken der Mission. Jeder **neugeweihte Priester** liest nach seiner **Primiz eine hl. Messe für die Mitglieder des Liebeswerkes;** ferner wird in allen unsern Häusern von allen **Mitgliedern** nebst den sonstigen Gebeten **monatlich die hl. Kommunion** für die Mitglieder des Liebeswerkes aufgeopfert.

Wer sich als Mitglied des Liebeswerkes einschreiben läßt hat einen **jährlichen** Beitrag von *RM* 1.— zu leisten, (für Arme und Kinder genügt eine geringere Spende) und möge das Gebetchen jeden Tag sprechen: „Heiliger Paulus, du großer Völkerapostel, bitt für uns und die armen Heiden!"

Wer einen Betrag von *RM* 20.— spendet, ist für immer in das Liebeswerk des hl. Paulus eingeschrieben (hat also keinen jährlichen Beitrag mehr zu leisten) und bekommt ein schönes Bild, das hinweist auf den Trost, den eine sterbende Mutter haben kann, wenn ihr Sohn in der Mission wirkt, in einem Missionskirchlein die hl. Messe liest.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ferner möchten wir noch daran erinnern, wie in Nr. 4 des „Vergißmeinnichts" von 1927 geschrieben wurde, daß, wer zum Bau unseres Priesterseminars oder zur Ausstattung der Kapelle desselben, zur Errichtung der Altäre usw. *RM* 50.— spendet, als **Gründer** in das **Stifterbuch** eingetragen wird. Möchten sich noch recht viele Mitbegründer melden. **Allen lieben Wohltätern möge Gottes reichster Segen zu teil werden.**

Die Mariannhiller Mission

Unser Herr im Stein

Von Reimmichl Nachdruck verboten

Beim Geisterbrünnl wird's wieder ruhig. Die Nebel ziehen das weiße Bahrtuch über den Toten, die hochstämmigen Tannen neigen ihre Wipfel und stöhnen und ächzen, der Strudel aber rauscht das schaurige Leichenlied.

Ein frischer Nordwind hat die Nebel über den Berg hinunter und zum Tale hinausgejagt. Die Sonne ist schon längst unter die Berge gesunken und die Nacht hat ihren dunklen Schleier über die Seealm gezogen. Hinter dem Felsenbild: „Unser Herr im Stein" erhebt sich eine wunderbare Lichte und umfließt das Bild wie ein Heiligenschein. — Die Hoheneggerbäuerin steht am Fenster und betet hinüber, denn der Wast ist noch immer nicht heimgekommen. Jetzt steigt der Mond über das Felsenbild empor — sein mildes Licht gießt keine Ruhe ins geängstigte Frauenherz. Er scheint heute so bleich wie ein Totenantlitz. Es läßt ihr keine Ruhe mehr; die Knechte müssen fort in den Wald, den Wast zu suchen.

Es vergeht eine Stunde und noch eine — der Burgl scheint jede eine Ewigkeit . . . Endlich kehren einige von den Knechten wieder. Sie hätten nichts gefunden, sagen sie, aber ihre Gesichter sind verstört und sie flüstern geheimnisvoll miteinander. — Da bricht die Burgl ein lautes Schluchzen aus, sie bittet die Knechte, ihr die Wahrheit zu sagen; es sei ihr leichter, das Unglück zu vernehmen, als in dieser schrecklichen Ungewißheit zu schweben. Die Knechte schwören hoch und teuer, daß sie nichts vom Wast gesehen. — Die Burgl nimmt ihr Kind auf den Schoß, faltet ihm die Hände und sagt: „Seppele, bet' zum Himmeltatte, daß der Vater wieder kommt." Da fängt das Bübl an hell zu lachen und deutet mit den Händchen hinüber zu „unserem Herrn im Stein", wo der Fels im Mondlicht erglänzt.

In Angst und Bangen, in Tränen und Beten verging die Nacht.

Endlich am Morgen hat die Burgl alles erfahren. — In der Nacht hatte sie mit schrecklichen Bildern ihre Seele zermalmt, das Schrecklichste war ihr nicht eingefallen. Zu viel war es für das arme Frauenherz. Einen jämmerlichen, fast tierischen Laut hatte sie bei der Nachricht von sich gegeben, dann war sie hingesunken. Nun saß sie den ganzen Tag da stumm und blaß wie eine Leiche. Ihr Antlitz war hart wie ein Stein, keine Träne rann über ihre Wangen — sie konnte nicht weinen.

Das Seppele in der Wiege schrie und wimmerte; sie bemerkte es nicht. Man wollte das Kind fortnehmen, da stürzte sie sich mit einem lauten Wehruf auf dasselbe.

Es war auch gar zu schrecklich, was sich die Leute erzählten. Wie ein Lauffeuer ging es in der Seealm herum, der Wurzelgraber und der Wast hätten sich um einen Rehbock gerauft, der Wurzelgraber habe den Wast erschossen und ins Geisterbrünnl geworfen. — Die Büchse mit dem Schnerfsack sei ja neben dem Loch gelegen; zuletzt habe sich der Wurzelgraber selbst das Leben genommen.

Den Wurzelgraber hatten sie in aller Stille auf dem Kirchhof begraben. Die Burgl war nicht hinuntergekommen . . Sie sprach allerlei wirres Zeug, in der Nacht gellte ihr Jammer durch das Haus man raunte sich schon in die Ohren, die junge Hoheneggerin sei wahnsinnig geworden. — Da stieg der alte Pfarrherr den Berg hinauf. Lange blieb er droben im Hohenegg; mild und sanft waren seine Worte. Er sprach von der lieben Gottesmutter unter dem Kreuze, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchstochen . . . Wenn der Wast auch fort sei, meinte er, im Himmel droben wache

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch ein anderer Vater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Himmel droben kommen wir alle wieder zusammen, um uns nie mehr zu trennen.

Da löste sich endlich aus den Augen der Burgl eine Träne und bald schluchzte und weinte sie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. — Die Tränen linderten ihren Schmerz.

Der Trost des Pfarrherrn war wie ein Balsam auf ihr wundes Herz gefallen. Sie war nun bereit, ihr Kreuz zu tragen für den Wast, daß er ja gewiß in der andern Welt ein gutes Plätzchen finde.

III.

Sechs Jahre waren seit dem Unglückstage verflossen. Unstet und flüchtig wie Kain irrte der Hoheneggerbauer als Nagelkrämer in der Fremde herum. Das Bild des toten Wurzelgrabers verfolgte ihn bei Tag und Nacht. — Das war jedoch nicht die größte Qual für den geprüften Mann; in seinem Innern loderte wie ein sengendes Feuer das tödliche Heimweh, die brennende Sehnsucht nach Weib und Kind. Fast alle Nächte war er im Traum auf der Seealm bei seinen Lieben; im Schlaf hörte er die süße Stimme seiner Frau und schaute seinem Bübl in die taufrischen, blümelblauen Äuglein.

Beim Erwachen aber brannte das Weh im Herzen nur umso heißer, je süßer die Bilder im Traume gewesen. Oft hörte er im Schlafe das Singen und Klingen von „unserem Herrn im Stein" herüber und das feierliche Glokkengeläute aus dem Alpental. — Das Bild im Stein winkte freundlich mit der Hand; der Wast aber wollte von unserem Herrn nichts mehr wissen. Er grollte dem lieben Herrgott in wildem Trotz, weil er glaubte, von ihm verstoßen und verlassen zu sein.

Manchmal kam der Unglückliche mit seiner Nagelkraxe nahe an die Tiroler Grenze. Da stieg er den Berg hinan, immer höher und höher, bis er tief hineinsah ins liebe Heimatland. Die glänzenden Firne ragten wie silberne Kerzen ins blaue Firmament und darunter dehnten sich die braunen Halden aus, umsäumt von dunkelblauen Waldstreifen.

Stundenlang saß der Wast auf einem Platz und schaute und weinte hinüber ins liebe Tiroler Ländchen. Wenn dann endlich die Nacht hereinbrach und der Abendstern so hell über das Spiegelhorn herüberglänzte und -grüßte, da dachte er sich: „Da drunten schläft die Burgl und das Kind oder vielleicht sind sie noch wach und schauen auch empor zu dem hellen Sternl; da oben treffen sich unsere Blicke, die Herzen bleiben getrennt."

Mit tausend Banden zog es ihn über die Berge, wo der Himmel viel klarer und die Sterne viel lichter strahlen, wo die Bächlein viel munterer rauschen und plaudern, wo der Wald viel duftiger und grüner prangt. — Jedoch, als ob der Gedanke an die Heimkehr ihn erschreckte, so eilte er den Berg herab und wieder hinein in die Fremde.

Lange Zeit war der Wast in keine Kirche mehr getreten. Da kam er eines Tages nach Maria-Einsiedeln. Mehr aus Neugier als aus Andacht ging er in die Wallfahrtskirche. Lange schaute er hinauf zum Gnadenbild, dann sank er in die Knie. Es wurde ihm plötzlich so ruhig um Herz und es beschlich ihn ein so trautes, warmes Gefühl, als sei er daheim in seinem Hause. Endlich stahl sich ein ganz verschämtes Ave Maria über seine Lippen, dann noch eins und jetzt taute sein Herz auf; die Tränen flossen, und sie linderten sein Weh. — Es trieb ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, sein Gewissen zu erleichtern. Der Priester, welcher ihm dazu behilflich war, kannte die Menschenherzen bis in ihre tiefsten Winkel hinein. Bald lag das Herz des unglücklichen Hoheneggerbauern wie ein Buch offen vor ihm. Worte voll Trost und Ermunterung flossen aus seinem Munde. Er stellte dem Wast die unselige Tat in einem ganz anderen Licht vor Augen, als sie derselbe bisher angeschaut. Der Zorn, meinte er, habe ihn übermannt, übrigens habe er aus Notwehr gehandelt. Die weltlichen Gerichte, sagte er, werden ihn ganz unbehelligt lassen, seine Frau werde ihn mit offenen Armen aufnehmen; es sei ja kein Verbrechen, sondern nur ein Unglück vorhanden; es sei für ihn sogar eine schwere Pflicht, das Weib aus Kummer und Sorge zu erlösen und für sein Kind zu sorgen. — Der Wast schluchzte. Die freundlichen, überzeugenden Worte des des Priesters wälzten einen Mühlstein von seiner Seele. Er versprach alles, dann eilte er wieder hin vor das Gnadenbild: „Himmelmutter, tausendmal vergelt's Gott! — Tu nur noch ein bißl auf mein Weib und mein Kind

schauen!" Das war das einzige, was er hervorbrachte.

In der Nacht sah er wieder das Bild: „Unser Herr im Stein"; es winkte noch freundlicher und dringender. Am Morgen verkaufte der Wast die Nagelkraxe und erwarb sich dafür eine Bildermappe. Als reisender Bilderhändler wanderte er der Heimat zu.

In der Seealm schaute bereits der Frühling ins Tal. Busch und Baum hatten ihr weißes Kleid längst abgeschüttelt, der schwarze Wald hinter dem Hohenegg hatte eine hellgrüne Farbe angenommen, die Schneefelder drüben bei „unserem Herrn im Stein" glänzten wie flüssiges Silber, die Bächlein und Wässerlein rauschten immer lauter; in den Nächten wurde ihr Rauschen zu einem mächtigen Brausen. Die grünweißen Eiswände kollerten eine nach der andern krachend von den Felsen und dort, wo sie gestanden, hüpfte jetzt ein milchweißes Bächlein und feierte seine Auferstehung. Im Hochgebirge löste sich da und dort eine Lawine und fuhr donnernd in die Tiefe; lang toste der Widerhall in dem engen Talkessel nach. Durch die Felsenritze bei „unserem Herrn im Stein" strich der warme Südwind; lichte Wölkchen, silbern und goldig, dann wieder rot, grün und blau schwebten um die Bergspitzen; zur Nachtzeit, da klang es feierlich und hell wie Engelsgesang herüber zum Hohenegg. —

Es ist Ostersamstag. Unter dem Kirchdorf schreitet ein Mann die Straße herauf. Seine Haltung ist gebückt; ein breiter Vollbart umrahmt sein Gesicht — schon viele graue Haare durchziehen den den dunkelbraunen Bart — seine Stirne zeigt manche Furchen und der Blick irrt scheu und kummervoll umher.

Das ist der Wast. — Viele Bekannte sind ihm schon begegnet, niemand hat ihn erkannt; und doch schnürt sich ihm das Herz zusammen, so oft er einem neuen begegnet, aus Furcht, erkannt zu werden. — Bereits lugt „unser Herr im Stein" über die Berge heraus; das Hohenegg mit seinen lichten Fenstern grüßt auch schon herunter.

Draußen im Markt hatte der Wast erfahren, daß im Hohenegg alles gesund sei daß ein paar Monate nach dem Unglück mit dem Bauer ein Hansele auf die Welt gekommen, daß die Bäuerin wohl viel geweint habe, jetzt aber recht ergeben sei, weil's halt schon einmal so sei.

Mit Schrecken hatte er auch die schaudervolle Märe über den Wurzelgraber vernommen, wie sich die Leute den Hergang des Unglücks erklärten. Alles zog ihn vorwärts. Er mußte dem Wurzelgraber seine Ehre wiederherstellen, er mußte die Seinigen sehen, sie von Kummer befreien; jedoch eine unerklärliche Angst und Scheu drängte ihn wieder zurück: er wußte nicht, ob er es über sich bringen werde.

Er kam hinauf zur Kirche. Die Leute gingen aus und ein, denn im heiligen Grab war das höchste Gut ausgesetzt. Auch hier erkannte niemand den Fremden. Sein erster Gang war zur Begräbnisstätte der Hohenegger; er sprengte seinen verstorbenen Angehörigen Weihwasser, da erblickte er an der Wand eine Tafel, die hatte er noch nie gesehen. Was las er darauf?

„Christliches Andenken an Sebastian Elmer, Bauer im Hohenegg, der am 12. Oktober 18 . . im Wald verunglückte. Herr, gib ihm die ewige Ruhe!"

Eine Träne rann ihm in den Bart herunter. Nun betrat er die Kirche. Ganz zuhinterst neben dem Weihbrunnkessel ließ er sich auf eine Kniebank nieder. Dort schmiegte er sich hart an den Pfeiler, um nicht den Blicken der Leute ausgesetzt zu sein. Aus dem heieligen Grab schimmerten ihm die buntglühenden Kugeln ins Auge; eine kurze Bitte nur entrang sich seinem Herzen: „Jesus, Maria, stehe mir bei!"

Es läutete das erste und das andere zur feierlichen Auferstehung, die Kirche füllte sich nach und nach mit Andächtigen; alle waren sie dem Wast bekannt. Er hatte einen Blick mit höchster Spannung nach dem Mittelgang hin gerichtet. Da plötzlich stockte ihm das Blut in den Adern. Das war sie — sein Weib, blaß und abgehärmt ihre Züge, ihre Kleidung schwarz, nirgends ein farbiges Band; an beiden Händen führte sie einen Knaben.

Schau', der größere wird das Seppele sein — wie er nur gewachsen ist — und der kleine mit den hellblauen Augen und dem apfelroten Gesicht — den hat der Wast noch gar nicht gesehen — und doch ist er sein Kind, aber ganz das Abbild von der Burgl.

Sie rückten in eine Bank; der Wast konnte sie von seinem Platz aus genau beobachten. Fortwährend schaute er hin. Die Kinder hatten ihre Äuglein unverrückt im heiligen Grabe; die Gesichter glänzten in unschuldiger Freude. Da fing der Kleine gar an, mit den Finger-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lein zu zeigen und mit dem Seppele zu reden. Die Mutter flüsterte ihnen ins Ohr — jetzt waren sie wieder still und falteten innig ihre Händchen. — Es erscholl das feierliche „Christus ist erstanden" und das himmeljauchzende Alleluja; da sah der Wast, wie die Burgl ihr Sacktuch vors Gesicht hielt und schluchzte — er konnte nicht mehr hinblicken, auch er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Die Feier war beendet und die Leute waren nach Hause gegangen; die Burgl mit den Kindern war auch fort. Der Wast kniete noch alleweil auf demselben Platze. In seiner Seele tobte und gärte es. Die Pflicht, die süßesten Hoffnungen zogen ihn fort, die Angst und Furcht hielt ihn zurück. Endlich raffte er sich auf. Langsam verließ er die Kirche, noch langsamer stieg er den Berg empor.

Die warmen Sonnenstrahlen hatten bereits den Schnee von den Bergen ins Tal hinuntergetrieben, die ersten Pflänzchen reckten ihre grünen Keime schon merklich aus der Erde und die Raine dufteten von jenem würzigen Wohlgeruche, den nur die sonnigsten Stellen der Berge zur ersten Frühlingszeit aushauchen. Da und dort nickte schon ein Engelblümchen mit seinen blauen oder weißen Augen und tief drunten im Blumenauge glänzte ein goldiges Sternlein.

Der Wast stieg höher und höher. Je näher er dem Hohenegg kam, desto langsamer wurden seine Schritte.

Es war schon dunkel, als er an der Tür seines Hauses pochte. Die Burgl selbst öffnete und leuchtete mit der Lampe dem Fremdling ins Gesicht.

„Schön guten Abend!" sagte der Wast.

„Guten Abend auch! Was willst denn noch so spät?"

Dem Wast pochte fast laut das Herz.

„Bin ein armer Bilderkrämer", sagte er, „und tät recht schön um eine Nachtherberge bitten. — Ein jedes Platzl ist mir gut."

„Geh' nur herein in die Stube."

Er ging hinein. Das war noch die alte Stube; droben an der Wand die gleichen Heiligenbilder wie damals, an der Tür noch dieselben mit Kreide geschriebenen Buchstaben C. M. B.; jeder Ast aus dem weißen Zirmgetäfel schien den Wast zu grüßen. — Die Knechte erhoben sich von der Ofenbank und betrachteten neugierig den fremden Mann. Die beiden Knaben, das Seppele und das Hansele, wichen scheu zurück und hingen sich an die Schürze der Mutter.

„Braucht's euch nit zu fürchten, Büblein", sagt der Wast, „geht's nur her, ich zeig' euch schöne Bilder."

Die Kinder aber eilten der Mutter nach in die Küche. Zum Nachtessen brachte die Bäuerin eine Schüssel voll Schmalzkrapfen; einst war das die Lieblingsspeise des Wast gewesen, heute konnte er nicht essen. Er saß wortlos hinter dem Tisch und blickte scheu hinüber zur Bäuerin.

„Iß, Krämer," sagte die Frau, „tu' dich nit genieren! Bei uns heißt's zugreifen!"

„Vergelt's Gott, 's tut's schon!" dankte der Wast.

Während die andern den Rosenkranz beteten, kniete auch der Wast an der Bank, aber beten konnte er nicht. — In seiner Seele wogte ein furchtbarer Kampf. — Sollte er sich zu erkennen geben, sollte er alles offenbaren?

. . . „Was wird die Burgl dazu sagen? . . . . Es ist ihr Vater, den ich erschossen . . . . . Wenn sie mich haßt, verachtet? . . . . Ach, Gott, das kann ich nicht ertragen! . . . Und meine Kinder sind und bleiben die Kinder eines Mörders, wenn ich bekenne . . . . Nein, ich kann nicht . . . ich darf nicht!"

So wogte und stürmte es im Herzen des Wast.

„Und doch, du mußt, du mußt!" rief es wieder in seiner Brust, „es handelt sich um deine Ruhe."

Als der Rosenkranz vorüber, beteten die Knaben allein mit ihren hellen Kinderstimmen: „Für den Vater — Vater unser, der du bist in dem Himmel" usw.

Dem Wast drohte das Herz zu zerspringen, er schluchzte ganz laut.

„Was hast denn, Krämer?" fragte der Großknecht nach dem Beten.

„O mein," antwortete der Wast, „ich hab' auch einmal solch Kinder gehabt."

„Sind sie gestorben?" fragte die Burgl.

„Gestorben nicht — aber sie kennen mich nicht mehr." Er weinte noch mehr. Die Burgl fragte nicht weiter, sie hatte Mitleid mit dem Fremden.

Der Wast packte nun seine Bilder aus. Die Mägde gaben durch laute Rufe ihr Erstaunen und ihre Bewunderung kund, die Knaben rissen ihre Äuglein weit auf und dennoch konnten sie nicht alles so genau betrachten, wie sie es wohl gern getan hätten.

„Geh' weiter weg, Seppele!" befahl

die Burgl, „du bist dem Krämer lästig und beschmutzest die Sachen."

„O beileibe", wehrte der Wast . . „da, Bübl, hast ein Bild, das gehört dein bist soviel ein lieb's Kind." Da streichelte er den Knaben über die seidenen Locken und drückte heimlich einen Kuß auf dessen Stirn.

„Nein, nein, Mann", ereiferte sich die Burgl, „'s ist schade, der Bub tut's nur zerreißen; . . . gehst fort, Seppele, bist schon recht ein ungezogener Bub!"

„Pah laß das Bübl nur, da! Gelt, Seppl bist schon brav?" sagte der Wast.

„Möchtest nicht mit mir gehen? Ich schenk' dir all die schönen Bilder."

„Die Mutter tät soviel rehr'n", meinte der Knabe, „der Vater ist auch fort' gangen und nimmer kommen."

„Wo ist denn der Vater?" fragte der Wast.

„Da!" sagte das Hansele und deutete mit dem Finger hinüber zu „unserem Herrn im Stein." — Die Burgl war hinausgegangen und der Wast trocknete sich abermals eine Träne.

Nun brachte die Großdirn Decken und Polster und richtete für den Krämer eine Liegerstatt auf der Ofenbank. — Die Knechte sagten „Gute Nacht" und suchten ihr Lager auf. Die Burgl segnete die beiden Knaben und brachte sie ins Bett. — Der Wast war allein in der Stube und fing laut zu weinen an.

Da öffnete sich noch einmal die Stubentür und die Burgl rief herein: „Krämer, gehst morgen zur Frühmesse?"

Als sie den Fremdling erblickte, wie er den Kopf auf die Hände stützte und laut weinte, kam sie ganz herein und fragte mitleidig: „Guter Mann, was fehlt dir denn?"

„Burgl, verzeih' mir!" stöhnte der Wast.

Erschrocken fuhr die Bäuerin zurück. Da hatte aber der Wast schon ihre Hand ergriffen.

„Burgl, kennst mich nicht mehr?" sagte er, „kennst du nicht mehr deinen Mann, den Wast?"

Die Burgl wurde kreidebleich; sie wäre umgefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte; dann schaute sie ihm ins Gesicht und nun fiel sie um seinen Hals. Der Wast riß sich los.

„Burgl, hör' mich zuerst!" sagte er, „ich hab deinen Vater erschossen."

Die Burgl zitterte und drohte abermals umzusinken.

„Nicht mit Absicht hab' ich's getan — beileibe — aus Übereilung, aus Unwissenheit ist's geschehen — gern wollt' ich selber drunten liegen im Friedhof anstatt des Vaters." Nun erzählte er den ganzen Hergang.

„Burgl, kannst du mir verzeihen?" fragte er zum Schlusse.

Die Burgl schluchzte.

„Gott sei Lob und Dank, weil du nur wieder da bist!" war das einzige, was sie hervorbrachte.

Dem Wast fiel ein Stein vom Herzen.

„Ja, Gott sei Lob und Dank", sagte er, „Gott hat alles zugelassen; „unser Herr im Stein" hat mir alleweil gewinkt zu kommen; Gott wird alles wieder gutmachen."

Lange noch saßen sie beisammen und erzählten sich gegenseitig ihr Leid und schwelgten im Glück des Wiedersehens.

Die Sterne waren schon über die Mitternachtspitze hinübergewandelt, draußen rüttelte der Wind an den Fensterläden, von „unserem Herrn im Stein" herüber tönte ein liebes Singen und Klingen, der Wast aber drückte einen süßen Kuß auf die Wangen seiner Kinder.

Ende!

Mit der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck einer sehr spannenden Geschichte von Spillmann.

Tragt Bausteine für unser Missionspriesterseminar Pius X. in Würzburg — es werden daraus Edelsteine für die Ewigkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Belohntes Vertrauen! So mancher Mensch hält wenig vom Gebet. Der eine meint, das Beten sei nur für die Frauen, der andere wieder dünkt sich aufgeklärt und lacht darüber wenn er einen Beter findet. Ein Mann heute in der Zeit der Aufklärung noch beten, nein, das kann es nicht geben. Freilich, so spricht der Weltmensch und hat gewöhnlich seine derben Witze, wenn nicht gar argen Spott über solche Sachen. Wer aber beten gelernt hat wird schon selbst erfahren haben, daß so manches beharrliche Gebet förmliche Wunder gebracht hat. Es war im März v. J., da erhielt ich bei meiner Firma, bei welcher ich viele Jahre Dienste leistete, ohne mein Verschulden und maßgebende Grundangabe die Kündigung. Der Kündigungstermin zog sich jedoch bis August v. J. hinaus. Als Familienvater war ich selbstverständlich nicht wenig bestürzt über diesen Bescheid. In meinem Kummer hielt ich Novenen, eine um die andere, aber alle Versuche um eine neue Anstellung wollten keinen Erfolg bringen.

Schon war der Tag der Entlassung da und noch immer hatte ich nicht die geringste Aussicht auf einen Posten. Auf einmal, es waren erst 14 Tage, daß ich ohne Arbeit war, wurde mir der Bescheid bis ins Haus gebracht, daß ich bei der Firma N. N. sofort antreten könne. Nach weiteren 8 Tagen erhielt ich die Akzeptierung von einer Anstalt, behielt aber den ersten Posten. Es gefällt mir in diesem Geschäfte sehr gut und ich kann damit rechnen, daß es eine Dauerstellung wird.

Diese Vermittlung schreibe ich besonders dem hl. Joseph zu. Die letzten Novenen waren von mir zu Ehren des hl. Joseph gehalten worden und ich war ganz überrascht, als ich vor die Tatsache gestellt war, wieder eine schöne Stellung besitzen zu können. Ein Priester sagte mir ganz kurz vor meiner Neuanstellung, daß es der hl. Joseph bestimmt machen werde und wahrhaftig, er hat es gemacht. Ihm sei tausendfacher Dank!

Diese Veröffentlichung habe ich versprochen, sowie den Loskauf eines Heidenkindes und eingesandte Spende. Der hl. Joseph belohnt das Vertrauen und ich empfehle allen Lesern dieser Zeitschrift in allen Anliegen nicht zu vergessen, sich an den hl. Joseph, den Nährvater unseres lieben Herrn und Erlösers Jesu Christi zu wenden! Der hl. Joseph belohnt das Vertrauen reichlich!

J. R.

Wolfsbachau, Stmk.: Dank dem hl. Joseph, hl. Franziskus Xaverius und der hl. Theresia v. K. J. für auffallende Hilfe in schweren Familien- und Geldangelegenheiten.

Ried: Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schweren Familienanliegen.

Linz: Tausend Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für glückliche Heilung einer schweren Blindarmentzündung.

J. G.: Anbei . . Franken für ein Heidenkind „Antonius", um Hilfe in gewissen Anliegen von Gott zu erlangen.

Bischofszell: Durch Gebet und Vertrauen beim Sarner Jesukind ist bei meiner Tochter nach zweijähriger schwerer Krankheit Besserung eingetreten und möge der liebe Gott, so es sein Wille ist, ihr bald die volle Gesundheit schenken. Ein Almosen war versprochen.

N. N.: Sende . . Franken als Opfer für die Mission aus Dankbarkeit dem hl. Antonius für Hilfe in gewissen Anliegen.

N .N.: Herzlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für Erhörung in verschiedenen Anliegen. Möchten doch alle die in Not sind zu ihnen ihre Zuflucht nehmen.

St. Gallen, J. B.: Innigen Dank für die edle Gabe von . . Franken für ein Heidenkind „Judas-Thaddäus" und als Beitrag für das Vergißmeinnicht. Gott lohne es mit reichstem Segen.

Aschau: Nach Versprechung von Antoniusbrot und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht hat sich die Krankheit unseres Vaters auffallend gebessert. Darum Dank dem hl. Antonius. Möge er uns noch weiter helfen.

Kempten, E. K.: Der hl. Familie sei tausendfacher Dank gesagt für Hilfe bei verschiedenen Anliegen, jedesmal wurde mir geholfen. Ich bin so glücklich, den rechten Weg gefunden zu haben. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen, auch werde ich ein Missionsalmosen schicken.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seph, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für wiedererlangte Gesundheit.

Jestetten: . . . Mark für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in mehreren Anliegen.

Gasseldorf: G. f. . . . Mark erhalten. Vielmals Vergelt's Gott.

Etzenrot: Auf die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. sowie der armen Seelen wurde ich von langjährigem Leiden befreit. Veröffentlichung war versprochen.

Biberach: Innigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Judas Thaddäus, dem ehrw. P. Paul von Moll und den armen Seelen für auffallende Hilfe in einer peinlichen Gerichtssache. Veröffentlichung war versprochen.

Gern: Durch Fürbitten der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. und der hl. Erzengel Michael, Raphael, Gabriel und meines hl. Schutzengel wurde ich erhört in ganz verzweifelten Lagen.

Lauffen: Dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. vielen Dank für ihre mächtige Hilfe.

Unterauerbach: Tausend Dank dem hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für so wunderbare Hilfe bei einer schweren Operation.

Traunstein: Tausendfach Vergelt's Gott für die gesandten . . . Mark.

V.: . . . Lire als Antoniusbrot zur Danksagung für Hilfe und empfangene Wohltaten.

Forchheim: Dank der lb. Mutter Gottes und der hl. Theresia v. K. J. für glücklich überstandene schwere Operation. Zum Danke schicke ich . . . Mark für ein Heidenkind.

Bobenheim a. Rh.: . . . Mark Antoniusbrot als Dank dem hl. Antonius, hl. Joseph, der hl. Theresia und der lb. Mutter Gottes.

Wegfurt: Dank dem hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für Erhörung in einem Anliegen.

Steinau: . . . Mark Missionsalmosen als Danksagung für Gebetserhörung.

Ungenannt: Dank der hl. Notburga, dem hl. Isidor, hl. Antonius, hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes für Hilfe in Anliegen.

Oberleichtersbach: Jesus im hl. Altarsakrament und der hl. Theresia v. K. J. Dank für Erhörung in schwerem Anliegen.

Bad Dürkheim: . . . Missionsalmosen erhalten. Vielmals Vergelt's Gott.

Oberprausnitz: . . . Kc. zur Danksagung für glückliche Entbindung.

Limburg: Dank dem hl. Antonius und unserer lb. Frau von der immerwährenden Hilfe für Hilfe in schweren Anliegen.

Darfeld: In einer wichtigen Angelegenheit nahm ich den hl. Antonius zu meinem Anwalt; die Sache nahm ein gutes Ende. Tausend Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Muttergottes, der Hilfe der Christen, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia. Anbei zu Ehren dieser Heiligen eine milde Gabe.

Beuel: Ein Heidenkind auf den Namen Clemens als Danksagung für überstandene Krankheit.

Werden: . . . Mark zu Ehren des hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, des hl. Gerhard und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in einem Anliegen.

Burgreuland: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Gerhard Majella für Hilfe in großen Anliegen.

Euskirchen: Lob und Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in zwei schweren Anliegen.

Bödefeld: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe. Anbei ein Scherflein mit der Bitte um weitere Hilfe.

Kreuzchen: Anbei sende ich, wie versprochen, die festgesetzte Spende zur Taufe eines Heidenkindes als Dank für glückliche Geburt und Wohnungsregelung.

Sende anbei . . . Kr. als Antoniusbrot für erlangte Hilfe in einem Anliegen auf die Fürbitte um der Verdienste Jesu Christi willen, der allerseligsten Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe des hl. Antonius, des hl. Schutzengels und des hl. Judas Thaddäus. Veröffentlichung war versprochen und bitte vielmal, mich wieder in einem schweren Herzensanliegen dem Gebete der schwarzen Kinder zu empfehlen.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus Dortmund, Ostheim, Gelsenkirchen, Bonn, Waldmichelbach Wasserbillig, Linz, Wolfberg, Innsbruck, Weiz, Hartberg, Feldbach Leoben, Hittisau, Mayrhofen, Neumarkt Budapest Komarno, Köhlendorf, Wien 13. Bezirk, Hall, Alberndorf Raab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetsempfehlungen

Bonn: Eine „Vergißmeinnicht"-Leserin empfiehlt ein schweres Anliegen dem Gebete.

Heimersheim: Bitte um Hilfe in schweren Anliegen.

Aachen: Eine Witwe in großem Leid bittet ums Gebet zum hl. Joseph für ihre Kinder.

Buchau: Um glückliche Heirat.

Köln: Um glückliche Operation.

Seligenstadt: Ein eifriger Beförderer bittet ums Gebet

Brühl: Um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus u. zum hl. Antonius in schweren Anliegen.

Liptingen: Um das Gebet für eine schwer kranke Frau.

Für ein Mädchen, daß es von unrechtem Wege zurückkehrt.

A.: Für eine Familie in mehreren Anliegen.

Lobendau: Um Frieden unter den Geschwistern bitten wir den hl. Joseph, den hl. Antonius und den hl. Judas Thaddäus.

Aschau: Bitte um Hilfe in mehreren Anliegen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet in mehreren Anliegen zur hl. Familie, zur kl. hl. Theresia, zur hl. Notburga und zum hl. Judas Thaddäus. Ferner um glückliche Entbindung zur hl. Mutter Anna.

Bühl: Zu Ehren des hl. Joseph für glücklichen Verlauf einer Operation; anbei . . .Mk.

N. N. in L.: Zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius um Hilfe in einem schweren Berufsanliegen und glückliche Lösung eines Hauskaufes.

Innsbruck: Eine große Wohltäterin bittet um das Gebet durch die Fürbitte des hl. Joseph und der lieben Gottesmutter Maria und der hl. Theresia v. K. J. um Heilung eines schweren Augenleidens.

Memento

Ottersweiler: Elisabeth Pfeifer, seit über 30 Jahren eine stets eifrige Beförderin der Mission.

Aicha: Joseph Hansbauer, langjähriger Abonnent.

Duisburg-Neudorf: Frl. Margaretha Jänniches, langjährige Förderin unserer Mission.

Duisburg: Maria Diederichs, langjährige Förderin unserer Mission.

Berod: Frl. Anna Nink, langjährige Förderin.

Ohmerat: Frau Wwe. P. Herchenbach, langjährige treue Förderin unserer Mission.

Bensberg: Frau Th. Oberbörsch, langjährige Gönnerin unserer Mission.

Arnstein: Sophia Schießer, Sabina Lacher. Würzburg: Dora Karl. Nordheim: Lorenz Kram. Ottrott: Eugen Marckert. Leutkirch: Jakob Reich. Liptingen: Eulalia Renner, Angelika Gaßner. Altötting: Joseph Schröder, Kresenz Mager. Asing: Anna Rauchbichler. Laubach: Wwe. Ignaz Herber. Lierbach: Maria Anna Schiller. Seckenheim: Georg Eberhardt. Waldthürn: Martin Gleißner. Dahl: Wwe. Hermann Ahle. Waldmichelbach: Gertrud Ehrnet. Kendenich: Wwe. Carol. Kurth. Gelsenkirchen: Landwirt Pottbrock. Darfeld: Joseph Engelsing. Telgte: Ehrw. Schwester Magdalena. Bonn: Johann Farber. Brand: Agnes Wimmer. Trier: Peter Laubach. Crefeld: Gertrud Becker. Brand: J. Henn. Störmede: Gertrud Sandhoff, Maria Deppe. Feldbach: J. Meier, Johann Kager. Ligist: Maria Urban. Weiz: Maria Scheitl. Grafendorf: Maria Schützenhöfer.

Empfehlenswerte Bücher

Lied zur hl. Theresia vom Kinde Jesu. Von Kl. Girbinger. 100 St. mit Partitur RM 1.50. St. Josephs-Verlag, Reimlingen.

Ein Lied zur kleinen hl. Theresia, das überall begeisterte Aufnahme finden wird.

Das wandernde Gnadenbild. Von Pater H. Heimanns, S. C. J. 84 Seiten. Mit 5 ganzseitigen Illustrationen. Geb. in farbigem Umschlag RM 1.50. Verlag Missionshaus Sittard, Post Wehr, Bez. Aachen.

Eine allerliebste Marienlegende für alle jene, die Freude an einer wahrhaft künstlerischen und modernen Legende haben.

Kinderland. Was Menschen und Tierlein zu erzählen wissen! Von J. M. Jünemann. 90 S. mit 24 Bildern von T. Ramsay. Geb. RM 3.—. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Wundersame Geschichtchen, Fabeln, in denen sie den warmen Herzschlag der Natur belauscht, kosten läßt von dem unversiegbaren Bronnen der lieben Mutter Erde. Allen Kindern und Kindernfreunden bestens empfohlen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer von Richard Zoozmann. 250 S. 68 Text- und 6 Vollbilder. Ganzleinenband RM 5.50. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Ein Buch, das mit seinen Märchen voll symbolischer Bedeutung die Phantasie junger Leser so wohltätig anzuregen und zu unterhalten weiß, ist selten geschrieben worden.

„Die Gottesfensterlein." Die Geschichte einer Kinderfreundschaft von Elisabeth Behrend. 200 S., reich illustriert, geb. RM 4.—. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

So überzeugend spricht alles zum kleinen Leser und so verbunden fühlt er sich mit den Helden seines Buches, weil ihm ja selber ganz Ähnliches geschah! Für Kinder von 7—10 Jahren bestens empfohlen!

Jungmänner-Jahrbuch, 3. Band, und ein **Mädchen-Jahrbuch**, 5. Band. Reich und zum Teil farbig bebildert. Ganzl. RM 5.—. Druck und Verlag Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth (Bayern).

Zwei Bücher, bereits vortrefflich eingeführt, die sich als Geschenkwerke für die katholische reifere Jugend hervorragend eignen. Kernig, sittlich gesund, der jugendlichen Eigenart entsprechend.

Jesus mein Vorbild. Vollständiges Gebet- und Belehrungsbuch für Erstkommunikanten, namentlich zum Gebrauche bei der hl. Beichte und bei den gemeinschaftlichen Kommunionandachten. Von Franz van de Weyer, Kaplan. 2. Aufl., 192 S. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer. In Leinenband mit Rotschnitt RM 1.50, mit Goldschnitt RM 2.—.

Was sich in diesem Büchlein an Gebeten, Beicht- und Kommunionandachten findet, sagt in schlichten, verständlichen Worten das, was das Kind seinem Herrgott sagen will.

Der Saemann. Ein Jugendbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Mit einem Titelbild und vielen Illustrationen im Text. 256 S., in Halbleinen RM 6.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Ein Knabenbuch von bleibendem Wert. Wir wünschen es in jedes Jungens Hand. P. Dom.

Wo der Adler haust. Berggeschichten von Pater Odilo Zurkinden. 176 S. Preis kart. RM 2.—, geb. RM 2.60. Verlag Kanisiuswerk, Freiburg im Üchtland und Konstanz, Baden.

Die vier Erzählungen schildern in anschaulicher und oft ergreifender Weise das Leben und Treiben der Bergler und fremder Wanderer, die zur Sommerszeit auf die Alpen steigen. Das Buch ist eine ganz vorzügliche Gabe und verdient die weiteste Verbreitung, vor allem in den Kreisen derer, die die Berge lieben.

Brüder Grimm: **Deutsche Sagen.** Von Wilhelm Fronemann. 71 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6806. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Eine wahrhaft glänzende Perlenreihe hübscher und sinnvoller Erzählungen, die geeignet erscheinen, wieder ins Volksbewußtsein einzugehen. Kindern kann das Büchlein vom 12. Jahre an in die Hand gegeben werden.

Clemens Brentano: **Der Dilldapp** und andere Märchen. Ausgewählt und herausgegeben von Wilhelm Fronemann. 66 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6805. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Eine Auswahl der kostbarsten kleinen Märchen bringt die vorliegende Sammlung. Sie werden den Erwachsenen als literarische Kleinodien erscheinen, den Kindern, denen man sie schon mit acht Jahren geben kann, als naivgläubige Gebilde der Phantasie.

Die schönsten Historien von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe des Volksbuches von 1519. Von Wilhelm Fronemann. 77 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6810. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die vorliegende Auswahl aus dem alten Volksbuch, gereinigt von allem Anstößigen, ist ein vorbildliches und unterhaltendes Volksbuch, das gleichzeitig der Schullektüre, vom 10. Jahre ab, dienen kann.

Das verschwundene Schloß. Märchennovellen. Von Wilhelm Fronemann. 80 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6807. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die vorliegende Zusammenstellung bringt eine kleine Auswahl der besten Volksmärchennovellen aus den Sammlungen von Haltrich und Zingerle. Für die Schullektüre empfiehlt sich das Büchlein vom 10. Jahre an.

Wilhelm Heinrich Riehl: Der stumme Ratsherr und andere Geschichten. Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. S. Hirsch. 73 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6802. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Der vortreffliche rheinische Erzähler läßt längstvergangene Zeiten in spannenden Geschichten lebendig werden.

Das Spielmannskind und andere Geschichten. Von Dr. S. Hirsch. 79 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6801. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Drei Erzählungen aus den Tagen des Faustrechts, aus der Zeit Kaiser Siegmunds, aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe!

Jörg Muckenhuber: **Die Werke der Barmherzigkeit.** Zwei Novellen. Von Dr. S. Hirsch. 78 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6804. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Die beiden Novellen führen bedrückende Zustände und schwere Schicksale vor, durch die das deutsche Volk hindurchgehen mußte: den Hexenwahn, die grausame Justiz, den Jammer und die sittliche Verrohung im 30jährigen Krieg.

Der Stadtpfeifer. Rheingauer Deutsch. Zwei Novellen. Von Dr. S. Hirsch. 92 S. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6803. Heft 40 ₰, Band 80 ₰. Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.

Im „Stadtpfeifer" hat Riehl frohe und schmerzliche Erinnerungen seines Vaters frei gestaltet. — Die Erzählung von dem trefflichen Schultheiß von Raunenthal setzt einem Volksmann des Nassauer Landes ein großartiges Denkmal.

Die Lilie Tirols. Ein Heimatstück in 3 Aufzügen von Alois Gfall. Kart. RM 1.—. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Das Stück ist in seiner Volkstümlichkeit und in seinem hohen religiös-sittlichen Ziele von stärkster Wirkung.

Dr. Schenkel: **„Vom Volksschüler zum Abiturienten."** Preis 60 ₰. Lumenverlag G. m. b. H., Potsdam.

Das Werkchen ist für alle wertvoll, die, sei es aus Mangel an Zeit oder infolge fehlender Mittel, reiferen Alters usw. keine höhere Schule besuchen können.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wichtige Neuerscheinung für 1928!

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay. 96 S. auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang; Preis RM. 2.—

Aus dem Vatikan kam an Abbè N. Noguier folgendes Schreiben:

. . . Herzlich beglückwünscht Sie Seine Heiligkeit wegen Ihrer fortgesetzten Bemühungen, die beiden Andenken an unsere Erlösung (das hl. Leichentuch und das heiligste Antlitz) bekannt zu machen und zu verherrlichen. Als Unterpfand des himmlischen Schutzes für Ihre Person und Ihre Arbeiten spendet Ihnen der Statthalter Christi seinen besonderen apostolischen Segen.

P. C. Gasparri

Erscheint Mitte Februar. Bestellung nimmt jede Vertretung entgegen. oder direkt der St. Josephs-Verlag.

Bruder Jordan Mai

20 Seiten; (2 Kunstbeilagen) broschiert, Preis: 15 Pfennig, bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig.

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund. Was Bruder Konrad von Parzham für die bayrischen Lande ist, das will Bruder Jordan Mai für Rheinland und Westfalen werden.

Die einzige Rettung der Menschheit

Von Johannes Nimmermüd

122 Seiten, broschiert; Preis RM. —.80

Ein Leser schreibt: „Habe fast in einem Zug diese Schrift gelesen," Es schreibt hier ein Mann von Gefahren, denen alle Geschäftsleute im notwendigen Verkehr mit der Welt ausgesetzt sind. Jeder ‚liest das Buch mit großem Nutzen.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

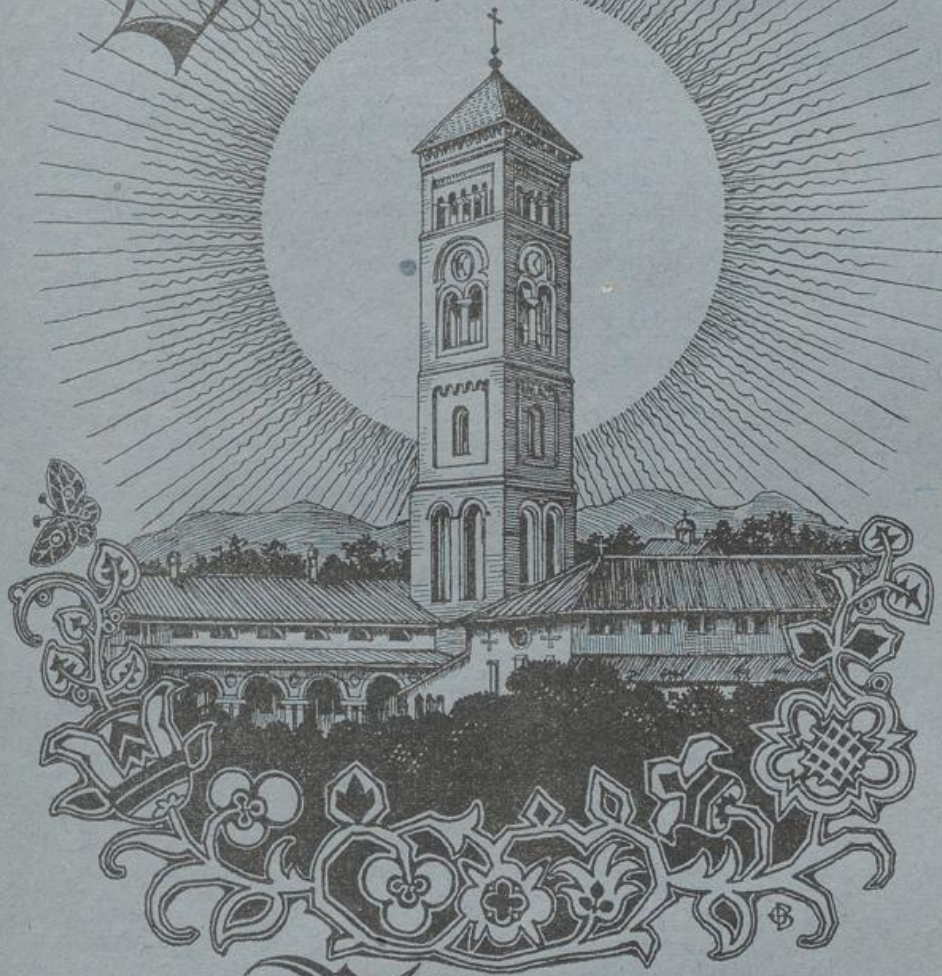
Von Joseph Spillmann, S. J.
Preis geb. RM. 3.70

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 3 März 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

„Eine wichtige Neuerscheinung dieses Jahres bringt der St. Josephs-Verlag in Reimlingen (siehe Inserat auf dem Umschlag) heraus. Da dieses Jahr in Turin das hl. Leichentuch wieder gezeigt wird, so darf das Buch auf besondere Beachtung rechnen.

Das vorliegende Buch gibt im 1. Teil einen geschichtlichen Überblick und eine eingehende Beschreibung des hl. Leichentuches. Ein überaus interessantes Kapitel. Dann folgen wir der durch viele, sehr wertvolle Bilder belegten Prüfung der Echtheit des hl. Leichentuches, die uns in Spannung hält.

Der 2. Teil behandelt die vielen Abbildungen des hlgst. Antlitzes Jesu Christi und zeigt sie alle im Bilde. Hier finden wir auch neueste Bilder von Sr. Imelda gemalt. Die hl. Theresia v. K. J. und vom hlgst. Antlitz wird uns gezeigt als eine innige und wahre Verehrerin des Leidens Christi, besonders des hlgst. Antlitzes, das ihr Betrachtungsbuch war. Hier hören wir auch das Urteil der Päpste betreffs des hl. Leichentuches und des hlgst. Antlitzes.

Im 3. Teil finden wir Gebete, Lobgesänge von großen Verehrern, besonders der hl. Theresia v. K. J., Statuten einer Bruderschaft zu Köln, Ablässe usw.

Die vorliegende Ausgabe ist ein Prachtwerk, sowohl was Inhalt als Ausstattung angeht. Ein wahres Familienbuch; ein Buch für jedes Kloster und für die Verehrer der hl. Theresia v. K. J.

Der Erlös des Buches ist für die Heranbildung von Missionspriestern bestimmt. Das Buch erscheint Mitte Februar und kann jetzt schon bestellt werden. Es verdient weiteste Verbreitung." P. K.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Würzburg: Im Monat Mai sollte das neue Priesterseminar für unsere Studierenden der Philosophie und Theologie eröffnet werden. Es fehlt noch an vielem. Wir bitten daher recht herzlichst, uns weiter zu helfen, daß wir das Werk fortsetzen können. Für die Seminarkapelle fehlen noch die gesamten Ausstattungsstücke. Zuweisungen aller Art nimmt die Mariannhiller Missionsvertretung in Würzburg, Pleicherring 3, gerne an. Auf den Dank der Missionare dürfen alle Wohltäter hingewiesen werden. Außer den vielen hl. Kommunionen, Gebeten und frommen Abungen für die lebenden und abgestorbenen Wohltätern werden in unseren Häusern täglich hl. Messen gelesen.

Die Priesternot ist in den Missionen noch immer eine drückende. Die südafrikanische Heidenwelt ist schon lange schnittreif und die Hinbewegung zum katholischen Christentum ist trotz vieler Sekten stark und dauernd. Aber was hilft es, große Massen anzusammeln, wenn man dafür kein Brot hat, d. h. die wenigen und dazu noch überalterte Missionare reichen trotz übermenschlicher Anstrengungen nicht aus, die Arbeiten in diesem Weinberge zu leisten. Wo findet man in der Heimatseelsorge 72jährige Priester, die noch stunden- und tage weit nach den entlegendsten Orten zu reiten haben und tagelang auf Touren sind, die an einen gesunden, jungen Menschen große Anforderungen stellen.

Priesternot in Afrika! und Priesterberufe für die Missionen mehren sich — doch fehlen ihnen die Mittel und die Unterkunft. Das Missionspriester-Seminar soll daher die „Pflanzstätte" werden für die Sendboten des Glaubens auf südafrikanisches Missionsfeld. Darum helft uns bauen; es ist ein Gotteswerk und bringt Gotteslohn!

Südafrikanisches: Aus Potgietersrust wird folgendes gemeldet: Ein Auto, welches seine Rückfahrt von Ködersraud nach Pretoria antrat, traf in einer abgelegenen Gegend in der Nähe der Straße einen einzelnen herumstreifenden ausgewachsenen wilden Büffelochsen. Das Tier legte ein sehr großes Interesse für das Auto an den Tag. Es lief von der einen Seite des Autos zur andern, so daß der Führer des Wagens sich schließlich genötigt sah, zu halten. Waffen waren keine zur Hand und so hetzten die Insassen des Wagens die beiden Hunde, die sie als Beschützer mitgenommen hatten auf dieses wilde Tier, um es fortzutreiben. Aber nach einer kurzen Weile kam dasselbe wieder zurück und ließ sich einfach nicht mehr forttreiben. Ja es kam so nahe zum Wagen, daß der Besitzer desselben ihm zwei kräftige Schläge mit der Hand geben konnte, wovon es natürlich keine Notiz nahm. Nun lief es zur anderen Seite des Wagens zum Führer. Dieser schlug es mehreremale mit der Luftpumpe, aber ohne jeden Erfolg. Schließlich nach längerer Zeit gelang es den beiden Hunden, die Bestie in eine ziemliche Entfernung zu bringen, sodaß der Wagen sich aus dieser gefährlichen Situation befreien und weiterfahren konnte.

Es ist etwas ganz außergewöhnliches, so berichtet die „Schrift", daß ein Büffelochse allein geht und sich hier in die Nähe der Straße herumtrieb. Aber die Ursache dazu ist folgende:

Das wilde Tier war durstig und auf der Suche nach Wasser. Nun hatte es das Wasser, welches sich im Kühler des Autos befindet gerochen und daher das so große Interesse des Tieres für den Wagen.

An einige Leser: Wegen des Büchleins „Gibt es auch heute noch Teufel?" ist bereits zwischen „Gelehrten" ein kurzer, aber lebhafter Disput entstanden. Es stehen natürlich diejenigen, „die dabei waren", und heute bis auf das besessene Mädchen, „noch leben", denen gegenüber, „die nicht dabei" waren, die dafür aber die „Erkenntnisse der modernen Wissenschaft" für sich zu haben beanspruchen.

Wir sehen ja an den Konnersreuther Vorfällen, wie schlimm es ist, wenn sich der liebe Gott (oder der arme Teufel) einmal bemerkbar machen. Es ist wohl zweifelsfrei, daß „die Besessenheit" andere Formen annimmt bei einem „mexikanischen Katholikentöter" oder bei einem „Aber-Intellektuellen" als wie bei sogenannten „primitiven Völkern." Bei den Juden haben die „Teufelsaustreibungen" viel „Beunruhigungen" verursacht, als könnte vielleicht „der Zimmermannssohn ohne akademische Bildung" doch vielleicht „mehr" sein.

Hätte es damals Redakteure von gewissen Zeitungen, von vielleicht „Sabbatblättern" gegeben, dann wäre von ihnen die Torheit solcher „Wunder" bewiesen worden von ihrem Schreibpult aus, ohne daß sie sich bemüht hätten, sich z. B. mit dem Schweinebesitzer von Gerasa ins Benehmen zu setzen. Es gelingt nicht, mit einer unwilligen Handbewegung die Existenz des Teufels aus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zulöschen und solche Begebenheiten ins Reich der Phantasie oder in die Kategorie der „seelischen Krankheiten" zu verweisen. In unserm Falle sind die Beweise erdrückend.

Wir können ruhig versichern, daß es solcher Tatsachen noch viele geben und daß der Kampf um die Heidenseele ein Titanenkampf zwischen Christus und dem Satan ist. Wir schreiben in den Missionsblättern auch lieber Tröstliches um unsere Freunde nicht zu entmutigen. Bevor man aber in Bausch und Bogen derartige „Besessenheitsgeschichten" ablehnt, sollte man sich mit den Tatsachen bekannt machen, zumal diese gar nicht so weit zurückliegen. Je mehr man der modernen Skepsis Zugeständnisse macht, umso mehr bröckelt vom Glaubensgut ab und zu diesem gehört nun seit Evas Zeiten leider nun auch einmal der Teufel. P. D.

Aus Welt und Kirche

Eine kanadische Stimme gegen Calles. Nach Meldungen aus Kanada hat das liberale Mitglied des Parlaments, Charles Marcil, ein früherer Vorsitzender des kanadischen Unterhauses eine Entschließung eingebracht, die das Parlament auffordert, zum Protest gegen die „öffentlichen, beleidigenden Erklärungen" des mexikanischen Generalkonsuls über die katholische Kirche und ihre Anhänger, einschließlich drei Millionen Kanadier, zu fordern, daß die mexikanische Regierung den Konsul abberuft, und daß Kanada jeden weiteren Verkehr mit Mexiko abbreche, bis die Katholikenverfolgungen ein Ende nähmen und bürgerliche und religiöse Freiheit wiederhergestellt sei.

Die Entschließung rügt auch die Entsendung des Präsidenten der kanadischen Eisenbahn in besonderer Mission nach Mexiko, die mit den Empfindungen des kanadischen Volkes gegenüber der gegenwärtigen mexikanischen Regierung nicht in Einklang stehe.

Es ist und bleibt nun einmal eine auffallende Tatsache, daß die Ungeheuerlichkeiten bei der Katholikenverfolgung in Mexiko keinen Widerhall finden in der sog. Kulturwelt. Es ist schon so wie Bismark einmal sagte: „Wenn der Engländer „Christus" sagt, meint er „Kattun." Und wenn der Amerikaner von „Menschenrechten" predigt, meint er „Petroleum." Und wenn der Bolschewist die Freiheit verherrlicht, denkt er an die Freiheit des Büffels im Porzellanladen."

Das internationale „Rote Kreuz" hat für die katholischen Christen nichts übrig und der Völkerbund hat die Beschwerdeschrift der Schweizer Bischöfe über Mexiko „zur Kenntnis genommen", d. h. in den Papierkorb geworfen. Der Völkerausbeutungsbund hat wahrhaftig wichtigere Dinge zu tun, damit die geleimten Völker nicht aus dem Leim gehen. Die große Presse hat keine Zeit vor lauter Rekord- und Spitzenleistungen, Film- und Faschingswesen, Reklame für ein neues Schönheitsmittel und sog. Politik. Selbst im Land der Dichter und Denker hat man nur Interesse für allerlei Stänker s. Lutherfilm! Der hl. Vater hat über das Totschweigen der mexikanischen Greuel seitens der Weltpresse geweint.

Katholiken, seid nicht zu feige, unterstützt die katholische Presse, stützt eure Organisationen: Das Fehlen dieser hat Mexiko soweit gebracht und könnte auch noch andere Völker dahin bringen.

P. Lucas Ettlin, O. S. B. †. Über den jähen Tod des Rev. Vater Lukas Ettlin, O. S. B. in Amerika, den wir als den größten Wohltäter unserer in der Inflationszeit aufs äußerste bedrohten Seminarien verehren, erfahren wir nähere Einzelheiten: P. Lukas fuhr am 16. Dezember 1927 mit seinem treuen und verlässigen Chauffeur in sein Kloster zurück, einen Weg, den sein Auto schon hundertemal zurückgelegt hat. Auf der Fahrt kollidierte sein Auto mit dem großen, im rasenden Tempo fahrenden Auto eines Farmers, das ein 20jähriger Chauffeur leitete. Der Chauffeur des P. Lukas hörte diesen im letzten Moment den Namen Jesus rufen, dann überschlug sich das Auto mehrere Male und P. Lukas wurde schwer verletzt und bewußtlos aus den Trümmern gezogen. Ein Priester gab ihm an der Unglücksstelle Absolution und letzte Ölung. P. Lukas verschied, als man ihn in sein Kloster zurückbringen wollte, auf dem Wege.

P. Lukas hat nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte, als die große Mehrzahl unserer Priesterkandidaten nicht mehr die Mittel aufbrachten, um ihre Studien fortsetzen zu können, in großzügiger Weise in Amerika die Hilfe für dieselben organisiert. Er suchte für jeden einzelnen Seminaristen und Theologen eigene Wohltäter zu gewinnen, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 3 März 1928 46. Jahrgang

Passionsweg

Herr, meine Lichter sind schon lang erloschen
Die Blütenkränze alle schon verweht.
Und meiner Seele Kinderfröhlichkeit
Und alle jene gnadenreichen Stunden,
Da ich voll heiliger Glut mich dir geweiht,
Sind lang entschwunden.

Nun hat der Sturm mich hin und her getrieben,
Nun hab ich hart und bitterschwer gerungen.
Und nur ein kahles Kreuz ist mir geblieben,
Das halten meine Hände fest umschlungen.

Herr, meines Lebens Inhalt bist nur du! —
Und wandre ich durch tausend Dunkelheiten!
Und läßt du mir nicht Trost, noch Rast und Ruh
Dein Marterholz vor meiner Seele steht . . . .
Dem werd ich immer nun entgegenschreiten.

Herr! Sieh nicht auf die Lichter, die erloschen,
Und auf die Blüten, die der Sturm verweht . . .

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Joseph

Wir wollen den Monat März nicht beginnen, ohne des Nährvaters des göttlichen Heilandes zu gedenken.

Der hl. Joseph ist der einzige Heilige, welcher nächst der Gottesmutter eine allgemeine und hohe Verehrung findet; die heilige Kirche hat ihn zu ihrem besonderen Schutzpatron gemacht; christliche Braut- und Eheleute und Eltern verehren ihn als ihr hohes Vorbild und als ihren Anwalt bei Gott, die Sterbenden nehmen zu ihm, als Schutzpatron der Sterbenden, ihre Zuflucht, und im Himmel ist außer der allerseligsten Jungfrau Maria kein Mensch so hoch verherrlicht und erhoben, als der hl. Joseph; er ist unter den Heiligen nächst Maria der Heiligste.

Und was war er einst auf Erden? Ein armer Zimmermann in dem unscheinbaren Städtchen Nazareth; ein Zimmermann: da finden wir ihn in seiner Werkstätte oder, wohin sonst Zimmermannsarbeit rief, mit Axt und Beil, mit Beitel und Säge, im Schurzfell in ärmlicher Kleidung, unansehnlich und gering. Ein armes Häuschen war's, das er zuvor mit seinen Eltern und dann mit Maria und Jesus bewohnte, ärmlich war seine Lagerstätte, sein Kleid, ärmlich sein Mittags- und Abendtisch. Obwohl mit Maria der beste in Nazareth, doch einer der Geringsten, der Unansehnlichsten, vor der Welt kaum angesehen.

Wer würde es geglaubt haben, wenn jemand damals den Bewohnern Nazareths gesagt hätte, dieser geringe Zimmermann werde dereinst einer der größten Heiligen, er werde der Schutzpatron der heiligen Kirche, er werde im Himmel mit Maria, der ihm verlobten Braut, nächst Gott der Herrlichste und Höchste sein?

Welch ein Unterschied — einst und jetzt! Und doch ist der hl. Joseph in diesen unscheinbaren Umständen, worin er einst lebte, das geworden, was er jetzt ist.

Bis zu seinem Tode lebte er in diesen bescheidenen Verhältnissen. Als er starb, da war er der Heilige, als welchen wir ihn jetzt verehren, da hatte er den Grad der Heiligkeit errungen, den er jetzt inne hat; denn auf der Stufe der Heiligkeit, welche der Mensch inne hat, wenn er stirbt, bleibt er in alle Ewigkeit; nach dem Tode kann kein Mensch heiliger werden, als er ist, wenn er stirbt. Also in den Tagen seines Lebens, in diesen unscheinbaren und armseligen Verhältnissen, die wir bezeichneten, ist der hl. Joseph der große Heilige geworden, als den ihn nun der ganze Himmel und die heilige Kirche und alle ihre wahren Kinder verehren.

Im Himmel tritt die Heiligkeit, die der Mensch auf Erden errungen hat, sichtbar hervor. Auf Erden wächst, wenn der Mensch seinem Gott in Liebe und treuem Dienste anhängt, auf dem Grunde des von Gott der Seele geschenkten übernatürlichen Lebens und unter dem Segen der göttlichen Gnade die Heiligkeit, nebst den Tugenden des christlichen Lebens allmählich heran — mehr und mehr; und obgleich die Herrlichkeit die-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Josephs seliger Heimgang
„Glückselig, wer im Herrn stirbt!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ses inneren Lebens ihre Strahlen vielfach schon in diesem Leben herausbrechen und leuchten läßt, so bleibt doch der Vollglanz derselben den Blicken verborgen, gleichwie die Farbenpracht des in der Puppe sich entwickelnden Schmetterlings verborgen bleibt, bis die Puppe bricht, wo dann im Sonnenstrahle dieselbe sich den staunenden Blicken darbietet.

So auch beim hl. Joseph. Was jetzt die Bewunderung und Verehrung des ganzen Himmels ihm zuwendet, das war er schon einst auf Erden, als der Herr ihn abrief, das hatte er in den Tagen seines Lebens errungen; jetzt im Himmel ist es sichtbar zutage getreten.

Also der Zimmermann mit Axt und Beil und Säge, in grobem Gewande, in niedriger Arbeit, unter kleinen Verhältnissen ist der hl. Joseph zu der Höhe der Heiligkeit emporgestiegen, die ihn nun als den größten Heiligen erscheinen läßt.

Wer darf also noch zagen? Wer darf sich beklagen, daß seine Lebensverhältnisse so wenig geeignet seien, um ein vollkommen christliches, heiliges Leben zu führen?

Wodurch hat denn der hl. Joseph die hohen Grade seiner Heiligkeit errungen? Durch außerordentliche, durch große, in die Augen fallende gute Werke? Die finden wir in seinem Leben nicht. Aber er hatte ein Herz voll Liebe zu Gott; er war gerecht, sagt die hl. Schrift; Gottes Willen zu erfüllen, früh und spät, im Kleinen wie im Großen, in frohen und bedrängten Tagen, das allein lag ihm am Herzen, das war sein Tagewerk. Alles bei ihm war getragen und geheiligt durch die gute Meinung; alle Tugenden übte er, und überzeugt, daß er nur mit dem Beistande der Gnade etwas vermöge, war er ein Mann des Gebetes; all' sein Tagesleben war geweiht durch den Eifer seines Gebetes; daher der Reichtum der Gnaden, die in seinem Herzen wirksam wurden, daher dieses stete Wachstum der Tugenden, daher dieses stete Fortschreiten in der Vollkommenheit bis hin zu der Höhe, worauf er als einer der höchsten Himmelsfürsten erscheint.

Werter Leser, ist unter dem allen, was wir als die Leiter der Vollkommenheit des hl. Joseph bezeichnet haben, etwas, das du und ich nicht können, wie auch unsere Verhältnisse sein mögen?

Also auf! Machen wir es dem hl. Joseph nach! Sagen wir ihm, er möge durch seine mächtige Fürbitte uns helfen. Er wird uns, wenn wir ihn recht verehren und anrufen, ein mächtiger Helfer sein, ein Helfer zur Vollkommenheit, ein Helfer zum Himmel.

„Freunde sterben, Nationen gehen dahin, Denkmäler fallen zusammen; gute Werke aber bleiben ewig."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

XV. Die Regierung Mpandes. Cetshwayo wird König. Das Ende der Selbständigkeit der Zulus.

Am 10. Februar 1840 proklamierte Prätorius, der Burenkommandant, Mpande zum König der Zulus. Seine Regierung war im allgemeinen friedlich, doch hatte sie auch ihre stürmischen und sogar blutigen Zeiten. Im Jahre 1843 wurde der König von dem schlimmen Übel der Eifersucht und des Mißtrauens gequält, das alle diejenigen erfaßt, welche ihre Macht auf dem Wege der Gewalt erlangt haben. Er glaubte nämlich, mit oder ohne Grund, sein einziger Bruder Gqugu führe etwas gegen ihn im Schilde und ließ ihn deshalb töten. Die Anhänger desselben flohen aus Furcht und nahmen die Tante Gqugus mit Namen Mawa mit sich nach Natal.

Die natürliche Charakterschwäche Mpandes zeigte sich bald in der vollständigen Unfähigkeit, in seinem eigenen Haushalte die Ordnung aufrecht zu halten. Seine beiden Söhne Cetshwayo und Mbulazi stritten über die Thronfolge noch während er lebte und sogar in seiner Gegenwart.

Cetshwayo war der älteste Sohn und seine Mutter war Ngumbazi, die Tochter Manzinis, aber der zweite war seines Vaters Liebling und von dessen Lieblingsweib Monase ihm geschenkt. Der Anhang Cetshwayos, der im Gebiete südlich des Mhlatuze wohnte, nannte man die u Sutu-Partei, und jene des Mbulazi, die am Mfolozi und noch jenseits dieses Flusses wohnte, hieß man die izi Gquozo. Die Streitkräfte der beiden sich bekämpfenden Königssöhne stießen am 2. Dezember 1856 in der Ebene von Ndondakusuka am Unterlauf des Tukela zusammen. Die Armee des Cetshwayo, die nahezu um das Dreifache stärker war, als die seines Gegners, hatte es leicht, die gegnerischen Truppen völlig zu schlagen. Mbulazi und fünf andere Söhne Mpandes, einschließlich Mantantashiya und Madumba, Vollbrüder Ubulazis, wurden getötet. Nachdem nun alle Söhne seiner geliebten Monase getötet worden waren, mit Ausnahme eines einzigen Knaben, der beizeiten dem Bischof Colenso jenseits des Tukela in Obsorge gegeben wurde, faßte Mpande Neigung zu einem jüngeren Weibe, die er an Kindesstatt angenommen hatte, in dem von Monase geleiteten Zweig der Familie. Die Wut und Eifersucht Cetshwayos richtete sich nun gegen diese Frau und ihre Nachkommen. Ohne Rücksicht auf den Vater ließ er die Mutter samt ihren Kindern auf schändliche Weise ermorden.

Als diese Tat geschah, waren gerade die besten Söhne des Kraals, Monga und Mgidhlana abwesend und entkamen schließlich über die Grenze in das Gebiet der Buren. Dieser beständige mörderische Krieg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter den eigenen Leuten Mpandes und innerhalb seiner eigenen Familie war die Ursache einer weiteren Auswanderung der Eingeborenen nach Natal. Eine große Anzahl der Anhänger Mbulazis begab sich dorthin. Nach einer Regierung von 32 Jahren starb Mpande eines natürlichen Todes im Jahre 1872.

Cetshwayo wurde nun König. Seine Politik den Weißen gegenüber war nicht so friedlich und nicht so klug, wie die seines Vaters. Und so blieb der Konflikt mit den Engländern nicht aus. Am 11. Januar 1879 überschritt die kleine englische Streitmacht den Tukela und am 28. August desselben Jahres wurde Cetshwayo in der Nähe des Ngomewaldes gefangen genommen. In der „Natal Wittness" vom 27. August 1927 erzählt Martin Oftebro die Geschichte der Gefangennahme. Oftebro, einer der feinsten Kenner der Zulusprache diente damals bei der Truppe unter Major Marter als Dolmetscher, und er hat wohl das Meiste zur Verhaftung Cetshwayos beigetragen, lassen wir ihn mit seinen eigenen Worten diese Episode erzählen:

„Ich erzähle die Geschichte, wie ich sie noch im Gedächtnis habe. Leicht könnte ich sie ausschmücken und abenteuerlicher gestalten, doch möchte ich sie lieber mit einfachen Worten wiedergeben.

Am Freitag, den 4. Juli 1879 verfolgte Cetshwayo von den Höhen nördlich der Sishwili-Ebene aus die Schlacht von o'Ndini. Das war der Hauptkraal Cetshwayos. In der Nähe lag auch der Kraal seines verstorbenen Vaters Mpande. In diesem Kampf wurden die Zulus geschlagen. Sie behaupteten, die britischen Truppen hätten sich mit „ucwecwe" (Eisen) umgeben oder eingezäumt und schrieben dem ihre rasche Niederlage zu. Wenn man bedenkt, daß Lord Chelmsford in geschlossenem Karree vorrückte, so kann man verstehen, daß von fern die blitzenden Gewehrläufe und Bajonnette einer festen Masse von „ucwecwe" glich, dem Zuluwort für Wellblech. Cetshwayo blieb bei seiner Behauptung, die Truppen hätten hinter Eisenschilden gekämpft. Als er sah, daß sich die Schlacht zu seinen Ungunsten entschied, machte er sich in östlicher Richtung davon.

Es war unter den Zulus bekannt, daß ein Verwandter von Cetshwayo, der mächtige Häuptling Zibebu, dem König Unterschlupf angeboten hatte für den Fall, daß er in eine schwierige Lage geraten sollte. Er wollte ihn in ein sicheres Versteck bringen in der Hoffnung, daß die Engländer schließlich ein längeres Fahnden nach dem König für aussichtslos hielten und sich dann zurückziehen würden.

Die Truppen, die bei o'Ndini gekämpft hatten, wurden durch Küstenabteilungen ersetzt, die am 2. April bei Gingindhlovu gefochten hatten. Lord Chelmsford gab Befehl, ein Teil dieser Truppen sollte gegen den Mandhlekazi-Stamm marschieren und versuchen, Zibebu gefangen zu nehmen. Als die Soldaten den „Black Mfolosi"-Fluß erreicht hatten, trennten sie sich. Die Infanterie blieb zurück, die berittene Mannschaft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zog weiter gegen Zibebus e'Kuvukeni-Kraal. Dort suchten sie nach dem Häuptling, bekamen aber auf ihre Fragen nur die Antwort: „Er ist weit fort." Zibebu aber hatte sich doch entschlossen, sich den Engländern zu unterwerfen. Während die Soldaten noch suchten, tauchte er plötzlich auf mit einer großen Schar von Reitern und Fußsoldaten, die ganze Bündel von Gewehren trugen.

Der General redete ihn an: „Du hast gut daran getan, daß du gekommen bist! So spricht der Gouverneur zu den Zulus: Ich verbiete euch, Waffen zu tragen. Sie müssen alle mir ausgeliefert werden. Ich will euch nicht gestatten, die Ehe von Jünglingen zu verhindern, die alt genug sind zum heiraten. Ich verbiete euch das Ausriechen und Hinschlachten von Unschuldigen. Das Land aber bleibt wie es ist. Es bleibt euch, daß ihr darauf baut und lebt wie bisher. Ich habe keinen Streit mit euch, Zulus!"

Zibebu wandte sich an sein Volk und sagte grimmig: „Hört ihr's, ihr Jungen? Wir Alten sollen ledig werden. Nun ist's eure Sache, Frauen zu nehmen!" Zibebu sprach das in seiner sonderbaren Art durch die Nase, und der Scherz erregte das Gelächter der Schwarzen.

Doch der General fuhr fort: „Wir hatten nicht die Absicht, gegen euch Zulus zu kämpfen. Wir haben keine alten Scharten auszuwetzen. Aber Cetshwayo, den wir in sein Amt einsetzten, zeigt sich eigensinnig und läßt nicht mit sich in Freundschaft verhandeln. Ihn suche ich. Auch dich, Zibebu, frage ich: Wo ist er?" Zibebu aber leugnete jede Kenntnis von dem Aufenthalt des Königs. „Nein", sagte er, „ich weiß nicht, wo er ist. Sucht ihn nur, ihr Herren, in meinem Gebiet werdet ihr ihn nicht finden!" Damit ließ er uns stehen. Auch wir gingen auf dem gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren und lagerten in der Nähe des Black Mfolosi-Flusses.

Es war am gleichen Abend. Ich hatte mich schon zum Schlafen gelegt, da erhielt ich den Befehl, sofort aufzubrechen mit zwei Patrouillen, die eben angekommen waren und keinen Dolmetscher hatten. Ich schloß mich ihnen an, wir überschritten den Black Mfolosi udd schlugen eine nordöstliche Richtung ein. Bei der Morgendämmerung hielten wir auf einem Hügel und rasteten.

Es war eine schwierige Frage, in welcher Richtung wir den König suchen sollten, denn die Patrouillen hatten schon das ganze Land durchstreift. Soviel man aus den Berichten entnehmen konnte, waren sie aber nicht bis zum Ngomewald vorgestoßen, d. h. sie hatten augenscheinlich nicht das Gebiet des Häuptlings Ngojana durchforscht. Wir machten uns also auf den Weg dorthin, erreichten auch rechtzeitig Ngojanas Kraal e'Mafuceba und schlugen in der Nähe unser Lager auf. Kein Zeichen von Unordnung ließ sich hier entdecken. Im Kraal schaute alles normal und anheimelnd aus. Zufällig wußte ich, daß in diesem Kraal Cethshwayos jüngere Schwester wohnte, die ich gut kannte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich hatte den Armeebiskuit und das Salzfleisch längst satt und sehnte mich nach etwas Sauermilch. So beschloß ich, den Kraal aufzusuchen. Mit Major Marters Zustimmung ging ich hin.

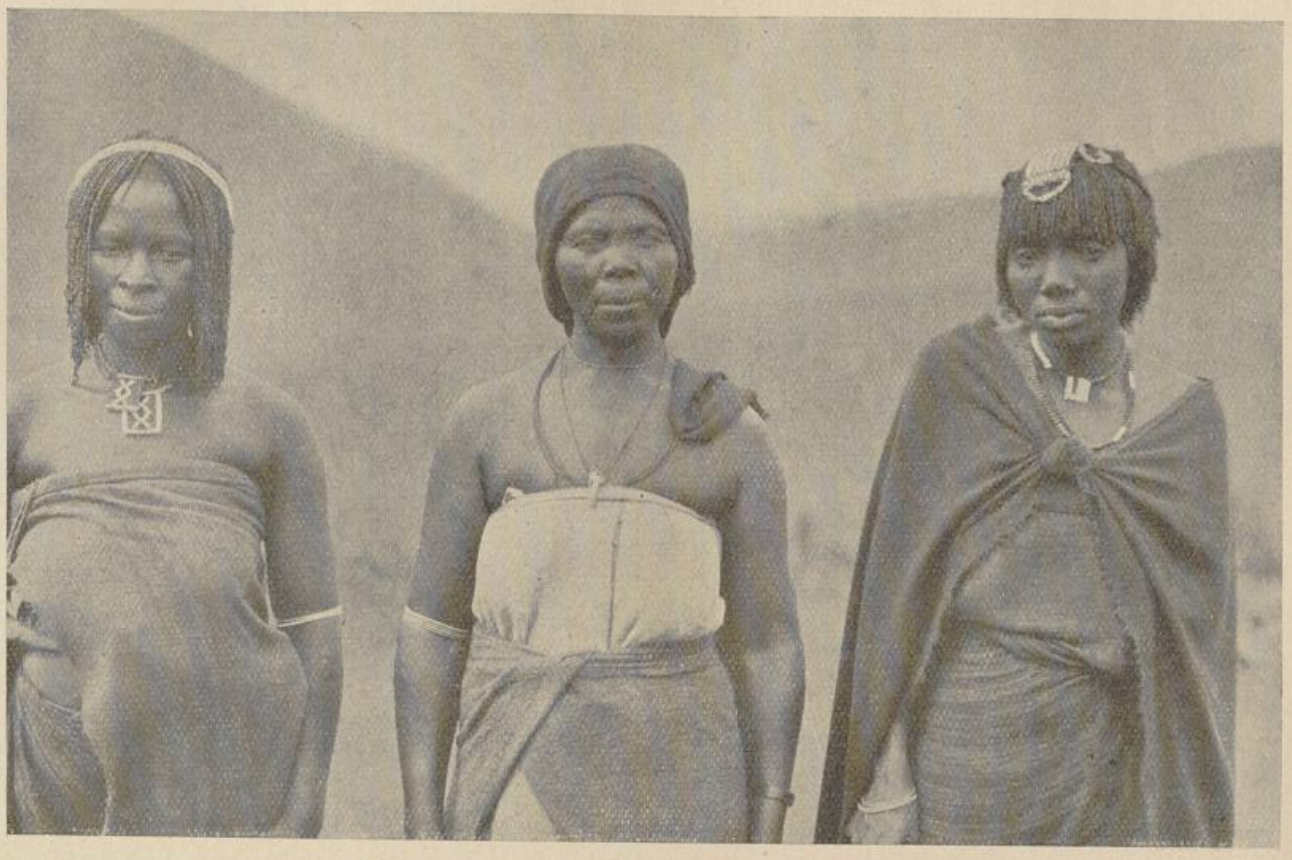
Die Leute im Kraal waren die Freundlichkeit selbst. Sie waren durch die jüngsten Ereignisse noch ganz erregt. Ich beruhigte sie wieder, bat sie, sich nicht zu fürchten und betrat dann die Hütte, in der die Inkosikazi, Cetshwayos Schwester, war. Sie begrüßte mich mit den Worten: „Du Kind eines weißen Mannes, wo kommst du her?" Ich antwortete: „So fragst du mich? Kennst du mich denn nicht? Ich bin der Sohn von Mondi" (Edmund Oftebro). Darauf war sie sehr befriedigt. Sofort wurde mir Sauermilch vorgesetzt, die Unterhaltung wurde angenehm und als ich gesättigt war, nahm ich Abschied von den Bewohnern der Hütte und ging hinaus. Ich kehrte aber nicht sofort ins Lager zurück. Ein paar Augenblicke wartete ich draußen. Da hörte ich, wie drinnen jemand nachdenklich fragte: „Sollte es sein, sollte es wirklich sein, daß sie zum Ngomewald da drüben gehen?" Eine Stimme antwortete: „Was sollten sie denn im Ngomewald suchen?" Darauf erwiderte der erste Sprecher: „Ja, hörst du denn nicht, daß der Wind, der Wind aus dieser Richtung bläst?" — „Wohin? Zum Ngomewald hin?" — „Ja!" — „Gnade uns! Aber wer würde ihnen das verraten!"

Ganz unbemerkt hatte ich nun das uns so wichtige, das so streng gehütete Geheimnis erlauscht und machte mich ohne Verzug auf zum Lager.

Dort fand ich Major Marter schon im Schlaf. Ich weckte ihn auf und erzählte ihm, daß ich erfahren hatte, der König sei im Ngomewald. Als der nächste Morgen graute (es war am Mittwoch, den 27. Aug.), machten wir uns auf und erstiegen die Ngomeberge. Die Eingeborenen, die wir beim Aufstieg trafen, wichen uns scheu aus. Wir schenkten ihnen keine Beachtung. Bei Sonnenuntergang hatten wir nach einem Marsch von 24 Meilen durch äußerst schwierige Gelände einen kleinen Hügel erreicht. Von dort konnten wir die Waldspitze leicht gewinnen und lagerten.

In der Frühe des nächsten Morgens machten wir uns auf zum Kraal des Mnjama, Cetshwayos ersten Ministers, unter dessen Obhut sein Neffe Nisaka stand. Wir klärten Nisaka über unsern Auftrag auf. Ich sprach zu ihm: „Wir sind auf der Suche. Unser Wild ist hier in dieser Gegend, ist hier im Walde versteckt." Ruhig erwiderte Nisaka: „Und wenn es so wäre, ich könnte es nicht wissen. Vielleicht erkundigst du dich bei denen, die näher am Walde sind, da drüben", dabei zeigte er auf einen Kraal seines Onkels. Wir nahmen einen der Leute des Mnyama mit. Unterwegs aber hüllte er sich in tiefes Schweigen. Ich versuchte, ihn zum Sprechen zu bewegen, brachte aber kein Wort aus ihm heraus. Ängstlich schaute er immer nur in eine Richtung, in die Tiefe zu unsern Füßen. Unsern Soldaten stieg die Galle. Der Weg wurde fast

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Volkstypen von Enkanyezi (Taufbewerberinnen)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ungangbar. Rechts und links starrten Abgründe. So sagte ich zu unserm Führer: „Gut, geh du voran und zeig uns den Weg.“ Er gehorchte und führte uns auf die Waldspitze von Ngome. Ein herrlicher Ausblick auf das Sikwebezanatal drunten tat sich uns auf.

Hier verließ uns der Führer. Während der ganzen Zeit hatte er kein Wort gesprochen. Sein Verhalten aber war beredter, als alle seine Worte hätten sein können. Wahrscheinlich glaubte er, wenn auch unsere Abteilung es fertig brächte, den rauhen, steilen Abhang hinunter zu klettern, die Posten der Zulus würden unsere Bewegung beizeiten erspähen und den König in Sicherheit bringen.

Ich ging ein paar Schritte weiter. Instinktiv fühlte ich, wir sind in der Nähe des Königs. Die Pferde wurden abgesattelt. Noch eine kurze Strecke ging ich weiter, erreichte die steile Böschung eines Abgrundes und schaute vorsichtig zwischen einigen Felsblöcken hindurch. Einen weiten Blick über das Land zu meinen Füßen gewährte dieser treffliche Aussichtspunkt. Ich überschaute einen großen Teil des Waldes, von Zulukraals umsäumt. Mit dem Feldstecher sah ich, wie über 2000 Fuß unter mir ein Stück Vieh enthäutet wurde. Ich rief Major Marter herbei und sagte: „Ich glaube, wir schauen geradewegs auf den Kraal, wo der König ist.“

Während ich noch mit ihm sprach — wir hatten beide unsere Ferngläser vor den Augen — sahen wir einige wassertragende Mädchen. Sie trugen die Krüge aber nicht wie gewöhnlich auf dem Kopf, sondern mit ausgestreckten Armen. So war es Hofsitte, wenn Wasser in des Königs isigodhlo (reservierter Teil des Königskraals) getragen wurde. Jetzt hatte ich keinen Zweifel mehr. Zunächst galt es, einen Abstieg zu finden. Nach einigem Suchen entdeckten wir eine Viehspur, die abwärts führte. Kann da das Vieh hinunter, so schloß ich, so können es auch Pferde, wenn sie geführt werden. Major Marter ließ einen Teil seiner Truppe oben halten, der andere begann den Abstieg. Bevor wir aber aufbrachen, legten die Soldaten alle Teile ihrer Ausrüstung ab, die auf den holperigen Schlangenpfaden durch ihr Klirren uns verraten könnten. Dann ging es voran. Es war am Donnerstag, den 28. August 1879, kurz nach Mittag. Die Pferde wurden geführt. Der Abstieg war äußerst schwierig. Vier Pferde wurden verletzt und zwei getötet. Aber die schwierige Aufgabe wurde doch glücklich gelöst. Wir erreichten den Rand des Waldes und fanden den Kraal, wo, wie wir beobachtet hatten, das Stück Vieh abgehäutet worden war. Wir stellten uns auf. Der Befehl wurde gegeben, die Hälfte der Truppe sollte den Kraal von der Front, die andere Hälfte von der Rückseite nehmen und ihn so umzingeln. Ein kurzes Kommando: „Galopp!“ — und fort ging's wie der Wirbelwind trotz des steinigen Bodens. Plötzlich stand mein Pferd, brach so die geschlossene Formation und rührte sich nicht von der Stelle. Ich trieb es an, es hätte mich auf ein Haar abgeworfen. Es war ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

typisches Zulupferd. Die andern schlossen die Reihe wieder und umzingelten rasch den Kraal. Wir waren gegen 70 Mann stark. Ich stieg ab. Während ich auf den Kraaleingang zuschritt, sah ich, wie Major Marter mit drei Mann mir folgte. Ihr Blick fiel auf einen großen Mann nahe am Eingang, mit einer feinen Decke über der Schulter. Sofort stürzten sie sich auf ihn und hielten ihn fest. Es war Mkosana Zungu, Vater von Mapelu Zungu, einem berühmten Zulukrieger, der in den Kämpfen wenigstens 37 Mann erschlagen hatte. Der Major hatte sich getäuscht, er hielt Mkosana für den König.

Ich ging weiter in den Kraalhof hinein. Am oberen Ende sah ich, wie aus der Tür einer Hütte Leute herausschauten und die Mündung eines Gewehrlaufes sichtbar wurde. Das Gewehr wurde zurückgezogen, schnell lief ich um die Hütte herum. Bei der Tür ließ ich mich auf die Kniee nieder und schaute hinein. Sofort erspähte ich im Hintergrund eine mächtige Gestalt. Es war der König.

Ich rief: „Ich bin hier, dich zu holen!" Mehr brauchte ich nicht zu sagen und nachdrücklich wiederholte ich: „Ich bin gekommen, dich zu holen!" Leise fragte der König: „Wer spricht da?" Ungeduldig antwortete ich: „Du würdest mich doch nicht kennen! Ich bin hier, dich mitzunehmen und bringe dir den Befehl, herauszukommen!" Ganz ruhig lud mich der König ein: „So komm doch, komm doch herein und laß mich hören!"

Major Marter war am Tor noch immer mit Mkosana beschäftigt. — Unsere Befehle aber waren strickt, und entschieden sagte ich: „Nein, ich werde nicht hereinkommen. Meine Befehle lauten anders. Komm du heraus!" Doch der König blieb wo er war. Da sagte ich endlich: „Unsere Soldaten hier sind schlecht aufgelegt, du wirst es büßen müssen!" Jetzt ließ der König sich auf alle Viere nieder und kroch aus der niedrigen Tür heraus. Dann stand er auf, eine starke, aufrechte Gestalt und überblickte ruhig die Szene, die sich um ihn abspielte. Nicht das geringste Zeichen von Furcht konnte man an ihm entdecken. Es schien, als schaute er auf ein ganz alltägliches Bild. Jetzt kam Major Marter herbei. Ich sagte ihm „Das ist Cetshwayo." — „Ah", rief der Major erregt, „sag' ihm, daß ich ihn verhafte im Namen der Königin. Er ist mein Gefangener!" Ich wandte mich an den König: „Ich soll dir sagen, daß du gefangen bist im Namen der Königin, mit der du auf dem Kriegsfuß stehst." In offenem, ruhigen Ton fragte der König: „Ja, was für ein Verbrechen habe ich denn begangen?" „Darauf ist nichts mehr zu sagen", antwortete ich, „komm nur mit!"

Während dieses Wortwechsels stand Cetshwayo aufrecht da und schaute gerade und furchtlos Major Marter in die Augen. Er trug ein Leopardenfell mit Perlschmuck um den Hüften und eine kleine Decke über der Schulter. Seine Haltung war äußerst würdevoll und machte starken Eindruck. Unsere Soldaten sagten später einstimmig, sie würden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihn nie mit Mkosana verwechselt haben, hätten sie ihn gesehen. Wir gingen zum Kraaltor. Ich ging nochmals zur Hütte und sagte zu den Mädchen: „Ihr braucht keine Furcht zu haben. Packt die Sachen des Königs zum Tragen zusammen" — ich brauchte immer den Königsnamen für ihn — „packt sie zusammen, wir gehen gleich." Sie sagten nichts, gehorchten und packten seine Decken, Matten und andere Habseligkeiten zusammen.

Da flohen einige junge Krieger, die in den verschiedenen Hütten des großen Kraales waren, durch die Umzäumung hindurch. Die Soldaten wollten auf sie schießen, andere sie zu Pferd verfolgen, Major Marter aber hielt sie zurück: „Was sollen wir denn mit denen tun? Wir haben ja unsern Mann."

Mit den Mädchen, die des Königs Sachen trugen, kehrte ich zurück. Cetshwayo schaute mich scharf an. „Ah", sagte er in freundlichem Ton und schwur beim Namen seines Vaters, „Mpande! Du bist ein Sohn von Mundi (Edmund Oftebro). Jetzt kenne ich dich wieder." „Das leugne ich nicht", erwiderte ich, „ich bin Martin, der jüngste." „Wie bist du so schnell groß geworden!" Er hatte mich zuletzt als Knabe gesehen. „Nun, es sind schon viele Jahre her, seit ich über das große Wasser gefahren bin." Cetshwayo bemerkte: „Es scheint mir, die Leute da drüben schießen empor wie die Bambusstauden, die ich an der Küste wachsen sehe." Und dann: „Weiß dein Vater, daß du hier bist?" Ich bejahte.

So redete er eine Zeitlang über unwichtige Dinge. Plötzlich fragte er: „Glaubst du, daß ich so weit gehen kann?" Er war sehr stark, hatte erst kürzlich auf der Flucht weit marschieren müssen und war noch ganz wund. Ich sah seine Verlegenheit und wandte mich an Major Marter: „Er sagt, das Marschieren wird Schwierigkeiten für ihn haben, Sie sehen ja, wie stark er ist." „Gut", antwortete der Major, „wenn er nicht gehen kann, muß er reiten." Darauf meinte der König: „Was soll ich nun tun, ich habe ja kein Pferd." Man beruhigte ihn, es seien Pferde genug da. Ein mächtiges Roß, „groß wie die Haustür eines weißen Mannes", wurde herbeigeführt und ihm angeboten.

„Awu!" rief er aus, „nein, lieber laßt mich sterben! Das ist ja ein ganzer Berg von einem Tier. Solch ein Pferd könnte ich wirklich nicht reiten!" Da mußte ich ihm sagen, daß er in diesem Falle zu Fuß mittrotten müsse, so gut es eben gehe. Das tat er auch und benützte als Stab einen Assagai mit Widerhaken, den er aus der Hütte mitgebracht hatte. Ich schritt an seiner Seite und leistete ihm Gesellschaft. So ging es voran bis nach Sonnenuntergang. Als wir lagerten, hatten wir kaum 4 Meilen zurückgelegt.

In der Frühe des nächsten Tages (Freitag, 29. August) brachen wir auf in der Richtung nach kwa'Ndasa, dem Militärkraal des Königs. Auf dem Marsch brachten ihn einige seiner Leute in eine peinliche Lage. Sie versuchten zu fliehen und verschwanden zwischen Felsen und dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

üppigen Pflanzenwuchs des Buschfeldes. Sofort nahm die Bedeckung sie unter Feuer und zwei sanken von Kugeln durchbohrt ins hohe Gras. Dieser Zwischenfall erregte den Zorn des Majors. Hart trat er an Cetshwayo heran und drohte ihm mit dem Säbel: „Schau her! Mit dir mache ich den Anfang, sobald ich merke, daß du mich hintergehen willst!" Das machte Cetshwayo unruhig, schweigend setzte er seinen mühsamen Marsch fort.

Ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir kwa'Ndasa. Hier stießen wir auf eine größere Abteilung. Sie brachte einen Wagen für Cetshwayo und seine Mägde mit. Die Decken wurden in dem Wagen zurechtgelegt. So konnte Cetshwayo sich setzen und bequem anlehnen. Von da an wurde die Reise für uns alle angenehmer.

Wir kamen zum Black Mfolosifluß. An der Furt e'Mkiwaneni (wilder Feigenbaum) stieg der König aus dem Wagen und überschritt den Fluß zu Fuß. Er fürchtete, wenn der Wagen über das Geröll holpere, könne er ins Wasser fallen.

In Reih und Glied standen unsere Truppen am Ufer. Auch eine Abteilung Nataleingeborener war zu uns gestoßen. Als Cetshwayo ins Wasser stieg erscholl ihr Kriegsgesang: „Amatamb' aka'Ndwandwe" (die Knochen der Ndwandweleute). Das war zuviel für Cetshwayo. Seine Demütigung war eine vollständige.

Jetzt bekam ich den Eindruck, daß Cetshwayo nun erst sich völlig klar darüber wurde, was es heißt, Gefangener zu sein. Er schien ganz zusammenzuknicken. Seine ganze „Majestät" verließ ihn. Vernichtet stand er da. In diesem Augenblick fühlte ich tiefes Mitleid mit ihm. Seine frühere königliche Haltung gewann er nie wieder.

Bei der Ankunft im Lager wurde Cetshwayo vor den General Mansfield Clarke geführt. Er fragte mich: „Will er mir nicht die Hand geben?" Ich sprach dem General seinen Wunsch aus. Doch dieser erwiderte: „Ich hege keine feindseligen Gefühle gegen ihn, doch die Hand gebe ich ihm nicht." Dann verließ uns der General.

Cetshwayo sagte: „Matini, wohin wird man mich bringen?" Ich erwiderte: „Nach Mashlabatini." „Wen werde ich dort finden?" „Wir gehen zum ältesten General, der zugleich Gouverneur ist." „Nein, das wollte ich nicht wissen. Ist niemand von unserm Volke dort?" „John Dunn ist dort." (John Dunn war ein entarteter Europäer, der sich zu einem Eingeborenenhäuptling emporgeschwungen hatte.) Der König stellte aber die Frage nur aus Furcht, sein Halbbruder Mbuyaswe könnte in Mashlabatini sein. Es ging das Gerücht, daß er sich bei den Engländern aufhalte. Über diesen Punkt konnte ich ihn beruhigen. Mbuyaswe war schon in der Schlacht von e'Ndondakusuka, am 2. Dezember 1856, von Cetshwayos Soldaten getötet worden. Weiter fragte Cetshwayo nach Sir Theophilus Shepstone, der aber nicht in Mashlabatini anwesend war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unter dem Schutz von General Clarke's Abteilung kamen wir gut nach kwa'Sishwili. Als unser Zug den Mayiwanakamm erreichte und das ganze Lager zu unsern Füßen lag, entrollte sich vor Cetshwayos Augen ein trauriges Bild: Sein Leidensbecher war voll. Seine Königskraale waren zerstört. Im o'Ndinikraal waren nur noch 10 Hütten übrig geblieben, im kwa'Nodwengakraal nur 20, und doch waren es über 3000 Hütten gewesen. Kwa'Gqikasi, das Heim seiner Mutter, war bis auf den Grund niedergebrannt. Auch von den e'Mlambongwenya", kwa'Bulawayo- und e'Mdumezulu-Kraals war nichts mehr zu sehen. Im kwa'Sishwililager wurde Cetshwayo in einem Zelte untergebracht. Als ich von ihm Abschied nahm, bat er mich freundlich, John Dunn aufzusuchen und ihn zu bitten, Cetshwayo zu besuchen. Der aber schlug die Bitte ab.

Kurz darauf, ich war noch nicht eingeschlafen, hörte ich das Rollen eines Mauleselwagens. Cetshwayo, der letzte König der Zulus, mußte sein Zululand verlassen.

Einige Jahre später, am 9. Januar 1883, erschien in einer kleinen Meeresbucht, nördlich der Mündung des Mlalaziflusses im Zululand die „Algerine", ein Schiff. Am folgenden Morgen brachte man Cetshwayo glücklich durch die Brandung ans Land und in seine Heimat. Es wurde ihm einen Teil seines zerstörten Königreiches zurückgegeben. Am 8. Februar 1884 schon starb er infolge Herzverfettung in einem der wiedererrichteten Kraale außerhalb Eshowe.

Dinnzulu, sein ältester Sohn, damals noch ein Knabe, folgte seinem Vater auf dem Schattenthron. Einige berichten, Dinnzulu sei auf ausdrücklichen Wunsch Cetshwayos zum Nachfolger ausersehen worden, obgleich er sicherlich nicht durch eine förmliche Ernennung des Nationalrates gewählt wurde. Er verlor schließlich auch noch dieses Schattenkönigtum als er ähnlich wie sein Vater mit der britischen Regierung in Zwistigkeiten geriet. Er wurde gewisser Staatsverbrechen angeklagt und überführt und für 10 Jahre nach der Insel St. Helena verbannt. Später wurde er als Häuptling im Nongoma-Distrikt in Nordzululand eingesetzt.

Mit der Gefangennahme Cetshwayos war die ohnehin geschwächte Macht des Zuluvolkes völlig gebrochen. Der furchtbare Aufstand 1879 wurde unter blutigen Opfern auf beiden Seiten von den Briten niedergeschlagen. Bei einem Treffen verlor auch der jugendliche Prinz Napoleon sein Leben. Bei einer besonderen Gelegenheit versammelte Sir Garnet Wolseley die Zuluhäuptlinge bei Ulundi im Tale des Weißen Umfolozi, der Wiege der einstigen Zulumacht. Hier wurde nun auch das Schicksal der Zulunation besiegelt. Die Dynastie Tschakas wurde für immer abgesetzt und das Land in 13 Distrikte geteilt, welches jedes einzelne von einem Häuptling oder Kleinkönig beherrscht wurde. Über das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganze Zululand wurde ein britischer Resident gesetzt, der die Verbindung zwischen Häuptlingsschaft und Regierung vermittelte.

Die „Restauration" Cetshwayos 1883 geriet schon mit seinem baldigen Tode auf Hindernisse, und nach verschiedenen Kämpfen und Versuchen, die alte Stellung wieder zu erringen, machten die Engländer um das Land endlich zu befreien, kurzen Prozeß. Dinnzulu wurde verbannt und später (1898) Distriktshäuptling, andere Unruhestifter auf ein Dutzend Jahre verbannt nach St. Helena, wo auch Napoleon I. über die Vergänglichkeit irdischer Macht und die diplomatische Klugheit der Engländer nachdenken konnte und Zululand wurde zunächst als britisches Territorium erklärt im Mai 1887. Am 30. Dezember 1897 wurde Zululand formell der Provinz Natal als eine Provinz angeschlossen und hörte auf, als eingeborener Staat zu existieren.

Dinnzulu starb 1913 und im Jahre 1917 wurde Nkayitshana alias Solomon eingesetzt über das u'Suto-Volk. Eine politische Bedeutung haben, wie oben bemerkt, diese Zaunkönige nicht mehr.

Wir geben nach P. W. Wanger eine Ahnentafel der Zuludynastie im engsten Sinne. Diese Angaben selbst ruhen auf den Angaben von Mitgliedern der gegenwärtigen königlichen Familie: 1. Mdhlana, 2. Nkosinkulu, 3. Ntiti, (die Reihenfolge von 1—3 ist unsicher; über Ntiti gehen die Angaben auseinander, nach den einen ist er ein Vorfahre des Malandela, nach andern der Vater des Mageba), 4. Ntombela, 5. Malandela (ngezikali), 6. Magabadeli, 7. Nyanda, 8. Vezi, 9. Zita: (auch über die Existenz der Glieder 6—9 wird gestritten), 10. Zulu, 11. Nkombana, 12. Situli, 13. Mageba, 14. Punga, 15. Ndaba, 16. Jama, 17. Senzangakona, † um 1810,

18. Tschaka, † 1828 Dingana, † 1840 Mpande, † 1872

19. Cetshwayo, † 1884

20. Dinnzulu, † 1913

21. Nkayitshana (Solomon)

Wir haben versucht, den Weg des Zuluvolkes zu zeichnen, mögen über manche Fragen noch Lösungen zu suchen sein, eines hat sich mit furchtbarer Deutlichkeit gezeigt — das ganze Leiden eines Volkes, über dem noch nicht der Königsstern von Bethlehem aufgegangen und dem noch nicht die Frohbotschaft des wahren Evangeliums geworden. Mit rastlosem Eifer mühen sich die Missionare um diese letzten Reste eines einst zahlreichen Volkes, das nicht mehr ruhelos unter seinen harten Königen auf blutigen Fehdezügen zu verbluten braucht, sondern unter dem süßen Joch des Heilandes zielfroh einer besseren Heimat zuwandert.

Lest den Mariannhiller Missionskalender!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die hl. Theresia v. Kinde Jesu, eine Verehrerin des entstellten Antlitzes Christi

Die hl. Theresia studierte vornehmlich das Neue Testament. Auch mit dem Alten hatte sie sich bekannt gemacht. Von ihrem höher strebenden Geiste geleitet, hatte sie sich wesentlich die Stellen des göttlichen Buches angeeignet, die tiefere Offenbarungen bargen. Es ist sehr bemerkenswert, daß Schwester Theresia vom Kinde Jesu unter den Bibelstellen ganz besonders eine der außerordentlichsten Prophezeiungen ausfindig machte, gerade jene, die sozusagen den Gipfelpunkt in der Kette der messianischen Weissagungen bildet. Wie konnte auch nur inmitten eines Volkes, das bloß von Reichtum und Länderherrschaft, von Ehrgeiz und zeitlichem Ruhm träumte, ein Prophet wie Isaias weissagen, der für Israel verheißene Messias werde der Verachtetste unter seinem Volke sein? Dieser Begriff der erhabensten Größe in der Erniedrigung ist ein unvergleichlicher Geistesblitz, und gleichzeitig eine wesentliche übernatürliche Offenbarung.

„Der Diener Gottes, der gedeihen, groß werden, zum Höchsten erhoben werden soll, muß zunächst entstellt werden; weder Schönheit noch Gestalt soll er besitzen, um die Blicke auf sich zu lenken, kein Ansehen, das die Liebe wecken könnte . . . Verachtet wird er sein wie der letzte unter den Sterblichen, ein Mann der Schmerzen und mit den Leiden vertraut; sein Antlitz wird verhüllt, der Schmach preisgegeben, und keiner wird sich um ihn kümmern." Dieser Vorstellung eines leidenden, geschmähten Messias fügt dann der Prophet die des erlösenden Messias hinzu. Der Gerechte wird durch seine freiwillig übernommenen Leiden die Fehltritte und Verbrechen seines Volkes abbüßen.

„Wir haben ihn betrachtet als einen, der von Gott mit Aussatz geschlagen und gedemütigt ist; unsere Sünden und Schwachheiten hat er getragen, er ist geprüft worden und hat gelitten ob unserer Missetaten. Unsere Verbrechen haben ihn zermalmt, durch seinen Schweiß und sein Blut sind wir errettet worden. Zum Opferlamm hat er sich angeboten, weil er es selbst wollte, und hat den Mund nicht aufgetan; er hat sich scheren lassen wie ein Schaf und zum Tode führen wie ein Lamm, und hat sich nicht beklagt."

Diese Leitgedanken des großartigen dreiundfünfzigsten Kapitels des Propheten Isaias, nämlich daß die übernatürliche Größe in der Erniedrigung zu suchen ist, und daß ein freiwillig übernommenes seelisches oder körperliches Leiden Erlösungskraft besitzt, hat Schwester Theresia sich zu eigen gemacht und zur Grundlage ihres gesamten geistlichen Lebens erwählt. Beachten wir nur die eigene Erklärung der Heiligen:

„Die Worte des Isaias: „Wer hat euerm Worte geglaubt? Er ist ohne Schönheit und Gestalt" . . . sie bilden die Grundlage meiner Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Kapelle des heiligen Leichentuches in Turin
G. Guarini (XVII. Jahrhundert)

Dieses prächtige Denkmal, das ein Baukünstler aus dem Ordensstande, P. G. Guarini, geschaffen hat die Form einer Rotunde und ist von einer sehr wirkungsvollen, durchbrochenen Kuppel überragt. Die Reliquie ist um eine Walze gerollt und in dem großen, über dem Altare ruhenden Schrein verschlossen. Hinter dem Gitter vor dem Schrein erblickt man eine gemalte Nachbildung des Leichentuches in verkleinertem Maßstabe, die man natürlich nicht mit dem Original verwechseln darf, wie dies s. Z. einem sonst berühmten Kritiker unterlaufen ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ehrung zum heiligsten Antlitz, oder besser, meiner ganzen Andacht."

Neben dem 53. Kapitel, dessen Inhalt wir kurz angegeben haben, war besonders das 60. Kapitel des Isaias der Heiligen vertraut. In diesem finden sich jene Worte, die so oft die Heilige in ihrem freiwilligen Opferleben aufrecht halten mußten: „Weil du vergessen und mißachtet worden bist, und keiner dich suchte, darum will ich dich in Glorie befestigen durch die Jahrhunderte, und du wirst den Deinen eine Freude sein von Geschlecht zu Geschlecht." Schwester Theresia, die von Jugend an die Erkenntnis hatte, zu einer geheimnisvollen Glorie bestimmt zu sein, begriff von Tag zu Tag besser, daß die wahre Größe in der Vergessenheit zu suchen ist. Deswegen bemühte sie sich mehr und mehr, ihre Tugendakte den Blicken der Schwestern zu entziehen, und wenn sie hintangesetzt, verachtet wurde, so freute sie sich dessen. Über ihre Opfer breitete sie einen Schleier, eingedenk, daß des Gottessohnes Antlitz verkannt und gelästert worden ist.

Diese Andacht zum heiligsten Antlitz ist von grundlegender Bedeutung. Durch sie knüpft die Frömmigkeit der hl. Theresia an die Überlieferung an, sie wurzelt weit und fest im fernsten Altertum, jenseits der Evangelien in den wichtigsten Prophezeiungen des Alten Testamentes. Und das ist einer der unleugbarsten Beweise dafür, daß diese Geistesrichtung, der Weg der geistigen Kindheit, im höchsten Grade katholisch ist.

Leider steht zu befürchten, daß gar manche oberflächliche Seelen von der Lehre der hl. Theresia nur ihre Andacht zum Jesuskinde ins Auge fassen, aber die Verehrung, die sie dem bitteren Leiden, dem entstellten Antlitz Jesu weihte, übersehen und vergessen. Folgende Aussage ihrer eigenen Schwester, der Mutter Agnes von Jesu, sollte aber doch wohl nachdenklich stimmen:

„Für die Andacht zum heiligsten Antlitz hatte die Dienerin Gottes eine besondere Vorliebe. So zart auch ihre Verehrung des Jesuskindes war, so hält sie doch keinen Vergleich aus mit ihrer Andacht zum heiligsten Antlitz Jesu. Im Karmel selbst, als die schwere Prüfung durch das Gehirnleiden unseres Vaters über uns hereinbrach, schloß sie sich fester an die Geheimnisse des bitteren Leidens, und damals auch erbat sie die Erlaubnis, ihrem Namen den des heiligsten Antlitzes beifügen zu dürfen . . . In ihren Hauptdichtungen tritt zutage, welch großen Raum ihre Lieblingsandacht einnimmt. Ihr hat sie einen eigenen Lobgesang gewidmet. Sie malt das heiligste Antlitz auf Kaseln und Bilder! Für die Novizen verfaßt sie eine Weihe an das heiligste Antlitz, für sich selber ein Gebet usw. . . . ."*)

Wie wir hören, bat Schwester Theresia etwa ein Jahr nach ihrem Eintritt in den Karmel ganz aus eigenem Antrieb um die Erlaubnis, ihrem Namen den Titel „vom heiligsten Antlitz" beifügen zu dürfen. Um den Preis einer äußerst schweren seelischen Prüfung entdeckte sie, was alles an geheimnisvoller, kostbarer Lehre in dem erniedrigten Ant-

litz des Herrn verborgen liegt. Um diese Zeit hatte nämlich Herr Martin, Theresias Vater, von einer fortschreitenden Lähmung befallen, in ein Sanatorium verbracht werden müssen. Damals faßte sie den Entschluß, sich ganz dem heiligsten Antlitz zu weihen und bat die Priorin um die Erlaubnis, diesen Titel zu tragen, gleich als wollte sie die Schwester Veronikas, die Braut Jesu, des Mannes mit dem blutigen, verunglimpfter Antlitz werden.

Da die hl. Theresia das heilige Leichentuch in Turin für echt hielt, ließ sie sich eine scharfe Photographie des darin eingeprägten heiligen Antlitzes beschaffen. Diese übergab sie ihrer Schwester Celine und bat, danach ein Bild des heiligsten Antlitzes zu malen. Dieses Bild ist weltbekannt. Papst Pius X., dem eine Copie überreicht wurde, küßte es wiederholt und sprach die Überzeugung aus, daß das Bild die herrlichsten Früchte in den das bittere Leiden unseres Herrn betrachtenden Seelen reifen lasse. Er gewährte daher besondere Ablässe jenen, die einige Augenblicke vor einem Bilde des heiligsten Antlitzes das Leiden unseres gütigen Erlösers betrachten. Einem von der Heiligen verfaßten Gebete zum heiligsten Antlitze verlieh derselbe Papst einen Ablaß von 300 Tagen so oft es gebetet wird.

„Das heiligste Antlitz", so wird uns weiter berichtet, „war der Spiegel, in dem Schwester Theresia Herz und Seele ihres Geliebten schaute. Es war das Erbauungsbuch, aus dem sie die Wissenschaft der Liebe zog."

„In ihrem Brevier und in ihrem Chorstuhl während des innerlichen Gebetes hatte sie es immer vor sich. Während ihrer Krankheit hing es an den Vorhängen ihres Bettes, und sein Anblick half ihr, das lange Martyrium ertragen."

„In der Betrachtung des heiligsten Antlitzes studierte sie die Demut."

Nach diesen ausdrücklichen Zeugnissen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Andacht zum Leiden Christi, insbesondere zum heiligsten Antlitz ebenso und noch mehr als die Andacht zum Jesuskinde wesentlich zum geistlichen Leben der Schwester Theresia gehört hat.

*) Über die Verehrung, die die hl. Theresia dem heiligsten Antlitze zollte, vernehmen wir mehr und ausführlich aus dem ihr gewidmeten Buche: „Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi." Von D. W. Mut nach dem Französischen bearbeitet, über 27 Bilder enthaltend, wie auch ein „Gebet- und Andachtsbuch für die Verehrer des heiligsten Antlitzes" im St. Josephs-Verlag in Reimlingen erschienen.

Deutsche Kulturarbeit

In weiten Kreisen horchte man auf, als vor 5 Jahren der Beschluß gefaßt wurde, auch katholischerseits die ärztliche Tätigkeit in den Missionsländern aufzunehmen und zu diesem Zweck ein missionsärztliches Institut in Würzburg zu gründen. Wie sollte das wohl gehen? Wo sollten die Mittel herkommen? Wo würden sich die opferwilligen Seelen dafür finden? Wie sollten sie sich in den Missionsorganismus einfügen? Alles ebensoviele Fragen als scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Doch was seit langen Jahrzehnten den Protestanten in weitem Umfange möglich war, warum sollte das nicht auch katholischerseits gelingen?

Den Anfang machte die Gründung des missionsärztlichen Vereins in Aachen und dann folgte die des missionsärztlichen Institutes in Würzburg als erstes und einziges dieser Art auf dem ganzen katholischen Erdenrunde. Die großen Missionsvereine und Missionsorden Deutschlands standen dabei Pate. Schwer genug wurden dem jungen Institut die ersten Schritte ins Dasein. Die Inflationszeit schien ihm das Lebenslicht ausblasen zu wollen, bevor es noch zur Entwicklung kam.

Trotzdem ging es voran. Mit Dr. Drexler zog 1924 der erste Missionsarzt des Institutes aus. Ihm folgten weitere nach China, Uganda, Brasilien, Natal, Kapstadt, Rhodesien und Niederländisch-Indien. Dazu wurden bis jetzt 102 Schwestern in der Krankenpflege, für den Operationssaal, die Apotheke oder Zahntechnik ausgebildet. 59 Missionare erhielten vor ihrer Ausreise in die Missionsländer den notwendigsten Unterricht für erste Hilfeleistung und die hauptsächlichsten Krankheiten, damit sie sich und anderen an Orten, wo sie weit von ärztlicher Hilfe entfernt sind, wenigstens einigermaßen zu helfen wissen. 34 Medizinstudierende sind in der Vorbereitung auf den missionsärztlichen Beruf. Der enge Raum des zuerst gebauten Häuschens kann längst nicht mehr genügen. Viele, die um Aufnahme nachsuchen, können nicht angenommen werden. Die nötigsten Räumlichkeiten, die ein solches Institut verlangt, sind nicht vorhanden. Darum drängt alles gebieterisch dazu, den Bau des missionsärztlichen Institutes in Angriff zu nehmen.

Bei den großen kulturellen Aufgaben, die das deutsche katholische missionsärztliche Institut erfüllt, gelang es für den Neubau die staatliche Genehmigung einer Lotterie zu erhalten. Der Kardinalpräfekt der Propaganda in Rom, Eminenz van Rossum, zeigte sein besonderes Interesse für das Gelingen derselben, indem er persönlich ein elfenbeinernes Kreuz in wertvoller Einfassung für diese Lotterie stiftete. Abgesehen von diesem Ehrenpreis ist dieselbe jedoch eine Geldlotterie, deren Ziehung am 14. und 15. März 1928 öffentlich unter behördlicher Aufsicht und notarieller Beurkundung stattfindet.

Der Führer der Katholiken Deutschlands, Fürst Alois zu Löwenstein, sagte einmal, es wäre ein besonderer Ruhmestitel für das katholische Deutschland, wenn es ihm gelänge, die Mittel für diesen notwendigen Bau herbeizuschaffen. Jedenfalls sollte alles zusammenstehen, um der Lotterie für den Neubau zum Erfolg zu verhelfen. Dazu kann ein jeder beitragen. Lose, das Stück zu *RM* 3.— können bezogen werden durch das Missionsärztliche Institut in Würzburg.

Reisebericht

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

Die Ausfahrt aus dem Hafen war einzigartig; die Stadt liegt nämlich wunderschön, amphitheatralisch aufgebaut. Die Schwestern standen bereits unter dem Einfluß des nahen Abschiedes. Abschiedslieder, die von ihren zarten Stimmen vom Steuer des Schiffes aus gesungen wurden, brachten das zum Ausdruck. Am nächsten Mittag verließen sie uns in East London. Nachmittags gingen auch wir an's Land und kamen auf Umwegen in die Stadt. Dabei hatten wir Gelegenheit, ohne daß wir es wollten, eine kleine Vorahnung des Missionslebens zu bekommen. Wir kamen nämlich zufällig in das Eingeborenen-Viertel. Aus der Stadt grüßten uns viele Kirchtürme, aber leider mußten wir uns davon überzeugen, daß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur zwei davon katholische waren. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch das Kloster der Dominikanerinnen von Schlehdorf, die hier die Schule haben und eine sehr nette, saubere Hauskapelle besitzen und von denen wir sehr gastlich aufgenommen wurden. Eine der Schwestern erzählte uns, daß hier um die kleine katholische Kirche alle möglichen Sekten gruppiert seien wie die Heilsarmee, deutsche Protestanten, die Freimaurer-Loge, deutsche Baptisten und noch manch andere. Es tut einem wirklich leid, daß man überall sehen muß, wie in diesen Städten die katholischen Kirchen die ärmsten sind. Die Küste zeigte mit ihren Bergen und Höhen, mit den zahlreichen Siedelungen, daß hier an der Ostküste der Schöpfer gnädiger war als im Westen.

Nun waren wir voller Erwartung, was wir in unserer neuen Heimat, in „Mariannhill" Schönes sehen werden. Am Samstag, den 29. Januar 1927 um 6 Uhr sollen wir in Durban sein; dann kann die „Wangoni" heute noch



Hochw. P. Kammerlechner mit seinen kleinen Waisenkindern

anlegen, hieß es. Bei dieser Nachricht war unsere Freude nicht gerade sehr groß, denn was sollten wir nachts in Durban anfangen, wenn man schließlich in Mariannhill uns erst am Sonntag erwarten und am Abend nicht mehr abholen würde. Man wurde überhaupt nicht recht klar aus den verschiedenen Mitteilungen, die man uns zuteil werden ließ. Es kam eben auf die „Wangoni" an, ob sie so gut auf den Füßen war, daß sie es noch schaffte bis 6 Uhr. Und sie schaffte es nicht mehr. Ein heftiges Gewitter brach los und unter strömendem Regen fuhr die „Wangoni" in den Hafen von Durban ein. Für den Empfang von Missionaren just das rechte Wetter! Wird doch auch das zukünftige Leben unter dem Zeichen des Sturmes stehen; denn ohne weiteres wird sich der Höllendrache nicht aus dem Heidenlande vertreiben lassen.

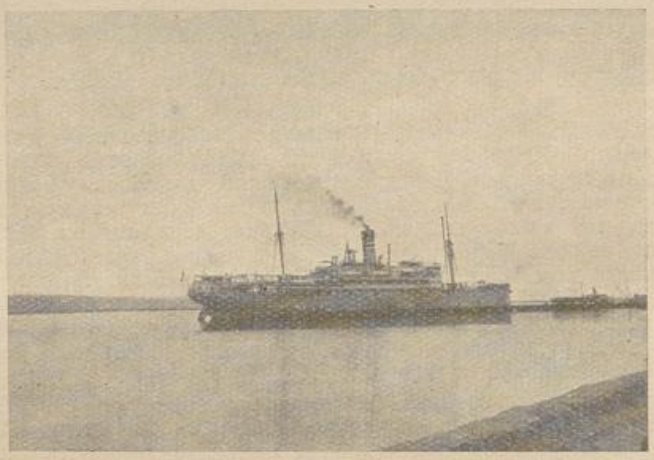
Wir waren einerseits froh, daß es so gegangen war und die „Wangoni" erst Sonntags früh anlegen konnte; denn so hatten wir den ganzen Tag vor uns. Wir ahnten ja nicht, daß R. P. General mit Bruder Gerekin uns erwarteten und infolge des starken Regens gezwungen waren auf einem deutschen Frachtdampfer im Hafen zu übernachten. Am Morgen ungefähr um 7 Uhr legte unser Schiff am Quai an. Schon frühzeitig hatte ich die hl. Messe gelesen und zwar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dieses letzte Mal in einer Kabine, da die Frau Stewardeß das Kinderspeisezimmer abgeschlossen hatte und wir sie nicht wecken wollten. Da wir nur mehr zu dritt waren, ging es ja leicht und wir waren da auch ungestörter. Nun war die bange Frage in der Brust aufgetaucht: „Wird Br. Gerekien da sein?" Denn mit unseren englischen Sprachkenntnissen kamen wir nicht weit. Wir standen also an Deck und hielten Ausschau. Da hatte uns ein Engländer entdeckt, durch den uns Br. Gerekin mitteilen ließ, er könne jetzt noch nicht kommen, wir sollten uns noch etwas gedulden. Aber wir trauten unserer Schlauheit nicht zu viel zu und fragten noch ein paarmal, bis wir unserer Sache sicher waren. Also warteten wir noch.

Ich ging deshalb in die Kabine, um mein Brevier zu beten; doch ich war noch nicht weit gekommen, da kam Br. Alfred und berichtete, daß er den Hochwürdigsten P. General gesehen habe. Also schnell die angefangene Hore fertig gebetet und sofort auf Deck, und da stand er nun schon der gute P. General mit Br. Gerekin. Jetzt waren wir geborgen; denn jetzt konnten wir wieder auf unsere alte Praxis des Nachlaufens zurückgreifen. Br. Gerekin, der in Durban eine sehr bekannte Persönlichkeit ist, hatte am Zollamt bald alles erledigt und nun gings hinaus auf den Bahnhof, um so schnell als möglich nach Mariannhill zu kommen. In Pinetown erwartete uns bereits ein Wägelchen; ein schwarzer Bursche saß stolz auf dem Bock und nun ging es Mariannhill, unserer neuen Heimat zu. Das Land ist herrlich, nichts Einförmiges, sondern hügelig und mit Grün bedeckt. Mariannhill selbst gleicht einem botanischen Garten mit seinem Blumenschmuck aus fast allen Weltteilen. Alle möglichen Arten von Palmen wie auch europäische Bäume spenden hier Schatten gegen die liebe warme Sonne, die es im Sommer manchmal gar zu gut meint und zuviel Wärme schickt..

Ich will nicht viel erzählen von all dem Schönen, das man in Mariannhill sieht; denn davon ist schon genug geschrieben worden. (Wer Näheres darüber lesen möchte, möge zum herrlichen Buch greifen: „Die Mariannhiller Mission." *M* 3.—). Was aber mehr wert ist, als all das, ist, daß man sofort fühlt „hier ist man daheim." Ja, eine deutsche Heimat mitten im fernen Afrika! Nach einer langen Seereise tut einem auch der klösterliche Friede und die klösterliche Stille wieder wohl. Doch ich mußte Mariannhill bereits nach ein paar Tagen wieder verlassen, um mich nach meinem neuen Arbeitsfeld, nach Triashill in Rhodesia, zu begeben. Und wenn viele für mich und mein Wirken beten in der deutschen Heimat, dann wird sicher der Segen Gottes nicht ausbleiben; und „An Gottes Segen ist alles gelegen!"



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Erziehung der Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars in Mariannhill

Das Schulwesen der Schwarzen in Südafrika

Die Opposition. Es gibt viele Europäer, welche Gegner jeder Ausbildung der Schwarzen sind. Die frühere Republik Transvaal erklärte in ihrer Staatsverfassung, das Volk dulde keine Gleichheit zwischen Weiß und Schwarz, weder in der Kirche noch im Staate.

Dieses Gesetz nahm ein Ende mit der alten Republik; aber sein Geist ist noch nicht ertötet. Die drei Hauptgründe, die gegen die Bildung der Schwarzen ins Feld geführt wurden, sind, daß sie den Schwarzen verderbe, daß sie Konkurrenz schaffe und daß sie eine Gefahr werde für die Oberhoheit der Europäer.

Die Bildung verdirbt den Schwarzen. Die typische Stellung der Kolonisten zur Bildung der Schwarzen und deren Ablehnung kann in folgende Sätze gefaßt werden: Bildung macht den Schwarzen aufgeblasen, macht ihn eingebildet, ruhelos, trunken. Er wird schwer zu behandeln, abgeneigt der Handarbeit, die seiner Stellung nach ihm zukommt, selbstsüchtig, unmäßig und egoistisch. Er untergräbt die Sicherheit der alten Beschränkungen der eingeborenen Stämme, führt ihn zu dem Gedanken, daß er den Weißen ebenbürtig ist an Wissen und Kultur, macht ihn herausfordernd und anmaßend, macht ihn geneigt, auf Demagogen und Aufrührer zu hören, steigert sein Vermögen, Böses zu tun und kurz gesagt, untergräbt seinen Charakter. (D. Kidd.)

Die angeführte Behauptung, daß Schulbildung die Kriminalität steigere, wurde durch statistische Nachweise als unrichtig festgestellt. Derselbe Beweis wurde auch betreffs der Schwarzen Südafrikas geliefert. In Südafrika wie in Südamerika denkt man gar nicht daran, der Weißen Rasse und ihrer Bildung es zuzuschreiben; wenn ein Vertreter dieser Rasse ein Verbrechen begeht, das ist dann eine rein persönliche Sache; dagegen wenn ein Farbiger sich etwas zu schulden kommen läßt, tadelt man das Erziehungssystem und behauptet, Bildung verderbe die Schwarzen.

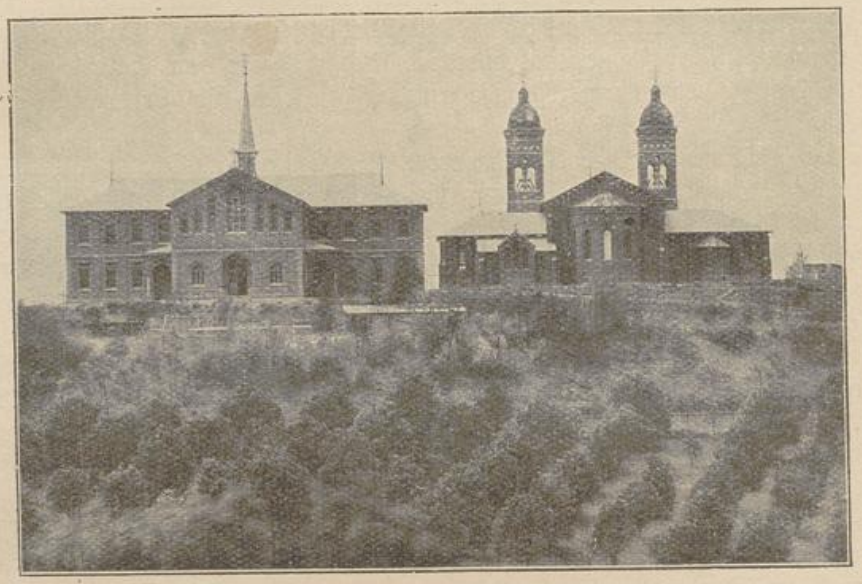
Die Konkurrenz. Erziehung der Schwarzen erweckt eine unbillige, ungünstige Konkurrenz den Weißen gegenüber. Man will höchstens, daß in den Schulen für Schwarzen Schreiben, Lesen, Rechnen gelehrt werde, der Hauptunterrichtsgegenstand aber sei ihnen, „die Würde der Arbeit", beizubringen, d. h. wie sie arbeiten sollten für die Weißen natürlich.

Auch in Südafrika finden wir dasselbe unvernünftige Gebahren, das die Unterdrücker in den Staaten Südamerikas angenommen haben. Nach ihrem Wunsche kann dem Farbigen beigebracht werden, Schuhe zu machen; aber nur keine solchen, die man wirklich gebrauchen könnte;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es mag einer Wagner sein, er darf aber weder gute Räder noch einen verkaufsmäßigen Wagen bauen. Wenn der Weiße dem Schwarzen wirklich überlegen ist, dann kann doch keine Rede sein von „ungerechter" Konkurrenz. Ist der Weiße dem Schwarzen aber nicht überlegen, dann wird eine künstliche Schranke wie das Gesetz der Farben nichts nützen.

Die Gefahren. Aber diesen Punkt schrieb ein gebildeter Afrikaner in einer Eingeborenen-Zeitung: „Die Lehre, daß die Bildung der Schwarzen und deren Fortschritt eine Gefahr sei für die europäische Zivilisation und Oberhoheit, ist ein Betrug voll der schlimmsten Folgen



Lehrerbildungsanstalt „St. Franziskus" in Mariannhill
Staatliches Lehrerseminar der Mariannhiller Missionare. Rechts davon die bischöfliche Kathedrale und Eingeborenenkirche

für dieses Land." Er schreibt den Zerfall der Zivilisation in Ägypten, Babylon, Griechenland, dem Reich der Römer, der überwältigenden Macht der Barbaren zu. Barbarei und Zivilisation können nicht zusammen gedeihen und blühen. Die eine wird schließlich die andere verdrängen. Die Sicherheit der westlichen Zivilisation hängt nicht davon ab, daß die Eingeborenen in einem ewigen Barbarentum festgehalten werden, sondern darin, daß sie in ein höheres Menschentum emporgehoben werden. Der Staatsmann, welcher glaubt, daß die Sicherheit der Europäer nur gewahrt werden könne, indem man dem Afrikaner auf den Nacken tritt, ist ein Feind des Fortschrittes und des Friedens in diesem Lande. Afrika ist heutzutage kein dunkler Erdteil mehr. Seine Söhne und Töchter haben Träume und sehen Visionen von einem neuen Afrika und kein Minister des Rechts kann sie hindern von ihrem Streben nach Höherem.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Ansicht der Buren ist in folgenden Worten ausgedrückt: Wir wollen die Schwarzen nicht leben und ausbilden lassen; denn das wäre eine Übertretung des göttlichen Gebotes. (!?) Überdies sei die Erziehung dieses Volkes eine Gefahr für die Oberherrschaft der weißen Rasse. Die Schwarzen sollen durch vollständige Trennung von den Weißen in ihrem jetzigen Zustande belassen werden. In der „Farmer Weekly", Blatt für Landwirte, vom 1. September 1926 schreibt ein Correspondent: „Ich wage es zu sagen, daß jene sogenannten Freunde der Schwarzen, die sich bemühen, sie über ihre ihnen von Natur zukommende Stellung auf der sozialen Plattform zu erheben in Wirklichkeit deren größte Feinde sind und es dahin bringen können, daß die Lösung der Eingeborenenfrage durch die Entscheidung des Schwertes einmal herbeigeführt wird."

Alle, welche gegen die Bildung der Eingeborenen sind, (es sind hier immer die Buren und Engländer gemeint, d. R.), sollten sich erinnern, daß vor 200 Jahren ihre Vorfahren in England um höhere Schulbildung nachgesucht haben, als man noch dachte, daß es, „um die höhere Gesellschaft glücklich zu machen, notwendig sei, wenn recht viele sowohl unwissend als auch arm bleiben." (Sir Boord Mandeville im Jahre 1714). Jede Stunde, die die Kinder der Arbeiter in der Schule zubrachten, wurde als ein ebenso großer Verlust für die Gesellschaft erachtet. Die Berührung mit den Weißen hat den Eingeborenen Bildung gebracht. Das Verlangen nach Bildung, eine gigantische Naturkraft, ist geweckt worden und keine Macht der Welt kann diese von Gott kommende Kraft unterdrücken. Wir können versuchen, sie zurückzudämmen, gerade so gut wie wir ein Sicherheitsventil an einer Maschine fester zuschrauben können; aber in beiden Fällen haben wir dann auch die Folgen zu tragen. (Fortsetzung folgt.)

„Können wir eine größere und schönere Liebe unseren Nächsten erweisen, als wenn wir Sorge tragen, sie der Finsternis des Unglaubens zu entreißen und mit dem rechten Glauben Christi vertraut zu machen?"

(Papst Pius XI.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Großvater und Enkel *)

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

I.

Verstoßen

Blainsco Hall, der Stammsitz der Worthington von Blainsco, beherrscht einen freundlichen Talgrund unweit der alten Stadt Wigan, welche in der Geschichte Lancashires eine bedeutende Rolle spielt. Das herrschaftliche Haus, dessen Front und Flankentürme aus dem roten Sandsteine der Gegend zierlich im frühesten Tudorstil aufgeführt sind, lehnt sich malerisch an einen bewaldeten Hügel und hat sein stolzes Aussehen bewahrt, wenn auch die Tage seines einstigen Glanzes, aus deren Neigezeit wir einige bewegte Szenen erzählen wollen, längst vorüber sind. Der Hauptsache nach werden wir treu den Mitteilungen zeitgenössischer Schriftsteller folgen, die uns vielfach sogar die Reden und Antworten der handelnden Personen aufzeichneten.

Es war am Vorabende des gnadenreichen Christfestes im Jahre 1583. Ein schneidender Nordwest wälzte schwere Wolkenmassen von der Irischen See her über das flache Küstenland von Lancashire und peitschte Schnee und Regen wider die Hügelketten von Wigan, welche dem wilden Gesellen auf seiner stürmischen Bahn das erste Hindernis in den Weg legten. Wer bei diesem Unwetter nicht hinaus mußte, blieb sicher am wohnlichen Herde. Um so auffallender war es, daß in Blainsco Hall offenbar Anstalten zum Empfange zahlreicher Gäste getroffen wurden. Die weite Halle war festlich geschmückt, und in dem großen Marmorkamine loderte ein mächtiges Feuer, das Licht und Wärme durch den hochgewölbten Raum strahlte. In seinem flackernden Widerscheine flammten alte Waffenrüstungen an den Wänden und schaute mancher geharnischte Ritter und manche züchtige Edelfrau in den steifen Trachten längstvergangener Tage auf die Stätte nieder, in der sie einst leibten und lebten. Das waren die Ahnen der Worthington von Blainsco, einer Familie, die immer noch zu den reichsten und angesehensten von Mittel-Lancashire zählte, obschon es seit dem Ausbruche der religiösen Wirren in England auch über diesem katholischen Hause wie eine gewitterschwere Wolke hing.

Der alte ehrliche Tom, von Kindesbeinen auf Diener im Hause, hatte eben die Tafel gedeckt — denn das vertraute er keinem der jüngeren Bedienten an — und führte nun, nochmals die Gedecke musternd, seiner Gewohnheit gemäß ein Selbstgespräch.

„So, Tom", sagte er sich selbst lobend, „das haben wir gut gemacht! Hier für die Gerards, aber nicht für Sir Thomas, der neulich seinen eigenen Bruder in die protestantische Predigt schleppen ließ; hier für die Walmsleys, prächtige Leute vom echten, alten Lancashireschlage, hier für die Molineux — Lord und Lady Braidshaig pflegten sonst hier zu sitzen, aber seit sie ketzerisch wurden, können wir sie auf eine solche Gelegenheit wie heute nicht einladen —, und hier für Mylady, und ganz oben, am Platze des alten Sir Richard, der glücklicherweise seit zwei Tagen in Bradshaw Hall weilt, für unsern jungen Herrn Sir John, der heute nacht seine erste heilige Kommunion empfängt, und neben ihm für den Priester. Wie ich mich freue, den hochwürd. Herrn wiederzusehen! Ich habe ihn ja als Kind auf meinen Armen getragen. Da, das ist der Becher, den ihm die Ahnfrau, Gott habe sie selig, zu seiner ersten Kommunion schenkte. Wie man doch alt wird; ich meine, es sei erst gestern gewesen! So — jetzt noch die silbernen Leuchter mit den Wachslichtern. Wie all das reiche Tafelgeschirr und die Pokale funkeln! Ja, ja, wer weiß, wie lange diese Herrlichkeit noch hier steht; die Kommissäre strecken schon gierig ihre Finger danach, und wir erleben es am Ende noch, daß sie kommen und alles forttragen und Haus und Hof versteigern, wie sie es schon mit so manchem katholischen Edelsitze getan haben. — Man kann dem alten Sir Richard am Ende seine bösen Launen nicht ganz verdenken. Es ist übrigens gut, und das hat Mylady prächtig eingerichtet, daß er über Weihnachten nicht

*) Aus „Wolken und Sonnenschein" von J. Spillmann S. J. Herder, Freiburg i. Br. Zwei Bände RM 7.40.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Hause weilt; wer weiß, ob er uns die schöne Feier nicht verdorben hätte!" Während der alte Diener so für sich plauderte, rückte er noch dies und das zurecht und wollte eben mit einem zufriedenen Lächeln auf den gutmütigen Zügen die Halle verlassen, als plötzlich Hufschlag vom Hofe herauftönte und wenige Minuten später Sir Richard dem erschrockenen Tom entgegentrat.

Der alte Herr von Blainsco Hall hatte freilich seine bösen Launen, wie wir von dem ehrlichen Diener hörten. In ruhigen Zeiten wäre Sir Richard ein ganz vortrefflicher Mann gewesen; aber in den damaligen Tagen des Sturmes war seine furchtsame, zu Mißtrauen geneigte Natur sich selbst und seiner Umgebung zur Qual. Bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten und wohl auch darüber hinaus nachgiebig, war er zwar bis jetzt den unerschwinglichen Geldstrafen entgangen, durch welche die Königin Elisabeht seit vielen Jahren schon die Katholiken zur Annahme ihrer Staatsreligion preßte. Sollte ihm das aber auch fürderhin gelingen, ohne öffentlich den Glauben seiner Väter zu opfern, dem er in seinem Herzen ergeben war und dem die übrigen Glieder seiner Familie treu anhingen? Das Opfer seines Glaubens oder das Opfer seines Wohlstandes, das war die gefürchtete zwingende Wahl, welche mit jedem Tage drohender vor den Geist des furchtsamen Greises trat und welche ihn nachgerade in eine fast krankhafte Aufregung versetzte. Wir begreifen daher, weshalb Lady Worthington den alten Mann veranlaßte, einer Einladung auf einen benachbarten Edelsitz Folge zu geben; denn bei der Weihnachtsfeier, welche sie schon lange geplant hatte, durfte er nicht gegenwärtig sein.

Und nun war er doch ganz unerwartet zurückgekommen! Der ehrliche Tom erschrak bei seinem plötzlichen Erscheinen so sehr, daß seiner Hand beinahe der Leuchter entfallen wäre. Aber er faßte sich und wollte seinem Herrn, der mit dem Ausdrucke des höchsten Befremdens die geschmückte Halle und die strahlende Tafel erblickte, rasch ausweichen. Es war jedoch zu spät; er mußte ihm Rede und Antwort stehen.

„Was geht denn hier vor?" fragte Sir Richard, Hut und Mantel abwerfend. „Wozu diese Anstalten?"

„Die Tafel wurde für einige Gäste gedeckt, die wir auf heute nacht erwarten", antwortete der Diener.

„Für Gäste — und was feiert man denn für ein Fest ohne mein Wissen?" forschte der alte Herr, dessen Stirnader bedenklich zu schwellen begann.

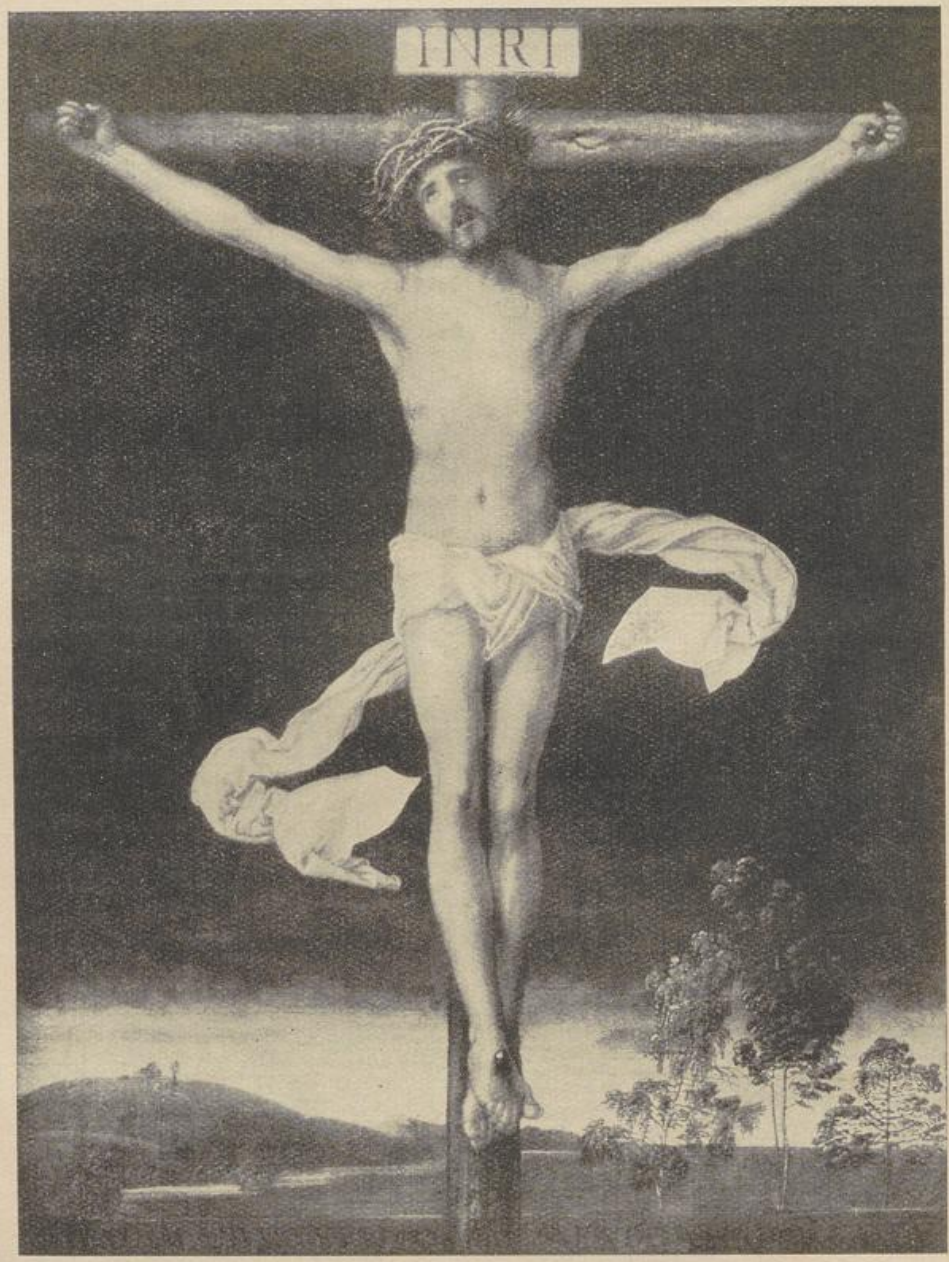
„Das hohe Christfest, Mylord, und zudem soll ja der junge Herr heute nacht seine erste heilige Kommunion empfangen; dazu wollte Mylady einige befreundete Familien einladen", erklärte Tom, mit Schrecken den aufflammenden Zorn seines alten Herrn gewahrend.

„So", brach dieser los, „wirklich! Dafür hat man mich also nach Bradshaw Hall geschickt! Offene Weihnachtsmesse und Kommunion in Zeiten wie diese — es ist zum Wahnwitzigwerden!" Und er stieß seinen Fuß gegen die Steinfliesen, daß die Sporen der Reitstiefel klirrten. „Wer sind die Eingeladenen?" fragte er dann den Diener, der erschrocken ihre Namen nannte. „Augenblicklich sollen einige Knechte aufsitzen und die Einladung abmelden, weil — nun, weil ich zu jeder Stunde einer Haussuchung gewärtig bin. — Wo ist Lady Worthington?"

„Im blauen Eckzimmer, Mylord", sagte der Diener und schaute verblüfft seinem Herrn nach, der hastigen Schrittes quer durch die Halle der bezeichneten Türe zueilte. „Es ahnte mir doch immer, daß etwas dazwischen kommen müsse; das Fest wäre zu schön gewesen für die jetzigen Zeiten. Mein Gott, was wird die gute Frau für einen bittern Abend erleben, und erst sein Sohn, wenn er wirklich kommt; ich mag gar nicht an den Empfang denken." Kopfschüttelnd schaute Tom nochmals auf die schön geordnete Tafel und seufzte: „Alles umsonst!" Dann ging er, um die Reitknechte zu schicken.

Lady Worthington, die Schwiegertochter des alten Herrn, ahnte nicht, was ihr bevorstand. Während des eben erzählten Auftrittes war sie mit ihrem Sohne John, einem frischen Knaben von kaum elf Jahren, geschäftig, den Altar für die langersehnte Feier zu schmücken. Von einem aus kostbarem Holze zierlich gearbeiteten Tische hob die Dame das schön geschnitzte Gestell ab, das die Rückwand bedeckte und gewöhnlich kostbare Gläser und Pokale trug, schraubte die dem Elfenbein und Perlmutter eingelegten Deckplatten los — und da funkelte im Kerzenscheine das reich vergoldete Bildwerk eines alten gotischen Altars mit seinen kunstfertigen Schnitzereien und reichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Albrecht Dürer: Christus am Kreuz

Reliquiarien dem erstaunten Blicke entgegen.

„O wie schön!" jubelte der Knabe, und sein großes blaues Auge glänzte vor Freude beim Anblicke dieses herrlichen Heiligtums. „Sieh doch, liebe Mutter", sagte er, auf eine kunstvolle Gruppe des Schreines deutend, „da ist auch das göttliche Christkindlein und die liebe Mutter Gottes und der hl. Joseph, und die Hirten bringen ihm ein Lamm, und darüber singen die Engel: Ehre sei Gott in der Höhe! so steht es auf dem Bande in ihren Händen. Ach, daß wir den schönen Altar immer verbergen müssen! Wie gerne würde ich täglich an ihm die Messe dienen! Aber nicht wahr, bis ich einmal Priester bin, wie der Onkel, der heute nacht kommt, ist die böse Königin in London schon lange gestorben, und dann darf ich offen an diesem Altare Messe lesen?"

„Bitte heute nacht nur recht sehr das liebe Christkindlein, das zum erstenmal in dein Herz einkehrt, es möge unserer Heimat den Frieden schenken und ihr den alten katholischen Glauben bewahren", mahnte ernst die Mutter.

„Gewiß, das will ich gern tun, und auch für dich will ich beten und für den lieben Vater, der zur See ist, und für den Großvater und für alle, wie du es mir gesagt hast. Aber für die Königin, welche unsere Priester henken läßt, mag ich nicht beten", sagte der Knabe.

„Wie? Weiß mein Sohn nicht, daß wir unsere Feinde lieben müssen? Hat denn der liebe Heiland nicht auch für diejenigen gebetet, die ihn an das Kreuz schlugen?" lautete die ernste Gegenfrage.

„Gut, Mutter", begütigte John. „Weil du es willst, will ich auch für sie beten, daß sie sich bekehre."

„Nicht weil ich es will, mein Kind", verbesserte die Mutter, „sondern weil der liebe Gott es will. Und nun reiche mir die Leuchter her und hilf mir die Tücher über den Altarstein breiten — es sind Reliquien heiliger Märtyrer in demselben —, und dahin gehört das Kissen mit dem Meßbuche, und stelle die Kännchen und das Glöcklein zurecht — so, jetzt sind wir fertig. Nun wollen wir uns zusammen dem Altare gegenübersetzen, und du magst mir etwas aus dem „Garten der Seele" vorlesen, bis dein Onkel ankommt. Ich erwarte ihn jeden Augenblick."

Der Knabe hatte noch nicht lange gelesen, als die Türe des kleinen Vorzimmers, welches das Gemach mit der Halle verband, hastig aufgerissen wurde. „Er kommt!" jubelte der Knabe und sprang auf die Türe zu; aber statt des Erwarteten trat, aufs höchste erregt, Sir Richard ein. Seine welken Züge waren noch bleicher als gewöhnlich, und die farblosen Lippen bebten. Wie John ihn erblickte, blieb er enttäuscht mitten im Zimmer stehen und sagte: „Es ist der Großvater!"

„Ja, es ist der Großvater", erwiderte der Greis bitter. „Ist es dir nicht lieb, daß es der Großvater ist? Gehe nun auf deine Kammer, ich habe etwas mit deiner Mutter zu reden."

Als der Knabe fort war, wandte sich der alte Herr an Lady Worthington. Die edle Frau hatte bei seinem ersten Anblicke allerdings die Farbe gewechselt, jetzt aber bereits die Fassung vollständig wieder gewonnen.

„Ich bin wohl diesen Abend nicht sehr willkommen, Mylady", hob Sir Richard an. „Aber ich konnte nicht ahnen, wie störend meine Ankunft in meinem eigenen Hause ist. Was geht denn hier vor, wenn man das wissen darf?"

Die Dame antwortete auf diese in ungemein gereiztem Tone gesprochenen Worte mit Ruhe und Offenheit: „Es tut mir leid, Mylord, wenn ich Euch durch das kleine Fest beleidigt habe, das wir diese Nacht begehen. Nur zu gerne hätte ich Euch dazu eingeladen; denn bei der ersten heiligen Kommunion des Enkels darf eigentlich der Großvater nicht fehlen. Aber, um es ohne Umschweife zu gestehen, ich fürchtete von Eurer Seite Einsprache, und so mußte ich wohl, wenn auch mit Schmerzen, bei diesem Feste auf Eure Gegenwart verzichten."

„Wirklich, meine Gnädige, Ihr fürchtetet Einsprache von meiner Seite, und da beschlosset Ihr, den alten, unliebsamen Querkopf, der dann und wann die Unbescheidenheit hat, anderer Meinung zu sein als die Fanatiker, nach Bradshaw Hall zu schicken? Allerliebst!" Hierauf änderte der Greis plötzlich den Ton, in welchem er bisher geredet hatte, trat hart an seine Schwiegertochter heran und sagte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Wollt Ihr denn mit Gewalt meine Familie in das Verderben stürzen? Feierliche erste heilige Kommunion in Zeiten wie den unserigen, und dazu in der ganzen Gegend ein solches Wagnis ausposaunen, ist in der Tat noch mehr,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als ich selbst Eurem Fanatismus zugetraut hätte!"

„Daß man auf den Christabend einige zuverlässige Nachbarn zum Besuche einladet, ist doch in England nichts so Ungewöhnliches", entgegnete ruhig die Dame.

„Zuverlässig!" rief Sir Richard. „Wer ist heutzutage zuverlässig? Daß man aber alle katholischen Familien der Umgegend einladet, ist ungewöhnlich genug, und daß man sie als Zeugen einladet, wie man im Hause der Worthington den Gesetzen Ihrer Majestät zum Hohne Messe liest und andere Torheiten begeht, auf denen die Strafe des Hochverrates steht — das ist Tollkühnheit, ist heller Wahnwitz!"

„Mylord, Eure Aufregung entschuldigt diese Ausdrücke", erwiderte die Dame errötend. „Ich dachte, die feierliche Wiederholung der Taufgelübde, welche der ersten heiligen Kommunion vorangeht, werde dazu beitragen, den einen oder andern der Eingeladenen in dem treuen Bekenntnisse seines Glaubens zu bestärken."

„Prächtig, daran erkenne ich die Schwester des Gründers der englischen Priesterseminare auf dem Festlande", höhnte der Greis seine Schwiegertochter, welche in der Tat eine Schwester Dr. Allens, des um die katholische Kirche Englands hochverdienten späteren Kardinals, war. „Und unter die Wankenden, die im Glauben bestärkt werden sollten, gehöre auch ich — wie? Aber freilich, man konnte mich leider aus bereits eingestandenen Gründen nicht einladen!"

Lady Worthington antwortete nicht; es zuckte nur schmerzlich um ihre Lippen, und ihr seelenvolles Auge schaute ernst auf Sir Richard, der ihren Blick vermeidend fortfuhr: „Es tut mir leid, Mylady, daß die so wohl vorbereitete rührende Szene unterbleiben muß. Die Boten sind bereits fort, um die Eingeladenen abzubestellen; ruhig, meine Liebe! — Ich habe vielleicht durch diesen Schritt etwas in die Rechte der Dame des Hauses eingegriffen; allein dieser Brief, der mir heute nachmittag zuging und der meine so unerwartete Rückkehr veranlaßte, wird mich wohl entschuldigen."

Während die Dame die dargebotenen Zeilen durchflog, warf sich Sir Richard in einen Stuhl am Kamine. Als sie dieselben nach wenigen Minuten ruhig faltete und zurückgab, fragte er, mit einer Handbewegung zum Sitzen einladend: „Nun, was meint meine kluge Schwiegertochter zu dieser Aufforderung?"

„Ich habe sie schon längst erwartet", antwortete Lady Worthington. „Eure Zwischenstellung war ohnehin auf die Dauer unhaltbar, und um es offen zu sagen, freue ich mich, daß Ihr nun genötigt seid, entschieden auf die Seite der Katholiken zu treten."

„Ha, sie freut sich, daß die alte Familie der Worthington von Blainsco zu Grunde geht!" rief der Greis und stieß das Feuereisen in die Brände, daß die Funken aufwirbelten.

„Ich freue mich, Mylord, daß unsere Familie Jesu Christo zeigen kann, auch sie halte die Treue gegen seine Kirche höher als irdisches Gut", lautete die edle Antwort.

„Meint Ihr also, ich solle mich pfänden lassen, für jedes Jahr 3250 Pfund, nur weil ich mich weigere, hin und wieder eine nicht gerade römische Predigt anzuhören, die unerschwinglichen Summen für den Empfang der Sakramente nicht zu erwähnen? Meint Ihr wirklich, ich solle binnen wenigen Jahren in meinem hohen Alter die schönen Güter meiner Ahnen am Bettelstabe verlassen, um nach unsern Gesetzen erst gepeitscht, dann mit glühendem Eisen gebrannt und endlich aus England als Verbannter verjagt zu werden? Nein und abermals nein! Damit wäre wahrlich der katholischen Sache wenig gedient. Laßt mich aussprechen; Ihr werdet dann sehen, daß ich es mit ihr besser meine, als Ihr vermutet. Seht Ihr denn nicht, wie unsere Feinde alle Hebel in Bewegung setzen, um eine katholische Familie nach der andern zu vernichten? Mit dem Häuflein geächteter Bettler werden sie gewonnenes Spiel haben. Aber mit den Worthington soll es ihnen nicht glücken! Solange ich lebe, sollen sie hier keinen Heller Strafgeld eintreiben, und ich denke dadurch, daß ich dem Ruine einer alten katholischen Familie steuere, der Kirche mehr zu nützen als durch das bißchen Bekennertum der Fanatiker. Hört mich zu Ende, Mylady — es ist gut, daß wir uns verständigen! Ich bin in meinem Herzen so gut katholisch als Euer Bruder in Reims, wenn ich es auch aus wohlüberlegter Klugheit seit länger nach außen wenig zeigte und in Zukunft vielleicht in Zukunft noch weniger zeigen werde. Der Marquis of Winchester gab

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einst einem französischen Höflinge in meiner Gegenwart auf die Frage, wie es ihm möglich gewesen, in allen den verschiedenen Regierungen von Heinrich VII bis auf Elisabeth stets in der Gunst des Hofes zu steigen, die treffende Antwort: „Ich war eine Weide und nicht eine Eiche." Dieses Wort des klugen Mannes habe ich mir zum Wahlspruche erkoren: ich werde mich vor dem Sturme beugen. Wenn er vorübergebraust ist, so kann ich mein Haupt wieder erheben; die trotzige Eiche aber, die der Sturm bricht, steht nicht mehr auf. Bald, so wünsche ich ja auch, kann ein neues, der alten Kirche günstigeres Regiment kommen; vielleicht gelingt es der gefangenen Schottenkönigin Maria doch noch, sich die Krone aufs Haupt zu setzen — und dann wird es mir die Kirche danken, daß ich das schöne Vermögen unseres Hauses dem ketzerischen Fiskus nicht in den Schoß warf."

„Und das Wort des charakterlosen Höflings, der aus Politik viermal seine Religion wechselte, will sich ein Worthington zum Wahlspruche wählen?" fragte die Dame entrüstet. „Mylord, der Sinn Eurer Rede ist ein sehr trauriger: Ihr seid entschlossen, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen, und das gilt als gleichbedeutend mit dem Abfalle vom Glauben."

„Freilich, so wird man es mir auslegen! Aber wer treibt mich denn zu diesem Schritte? Da seht, der Prediger und die Herren von Wigan ließen mich gegen ein gut Stück Geld bisher in Ruhe. Und nun muß vom Staatssekretär Lord Burleigh ein eigenhändiges Schreiben an den Obersheriff von Lancashire kommen mit der Anzeige, daß mein Sohn als römischer Priester den Boden Englands betreten habe, und mit der Aufforderung, auf den verdächtigen Vater des Hochverräters ein wachsames Auge zu haben. Ich fürchte immer, Thomas werde der Unstern unseres Hauses sein! Seit dem Tage, da er Oxford verließ, um jenseits des Kanals in das Seminar von Douay zu treten, das Euer Herr Bruder unserer Königin wie zum Hohne vor die Nase baute, als ob sie nicht schon genug gereizt wäre, — seit jenem Tage fürchtete ich beständig, Thomas werde auch noch den Wahnwitz haben, herüberzukommen und so uns alle in sein blutiges Verhängnis zu verstricken. Hängt doch die Strafe des Hochverrats nicht bloß über ihm, sondern über allen, welche ihm Unterkunft und Hilfe bieten, ja selbst über denjenigen, welche ihn nicht den Gerichten überliefern!"

Lady Worthington lastete es bei diesen Reden ihres Schwiegervaters wie ein Alp auf der Brust. Der Sohn, von dem der Greis sprach, konnte ja jeden Augenblick ankommen, und sie zitterte bei dem Gedanken an dieses Wiedersehen. Sie mußte es versuchen, ein Wort der Vorbereitung zu sagen, und fragte daher mit bebender Stimme: „Und wenn nun Euer Sohn Thomas diese Nacht nach Blainsco Hall käme — was würdet Ihr tun?"

„Was ich tun würde? Beim Himmel, ich weiß es nicht! Aber keine Stunde dürfte er mir im Hause weilen." Dann durchzuckte ein plötzlicher Gedanke den alten Herrn; er sprang von seinem Stuhle auf und rief, krampfhaft die Hand der Schwiegertochter fassend: „Wie? Er ist doch nicht der Priester, für den hier der Altar bereit steht?"

„Doch, Mylord, an diesem Altare wird Euer Sohn das erste Mal im väterlichen Hause das heilige Meßopfer darbringen; ich erwarte ihn jeden Augenblick."

„Ha!" rief der Alte und schlug sich vor die Stirne. „Und das habt Ihr eingefädelt! Wenn nun die Häscher kommen, die ihm schon auf der Spur sind, und ihn und uns alle ergreifen? Ich muß hinunter, das Tor soll verrammelt werden; es soll mir diese Nacht kein Mensch über die Schwelle."

Sir Richard wollte fort, aber die Dame hielt ihn zurück. „Bleibt", flehte sie, „handelt nicht in dieser Aufregung! Hört doch, wie der Wintersturm an den Fenstern rüttelt! Auf Eurem Totenbette müßte Euch ja der Gedanke in Verzweiflung stürzen: Ich habe einem Priester, meinem leiblichen Sohne, in solchem Unwetter das Haus versagt. Leset diese Zeilen hier und seht in ihnen, wie sehr er sich freut und sehnt, das Haus seiner Väter wiederzusehen!"

Der Greis entriß ihr den Brief und warf ihn zerknittert in die Flamme des Kamins. „Auch noch Briefe, die uns verraten", stöhnte er. „Laßt mich los — das Heil unserer Familie steht auf dem Spiele!"

„Es steht noch viel mehr auf dem Spiele", erwiderte Lady Worthington mit Wärme, — „das Heil Eurer unsterblichen Seele steht auf dem Spiele, Mylord." (Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Fluns: Dank der lb. Gottesmutter von Pompei, dem h'. Jo'eph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe und Verhütung einer schweren Operation. Desgleichen Dank für Hilfe und Schutz in einem weiteren Anliegen. Ein Opfer als Antoniusbrot war versprochen.

Vevey: Anbei eine Gabe für Antoniusbrot zum Dank der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung.

Genf: Durch Gebet zum P. Paul v. Moll bin ich erhört worden. Ein Almosen zum Troste der armen Seelen für die Mission war versprochen.

Ober-Wagram: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und der kleinen hl. Theresia v. K .J. für Hilfe in schweren Anliegen.

Mautern: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K .J. für erlangte Hilfe.

St. Valentin: Missionsalmosen als Dank zum hl. Antonius, auf dessen Fürbitte wir von einem großen Unglück im Viehstand bewahrt wurden.

Oberhirschgraben: Missionsalmosen erhalten als Dank für Erhörung durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Gesundheit und als Bitte durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. und des hl. Judas Thaddäus um Heilung und Gesundheit eines schwer hirnleidenden Sohnes.

Massenricht: Herzlich Vergelt's Gott für gesandten Betrag für ein Heidenkind.

Binsfeld: Almosen zu Ehren Maria, Hilfe der Christen, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita zum Danke für Hilfe in schweren Anliegen und mit der Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Pliening: Innigen Dank der Mutter Gottes von Altötting, dem hl. Antonius, dem hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus für Genesung eines Kindes.

Kappel: Tausendmal Lob und Dank der lb. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Joseph, hl. Walburga, hl. Elisabeth, hl. Ignatius und der hl. Elisabetha Bona für Besserung in einem schweren Leiden.

Hochdorf: Vielen Dank der hl. Theresia v. K. J. Sie hat wunderbar geholfen.

Geisleden: . . . Mark für die Mission als Dank gegen Gott für Bewahrung vor dem Kriege.

Oberndorf: Vielen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, des sel. Konrad und der hl. Theresia v. K. J. für Heilung eines schwerkranken Sohnes.

Zusenhofen, F. i. Z.: Beide Gaben richtig erhalten. Vielmals Vergelt's Gott für alles.

Traunstein: Auf die Fürbitte des hl. Joseph von schwerer Krankheit genesen. Veröffentlichung war versprochen.

Riedenburg: Dank dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der kleinen hl. Theresia in einem schweren Anliegen.

Ornbau: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in bedrängter Lage.

Reding: Anbei Antoniusbrot zum Dank für erlangte Hilfe und als Bitte um weitere Hilfe.

Fulda: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Rita und der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Hilfe in Krankheit.

Königheim: Öffentlicher Dank der lb. Mutter Gottes vom guten Rat und dem hl. Antonius für Hilfe.

Visp, K. V.: . . . Fr. Antoniusbrot als Dank dem hl. Antonius für Hilfe bei Auffindung eines Eherings.

Dattensoll: Tausendfachen Dank dem hl. Judas Thaddäus und den 14 hl. Nothelfern in zwei Anliegen im Stall. Veröffentlichung war versprochen.

Krefeld: Dank dem lb. Vater im Himmel, dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem gekreuzigten Heiland, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den hl. Engeln für Erhörung.

Köln: Öffentlichen Dank dem hl. Antonius für seine Hilfe in einem Anliegen.

Emmerich: Herzlichen Dank Unserer lb. Frau vom hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schweren Anliegen. Anbei eine Gabe zum Loskauf von zwei Heidenkindern.

Emmerich: . . . Mark für ein Heidenkind zum Dank für guten Geschäftsgang.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus Gablonz, Langenwang, Alberschwende, Graschuh, Puntigam, Linz, Wien VIII, Rudersdorf, Stattersdorf, St. Martin.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie gleichsam als geistliche Kinder annahmen und meistens die volle Pension der Seminare für sie bezahlten.

Wenn der Priestermangel der europäischen Mittelmächte so bald wieder zurückgegangen ist, hat P. Lukas das größte Verdienst daran. Die Wohltäter, die er für unsere armen Studenten gewann, waren meistens Leute aus dem Mittelstande und nicht so sehr die Reichen, ja nicht selten einfache Dienstboten und Krankenwärterinnen. Es kam vor, daß ein alleinstehendes Fräulein die letzten 500 Dollar, die es für das eigene Begräbnis aufbewahrt hatte, P. Lukas überwies, daß damit ein Priesterkandidat der Mittelmächte studieren könne. Für seine Werbearbeit von Wohltätern bediente er sich auch der von ihm redigierten Zeitschrift „Tabernakel und Fegfeuer."

Anläßlich des Eucharistischen Kongresses im vorigen Jahre in Chicago besuchte Kardinal Faulhaber P. Lukas in Clyde. P. Lukas war ein ebenso tief frommer Ordensmann wie ein großzügiger Organisator. Sein Arbeitsraum war ein Bureau von größter Genauigkeit und Übersichtlichkeit. Es haben alle Katholiken der Mittelmächte allen Grund, dieses größten Wohltäters ihrer Seminarien in Dankbarkeit eingedenk zu bleiben.

P. Lukas war auch ein besonderer Freund unserer Mission. Er war geborener Schweizer aus Sarnen in Ob walden und seit den achtziger Jahren in Amerika in dem Benediktinerkloster in Clyde, Mo.

Pilgerfahrt nach Lisieux und Lourdes Aus allen Teilen des deutschen Sprachgebietes haben sich letztes Jahr die Pilger am Grab der hl. Theresia vom Kinde Jesu in Lisieux eingefunden und alle waren des Lobes voll über die treffliche Organisation der Leitung wie über die tadellose Verpflegung und Unterkunft der Pilger. Auch dieses Jahr wird gleich nach dem Weißen Sonntag (17. bis 24. April) ein deutscher Pilgerzug nach Lisieux geführt, mit dem auf vielseitigen Wunsch gleichzeitig eine Wallfahrt nach Lourdes verbunden werden kann.

Schlußtermin für Anmeldungen ist der 15. März.

Anmeldungen und alle Anfragen wollen baldigst gerichtet werden an die Pilgerleitung, Schriftleitung der „Theresienstimmen", Horchheim bei Worms.

Zeitschriftenbezug — und -bezahlung. Aus einem amerikanischen Blatte entnehmen wir hinsichtlich Bezahlung der Zeitungsbezugpreise folgende bemerkenswerte Stelle: „Ein Mann mag eine Warze im Genick als Kragenknopf benützen — sich hinten auf die Puffer der Eisenbahn aufsetzen, um Geld zu sparen — seine Uhr nachts stehen lassen, um sie nicht abzunützen — das i ohne Punkt und das t ohne Strich lassen, um Tinte zu sparen — und kann trotz alledem noch ein Gentlemann bleiben im Vergleich zu dem, der eine Zeitung zwei, drei Monate und oft noch länger regelmäßig annimmt, und wenn es zur Zahlung kommt, sie einfach mit dem Bemerken zurücksendet: „Annahme verweigert!" oder „Nicht bestellt!"

Eine spanische nationale Missionsausstellung soll im Jahre 1929 im Rahmen der großen internationalen Elektrizitätsausstellung in Barcelona veranstaltet werden. Das Hauptaugenmerk wird dabei auf die wissenschaftliche Seite des modernen Übersee-Missionswesens gelegt werden. Neben der kulturellen Wirksamkeit der katholischen Missionen und der Geschichte moderner katholischer Märtyrer soll auch der Religionskultus der unzivilisierten Völker, unter denen die Missionäre wirken, zur Darstellung gebracht werden.

Die spanische Überseemission hat nach dem Weltkrieg durch die Tatsache, daß der Papst die spanischen Ordengesellschaften ermächtigte, überall dort einzugreifen, wo die kriegführenden Staaten ihr Werk in Stich lassen müßten, einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Briefauszüge

Schmalwasser: Ich bin erhört worden in schweren Anliegen.

Gr. Neudorf: Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und den lb. Heiligen für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit mit der Bitte um weitere Hilfe. Öffentlicher Dank war versprochen. Das beiliegende Almosen als Beihilfe einer Herz-Jesu-Figur für die Mission.

Kl. Nimsdorf: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erhörte Bitte in einer Stellenangelegenheit, denn sie alle haben geholfen. Beiliegend Antoniusbrot.

Kadlub: Tausend Dank dem hlgst. Her-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zen Jesu, dem hl. Antonius und hl. Joseph für wiedererlangte Gesundheit. Anbei der Betrag als Antoniusbrot.

Antonia: Herzlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, der kleinen hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Erhörung und Erlangung einer Stellung.

Erstein: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schweren Anliegen.

Krappitz: Für gesandtes Almosen Vergelt's Gott.

Margareth: . . . Mark zur Taufe von vier Heidenkindern als Danksagung für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Rottendorf: Tausend Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe im Stall. . . . Mark Dankesalmosen.

Gebetsempfehlungen

Bobenheim: . . . Mark Gebetsalmosen (Antoniusbrot) von einer „Vergißmeinnicht"-Leserin um glückliches Vorübergehen einer Magenoperation.

Hagen: Bitte ums Gebet für glückliche Geburt und um anständige Beschäftigung für zwei Söhne.

Diefflen: Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnichts bittet den hl. Antonius um Erhörung um passende Stellung für ihre erwachsenen Söhne.

Wetten: Bitte an den hl. Antonius.

Emmerich: Bitte ums Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit.

Grefrath: Hiermit eine Gabe für die Heidenkinder mit der Bitte um Hilfe in einem Anliegen.

Diefflen: Eine Abonnentin bittet ums Gebet zur Erlangung einer guten Stelle für ihren Sohn. Nach Erhörung ist Veröffentlichung sowie Loskauf eines Heidenkindes versprochen.

Elten: Eine Wohltäterin bittet um Glück und Segen im Geschäft.

Eschweiler: Eine Vergißmeinnicht-Leserin bittet ums Gebet.

Lammersdorf: Eine Gabe mit der Bitte um Gebetsempfehlung dankend erhalten.

Stolberg: Anbei eine Gabe zu Ehren des hlgst. Herzen Jesu, der immerwährenden Hilfe, des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J.

Hattingen: St. Antonius wird ihm helfen.

Godesberg: Scherflein mit der Bitte ums Gebet in einem sehr schweren Anliegen erhalten.

Dattensoll: Bitte ums Gebet und um zwei neuntägige Andachten in mehreren großen Anliegen zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, hl. Theresia v. K. J., zur lb. Mutter Gottes, hl. Joseph, hl. Radegundis und den armen Seelen im Fegfeuer. Veröffentlichung und Almosen ist versprochen.

Breslau: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet die Leser ums Gebet in einem Nervenleiden.

Berlin: Um Gesundheit und einem besonderen Anliegen.

Breslau: Zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. in verschiedenen Anliegen.

Zur hl. Notburga um Erhörung einer Bitte.

Laufen: Um baldige Anstellung für meine Tochter. Um Gesundheit in der Familie und um guten Geschäftsgang. Um Hilfe in großer Not.

Königheim: Bitte um das Gebet für mehrere verheiratete Kinder in schweren Familiensorgen.

Altschweier: Eine Abonnentin bittet dringend ums Gebet in schweren Anliegen.

Pliening: Eine Mutter bittet um Befreiung von schweren Kopfschmerzen.

Kappel: Um Hilfe für einen Kranken.

Kappel: Zum hl. Joseph und hl. Jakobus um Hilfe in einem sehr schweren Anliegen.

Weihern: Um das Gebet für einen Kranken.

Langenbrand: Ein Abonnent bittet um das Gebet.

Jettenbach: Man bittet für zwei kranke Töchter und in schwerem Anliegen um das Gebet.

Drosendorf: Ein Wohltäter bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und dem lieben Christkindlein um Heilung eines schweren Fußleidens.

B.: Ein Vergißmeinnichtleser bittet um das Gebet zum hlgst. Herzen Jesu, hl. Judas Thaddäus, hl. Theresia v. K. J. und zur sel. Beta von Reute in schwerem Anliegen um Rückkehr eines Vaters zu seinem Kinde.

B.: Ein Leser bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Theresia v. K. J., zur sel. Beta von Reute und zum hl. Blasius in langwierigem Kopfleiden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Haslach: Eine Wohltäterin unserer Mission.

Rheidt: Gerhard Burtscheid, langjähriger eifriger Förderer unserer Mission.

Emmerich: Frau Wwe. Joh. Wansleben, eine lebenslängliche Gönnerin unserer Mission.

Pettstatt: Anna Maria Schwarzmann, seit mehr als 20 Jahren eine eifrige Beförderin der Mission.

Karlsruhe: W. Wagner. Waldsassen: Christine Neuner. Pähl: Elisabeth Bösl. München: Margaretha Schmitt. Ulmbach: Alex. Hohmann, Mathilde Heidereich. Gemünden: D. Schäfer. München: Katharina Lux. Rittershausen: Joseph Walzer. Wallerstein: Karl Nagler. Neukirchen: Anna Harrer. Esselberg: M. Waldmüller. Unterleitenbach: K. Kriebel, J. Makarn, C. Makarn. St. Hippolyt: Theodore Weber. Egg: Franz J. Graf, J. Heiß. Jauernig: A. Schölzig. Siegritzau: Herr Greif. Liptingen: M. Strobel. Schnaitsee: Anna Bachmann. Utting: Thad. Schluifelder, M. Schneller, M. A. Meuter, Th. Wegele. Luttach: Franz Bacher. Sägmühl: Anna Mauuz. Osterburken: Maria Kaiser. Rasdorf: M. Wiegand, Ros. Weber. Kirchschletten: Marg. Dunsky, K. Bayer. Heidungsfeld: Joseph Assfander. Dreisbach: Eleonore Geis. Schönfeld: Katharina Schönlein. Pilgerndorf: K. Stolbinger. Forchheim: Joh. Pfistner. Prüm: Herr Winter. Baustert: Elisabeth Thome, Lehrerin. Landshut: A. Schmid. Soa Leopoldo: Hochw. P. Dr. Karl Plös, S. I. Waldmichelbach: G. Ehret. Eisenach: M. Brosius. Pützlohn: Frau H. Stolwerk. Paderborn: Lehrerin M. Brunnert. Gelsenkirchen: Anna Gries, Otto Sickmann, Friedr. Tillmann. Emmerich: P. Käster. Duisburg: Wwe. Saam. Essen: Wwe. Kaspar Köhne.

Breslau: Hochw. Pfarrer Stehlik. Grafenort: Herr Knappe. Rakau: Bernhard Flögel. Hajduki: Maria Grzonziel.

Alopsianum:

Brave und begabte Knaben, die Liebe zum Missionsberuf haben, erhalten Aufnahme im Mariannhiller Missionsseminar „Aloysianum" Lohr am Main, Unterfranken (Bahn-Strecke Aschaffenburg — Würzburg

Das Schuljahr beginnt am 1. Mai.

Anmeldungen sind zu richten an:

Hochw. P. Direktor
Aloysianum Lohr a. Main
Unterfranken, Bayern

Spätberufe:

Im Heidenlande als Missionspriester zu wirken ist der Wunsch manchen braven Jünglings. Im Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen ist Gelegenheit gegeben sich vorzubereiten auf den hohen Beruf. Melden sollen sich nur Jünglinge mit besten Sitten und Schulzeugnissen von 15 - 20 Jahren. Aeltere nur mit besonders guten Talenten.

Anmeldungn sind zu richten an:

Hochw. P. Direktor
Missionsseminar St. Joseph
Reimlingen Bayern

Laienbrüder!

Junger Mann! Wenn Gott dich ruft vom Pflug oder Handwerk zum Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließe dein Herz nicht dem sanften Zug und Drang der Gnade. Bete zum heiligen Joseph um Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme vertrauensvoll an den

Hochw. P. Provinzial
St. Joseph Reimlingen
(Bayr.-Schwaben)

Für Afrika!

Brave und gesunde, sittenreine Knaben und Jünglinge vom 14. — 17 Lebensjahr können hier sich vorbereiten, in Landwirtschaft oder Handwerk sich Kenntnisse sammeln, um später als Laienbrüder die Missionare zu unterstützen. Eintritt am 1. Mai. Keine Pension. Schulzeugnis. Pfarrzeugnis senden mit der Bitte um Aufnahme an

Hochw. P. Rektor
Missionshaus St. Joseph Reimlingen
(Bayr.-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für die Fastenzeit!

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay. 96 S. auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang.

Preis Mk. 2.—

Aus dem Vatikan kam an Abbe N. Noguier folgendes Schreiben: . . . Herzlich beglückwünscht Sie Seine Heiligkeit wegen Ihrer fortgesetzen Bemühungen, die beiden Andenken an unsere Erlösung (das hl. Leichentuch und das heiligste Antlitz) bekannt zu machen und zu verherrlichen. Als Unterpfand des himmlischen Schutzes für Ihre Person und Ihre Arbeiten spendet Ihnen der Statthalter Christi auf Erden seinen besonderen apostolischen Segen. P. E. Gasparri

Bruder Jordan Mai

20 Seiten; (2 Kunstbeilagen) broschiert, Preis: 15 Pfennig, bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig.

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund. Was Bruder Konrad von Parzham für die bayrischen Lande ist, das will Bruder Jordan Mai für Rheinland und Westfalen werden.

Die Mariannhiller Mission

64 Seiten; Reicher Bilderschmuck, Preis: RM. —.50

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen den Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Originalaufnahmen veranschaulicht.

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis: reduziert RM. 2.60

Ein echtes tiefes Mädchenbuch, viel gelesen und beachtet. Skizzen und Erzählungen sind recht tief empfunden und bieten edle, reine Seelenfreuden für die Leser.

Der hl. Antonius von Padua

46 Seiten Preis brosch. Mk. —.30

Bei der Verehrung, die die ganze Welt diesem liebenswürdigen Heiligen zollt, wird dieses Büchlein vielen ein treuer Freund sein.

Missionspostkarten

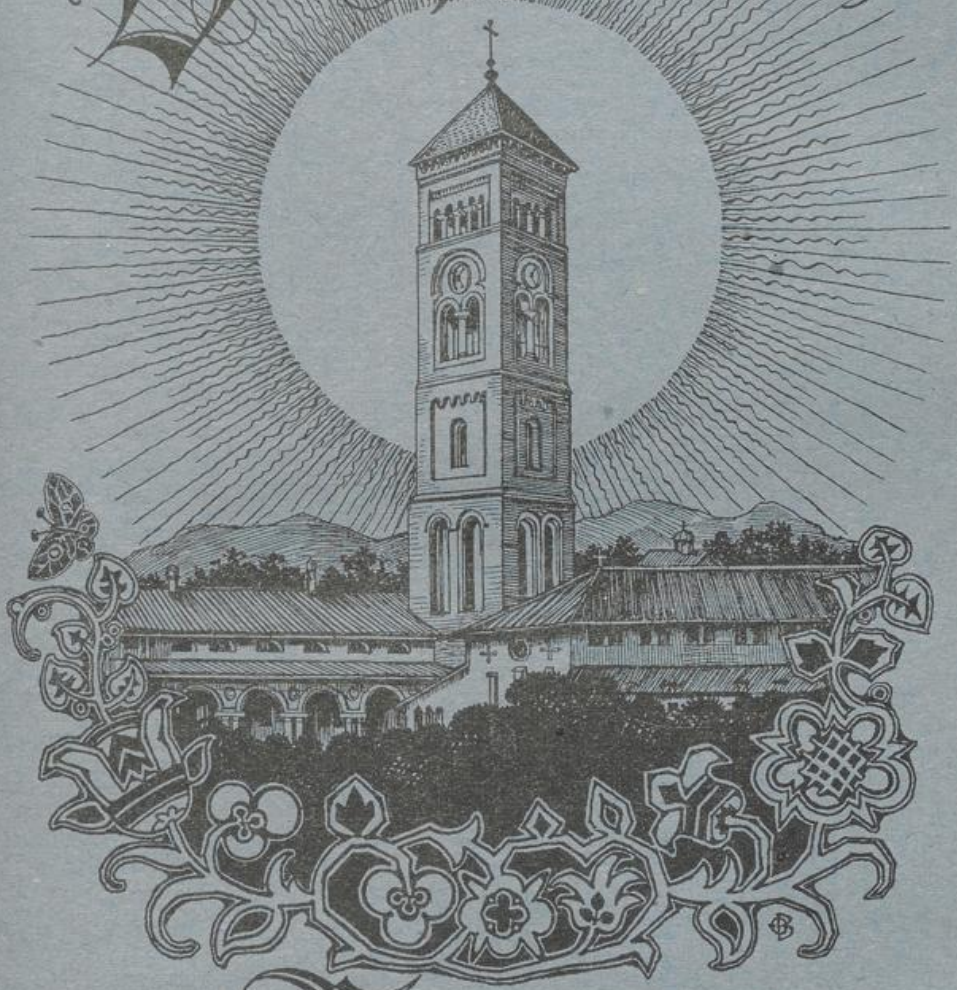
in verschiedener Ausführung direkt vom St. Josephs-Verlag zu beziehen.

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 4 April 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen . . . ."

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppelten, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält . . . ."

„Den Gläubigen sollte es noch mehr zum Bewußtsein kommen, mit welch innerer Begeisterung, mit welch inständigem Beten zu Gott, mit welcher Freigebigkeit sie zu einem so heiligen und fruchtbaren Werke einmütig mitarbeiten müssen."

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 4 April 1928 46. Jahrgang

Großstadt-Ostern

Die hohen Häuser liegen starr und stumm
In dieses Ostermorgens früher Stunde.
Noch legt kein Ahnen von der frohen Kunde
Den grauverwohnten hellen Schleier um.

Was ist für sie der Auferstehungsgang?
Was Osterjubel, helles Glockenläuten?
Was soll in diesem Steinmeer noch bedeuten
Der Glaube an des Heilands Kreuzesgang?

Herr! Gehst Du selbst nicht durch der Straßen Reih'n,
Um all die toten Seelen aufzuwecken,
So werden Nacht und Finsternis sie decken,
Es wird verdunkelt Deines Lichtes Schein.

Du aber bist der Herr der Ewigkeit.
Und klopfst Du heimlich nur an alle Türen,
So werden die Verirrten Sehnsucht spüren
Nach Deines Friedens stiller Seligkeit.

Und aus dem Häusermeer der Riesenstadt
Strömt Dir ein heilig Gloria entgegen.
Ach Herr — ach spende Deinen Gottessegen,
Auf daß sie doch ein s e l i g Ostern hat.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Geheimnis des Lebens

Gedanken am Grabe Christi
Von P. Gemmel, S. I.

Das ist der Karfreitagszauber — das geschichtlich erprobte Wahre, das erhaben Künstlerische der unvergleichlichen Tragödie der Karwoche, daß sie uns nicht in das bare kalte Leiden, nicht in endlose Nacht und Verzweiflung untertaucht, sondern daß überall an diesem Nachthimmel Sterne leuchten, daß hie und da und immer wieder ein helles Aufleuchten der verheißungsvollsten Worte das wunderbare Osterlicht ankündigt. Diese Nacht des Leidens ist wie die Weihnacht heilig, ein Lebensschoß, es könnte wohl kein unvereinbarerer Gegensatz gefunden werden, als Karwoche und irgendwelche Melancholie oder Pessimismus. Was die größten Griechen für ihre Tragödie ahnten und verlangten, aber nicht fanden: den siegreichen lichtvollen Hintergrund einer ewigen Gerechtigkeit, die über alle Menschenbosheit und selbst über das undurchdringliche Fatum triumphiere, ihn verhüllt uns das furchtbare Weh der Karwoche nicht; muß auch in der heiligen Passionsgedenkzeit, der Fastenzeit, das Alleluja des gesamten Kirchenjahres verstummen, die Braut Christi in ihrer liturgischen Liebe ruft auch dem dornengekrönten, blutüberströmten Bräutigam weinend und jubelnd zu: „Laus Tibi, Domine, Rex aeternae gloriae!“ „Ruhm Dir, Herr, König, ewiger Herrlichkeit!“

Das ist der Karfreitagszauber: Dein Leid soll eine Lebensquelle sein! Wie traurig, wie dunkel und düster um all das Leid, das kostbare Leid, das den Unvorbereiteten trifft, den nicht Sehenden, den Trägen, den Unwürdigen. Da wird nun dies Talent, diese Gottesgabe des Leidens vergraben, in Bitterkeit und Fluch, in stieres Schweigen, in luziferischen Haß gegen Gott und die Menschen. Solche Menschen sind an dem Geheimnis gescheitert. Und diese, nachdem sie das zweite Paradies, den schwachen Abglanz des ersten, in sich zerstört, können für viele, für ganze Länder Parteien der Zerstörung sein, die das Nichts, die Nacht, Blut und Tod lieben und als höchsten Genuß um sich her spenden. Und doch, auch diese rufen und stammeln noch hie und da „Freiheit“, und ein Wort umkleidet doch noch tiefe Menschenliebe, Vertrauen, Glauben: Mensch, Volk, Menschheit! Auch diese Tragödie ist noch nicht ohne alles Licht wie die Hölle. Aber ist das Leid dieser Menschen, unserer teuersten Brüder, nicht undurchdringlich? Unüberwindlich? Also ein Weg zur Hölle, ja schon Hölle? Hier muß sich die Lebenskraft des Karfreitags zeigen. Hölle, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Verlassener, geächteter, zertretener, ausgestoßener, enterbter, proletarischer wie der dem Mörder Barabbas Nachgesetzte war noch niemand. Und sein Gewand, sein Todespfahl wird nun von den Jahrtausenden: in Liedern und Tränen verehrt, geküßt. Man hat erkannt, daß er alles Leid durchleuchtet, in Leben und Auferstehung verwandelt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat; man hat erfahren, daß er tiefer als alle andern die Leidenswasser hat über sich kommen lassen, um bis dahin seine Liebe, seine Gnade, sein Licht zu tragen — warum? „Mich erbarmet des Volkes." Nun muß man diesen Schmerzensmann dem Volke zeigen, jenem Abgehärm-



Die Frauen am Grabe Christi

testen, Menschenfeindlichsten, Gottesfeindlichsten —: Das ist die Probe für die Kraft der Heilandsliebe und für die Kraft der Menschenliebe. Wenn der trotzige Mensch den Blick des sterbenden Heilands erträgt —, dann hat nicht die Heilandsliebe versagt; über die andere wollen wir nicht urteilen. . . .

Das ist der Karfreitagszauber für ein Volk, das sich von inneren oder

äußeren Geißeln geschlagen und verfolgt glaubt: Leiden sind, wenn auch zumeist oder ganz eine Folge von Menschenschuld, in der Hand der ewigen Liebe doch ein Geschenk, eine Gabe geworden, ein süßes Geheimnis: Die der Herr liebt, die . . . züchtigt er. Die gebrochene Natur, die getrübte Perle, soll durch diese Läuterung wieder ganz rein werden; und es soll eine erworbene, erkämpfte Reinheit sein, nicht eine von außen aufgedrungene . . . Ein Volk, das in seiner ersten, ursprünglichen Natur, wie alle Menschennatur, unzerstört, gut gottnah ist, das vielleicht ihm eigentümliche, unvergleichliche Gottestalente trägt — vielleicht zu Zeiten einmal auf den Höhen der Menschheit wandelte „nur ein wenig unter die Engel erniedrigt", ein solches Volk muß auf dem Kalvarienberg neben Johannes, Magdalena, der unschuldigsten reinsten Mutter ganz besonders sinnen und beten: Laß unser Kreuztragen, laß unsern Bruderzwist, laß die Bosheit der Höllenmächte in der Leidensnacht uns nur zum Heile gereichen, zu einem leuchtenden Ostermorgen für die Welt!

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Die nachfolgenden skizzenartigen Ausführungen stützen sich vorzugsweise auf F. Deaville Walkers „Africa and her Poeples" 1926 und Publikationen verdienter Mariannhiller Afrikamissionäre u. a. P. E. Hörner R. M. M., sowie auf W. Wanger, P. Strecker O. I. M. und Professor Dr. Siewers „Afrika" u. v. a. Wenn auch Afrika im Gegensatz zu den übrigen Erdteilen bisher eine bescheidenere Rolle spielte, so dürfte doch die Zeit nicht mehr ferne sein, wo die fortschreitende Emanzipation des südlichen Teiles des „dunklen" Kontinents Überraschungen bieten wird. Afrika ist eben auch jetzt noch das Land der Geheimnisse und zwar in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

In den großen Häfen unter britischer Flagge sieht man die schwarzen Söhne Afrikas als Hafenarbeiter schwere Löschungsarbeiten verrichten, armselig bekleidete Männer mit nervigen Muskeln und mit „sonderbar" heiteren Gesichtszügen. Einige kommen auch mit Dampfern an, andere sind ständige Werftarbeiter. Fährt man mit dem Omnibus zur Stadt, dann trifft man in den Straßen sauber gekleidete, beinahe stutzerhafte schwarze „Studenten", die sich der Rechtslaufbahn widmen. Ja, tritt man in die St. Pauls-Kathedrale (protest.) ein, dann kann man das Schauspiel erleben, daß dort die „bischöfliche Erhebung" einiger Kandidaten von dem Erzbischof (Anglikaner) vorgenommen wird und unter diesen Kandidaten bemerkt man einen Afrikaner. Hafenarbeiter, Rechtsstudenten, „Bischöfe"; für die, welche mit ihren Augen sehen, enthüllen

diese Repräsentanten einer Rasse die Möglichkeiten dieser wozu sie gelangen kann, werden enthüllt die verborgenen Kräfte von Afrika.

Gehen wir mehr als fünf Jahrhunderte zurück (1415), da kreuzte eine kleine Flotte von leichten Seglern an der Westküste des ungeheueren afrikanischen Festlandes. An den Masten flatterten die Flaggen Portugals und die Großsegel waren mit den Wappenbildern des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, geschmückt. Den Groß-Seeweg nach Indien zu finden, die Geheimnisse der afrikanischen Küstenländer zu erforschen und das „Königtum Christi" unter den „Mohren" auszubreiten, das war Heinrichs Ehrgeiz und Streben, und Jahr für Jahr sandte er seine Schiffe aus, diese Fragen zu lösen. Nur langsam wagten sich die Kapitäne voran, längs den endlosen niedrigen und mit Palmen umrandeten Küstenstrichen, oft für Wochen still liegen bleibend, weil der Wind ausblieb, dann wieder von rasenden Stürmen längs den brandenden Küsten dahingepeitscht. Auf jedem bedeutenderen Landvorsprung wurde ein Kreuz errichtet zum Zeichen, daß sie das Land für die Kirche beanspruchten.

Für diese Seefahrer muß die Küste endlos geschienen haben; sie machten nur langsam Fortschritte. Dreißig Jahre brauchten sie, bis sie an die Mündung des Gambia kamen (1445) und weitere sechsundzwanzig bevor sie die Goldküste erreichten, wo sie das alte Kastell errichteten, das heute noch steht: (Elmira). Heinrich der Seefahrer war tot; aber andere setzten die Forschung fort. Erst im Jahre 1484 entdeckte ein portugiesisches Fahrzeug die Kongomündung. Dann ging es schneller voran und drei Jahre später segelte der erfahrene Bartholomäus Diaz die ganze Westküste entlang und wurde von Stürmen um die Südspitze herumgetrieben, die er darum „das Kap der Stürme" nannte. Der König von Portugal aber änderte den Namen: „Um dieses Kap führt der Weg nach Indien, nach Reichtum und Macht! Nenne es nicht „Kap der Stürme", sondern besser „das Kap der guten Hoffnung!"

Wie unermeßlich groß muß dieser Kontinent jenen Seeleuten in ihren kleinen Schiffen vorgekommen sein. Und wirklich Afrika ist in der Tat groß. Indien und China würden bequem in seine Nord-Ost-Ecke hineingehen; Platz genug für ganz Europa böte sich in den nordwestlichen Wüsten und Wäldern und die Vereinigten Staaten von Nordamerika fänden Platz in der südlichen Halbinsel. Der Kongo allein und seine Nebenflüsse entwässern einen Flächeninhalt von annähernd der Größe Europas!

Würde man den Nil auf die Karte von Europa legen und zwar mit seiner Mündung nach Lissabon, dann fände man seine Quellen im fernen Sibirien. Irland tauchte in die schimmernden Wasser des Viktoria-Nyansa-Sees. Könnte man von einem Flugzeug aus in großer Höhe Afrika betrachten, so böte sich die Struktur dieses Erdteils besonders scharf dar: der nördliche Teil erschiene gelb — die großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wüsten von Ägypten, die Sahara erstreckten sich von Meer zu Meer; die mittleren Teile Afrikas erschienen in dunkelgrüner Farbe — die gewaltig großen Wälder und das Buschland von West-Afrika, das Kongobecken und darüber hinaus; die südlichen Teile aber und die östlichen Regionen erglänzten in hellerem Grün — das Kulturland (die bebauten Felder) und die welligen Ebenen, die an vielen Stellen mit Busch bewachsen sind oder hohem Gras. Würde man mit dem Flugzeug niedriger gehen können, dann sähen wir folgende hervorstechende Eigenschaften des riesenhaften Kontinents: vier große Flüsse; der Nil, der seinen Ursprung nimmt in den blauen Seen am Aquator und der dann 4000 Meilen (engl.) durch die gelben Wüsten dem Mittelländischen Meere zufließt; der Niger, der im Schlangenlauf sich windet von nahe der Westküste nach seinem Delta in der Bucht von Benin, in seinem 2000 (engl.) Meilenlauf; der Kongo von 3000 engl. Meilen Länge, ungeheure Wälder bewässernd, und die Gegend am Aquator; der Sambesi, 1000 engl. Meilen von West nach Ost fließend. Behalten wir diese Merkmale fest und alles andere läßt sich um diese gruppieren. Leider war es bis beinahe in die jüngste Zeit unmöglich, durch Flugzeuge die Erforschung Afrikas zu fördern und die Geheimnisse des schwarzen Erdteils mußten auf langsamerem Wege und mit schwierigeren Methoden erforscht werden. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war die vollständige Küstenlinie bekannt; aber der Beginn des 19. Jahrhunderts fand Europa noch in großer Unkenntnis über das Innere.. Verschiedene Gerüchte von großen Seen und schneebedeckten Bergen wurden verlacht als gute Beispiele von Leichtgläubigkeit eines Herodot und Ptolomäus. Noch im Jahre 1788 verkündete die „Afrikanische Gesellschaft", daß es in Afrika keine Inland-Seen oder ausgedehnte größere Seen gebe und mit Ausnahme des Nil keine Flüsse, die aus dem Inneren des Erdteils sich einen Ausfluß suchten.

Dann begann die Enthüllung des geheimnisvollen Afrika. Es gab ein Zeitalter von Erforschungen. Es gab Männer, die sich für ein detaillierteres Wissen über die Welt interessierten und es war nur zu natürlich, daß mancher Forscher seine Gedanken nach Afrika richtete. Einen der ersten moderneren Versuche, in das Innere des Kontinents einzudringen, machte Friedrich Konrad Hornemann, ein junger Deutscher, welcher der „African Soziety of London" seine Dienste anbot, um die nördlichen Wüsten zu erforschen. Das war kein leichtes Unternehmen; da die Mohammedaner Nordafrikas von vornherein feindlich gegen die Christen gesinnt waren und eifersüchtig sich des europäischen Einflusses erwehrten.

Nachdem Hornemann Arabisch gelernt hatte, verkleidete er sich als muselmanischer Kaufmann, und um seine Rolle noch besser spielen zu können lernte er einige Moslim-Gebete und Stellen aus dem Koran auswendig. Von Kairo aus zog er mit seiner Karawane im Jahre 1798

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

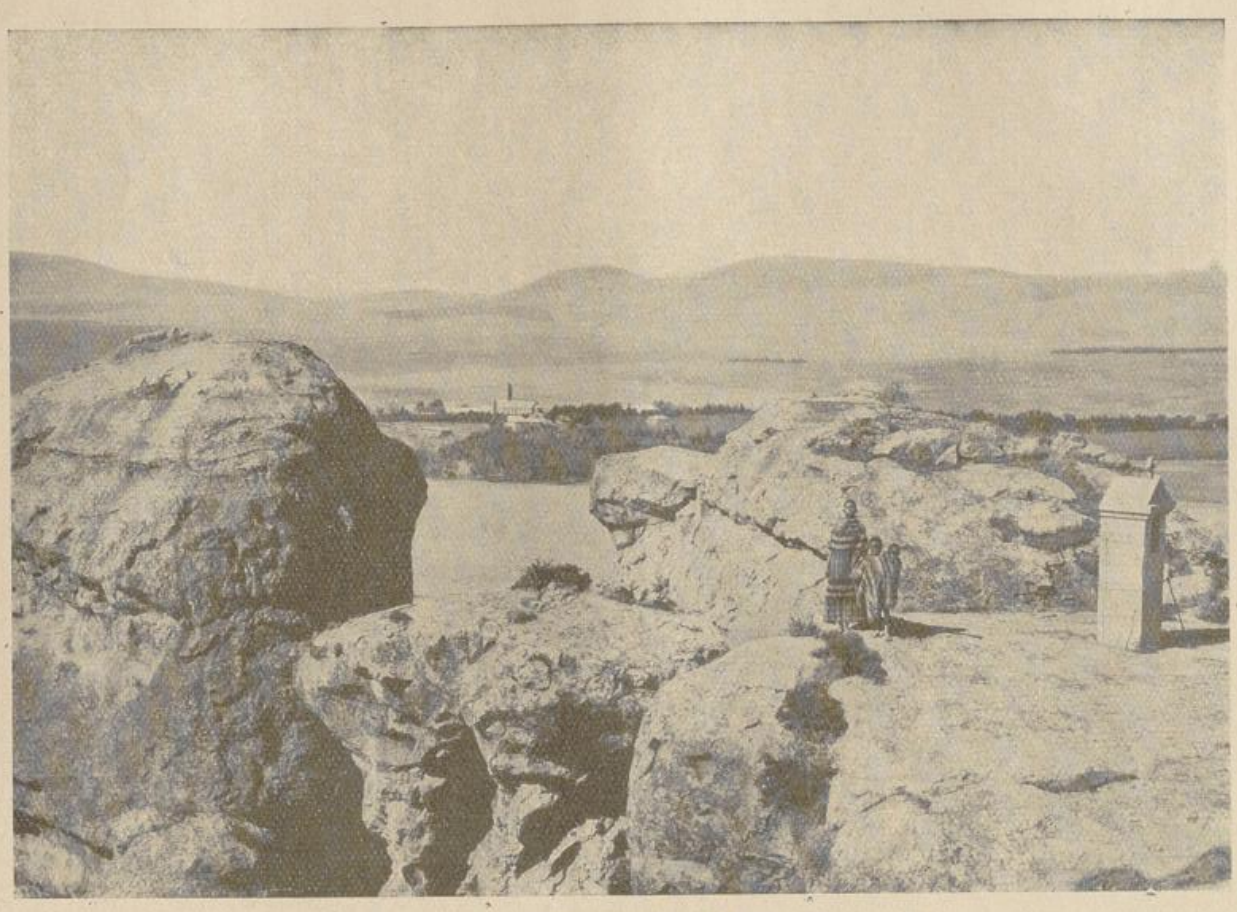
auf Kamelen durch die Wüste und gelangte in ungefähr 10 Wochen zur Stadt Murzuk in Fessan. Es war eine abenteuerliche Fahrt. Einmal wurde er als Christenspion betrachtet und rettete sich nur dadurch vom Tode, daß er kühn einige Suren aus dem Koran zitierte. Von Murzuk aus durchkreuzte er die unbarmherzig heißen und weiten Gebiete der Sahara bis zum Tsad-See und ging dann im Sudanesenstaat von Bornu zu Grunde. (Er starb in Nupe am Niger). Andere Männer folgten. Im Jahre 1821 zogen Dr. Oudney, Kapitän Clapperton und Major Denham von Tripolis aus mit einer Karawane von einigen 300 Personen. Anfangs traf man noch gelegentlich Städte und vereinzelt grüne Oasen mit Quellen und Dattelbäumen; das hörte aber auf je mehr man nach dem Süden kam.

Schrecklich war die Reise quer durch die Sahara. Wandernde Sandberge hier und von kahlen Gesteinsmassen durchbrochen — unfruchtbare Steinhügel — leere Flußbette — bildeten die „Reize" der Landschaft. Bleichendes Gebein von Menschen und Tier, Kamelen künden das tragische Geschick vieler, die vor den Forschern durch die Wüste gezogen. An einem Tage zählte man nicht weniger als 117 menschliche Skelette, Menschen, die dem Hunger und Durste zum Opfer gefallen, oder von den schrecklichen Sandstürmen überrascht worden waren. Scharen von umherschweifenden Tuaregs machten dazu noch die Wege unsicher, jene Wüstenräuber, die vom Ausplündern der Reisenden lebten. An einer Wüstenquelle fanden sie wiederum hundert Totengerippe; vielleicht waren es unglückliche Sklaven, welche den Strapazen der Wüstenwanderung erlegen waren. Im Herzen der Wüste zeigten sich die Tuaregs seltener. Menschen und Tiere litten entsetzlich unter dem brennenden Durst, der sengenden Sonne und dem glutheißen Wind.

Langsam drang man vor; aber sogar die Kamele wollten versagen. Innerhalb weniger Stunden brachen zwanzig Tiere zusammen. Nachdem die Karawane die Wüstenstadt Bilma mit ihren flachgedeckten Häusern und Hofräumen passiert hatte betrat sie eine weitausgedehnte Wüste. Zuletzt aber erreichten sie den Sudan und ihre Augen wurden erquickt durch den Anblick von Bäumen und grünem Weidelande mit Schaf- und Viehherden. Wie ein großes grünes Band läuft der Sudan, „das Land der Schwarzen", quer über den Kontinent vom atlantischen Ozean bis zum Roten Meer. Dieses Land trennt die Wüsten von den großen Äquatorial-Wäldern in einer Entfernung von 4000 engl. Meilen. Dieses Land ist sehr volkreich, hat Städte, die mit Festungsmauern umgeben sind mit wohlorganisierten Königreichen zwischen dem Tsadsee und Timbuktu. In all den nordafrikanischen Staaten, in der Sahara und im Sudan herrscht der Halbmond. Südlich des Sudans dagegen sind die Bewohner überwiegend völlige Heiden.

In den Staaten des Tsad-Sees fanden Oudney, Clapperton und Denham eine solch wohlgeordnete Regierung, daß sie überrascht und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Drakensberge im Vordergrund (im Tale Mariazell)

verwundert waren. In Bornu z. B., einer der am meist seltsamsten Monarchien Altafrikas, wurden sie bewillkommnet durch eine große Truppenschau von Reiterei und Fußvolk. Die Leibgarde des Herrschers trug ein Panzergewand vom Kopf bis zu den Knieen und eiserne Helme! Eine Leistung bei der dortigen Hitze. Selbst die Köpfe der Pferde waren mit Platten aus Eisen, Messing oder Silber bedeckt. Oudney starb; Denham zog im Lande umher südlich und östlich vom See, während Clapperton Kano besuchte, das Manchester des Sudans und Sokoto, die Hauptstadt des Sultans aller Haussa-Staaten des Zentral-Sudan, wo der Forscher starb (1827) und sein Diener Richard Lander den Niger bis zur Mündung befuhr.

Wenden wir uns nach West-Afrika, das Land zwischen Senegal und der Bucht von Benin, vom Meere bis zum Sudan. Vom Meere bemerkt man zunächst nur eine lange weiße Schaumlinie, welche die brüllende Brandung bezeichnet an der sandigen, fieberschwangeren Küste. In der verschleierten Ferne sind Gebirgszüge undeutlich sichtbar. Gegen Westen am Gambiafluß und an der Sierra Leone ist die Einförmigkeit etwas behoben durch zahlreiche vorgelagerte Inseln und die Mündungsgebiete der Flüsse. Weiter gegen Osten zieht sich eine Linie von dichtem Buschland, unterbrochen von Fischerdörfern und Strecken von offenem Land, wenig einladend.

Noch weiter nach Osten sind die Küsten von Dahome, Togo und Süd-Nigeria unterbrochen durch verräterische und gefährliche Sandbänke und Lagunen. Das Nigerdelta ist eine Gegend von dunklen, geheimnisvollen Buchten — Schlupfhäfen und kleineren Flüssen, die umsäumt sind von gefährlichen Mangrove-Sümpfen; schmutzige Dörfer finden sich hier, bewohnt von kaum bekleideten Schwarzen. Der Großteil der weiten Fläche, „dem Grabe des Weißen Mannes", ist mit dichtem Busch bestanden, von undurchdringlichem Dickicht und schattendunklen Urwäldern, die sich auf hunderte von Meilen ohne Unterbrechung über das Land erstrecken. Viele der Bäume sind so hoch, daß man ihre Wipfel wegen des sie umstrickenden Schmarotzerlaubgewindes nicht erspähen kann. Hier findet man den lustig in die Höhe strebenden Silber-Baumwollbaum, stattliche Palmen, den Indischen Kautschukbaum, Mahagoni- und Brotfruchtbäume, mächtige Büsche befiederter Bambusstauden und andere Bäume von tropischer Schönheit und Größe.

Auf dem Boden ist die Vegetation oft so dicht, daß sie undurchdringlich ist und es unmöglich wird, mehr als einige Meter weit hindurchzusehen durch das verwickelte Netzwerk der Schlingpflanzen, die sich um die lebenden Baumstämme winden und manchen erstorbenen und vermodernden Baum am Stürzen verhindern. Diese Girlanden und Blumengewinde sind dem Wanderer mehr hinderlich, als daß er ihre Schönheit zu bewundern die Lust hätte. Über gewaltig weite Strecken gibt es keine Lichtung in diesem Wald, keine befreiende Ausblicke zum blauen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Himmel, keine einzelstehenden majestätischen Bäume. Das Wachstum herrscht zu üppig und ist zu gedrängt, als daß es sich wirkungsvoll darbieten könnte.

Durch diese Wälder ziehen sich Fußpfade, gerade breit genug, daß die Wanderer hintereinander marschieren können. Afrika ist das Land der Fußpfade, der zehn Zoll breiten Fährten, die geglättet sind durch das beständige Begehen mit bloßen Füßen, d. h. soweit die europäische Kultur keine Bresche geschlagen hat. Durch Generationen waren die Städte Abeokuta und Ibandan (in Benin, nördlich Lagos) mit einer Einwohnerschaft von 100 000 und 150 000 Menschen nur durch Fußpfade miteinander verbunden. Oftmals haben afrikanische Könige ihre Sklaven angestellt, Straßen — breite Wege — durch den Urwald hindurch zu bauen; aber die Königin Flora war stärker und bald schrumpfte die Straße wieder zu einem engen Pfade zusammen und sogar dieser konnte nur mit Mühe und Not freigehalten werden.

In unglaublich kurzer Zeit ist ein vernachlässigter Pfad oder Garten von allerlei Gewächs überwuchert und zerstört. Viele Pfade bilden eine eigentümliche Schlangenlinie. Der Grund ist leicht einzusehen; irgend ein großer Baum ist gestürzt, die Mittel fehlen, ihn wegzuschaffen und es ist zu schwierig, über den riesigen Strunk zu klettern, und so wird der Pfad um ihn herum geführt. Und ist dann der Stamm vermodert im Laufe der Zeit, so hält man dennoch den Umweg ein. Wo der Pfad einen Fluß kreuzt, stürzt man einen Baumstamm von Ufer zu Ufer und die Brücke ist fertig. Auch konstruiert man „Hängebrücken" aus Lianen und Schlinggewächsen, ein schwankendes, gebrechliches Werk, über das man mit seltsamen Gefühlen schreitet. Hie und da bietet der Wald Platz für etwas mehr offenes Land, das dort mit langem Gras bewachsen ist. Auch größere Lichtungen werden durch Menschenhand geschaffen. Die Bäume werden verbrannt und die Asche als Dünger auf den Boden gestreut. Hier versuchen die Schwarzen Feldfrüchte und Gemüse zu pflanzen. Die tropische Sonne ist erbarmungslos. Die Regenmassen strömen wie Gießbäche hernieder. Einst glaubte man, diese Witterungsverhältnisse brächten dem „Weißen Manne" den frühen Tod; jetzt weiß man, daß es die Moskitos sind, jene fürchterlichen Übertrager der Malaria und des gelben Fiebers, der Schlafkrankheit und anderer afrikanischer Krankheiten.

Im fernen Hinterlande hinter der von Urwald bedeckten „Westküste" fließt der Niger, ein ansehnlicher Strom. Durch ganze Zeitalter hindurch wurde seine Existenz bezweifelt. Herodot erwähnt ihn schon im fünften Jahrhundert v. Christus: „Ein großer Fluß von West nach Ost laufend." Wenn ein solcher Fluß bestand, wo war seine Mündung? Kein bekannter Ausfluß erschien groß genug — außer es wäre der Kongo, von dem die alten Portugiesen einige wenige Meilen erforscht hatten. Überdies sprachen die Araber von einer großen Stadt in jenen

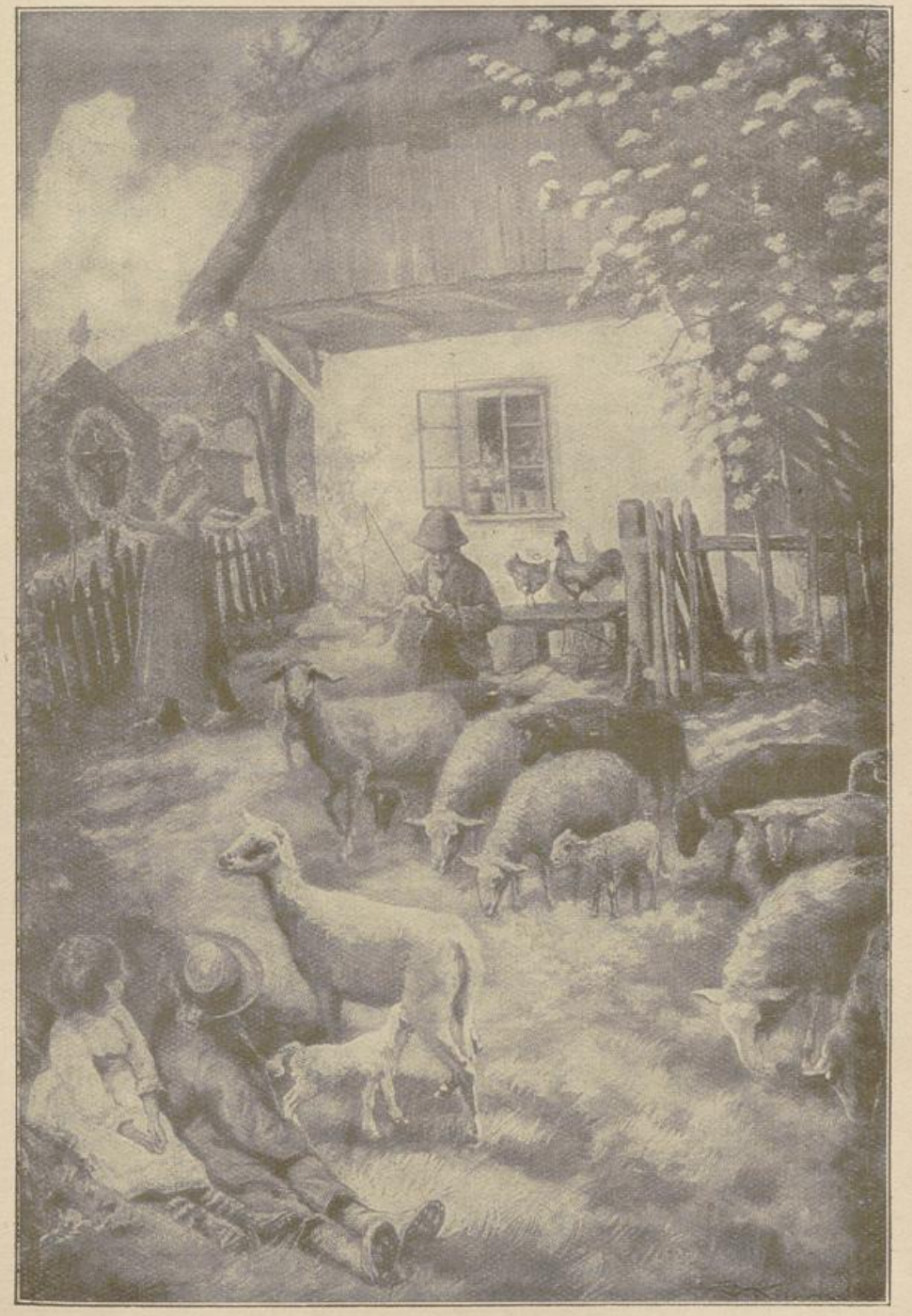
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegenden — Timbuktu. Wo war diese? Diese Geheimnisse lockten die Menschen und nicht wenige setzten ihr Leben aufs Spiel oder verloren es gar, beim Versuche die Schleier zu heben. Einer der ersten war Major Houghton. Er drang vom Gambia aus in's Innere (1790), aber in Kaartra starb er. Der größte von allen war der junge Schotte Dr. Mungo Park, der im Jahre 1795 im Alter von 25 Jahren, von Gambia aus in's Inland zog, mitten durch feindliches Land. Unsägliche Mühsale erduldete er, angegriffen, beraubt, gefangen genommen, entrann er knapp dem Tode, aber er kämpfte sich voran, bis die Gerüchte von einem großen Flusse immer deutlicher wurden und er immer mehr die Überzeugung gewann, dem Ziel seiner Forschung nahe zu sein. Dann kam der große Augenblick und Mungo Park schrieb in sein Tagebuch: „Vor mir sah ich mit unaussprechlicher Freude, die Sehnsucht meiner Forschung, meiner Mission: der langgesuchte, majestätische Niger . . . so breit wie die Themse bei Westminster, langsam nach Osten fließend." Parks nächstes Reiseziel war Timbuktu; bald aber schlossen ihn von allen Seiten Gefahren ein, sodaß weiteres Vordringen den sichern Tod bedeutete. Um seine kostbare Wissenschaft zu sichern, entschloß er sich, wenn auch mit Widerstreben zu Rückmarsch an die Küste. Er hatte den Niger gefunden, das Rätsel seines Laufes hatte er nicht gelöst. Wohin floß dieser Strom? Wo war dessen Mündung? Park glaubte, der Niger sei mit dem Kongo identisch. Er kehrte 1805 nach Afrika zurück um seine Theorie zu prüfen und zu beweisen. Mit einer von der britischen Regierung ausgestatteten Expedition zog er wieder vom Gambia aus dem Niger zu. Sein Plan war, einen großen Kahn zu bauen und flußabwärts den Lauf zu verfolgen der Mündung entgegen, wo immer sie auch sein möge. Aber des Schicksal war gegen ihn. Wie Fliegen starben seine Leute und von fünfundvierzig Weißen lebten bald nur noch sieben um den Niger zu sehen, und dann starben von diesen noch drei und einer wurde wahnsinnig. Aber Park drängte voran, baute seinen Kahn und trotz zahlreicher Angriffe fuhr er einige hundert Meilen stromabwärts. Aber in einer tiefen, engen Schlucht nahe Bussa bedrängten ihn die Feinde in übergroßer Zahl. Von allen Seiten mit Speeren und Pfeilen angegriffen, stieß das gebrechliche Fahrzeug auf einen Felsen und Park mit seinen wenigen Gefährten gingen zu Grunde. (1806) Sie waren 500 Meilen von der Mündung entfernt. Andere kühne Männer griffen die Nigerfrage wieder auf. Quer durch die Wüste Sahara, durch die Urwälder der Westküste, von Ägypten aus, den Kongo hinauf suchten diese Männer den Niger und dachten keinen Augenblick daran, daß die zahlreichen Flußläufe und Mangrove-Sümpfe in der Bucht von Benin seine Mündung waren. Trotz 35jähriger Anstrengung war der Lauf des Niger nur bis Nupe erforscht d. h. sein Oberlauf. Clappertons Diener Richard Lander erreichte den Strom von der Benin-Bucht aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei Bussa (Bussang) und befuhr ihn bis zur Mündung (1830). Hornemann, Denhaus, Clapperton, viele Franzosen, auch der Deutsche R. Flegel und ein ganzes Heer von Forschern suchten alle nach dem Niger. Heutzutage befahren Handelsdampfer regelmäßig seine gelben Wasser und Handelsstationen liegen seinen Ufern entlang. Eine Eisenbahn führt von Lagos nach Kano im Zentral-Sudan — eine Bahn mit bequemen Schlafwagen, mit der man die Reise in etwa drei Tagen machen kann für etwa 400 Reichsmark. An vielen Stellen ist die Bahn durch den Busch gehauen und durch die ungeheuren Wälder gellt der Pfiff der Lokomotive. Gegen Ende des Jahres 1922 brach von Algier aus eine kleine französische Autokarawane mit Raupenrädern auf und durchquerte die Sahara in 2000 engl. Meilen Fahrt und kam nach 20 Tager in Timbuktu an. Mit Kamelen brauchte man sonst sieben Monate. Nun hat man gar eine Eisenbahn durch die Wüste geplant und deren Bau entgültig beschlossen.

Wenden wir uns nach Süd-Afrika! Es dürfte schwierig sein, sich einen größeren Gegensatz vorzustellen, als den zwischen Süden und Norden des afrikanischen Kontinents. Kühn und steil strebt die Felsenküste mit ihren Vorgebirgen in die schimmernde Luft. Das Kap der Guten Hoffnung und Kap Alguhas heben sich stark ab von den jenseits in den Fernen sich verlierenden grasbedeckten Hügeln. Landeinwärts steigt das Land in zahlreichen Stufen terassenförmig aufwärts zu den starken Massiven des Binnenlandes mit den unübersehbaren Weide- und Ackerflächen des kleinen und großen Karroo. Der Name Karroo bedeutet „hart" und wird erklärt aus der Beschaffenheit des Bodens dieser Hochebenen während des Sommers, der dann brüchig und rissig wird, aber zur Regenzeit sich in einen frischen Grasteppich mit reichem Blumenflor hüllt. Der Boden ist rot, sandig, die über der Karroo aufragenden Tafelberge sind graurot. Quer über die große Karroo läuft die nordsüdliche Wasserscheide. „Die Farben der südafrikanischen Landschaft sind", nach Fritsch, „im Allgemeinen nicht sehr brillant; es herrschen kalte, bläuliche und fahle Färbungen vor. Das Grün hat nie den Glanz und die Pracht europäischer oder tropischer Gegenden, viele Pflanzen sind weiß oder grau behaart, und selten zeigt die Blattfläche eine bedeutende Größe, wodurch die Bewachsung spärlicher erscheint als sie wirklich ist. Abgesehen von einzelnen Wäldern, verbirgt sich der Baumwuchs vor den scharfen Strahlen der Sonne in die engen Schluchten der Berge, oder er folgt dem Lauf der Flüsse, da die Flächen nicht hinlängliche Feuchtigkeit besitzen, um Bäumen das Bestehen zu ermöglichen." Gerade die Mission hat hier auch tätig eingegriffen; so hat ein einziger Mariannhiller Missionar über 100 000 Bäume gepflanzt! Die felsigen Höhenzüge der Drakensberge sind von tiefen Pässen durchschnitten. Das wellenförmige Hügelland, „Veld" genannt (holländisch), ist des öfteren von flachen Hügeln sog. Kopjes (holländ.) unterbrochen, die sich plötz-



Osterfriede!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich aus der Landschaft erheben, über welche zahlreiche Farmen zerstreut sind und ungezählte Kraals der eingeborenen Bantu-Stämmen. Diese sich weithin ziehende Ebenen und kleinen Berge entbehren keineswegs der Schönheit, so eintönig sie anfangs sich auch darbieten mögen. Die Dämmerung und der Sonnenuntergang taucht sie in reiche Farben; die kühlen Nächte sind bezaubernd im Brillantenschmuck der schimmernden Sterne.

In der Regenzeit sprießen Zwiebelgewächse und in unübersehbarer Menge Lilien von enormer Größe. Weiter nach Norden wachsen im tropischen Becken Bambus und Palmen, Mahagoni und Ebenholz. Gegen Süd-West hin sind große Gebiete sandig und unfruchtbar; im Zentrum dehnt sich die Kalahari-Wüste, gegen Osten strecken und dehnen sich die mit Gras bestandenen Niederungen (Pori) von Portugiesisch-Ostafrika. Nördlich vom Wendekreis des Steinbockes treten wir aus der gemäßigten in die heiße Zone über; die Vegetation nimmt mehr und mehr die reiche Üppigkeit der Tropen an, die Tierwelt ist reicher — es ist das Land des „Großwildes." (Fortsetzung folgt.)

Willst du einen Sohn?

Schärfer denn je ist der Kampf um das Kind entbrannt heutzutage! Das ist eine der modernsten Kulturerrungenschaften, sich der Mühe und der Sorge um das Kind zu entschlagen. Sie taumeln voll Begierden nach Genüssen und darum ist ihnen das Leben ein „mühevolles Wandern, ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern." Und dann bekommt das Krüglein seinen Riß, das Leben sickert unaufhaltsam auf den Boden: „Soweit es ging den ganzen Weg entlang; Nun ist es leer, wer mag noch daraus trinken? — Und zu den andern Scherben muß es sinken!" Das schrieb der Dichter Lenau, kurz bevor der Wahnsinn seinen Geist für immer umnachtete.

Sie verstehen es nicht, das Schicksal zu meistern, sie haben kein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Und darum früh oder spät brechen sie zusammen. Eine Familie ohne Kind, ohne Kinder ist eine Erde ohne Sonne. Ein Vater ohne Sohn ist ein Feigenbaum ohne Frucht, der verdient, ausgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Und doch mag es nicht immer vorsätzlich sein, wenn einer Familie kein Kinderglück erblüht, einem Vater kein Sohn beschieden ist. Tiefe Tragik oft des Menschen, der sich nach einem liebenden Wesen sehnt und dem oft unverschuldet die Liebe und die Dankbarkeit, das segnende Gedenken eines Kindes nicht beschieden ist. Glücklose Familie, willst du ein Kind? Willst du einen Sohn? Du kannst einen erhalten, einen solchen, an dem du Freude hast, Trost und Glück empfinden wirst, einen Sohn, der dir deine Liebe wiedervergelten kann auf ungeahnte Weise, dessen Liebe selbst dir in der Ewigkeit von süßester Erquickung sein wird. Nimm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen Knaben, einen Jüngling, der in einem unserer Missionsseminare sich auf den Priester- und Missionsberuf vorbereiten möchte, an Kindesstatt an, d. h. komme für dessen geringe Bedürfnisse halb oder ganz auf; er sei dein Adoptivsohn, du hast ihn erziehen lassen, weil dessen Eltern es nicht konnten. Zahllos sind die Priesterberufe — man braucht sie nur zu wecken und zu — fördern!

Aus sogenannten „wohlhabenden Kreisen" kommen die Christussöhne nicht, auch nicht aus einem unwahren, heuchlerischen religiösen Milieu. Sie kommen wie der „Zimmermannssohn" aus Familien, die leidgeprüft und stark befunden wurden. Dem Sohn der armen Witwe senkt sich oft der göttliche Funke ins Herz: Auch aus jenen „armen Kreisen", die am lautesten um Hilfe schreien kommt er nicht gegangen der besinnliche, ernste Knabe, sondern aus jenen verarmten Familien, die bis zum Äußersten ringen und ihre Hoffnung auf Gottes Vatergüte setzen. Wir Erzieher in unseren Anstalten kennen jene wohl und können auch solche Adoptivsöhne und Adoptivbrüder euch empfehlen, wenn ihr euch an uns wenden wolltet. Aber auch Familien, reich gesegnet mit Kindern und an Gütern: euch ist es oft versagt einen Lieblingswunsch der Mutter, des Vaters erfüllt zu sehen: Einen Priestersohn!

Wohlan, ihr könnt einen erhalten. Er ist euer! An seinem verdienstlichen Wirken habt ihr Anteil, täglich gedenkt er euer am Altare und ist euch über das Grab hinaus noch dankbar und Gott der Vater wird's euch anrechnen in der Ewigkeit. Einen Priester Gott geschenkt zu haben ist kostbarer als eine Kirche bauen: denn was nützt eine Kirche ohne Priester! — Welches Bild ist anmutiger, erbaulicher dereinst am Ende deines Lebens: lachende Erben oder ein für dich betender Priester?

Anmerkung: Nach Ostern beginnen wieder die Neuaufnahmen in unseren Missionsseminarien. Man beachte die Anzeigen. Auskünfte geben die Direktorate, aber auch die Vertretungen und die Redaktion des „Vergißmeinnichts" gern und jederzeit bereitwilligst.

Eigenartige Arzneimittel

Merkwürdige Dinge sind es, zu denen mancherorts in den Missionsländern die Menschen bei Krankheitsfällen ihre Zuflucht nehmen. Bei einzelnen der Bergvölker, welche die Höhen über dem Brahmaputrafluſſe in der Nordostecke Indiens wohnen, bildet die Zuflucht zu den Geistern das alleinige Heilmittel. Die Leute glauben, daß jede Krankheit ihnen von einem mißgünstigen Geiste angetan sei. Um diese nicht noch mehr zu erzürnen, wagen sie nicht einmal eine Medizin zu nehmen. So kommt es oft genug vor, daß die Angehörigen eines Kranken mit dem Opferpriester vor der Hütte dem betreffenden Geiste in Form von Eiern, Hühnern oder auch größeren Tieren ihre Besänftigungsopfer darbringen, während der Kranke selbst auf dem Boden seiner Hütte sich in Schmerzen wälzt, an einer Blutung oder Verwundung zugrunde geht,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trotzdem ihm verhältnismäßig leicht mit ärztlichen Mitteln geholfen werden könnte.

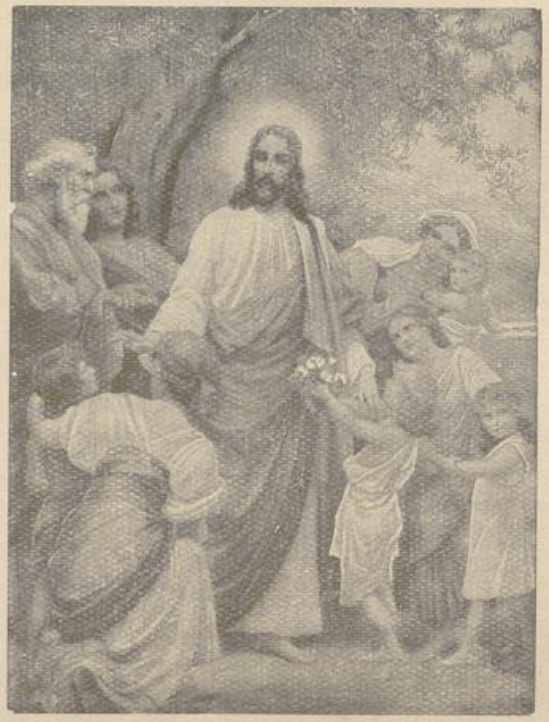
Widerwärtige und eckelhafte Heilmittel wendet mitunter selbst der höher stehende, vom chinesischen Kulturkreis beeinflußte Koreaner an. Nach seiner einheimischen Medizinlehre soll die Herzwassersucht in ihrem Anfangsstadium heilbar sein, wenn folgendes Mittel angewandt wird: Ein Stock wird mit Menschenkot bestrichen, darüber kommt eine Schicht Honig, darauf wieder Menschenkot usw., und alles über Feuer gut getrocknet und daraus nachher ein Tee bereitet, der getrunken werden muß.

Bei den Zulunegern in Afrika gilt als die stärkste Medizin ein Gemisch, das aus dem Fett des Krokodils und den Schnurrbarthaaren des Löwen hergestellt war. Es hilft auch da noch, wo alle anderen Mittel versagt haben. In die gleiche Kategorie gehört ein Mittel gegen Magenbeschwerden. Man kocht einen Kiesel, der im Magen eines Krokodils gefunden wurde. Der Abguß wird dann tropfenweise genommen. Der Schwindsucht, der man auf natürlichem Wege nicht so leicht beikommen kann, sucht man mit folgendem Präparat abzuhelfen: Man findet im Magen der Kälber oft Haarballen. Diese werden verbrannt und pulverisiert und dies Pulver gilt als ein Hauptmittel gegen die heimtückische Krankheit. Glaubt jemand, durch einen Zauberer vergiftet worden zu sein, so kann ihm eine Medizin vor allem helfen. Es ist die Asche von getrocknetem Löwenmist mit Krokodilmist vermengt, die als Brechmittel genommen, das Gift aus dem Körper entfernt.

Nicht nur mit sinnlosen Beschwörungen, mit Amuletten und Räucherungen, mit Trommeln, Schreien und Hörnerblasen, sondern auch mit allerlei Quälereien sucht der afrikanische Zauberer die Krankheit zu vertreiben. Und doch ist sein Einfluß auf das Volk sehr groß, zumal er einen religiösen, wenn auch abergläubischen Charakter trägt. Immer wieder kommen erfahrene Missionare darauf hinaus, das beste Mittel, um deren Einfluß zu brechen, seien gute Missionsärzte. Der Apostolische Präfekt von Lindi in Ostafrika, gab erst noch vor kurzem als Ergebnis seiner 20jährigen Missionsarbeit der vollsten Überzeugung Ausdruck, daß, wenn wir die Schwarzen missionarisch erfassen wollen, wir uns vor allem medizinisch um sie annehmen müssen; es handle sich in erster Linie darum, sie den Klauen der Medizinmänner zu entreißen, was nur auf diese Weise geschehen könne; zumal nach dem Kriege wüßten die Neger sehr wohl zwischen bloßer Verabreichung von Medikamenten und richtiger ärztlicher Behandlung zu unterscheiden, wo letztere zu haben sei, da strömten sie zusammen.

Es ist darum nur zu begrüßen, daß das missionsärztliche Institut zu Würzburg die große Aufgabe auf seine Fahne geschrieben hat, Missionsärzte auszubilden und überallhin auszusenden, wo Bedarf vor allem danach besteht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Ich will, daß diese Kindlein zu mir kommen;
Wehret ihnen nicht! Ihr wißt nicht, was ihr tut.
Mein Vater will sein Reich mit ihnen teilen
Und gab ihr Leben in der Engel Hut.

Wehret ihnen nicht! Ihr wißt nicht was ihr tut,
Wenn ihr ein Kind von meinem Schoß verdrängt;
Und wer es wagt, dem wäre vielmal besser,
Er würde tief zum Meeresgrund versenkt.

Wehret ihnen nicht und laßt bei diesen Kleinen
Mich Ruhe finden nach des Tages Last;
Denn ich bin müd' vom Hader eurer Schulen,
Von eurem Stolze, der die Wahrheit haßt.

Wehret ihnen nicht! Ich bin ein Kind geworden
Für sie im rauhen Stall zu Bethlehem;
Seit dieser Zeit trägt jede Kinderstirne
Ein unsichtbares Königsdiadem.

Wehret ihnen nicht! Sie sind von jenen Reinen,
Die auf dem Berge laut ich selig pries;
Ich hab' mein Gotteswort für sie verpfändet,
Daß sie mich schauen einst im Paradies.

Wehret ihnen nicht! Sie sind die weißen Blumen,
Die mir geblüht auf meiner Erdenbahn;
Ich will die Hand auf ihre Häuptlein legen,
An meinem Herzen will ich sie umfah'n.

Wehret ihnen nicht! Sie sind die schönste Blüte,
Die ich dem Vater in die Hände leg',
Wenn ich der Menschheit Schuldenbrief zerrissen
In düstrer Nacht auf bittrem Todesweg.

Wehret ihnen nicht! Ihr Herz hat mich verstanden,
Und darum seht verlangend ihr sie nah'n;
Ich will die Hand auf ihre Häuptlein legen,
An meinem Herzen will ich sie umfah'n.

M. von Greiffenstein

Missionspost

Ein Schweizer Missionar aus dem freundlichen Ruswil im Kanton Luzern, der am 29. Juni 1927 in Mariannhill die hl. Priesterweihe erhielt, schreibt von seinem ersten Posten:

„. . . . Also bin ich nach Kevelaer (Missionsstation) gekommen. Eigentlich war ich für Umzinto bestimmt. Aber der liebe Gott hat es zum Bessern gewendet. Denn dort hätte ich mein Französisch auffrischen, mein Englisch verbessern, Zulu erlernen und mich auch an das Indische heranmachen müssen, etwas zuviel für meine beschränkte Armseligkeit! Da traten unvorhergesehene Umstände ein, und ich kam hierher.

Meine Primiz habe ich in Kevelaer gefeiert. Hochw. P. Maurus war Primizprediger, die hochw. P. Modestus und Ildephons assistierten, die Schule von Mjila hat gesungen und Br. Alexander von Reichenau, ein Landsmann, hat geschossen wie daheim auf der Kirchweihe! Da die Kapelle zu klein war für die vielen Leute, habe ich meine Primizmesse im Freien gelesen auf dem großen Platz vor der Kirche, was ganz gut gegangen ist. Es war bis jetzt meine erste und letzte Singmesse. Die Woche darauf habe ich nochmals wacker den Beichtspiegel studiert, Sonntags darauf begann ich bereits mit Beichthören in St. Katharina und hielt dort den Gottesdienst. Seitdem bin ich fast regelmäßig einen Sonntag zu Hause, den andern auswärts. Auch mit dem Predigen habe ich 14 Tage nach meiner Primiz begonnen. Ich lese sie vorläufig noch vom Blatte ab, wie im Parlamente es die großen Herren tun. Da die Außenstationen ziemlich weit auseinanderliegen, kann ich die gleiche Predigt mehrmals halten, ohne Gefahr zu laufen, daß sie von den gleichen Zuhörern zweimal gehört werde.

Auch das Ausreiten hat mir anfangs ziemlich Beschwerden verursacht. Ich bin halt doch nur ein geflickter Mensch, (der Schreiber hatte früher verschiedene schwere Krankheiten durchzumachen. Die Red.), aber mit der Zeit verlor sich auch diese Beschwerde und heute ist es mir oft eine Lust, auszureiten. Neulich hatte ich einen Krankenruf über den Umkomaas hinüber, ging morgens nach 7 Uhr fort, war um 12 Uhr am Ort, versah zwei Personen und war gegen 5 Uhr wieder zu Hause. Die Schwarzen haben sich gewundert, daß mein Pferd es ausgehalten hat. Außer zwei gekochten Eiern habe ich bis zur Rückkehr nichts gegessen und getrunken und bin doch wohl und munter dabei geblieben. Das Nüchternsein macht mir überhaupt keine Beschwerde. An Sonntagen habe ich oft bis drei Stunden nüchtern auszureiten, dann 40—80 Beichten zu hören, hl. Messe zu lesen und zu predigen und es macht mir nichts. Das Frühstück habe ich oft erst um 1 oder 2 Uhr bekommen.

Die Gegend und die Luft hier herum sagt mir sehr zu. Gegen den Umkomaas und St. Katharina gibt es feine und interessante Gebiete, die mich oft an das Entlebuch (Schweiz) erinnern, wo ich einmal auf der Alp war. Ich glaube nicht, daß ich hier je einmal werde Heimweh bekommen, denn alles heimelt mich an.

Auf einer Außenstation, wo der Blitz letztes Jahr die Schule eingeäschert hat, habe ich schon öfters Gottesdienst gehalten in einem Kraal. Zweimal waren über hundert Leute im Kraale. Bei der hl. Wandlung konnte ich den Kelch kaum in die Höhe halten, sonst wäre ich am schwarzen Strohdach angestoßen; und eine Hitze! Aber alles ist gut gegangen, nur daß ich bei der hl. Messe beinahe zerstreut worden wäre, als mir die betende Schar so stark in die Ohren gesungen und so nahe an mir kniete, daß ich kaum die Kniebeugung recht machen konnte. Die hl. Messe in diesem Kraale erinnert mich immer an die Katakombenzeiten und dabei wird das Herz froh und weit.

P. Joseph Grüter, R. M. M.

Verbreitet das Vergißmeinnicht!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Erziehung des Eingeborenen

Nach P. Bernhard Huß, R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars in Mariannhill

Was ist nun falsch in der Erziehung der Schwarzen?

Diese Frage wurde einmal gestellt im Blatte für Eingeborene Lehrer in Natal, herausgegeben vom Schuldepartement von Natal. Darauf erschienen folgende Antworten in der Presse vom Jahre 1924—26: Der Oberinspektor des Schulwesens in Natal schrieb in seinem Rapport von 1924: „Der Hauptpunkt in der Bildung der Eingeborenen ist der, daß die gebildeten Schwarzen, obwohl sehr oft in der Umgebung unter dem Einflusse der Missionare herangebildet, noch nicht den Geist der Missionare angenommen haben. Das Ziel in der Erziehung dieses Volkes sollte in der Veredlung der Banturasse gesucht werden." J. Rheinallt Jones von der Johannesburger Universität schreibt: „Die öffentliche Meinung ist nicht überzeugt von der Bildung der Eingeborenen. Wir müssen es den Eingeborenen ermöglichen, daß sie wohler leben als ihre Väter, damit sie bessere Landwirte und Handwerker werden, die ihrem Volke Dienste leisten können. Der Lehrplan der Elementarschule sollte vereinfacht werden und an Stelle des vielen Rechnens sollte mehr auf Naturkunde gegeben werden."

C. A. Wheelwright, Oberkommissar für die Eingeborenen Natals, spricht sich als Privatmann folgendermaßen aus: „Das Schulwesen der Eingeborenen ist in vieler Hinsicht höchst unnatürlich, ungeeignet für Kinder, ohne Zukunft und untauglich, Ideale zu schaffen. Die Schulen für Eingeborene sollten schöne Gebäude sein; aber manche taugten nicht einmal für Pferdeställe. Das Lehrerpersonal weist nicht so ideale Frauen und Männer auf (??) wie sie dazu erforderlich wären. Züchtigung sollte unbekannt sein — keine Gewalt ist so wirksam bei Kindern wie die Güte" — Das Erziehungssystem für Eingeborene ist nicht praktisch; wenn gebildete Schwarzen Büroarbeiten suchen und so mit den Weißen konkurieren. Die Eingeborenen sollten tüchtigere Arbeiter werden, welche für so viele Möglichkeiten Afrikas notwendig sind, besonders in der Landwirtschaft, im Gewerbe und in der Industrie. Die Würde der Arbeit sollte den Eingeborenen mehr eingehämmert werden; denn die Beschwerden, daß eingeborene Schüler in den Ferien ihren Eltern nicht mehr helfen wollen bei den notwendigen Arbeiten, sind zahlreich; ebenso daß sie sich über die einfache Hauskost beklagen.

Dr. C. T. Loram, Kommissar für die Angelegenheiten der Eingeborenen, schreibt: „Die Verantwortung der Finanzen des Eingeborenen-Schulwesens liegt nicht auf der rechten Schulter. Die Eingeborenen, die das Geld geben, haben nichts zu sagen wie es verwendet werden soll. Das Schulwesen der Schwarzen ist weder mit dem Departement der Angelegenheiten der Schwarzen verbunden, noch werden die Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

amten für die Schulbehörden so sorgfältig ausgewählt, wie die Sache es erheischte. Es gibt zu wenig Schulen, welche den Bedürfnissen des schwarzen Volkes entgegen kommen und es gibt zu viele kirchliche Sekten, Missionsschulen und Institute, die sich zum Teil noch Konkurrenz machen. Viel zu viele europäische und eingeborene Lehrer in unseren Eingeborenen-Schulen haben nicht das erforderliche Verständnis für die soziale Bedeutung der Erziehung. Regierung, Missionare und Eltern fordern eine Erziehungsart, deren Wert in der Tradition besteht und in erster Linie europäisch ist. Diese wirkt aber dahin, die gebildeten Schwarzen von ihrem Volke loszulösen aus der eingeborenen Gesellschaft in europäische Gesellschaftskreise zu werfen.

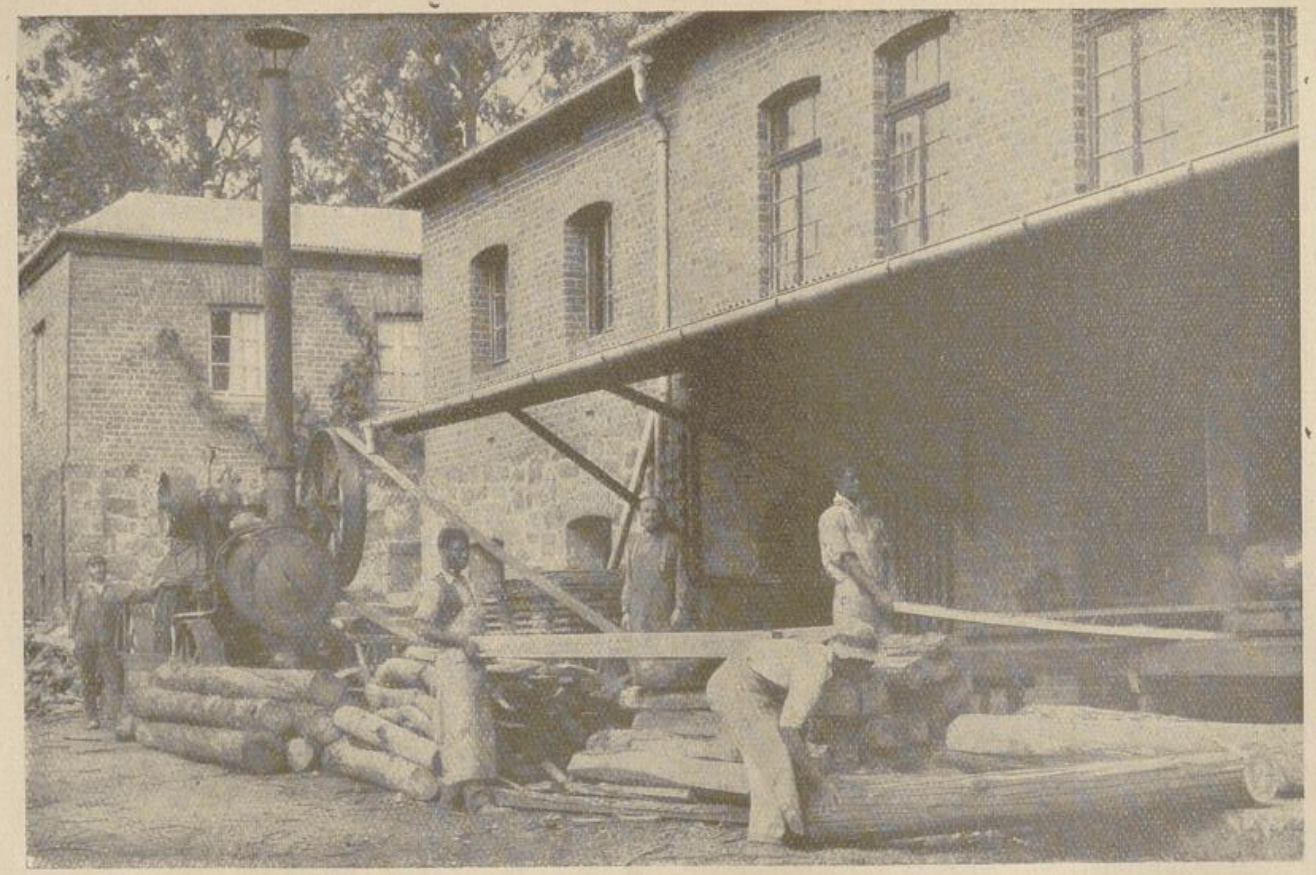
Dr. Ed. John Dube, ein hervorragender Volksführer unter den Schwarzen in Natal äußert sich wie folgt: daß die Europäer wie die Schwarzen unzufrieden sind mit der Methode, wie mit den Erfolgen des Schulwesens. Es gibt im Erziehungswesen der Schwarzen eine Farbenschranke. Der Maßstab — Standart — für die Eingeborenen-Schulen ist zu niedrig. Es sollte mehr Englisch als Unterrichtsfach gegeben werden. Der Lehrer der Eingeborenen erhält einen geringeren Lohn als ein gewöhnlicher Polizist und so kann man nicht erwarten, daß sie auch das Höchste und Beste leisten."

Der Schreiber kennt einen Polizisten, ein früherer Lehrer, der sich sehnt, wieder als Lehrer zu wirken.

Ein anonymer Schreiber äußert sich in einer Eingeborenenzeitung: „Auf einer Lehrerkonferenz wurde ein Vertreter des Regierungsdepartements des Unterrichtswesens gefragt, was „Eingeborenen-Schul-Erziehungswesen" bedeute. Antwort: Es bedeute Eingeborenen-Schulwesen. Das erregt Verdacht. Weshalb ist unser Schulwesen gekennzeichnet? Dieses Eingeborenen-Schulwesen ist ein Wirrwarr. Schulinspektoren ziehen umher um die armen schwarzen Lehrer zu terrorisieren. Die schwarzen Lehrer sind armselig bezahlt und werden gezwungen, Schritte zu unternehmen, die sie nicht beabsichtigen wollen.

Des Gegensatzes wegen soll auch noch folgendes Lob des Schulwesens angeführt werden. Es ist ein Ausschnitt eines Briefes, den ein Europäer an die Oberschulbehörde schrieb: „Während ich in dieser Gegend auf Besuch war, hielt ich mich in einem Kaufladen auf. Im Laufe der gewöhnlichen Unterhaltung spendete der Kaufmann ganz unwillkürlich den Lehrern in diesem Bezirke ein Lob. Er erklärte, daß das Beispiel, welches alle Lehrer im gewöhnlichen Verkehr mit ihm als Kaufmann gäben, ein glänzendes Zeugnis sei für die Eingeborenen-Schulen. Ihre Höflichkeit, ihre feine Manieren, ihre Geradheit, ihr allgemeines gutes Betragen widerstrahlt nicht nur in ihrem eigenen Benehmen, sondern auch im allgemeinen Betragen der Kinder, die ihre Schulen besuchen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborene arbeiten unter Leitung unserer Missionsbrüder in Mariannhill
auf dem Sägewerk

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei einer internationalen Konferenz, die im Jahre 1926 in Belgien tagte erklärte J. H. Oldham, daß Religion von der Regierung nicht gelehrt werden könne, da sie selber keine an und für sich christliche Einrichtung sei. Demgegenüber erklärte ein Missionar, daß es in Afrika ein Verbrechen sei, Schule und Religion zu trennen. In Westafrika übrigens stimmte die Regierung selber zu. Er zitierte Sir Gordon Guggisberg, welcher schrieb: „Auf viele Jahre hinaus muß das Schulwesen in den Händen der Missionare sein."

Ein Beschluß über das Schulwesen schlägt vor, daß Regierung, Missionsgenossenschaften, die Eingeborenen und die Handelsgesellschaften zusammenarbeiten sollen und empfiehlt Elementarunterricht für alle Eingeborenenkinder. Der Schulkurs soll in nächster Verbindung stehen mit dem ganzen Leben der Gesellschaft, die Entwicklung des Charakters beachten und in allem von Religion durchdrungen sein; ebenso in besonderer Weise die Gesundheitslehre pflegen um ein gesundes Familienleben zu fördern, sowie eine vernünftige Erholung anstreben. Er schließt mit der strengen Forderung, in die Erziehung eine genaue Religionslehre einzubegreifen und zwar mit Nachdruck und deren Anwendung auf die Sitten des exotischen Lebens und dessen Verhältnis zum Gottesdienst.

Unter der Überschrift: „Pillen für die Missionare" brachte die große Zeitung „Natal Mercury" vom 16. Oktober 1926 einen Auszug aus der Rede, die Dr. Loram in Le Zont (Belgien, bei obengenanntem internationalen Kongreß) gehalten hat. Dr. Loram führte aus, daß er für die Eingeborenen spreche und Dinge zu sagen habe, welche vielleicht den Kongreßteilnehmern nicht recht munden dürften. Die Stellung der Eingeborenen zum Schulwesen ist folgende:

— Der Eingeborene zieht die Regierungsschulen den Missionsschulen vor, weil diese besser sind.

— Es soll immer eine gemeinsame Zusammenarbeit zwischen Regierung und Mission statthaben.

— Das Schulwesen sollte ganz dasselbe sein und sich in allen Zeugnissen und Examina den Weißen und Schwarzen anpassen.

— Der Unterricht sollte in Englisch und nicht in der Landessprache gegeben werden.

— Der Schwarze soll bestimmen, was für ihn gut ist im Unterricht und nicht der Weiße für den Schwarzen.

Diese Darlegungen wurden mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen und Missionare, die ihr ganzes Leben in Südafrika zugebracht haben widersprachen wegen der daraus entfließenden Konsequenzen.

Die Bildung der Schwarzen muß voran gehen und geht ganz bestimmt weiter. Aber wenn sie getrennt wird von einem guten Religionsunterricht, dann werden die oben angeführten Punkte keine Pillen für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Missionare sondern bittere Pillen für die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas. Der Strohhalm zeigt, wohin das Wasser fließt. Im Jahre 1910 sagte ein hochgebildeter afrikanischer Häuptling zu einem australischen Besucher: „Hier, mein Herr, in Südafrika haben wir noch keine im zweiten Grade ausgebildete Generation, wir spielen noch die Affen, wir ahmen noch nach; aber wartet ein wenig. Gebt uns Zeit, nur noch wenig Zeit und Sie werden sehen, daß wir aus dem Unterricht Nutzen ziehen. Ich sage, der Eingeborene hat seine Sendung. Er hat seine Sendung und wird sie erfüllen. Hören Sie auf das Wort eines Dichters. Der Vollblut-Afrikaneger Paul Laurenz Dunbar, geboren in Amerika, entwirft ein wahrheitsgetreues Bild der Gegenwart und des kommenden Schicksals des Eingeborenen:

„Es ist noch ein wenig dunkel um ihn,
Schon sind aber Anzeichen da vom kommenden Tag,
Und irgendwo fern in der Dunkelheit
Singt ein Vöglein zum dämmernden Licht!"

Notizen eines katholischen Missionsarztes

II.

Ein lateinisches Sprichwort sagt: Ne sutor super crepidam, „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Manchmal aber betont ein Sprichwort seinen Wahrheitskern zu stark, und es gibt Umstände, wo es gar nicht anwendbar ist. Gerade dieses Sprichwort, glaube ich, ist durchaus keine passende Lebensregel für einen Missionsarzt. Oft wird er um Dienste angegangen, die außerhalb seines Faches liegen, und wenn er gar zu genau bei seinem Leisten stehen bleibt, wird er sich mancher Freude berauben, die aus dem Bemühen entspringt, allgemein nützlich zu sein.

So begegnete es mir z. B., daß Eingeborene ihre kranken Tiere zu mir brachten und schon manches Mal habe ich Ochsen und Pferde chloroformiert und operiert. Einmal wurde mir ein Kalb gebracht, das mit einer Verstopfung in der Luftröhre geboren war. Nach der Operation sprang es fort und atmete ganz leicht durch eine Metallröhre, die eigentlich für eine menschliche Luftröhre bestimmt war. Ein anderes Mal brachte man mir ein Zicklein, das mit arg mißgestalteten Beinen zur Welt gekommen war. Ich chloroformierte es, streckte seine Beine und legte sie in einen Gipsverband. Dieser Patient lebte jedoch nur wenige Tage. Man konnte ihm nicht einmal ein würdiges Begräbnis bereiten, denn ein hungriger Hund, der des Nachts über die Steppe streifte, stahl den Leichnam. Ich mußte mich mit dem Trost zufrieden geben, daß der Dieb sicher seine verdiente Strafe bekommen hatte, als er sich an die Gipsbeine machte!

Dann ist es wieder mein Privileg, meinen Leisten zu lassen, um als Transportführer zu dienen und einen Missionar oder Bischof, ja manchmal sogar einen Erzbischof und päpstlichen Delegaten in meinem Auto auf Missionsreisen mitzunehmen. Manchmal sieht das Bild des hl. Christophorus, der auf die Sitze meines Autos niederschaut, ein armes schwarzes Kind, das, wie neulich, zu einer dringenden Unterleibsoperation zum Hospital gefahren wird, dann wieder einen Sacerdos magnus, einen Hohenpriester der Kirche, der den Hl. Vater selbst re-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

präsendiert. In beiden Fällen reise ich um so glücklicher in dem Bewußtsein, daß des Heiligen Fürsprache mir Gottes Segen für die Fahrt erwirken hilft.

Hie und da werde ich von meinem medizinischen Leisten noch weiter abgelenkt. Vor einigen Monaten besuchte ich eine Missionsstation und dachte dort einige Patienten auf mich wartend zu finden. Aber durch irgend ein Mißverständnis waren sie noch nicht angekommen. Ich glaubte einige Stunden unbeschäftigt zu sein und nahm ein Buch zur Hand, das ich mitgenommen hatte, um es bei Gelegenheit in Angriff zu nehmen. Bald war ich auch ganz versunken in die tiefen, aber lichtvollen Gedanken von Abt Vonier's Buch: „Schlüssel zur Lehre von der Eucharistie." Da brachte mich ein Schlag an die Tür plötzlich wieder zur Erde zurück. Ein eingeborener Lehrer stellte sich vor. Unter vielen Entschuldigungen erklärte er, er habe P. Rektors Erlaubnis erhalten, mich mit der Bitte um Hilfe zu belästigen. So war also doch ein Patient da! — Und es war ein schwerer Fall von Stimmverlust. Es war aber kein menschliches Wesen, das seine Stimme verloren hatte, ja nicht einmal ein Tier, — es war das Kirchenharmonium! Meine Untersuchungsoperation enthüllte, daß der Krankheitsherd durchaus nicht im Stimmapparat lag, es war vielmehr ein vorgeschrittener Zerfall der Lungengewebe (undichter Blasbalg). Ich verordnete ein neues Paar Lungen, war aber nicht in der Lage, mein Rezept auch anzuwenden. Der Lehrer schien jedoch auch meine gute Absicht mir hoch anzurechnen. Einige Monate später wurde mir auf einer anderen Missionsstation auch ein krankes Harmonium vorgestellt. Dieses Mal lagen die Beschwerden bei einer Note, die sich hartnäckig zur Zeit und Unzeit hören ließ, und dieses Übel konnte ich heilen.

Aber es gibt auch Gelegenheiten, wo ich es für geratener halte, bei meinem Leisten zu bleiben. So wurde ich vor kurzem ins Sprechzimmer gerufen und fand dort einen Schwarzen, der ganz untröstlich schien. Ich fragte ihn, was ihm denn fehle und er sagte: „Meine Frau ist geschlagen worden, und ich möchte gern Medizin für ihre Wunden." Auf meine Frage, wer denn seine Frau geschlagen habe, antwortete er: „Ich habe sie verprügelt!" Ganz entrüstet fuhr ich ihn an, wie er sich denn nur so benehmen könne. „Nun", sagte er, „ich gab ihr meine Hosen zum Flicken, sie weigerte sich; ich bat sie, mir Essen zu kochen, sie weigerte sich. Statt dessen ging sie zum Biergelage und kam betrunken heim. Hatte ich da nicht Recht, daß ich sie prügelte?" Ich hatte einen leisen Verdacht, daß wahrscheinlich auf beiden Seiten ernste Fehler vorlagen. Da ich aber Salomons Weisheit nicht besaß, hielt ich es für das Beste, bei meinem Leisten zu bleiben und lieber Verband für die Wunden der Frau herzurichten, als mich auf eine gelehrte Erörterung über die Moralität des Frauenverprügelns einzulassen.

Dr. Mac Murtrie, Mariannhill.

Das Werk der Ausbreitung des Glaubens geht jedem anderen Werke der christl. Nächstenliebe soweit voran, wie die Seele den Leib, der Himmel die Erde, wie die Ewigkeit die Zeit überragt.

Pius XI.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. J. Nachdruck verboten

Aber er riß sich los und wollte hinaus. Da öffnete sich die Türe; der kleine John trat ein und rief: „Kommet doch in die Halle hinunter, um die schönen Weihnachtslieder zu hören, die ein fremder Mann zur Laute singt!“

„Er ist es!“ sagte Lady Worthington; sie wußte ja, daß der Priester als Sänger verkleidet kommen werde, wie sie in England auf Weihnachten den Christmas-Carol singend von Haus zu Haus ziehen.

„Zu spät!“ klagte Sir Richard. „Er ist in meinem Hause! Wissen die Diener, wer der Sänger ist?“

„Niemand weiß es außer dem alten Tom“, antwortete die Dame.

„So führe den fremden Mann, wenn er sein Lied geendet, zu uns herauf, John“, sagte der Greis zu dem Knaben, welcher, die ungewöhnliche Aufregung bemerkend, erschrocken zu seinem Großvater emporsah.

Der Knabe ging. Durch die offenen Türen tönte jetzt eine klangvolle Männerstimme, welche mit schlichtem, frommem Ausdrucke folgende Zeilen eines alten englischen Volksliedes sang:

Die Hirten sind wohl auf der Wacht
Im Feld bei Nacht und Wind;
Da ladet sie die Engelschar
Zum neugebornen Kind.

Die Hirten ziehn bei frohem Schall
Der Flöten und Schalmein
Nach Bethlehem zu einem Stall —
Drin liegt das Kindelein!

Die Hirten sehn bei Unsrer Frau
Sankt Joseph betend knien —
Da werfen auch sie in Demut stumm
Sich vor die Krippe hin.

Die Hirten singen das Engellied:
„Geboren ist das Kind!
Dem Höchsten Ehr', den Menschen Fried',
Die guten Willens sind!“

Die milden Klänge des frommen Hirtenliedes bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der Stimmung, in welcher der Vater des Sängers dieselben hörte; dennoch blieben sie nicht ohne jeden Widerhall in seiner Brust. Aber der Greis, dessen Herz mit tausend Ketten sich an diese Erde geschmiedet hatte, kämpfte die Regung der Gnade nieder, und als das Lied zu Ende war, sagte er düster vor sich hin: „Ich kann nicht anders — er muß aus meinem Hause fort!“

Schritte nahten, und einen Augenblick später standen sich Vater und Sohn gegenüber. Mit der Freude des Wiedersehens auf seinen offenen, edeln Zügen nahte sich der Angekommene dem Greise; aber ein einziger Blick in das bleiche, verdüsterte Antlitz sagte ihm alles. Die Arme, die sich geöffnet hatten, um den Vater zu umfangen, sanken nieder, und schmerzlich zuckte es um die feingeschnittenen Lippen des Priesters, als er die Worte sprach: „Ich scheine dir kein willkommener Gast, Vater. Du zürnst mir immer noch, weil ich ohne deine Erlaubnis nach Douay reiste und Priester wurde. Aber der Ruf Gottes erging zu deutlich an mich: ich mußte folgen. Verzeih mir also und bring auch du das Opfer, welches der Herr von dir wie von mir verlangt.“

„Der Ruf Gottes!“ wiederholte der Greis ungläubig. „Deine Schwärmerei ist es, die uns alle ins Verderben stürzt! Weißt du denn nicht, daß deine Ankunft hier den Untergang deiner Familie veranlassen muß? Hast du meinen Brief nicht empfangen, in dem ich dich mit Enterbung bedrohte, wenn du jemals deinen Fuß auf englischen Boden setzen würdest?“

„Ich erhielt ihn, Vater; aber der Gehorsam, den ich meinem geistlichen Obern schulde, und meine Sehnsucht, am Heile meiner Heimat zu arbeiten, führten mich dennoch hierher“, antwortete der Priester ruhig.

„So wisse denn, daß ich dich von heute an nicht mehr als meinen Sohn betrachte“, rief Sir Richard; „ich enterbe dich, und ich befehle dir, augenblicklich dieses Haus zu verlassen, das deine Anwesenheit zu verderben droht!“

In atemloser Spannung war bisher Lady Worthington dem peinlichen Auftritte gefolgt; jetzt warf sie sich zwischen den zürnenden Vater und seinen Sohn, der mit Tränen im Auge das harte Wort hinnahm und sich der Türe zuwenden wollte. „Halt, halt!“ rief sie, „es kann nicht Euer Ernst sein, Mylord; in diese schreckliche Nacht hinaus jagt der Besitzer von Blamsco Hall keinen Bett-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ler, geschweige denn sein eigen Fleisch und Blut, und noch viel weniger einen Gesalbten des Herrn! Komm, John, mein Kind, hilf mir den Großvater erbitten, daß er den Fluch dieser Tat nicht auf seine Seele lade!" Der Knabe kniete mit seiner Mutter nieder und weinte und flehte, aber umsonst; Sir Richard wiederholte das Wort und verstieß seinen Sohn.

„Laßt es gut sein, Mylady", sagte dieser; „ich danke Euch und meinem lieben Neffen für Eure Teilnahme. Es ist wahr, diese Stunde ist die bitterste meines Lebens, und doch habe ich mich so auf sie gefreut! — Ich gehe, Vater, und möge Gott Euch verzeihen! Ich fürchte, es wird eine Stunde kommen, da Ihr mich zurückruft, und ich weiß nicht, ob dann Euer Wunsch sich erfüllt. Lebt alle wohl, und Gott sei mit euch!"

Entschlossen schritt der Priester der Türe zu. Als diese sich hinter ihm schloß, sank der Greis wie vernichtet in den Lehnstuhl und jammerte halb verzweifelt: „Es muß sein, es muß sein!"

Lady Worthington aber, die bisher ihr empörtes Herz nur mit Mühe gebändigt hatte, trat vor Sir Richard hin und erklärte, daß auch sie mit ihrem Kinde Blainsco Hall verlassen werde. „Ich mag nicht mehr mit einem Manne unter demselben Dache wohnen, der sein eigenes Kind verstößt und seinen Glauben verrät. Komm, John", sagte sie und eilte dem Priester nach.

Drunten an der Haustüre traf sie ihn. Der alte Tom, dem die hellen Tränen in den greisen Bart rollten, schloß ihm eben das Tor auf; der Wind fuhr heulend in die Hausflur und jagte den Männern breite Schneeflocken in das Antlitz. Die Edelfrau wollte den Priester zurückhalten, und der kleine John klammerte sich weinend an ihn; allein umsonst war alles Bitten und Flehen.

„Es darf mir nicht besser gehen, als es meinem Heilande ging", sagte er mit mildem Ernste. „Vom lieben Christkindlein, das wir heute nacht erwarten, steht ja geschrieben: „Es kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen es nicht auf."

Und er segnete die Jammernden und beugte sich zu dem laut weinenden Knaben nieder und machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust; dann ging er in die sternenlose Nacht hinaus, und seine Schritte verhallten bald im Brausen des Windsturmes.

II.
Eine Tat der Verzweiflung

Was Lady Worthington dem alten Herrn von Blainsco Hall gedroht hatte, vollführte sie auch. Am Nachmittage des Christfestes, an welchem Sir Richard zum erstenmal in der Allerheiligenkirche von Wigan dem protestantischen Gottesdienste beiwohnte, ließ sie satteln und ritt mit ihrem Knaben, von wenigen Dienern begleitet, von dannen, zunächst gen Warrington. Wenige Wochen später zog sie dann nach Sankey House, einem kaum ein halbes Stündchen westlich von der eben genannten Stadt gelegenen Landgute.

Dank dem Qualme und der Dunstatmosphäre des nahen Widnes und seiner chemischen Fabriken, ist die Gegend heutzutage eine der traurigsten Lancashires; in der Zeit der Königin Elisabeth aber grünte noch üppiger Baumwuchs an den Ufern der Mersey. Sankey House selbst, seit vielen Jahren im Besitze der Familie Worthington, war berühmt wegen seines schönen Gartens und wegen der uralten Bäume des Lustgehölzes, welches von drei Seiten das herrschaftliche Haus umschloß. Gegen die niedrigen Ufer der Mersey und nach Westen zu dehnten sich in sanften Wellenlinien grüne Matten und wohlbestellte Felder aus, zwischen welchen manches kleine Pachtgut mit seinem schmucken, halb unter Bäumen versteckten Wohnhause lag. Alles atmete ländlichen Frieden und bezeugte den Wohlstand der Worthington.

Diesen stillen Landsitz hatte sich Lady Worthington zur Wohnung gewählt. Etwa eine Woche nach ihrem Einzuge in das einsame Landhaus kam dann bei Nacht und Nebel ein überaus lieber Gast, — ihr Schwager, der Priester, und reichte seinem Neffen am Feste Mariä Lichtmeß die erste heilige Kommunion. Hier fand er in sichern Verstecken Schutz vor seinen Verfolgern und hatte die Gelegenheit, auf seinen Ausflügen in der Umgebung manche Seele im Glauben zu bestärken oder mit Gott zu versöhnen. Allein das friedliche Leben in Sankey House sollte nur zu bald gestört werden.

Am Abende des 11. Februar 1584

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

saßen Mutter und Sohn in traulichem Geplauder am Erkerfenster des Familienzimmers. Das Tagewerk war getan. Der Knabe hatte unter der Leitung seines geistlichen Onkels fleißig gelernt und die Mutter am Spinnrocken und am Herde mit den Mägden gearbeitet; denn die Edelfrauen jener Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Gesinde in Fleiß und Arbeitsamkeit vorzuleuchten. Auch hatte sie eine kranke Pächterin besucht und derselben in der Haushaltung geholfen. So saß nun die Edelfrau in jener behaglichen Stimmung, womit das Bewußtsein erfüllter Pflicht lohnt, gemütlich plaudernd am Erkerfenster.

John, der Blondkopf mit den treuen blauen Augen, schmiegte sich an sie und erzählte ihr, wie gut er seine Aufgaben gemacht und wie sehr der Onkel mit ihm zufrieden sei; denn er habe heute einen ganzen Feldherrn aus dem Cornelius Nepos übersetzt. Und dann erzählte er die Geschichte des griechischen Helden Pausanias und schloß seine Erzählung also: „Siehst du, Mutter, das ist abscheulich, daß dieser Mann ein Verräter war. Und das ärgert mich immer am allermeisten, daß die böse Königin in London —"

„Aber John, wer redet so?" unterbrach ihn die Mutter.

„Ach, ich weiß wohl, daß ich das vor den Leuten nicht sagen darf; aber zu dir darf ich es doch sagen. Läßt sie denn unsere Priester nicht martern? Und unsern lieben Onkel ließe sie gewiß auch henken und vierteilen, wenn sie ihn nur in ihre Gewalt bekäme!" verteidigte sich der Knabe und vollendete dann den begonnenen Satz: „Und das ärgert mich am allermeisten, daß sie uns Katholiken Verräter nennt. Aber nicht wahr, Mutter, wir sind keine Verräter?"

„Gewiß nicht, mein Kind", bestätigte lächelnd die Dame. „Wir lieben unsere rechtmäßige Königin und unsere Heimat von Herzen."

„Das habe ich heute des Pächters Josua auch gesagt, und als er mir vorrückte, daß wir die Gesetze der Königin nicht befolgten, erklärte ich ihm, wir hätten Gott mehr zu gehorchen als den Menschen? so hätten es die makkabäischen Brüder, von denen wir in der Bibel lesen, und die heiligen Märtyrer auch gehalten. Darauf wußte er nichts zu erwidern; aber er hielt mir vor, daß mein Großvater jetzt auch zur neuen Religion halte, und das hat mich sehr traurig gemacht."

„Es ist gewiß traurig, daß er den protestantischen Gottesdienst besucht; dennoch ist er in seinem Herzen katholisch und tut den Armen um Blainsco Hall viel Gutes. Du mußt täglich beten, daß Gott ihm die Gnade der Bekehrung gewähre", sagte Lady Worthington. Dann schwieg sie schmerzlich bewegt eine Weile und schaute in die von der untergehenden Wintersonne beleuchtete Landschaft hinaus.

Zur letzten Stunde noch hatte sich das trübe Gewölk im Westen auf einige Augenblicke gelichtet und zeigte den feurigroten Sonnenball, der wie eine riesige glühende Kugel auf den fernen Hügeln von Woolton ruhte. Ströme von Gold und Purpur goß das scheidende Gestirn in die wunderlich zerfetzten Winterwolken und über die fahle, ihres Sommerschmuckes beraubte Erde. Die Wellen der nahen Mersey, auf denen, von Wind und Ebbe begünstigt, einige Segel stromabwärts steuerten, funkelten wie flüssiges Metall, und die Kirchenfenster der alten Abtei, von der heute nur mehr Ruinen der Hügelkette von Runcorn krönen, flammten im letzten Scheidestrahle.

Auch der Knabe hatte in die friedliche Abendlandschaft hinausgeschaut und rief: „O wie schön hat Gott das alles gemacht!"

„Schön, aber vergänglich!" sagte die Mutter. „Siehst du, jetzt ist die Sonne hinunter, und schon liegt die Erde farblos, und die Wasser des Flusses sind dunkel, und drüben in der alten Abtei erlöscht der Glanz in den Fenstern, und die goldenen Wolkenränder erbleichen, und bald ist alles kalt und grau. Gerade so rasch wie das Abendrot verbleicht das Glück und der Glanz dieser Erde. Darum, mein Kind, hüte dich wohl für den vergänglichen Schein dieser Erde die wahren Güter des Himmels hinzugeben."

Der Knabe blickte mit seinen klaren Augen in die Augen der Mutter und erwiderte: „Ich weiß, was du sagen willst, Mutter! Und ich will auch recht sehr für den Großvater beten, der zu den Ketzern in die Kirche geht, um das viele Geld nicht zahlen zu müssen."

„Das wollen wir tun. Geh, mein Kind, und bitte den lieben Onkel, herunterzukommen, daß wir unsere Abendandacht halten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bald kehrte der Knabe zurück und meldete, Onkel Thomas sei durch das Hinterpförtchen zu einem Kranken nach Warrington gegangen. Sie beteten nun vorläufig in der Abenddämmerung den Rosenkranz für die armen Seelen. Dann zündete die Mutter eine Wachskerze an, und der kleine John mußte ihr aus einem alten Legendenbuche vorlesen. So mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als sie durch die Ankunft eines Fremden gestört wurden.

„Wer kann es sein?" rief John und eilte an das Fenster. Ein einzelner Reiter hielt, dicht in seinen Mantel gehüllt, an dem Gittertore, das den Hofraum absperrte. Ein Diener öffnete soeben. Als dann der Mann über den bereits dunkeln Hof ritt, fiel aus einem Fenster der Halle ein Lichtstrahl auf sein Gesicht und beleuchtete die Züge des greisen Herrn von Blainsco Hall.

„Es ist der Großvater", sagte John, „und ich meinte, es sei ein Spion!"

„Er ist es", bestätigte die Dame erstaunt. „Komm, John, wir wollen ihn begrüßen."

„Nein, Mama, beten will ich für ihn; aber begrüßen mag ich ihn nicht, solange er in die protestantische Predigt geht. Die alte Martha hat auch gesagt, er würde den lieben Oheim, der doch sein Sohn ist, den Häschern verraten, wenn er es nur könnte."

„Und ich befehle dir, du sollst ihm recht freundlich die Hand reichen — jetzt komm!" Lady Worthington, welche es sehr schmerzte, daß ihre Entfernung von Blainsco Hall den alten Mann nur noch mehr verbittert hatte, nahm sich vor, denselben mit aller Freundlichkeit zu empfangen. Den Knaben an der Hand, eilte sie ihm entgegen und grüßte ihn: „Willkommen in Sankey House!"

„Willkommen?" fragte der Greis ungläubig. „Ist der „ketzerische" Schwiegervater, mit dem man nicht mehr unter einem Dache wohnen will, willkommen? Spart Eure schönen Redensarten, Mylady! Ich bin auch nicht aus purer Höflichkeit den weiten Weg durch diesen rauhen Nordost herübergeritten."

„Ich weiß, daß Ihr den Schritt, den wir so sehr bedauern, aus Liebe, freilich aus mißverstandener Liebe, zu uns tatet", entgegnete die Edelfrau milde. „Setzt Euch nun nach dem scharfen Ritte an unser gutes Kaminfeuer und laßt Euch einen Becher warmen Weines munden, den ich bestellen will."

Der Greis setzte sich ohne ein Wort der Erwiderung an den Kamin, und die Glut beleuchtete mit grellem Widerscheine sein Angesicht. Man hätte seine Züge ehrwürdig nennen müssen, wäre nicht der Stempel innerer Unruhe und eines friedelosen Herzens denselben aufgeprägt gewesen. Es folgte eine Pause, in der Mutter und Kind fragend auf den Besuch schauten.

Da erinnerte sich der kleine John des Befehles seiner Mutter. Er trat also vor, und nicht ohne inneren Kampf die Hand des Großvaters ergreifend, sagte er: „Die Mutter hat mir befohlen, dich herzlich zu begrüßen, Großpapa."

„Die Mutter hat es dir befohlen! Du würdest es also sonst nicht getan haben, John?" forschte Sir Richard, und bevor die Edelfrau ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren:

„Nein, solange du in die protestantische Predigt gehst, wollte ich wohl für dich beten; aber begrüßen wollte ich dich nicht."

Der Eindruck, den diese schlichten Worte aus dem Munde des Enkels auf Sir Richard machten, war ein erschütternder. „Das mir", stöhnte er, „der ich alles, selbst meine Herzensruhe hinopferte, um euch vor dem Bettelstabe zu retten! Dein Oheim und deine Mutter tun das Menschenmögliche, wie ich sehe, um auch dich und mit dir die Hoffnung unserer Familie zu vernichten. Es ist hohe Zeit, daß ich dazwischentrete."

Auf einen Wink der Mutter verließ der erschrockene Knabe das Zimmer; dann wartete sie innerlich betend, bis der Zorn des alten Mannes sich legen würde.

Sir Richard war aufgesprungen und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer; endlich blieb er mit einer raschen Wendung vor der Dame stehen und sagte: „Ruft mir augenblicklich meinen Sohn; ich muß ihn sprechen!"

„Meinen Mann?" fragte sie; „Ihr wißt ja, daß er zur See ist und vor sechs Monden kaum zurückerwartet wird."

„Nicht Richard will ich sprechen — ja, wenn er nur hier wäre!" entgegnete der Greis; „den andern, der uns alle ins Unglück bringt, den Priester."

„Er ist nicht in Sankey House", erwiderte die Dame ruhig.

„Er ist wohl hier. Meint Ihr denn, ich wisse es nicht? Drüben im Jagdzimmer wohnt er!"

„Man hat Euch falsch berichtet, My-

lord", sagte die Dame und ergriff einen Leuchter. „Wollt Ihr mir in das Zimmer folgen und Euch selbst überzeugen?"

„Nun, er mag augenblicklich abwesend sein; aber er wohnt hier im Hause, oder wenigstens wißt Ihr, wo er ist. Ihr müßt mir diesen Abend noch eine Zusammenende!" rief er. „Ich bin entschlossen, um jeden Preis mein Haus zu retten!"

„Doch nicht um den Preis der ewigen Seligkeit?" fragte ernst die Edelfrau.

„Spart Eure Predigten, Mylady, und hört, was geschehen muß, wenn Ihr nicht binnen Monatsfrist mit Eurem Kinde



Osterfeier in Jerusalem vor der hl. Grabeskirche

kunft mit ihm verschaffen", drängte Sir Richard.

Aber Lady Worthington wiederholte ruhig: „Das steht nicht in meiner Macht."

Wiederum steigerte sich des unglücklichen Greises Furcht zu einer fieberhaften Aufregung. „Ich will nicht, daß meine Familie am Bettelstabe oder im Armensünderturme oder gar am Galgen betteln gehen wollt!" rief Sir Richard. „Der Priester, den Ihr beherbergt, muß fort aus England, und er muß es mir heute nacht noch mit heiligem Eide schwören, daß er augenblicklich und für immer den englischen Boden verlassen werde, sonst hat er es seiner Halsstarrigkeit zuzuschreiben, wenn ich zu einem Schritte gedrängt werde, vor dem ich zurückschaudere. Wollt Ihr Eure Hand

dazu bieten, die unheildrohende Person aus unserer Mitte zu entfernen?"

„Niemals!" entgegnete die Edelfrau mit Entrüstung. „Tausendmal lieber lebendigen Leibes in dem scheußlichsten Gewölbe des Londoner Towers vermodern!"

„So muß ich allein handeln!" sagte der Greis, mit dem unheimlichen Ausdrucke jener Entschlossenheit, deren Mutter die Furcht ist, in dem unruhigen Blicke. „Gebt mir meinen Mantel und laßt mir mein Roß vorführen!"

„Was wollt Ihr tun?" fragte die geängstigte Frau, in deren Brust ein schrecklicher Verdacht aufstieg.

„Ihr werdet davon hören, und es wird Euch vielleicht nicht lieb sein; aber es ist das einzige Mittel, und ich ergreife es aus Liebe zu Eurem Kinde, das mich seines Grußes nicht würdig hält", erwiderte der Greis.

„Was habt Ihr vor, unglücklicher Mann? Ich ahne es! Tut es nicht, tut es nicht; bei Eurer unsterblichen Seele beschwöre ich Euch! Denkt doch, daß Ihr bald vor dem Richterstuhle dessen stehen müßt, der gesagt hat: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Eurer Tage werden ja nicht mehr viele sein; das verkünden die weißen Haare Eures Hauptes!" So beschwor in ihrer Herzensangst Lady Worthington den Schwiegervater; aber auch dieses Mal verhallte der Ruf der Gnade ungehört in der Brust des Greises.

„Laßt es gut sein", sagte er, „und erlaubt mir, jetzt zu scheiden; ich werde bei einem Freunde in Warrington erwartet." Damit schritt er hastig an der Frau vorbei und wenige Minuten später hallte Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes und verlor sich rasch in der Ferne.

Lady Worthington betete noch eine Weile und dachte über die drohenden Worte Sir Richards nach. Was konnten sie meinen? Den feierlichen Übertritt des Schwiegervaters zur Staatsreligion? Den Verrat des eigenen Sohnes? Sie mußte eingestehen, daß Sir Richard in seiner Aufregung selbst eines solchen verzweifelten Schrittes fähig sei. Aber noch ein anderer Gedanke machte ihr Mutterherz erzittern. Es war dazumal nichts Seltenes, daß von Gerichts wegen katholische Kinder ihren Eltern genommen und fanatischen Protestanten zur Erziehung übergeben wurden, und Lady Worthington schauderte bei dem Gedanken, es könne ihrem Schwiegervater einfallen, ihr durch Richterspruch den Knaben zu rauben.

Sie entschloß sich, gegen alle diese möglichen Fälle Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ein vertrauter Diener wurde nach Warrington gesandt, um dem Priester zu bedeuten, er solle bis auf weiteres nicht nach Sankey House zurückkehren. Dann eilte sie auf sein Zimmer, um zu sehen, ob alles in den geheimen Fächern geborgen sei. Somit war für das Dringendste gesorgt. Sie rief nun ihren Knaben und fragte ihn, ob er bereit sei, mit ihr nach dem Auslande zu reisen, um dort sein Studium in einer katholischen Anstalt zu machen.

John, dessen Herzenswunsch das schon lange war, jubelte auf und erklärte sich augenblicklich reisefertig. „Dann darf auch ich Priester werden wie der gute Onkel Thomas", rief er, „und vielleicht werde ich gar ein Bischof, wie der Urgroßoheim, dessen Bild zu Blainsco hängt."

Trotz all ihrer Angst mußte die Mutter bei diesen Worten ihres Lieblings lächeln. „Bleibe nur fromm und brav", mahnte sie, „ob dich der Herr unter die Diener des Altares beruft oder nicht. Klingle nun der Dienerschaft; es ist spät geworden und hohe Zeit, daß wir unsere gemeinschaftliche Abendandacht halten."

Bald knieten die Hausgenossen vor einem Bilde Unserer Lieben Frau vom guten Rate und beteten zusammen den Abendsegen. Zum Schlusse sang der kleine John mit klarer Stimme folgende Strophen, deren Schlußzeilen von allen wiederholt wurden.

Nun ist gekommen
Die dunkle Nacht;
Da ziehen die frommen
Englein auf Wacht:
O wachet auch ob unserm Tal,
Ihr lieben Engel allzumal!
Gleich wie die Sterne
Durch Nach und Graun
Aus Himmels Ferne
Herniederschaun:
Schaut ihr hernieder mild und gut
Und nehmet uns in treue Hut.
Ihr seid es geheißen
Von Unsrer Liebfraun,
Der mit Lobpreisen
Wir kindlich vertraun:
Ja, Stern aus David, halte Wacht,
Bis golden der Morgen wieder [lacht!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Während so die Bewohner von Sankey House sich dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel empfahlen, ritt der alte Worthington nach der nahen Stadt. Dunkel hoben sich ihre Türme und Mauern von dem nächtlichen Himmel ab, wenn auf Augenblicke die bleiche Sichel des Mondes aus dem Gewölke hervortrat. Die Worte seiner Schwiegertochter waren doch nicht ohne Eindruck gewesen, und immer wieder tönte es in seinen Ohren: „Deiner Tage werden nicht mehr viele sein — das sagen die weißen Haare deines Hauptes!“ Und der gute Engel rief ihm zu: „Zurück, Unglücklicher! Was willst du tun? Dein eigenes Blut verraten und vor Freund und Feind mit Schmach und mit Schuld beladen in die Grube steigen?“ Er schauderte und ließ die Zügel auf den Nacken des langsam hinschreitenden Pferdes sinken.

Sir Richard war kein gewissenloser Mann; er hielt auf Ehre und Gerechtigkeit; er war auch nicht geizig, die Armen um Blainsco Hall segneten ihn für manche milde Gabe. Aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Glanz und Reichtum des Hauses ungeschmälert auf seinen Enkel zu vererben, koste es, was es wolle. Das war der Zweck seines Lebens, und wenn der Mensch sich einmal so weit verirrt hat, daß er neben das von Gott Gott gesteckte Ziel und Ende ein anderes als gleichberechtigt hinstellt, so steht er auf der abschlüssigen Bahn, welche ihn unmerklich zu Taten führt, vor denen er anfänglich zurückgeschaudert wäre. So ging es auch Sir Richard; schon sahen wir ihn seinen Sohn verstoßen und sich durch den Besuch des protestantischen Gottesdienstes öffentlich von der Gemeinschaft der Kirche lossagen, und nun hetzt ihn die Furcht, seines Zieles doch noch verlustig zu gehen, zu einer Tat der Verzweiflung.

„Ich kann nicht anders“, sagte sich der Greis und faßte die Zügel krampfhaft. Schon nach wenigen Minuten trug ihn das Pferd durch den dunkeln Torweg. „Es muß sein“, wiederholte er, als er vor dem Hause Sir Edmund Traffords, des obersten Sheriffs von Lancashire, hielt.

Er nannte der Türwache seinen Namen und wurde eine steinerne Wendeltreppe zu einer gewölbten Halle hinaufgeführt, wo der Ritter mit einigen seiner Offiziere beim vollen Humpen saß.

„Ihr seid Sir Richard Worthington von Blainsco, wie man mir sagt“, redete der Sheriff den Eintretenden an, das gerötete Gesicht mit den weinfeuchten Augen dem Greise zuwendend, „und Ihr kommt wohl, um Fürbitte für Euern Sohn einzulegen, dem wir glücklich auf der Spur sind. Natürlich — denn haben wir ihn, so kriegen wir auch Eure Geldsäcke, die schwer genug sein sollen. Daß Ihr dem Pfaffen Vorschub geleistet, liegt ja auf der Hand.“

„Ihr irrt Euch, Ritter Trafford“, entgegnete Sir Richard. „Mein Sohn ging wider meinen Willen nach dem Festlande, und seit er von dort zurückkehrte, habe ich ihn enterbt. Nicht um für ihn zu bitten, den ich nicht mehr meinen Sohn nenne, bin ich hierhergekommen, sondern um denselben, den Gesetzen Ihrer Majestät gehorsam, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, wie es einem treuen Untertanen geziemt.“

„Wie“, fragte der Beamte gedehnt und sich vorbeugend, als ob er seinen Ohren nicht trauen könne, während alle Anwesenden betroffen den alten Mann anstarrten, der zitternd vor Aufregung sich mit der Rechten auf den Eichentisch stützte, indes sein scheues Auge den Blikken der Männer auswich. „Wie? Ihr wollt Euern eigenen Sohn verra — dem Gerichte übergeben?“

„Ist es denn nicht meine Pflicht, den Gesetzen zu gehorchen?“ stammelte der Unglückliche, wohl fühlend, mit welcher Verachtung die Offiziere auf ihn blickten. „Würdet Ihr anders handeln?“

„Ich?“ erwiderte der Obersheriff; „nun, ich habe glücklicherweise keinen papistischen Pfaffen zum Sohne.“ Dann führte er den Humpen zum Munde, stieß ihn aber wie angeekelt auf den Tisch zurück und sagte in frostigem Tone: „Jawohl — Ihr handelt ganz dem Gesetze Ihrer Majestät entsprechend. — So sagt uns denn kurz und bündig, wo und wie wir ihn am besten fassen können.“

Der unnatürliche Vater machte seine Mitteilungen und fügte zum Schlusse die Bitte bei, man möge seinen Enkel von dessen Mutter trennen und ihn nach Blainsco Hall bringen, damit der Knabe nicht zu einem unverbesserlichen Papisten erzogen werde. Man dankte für seine Meldung kurz und versprach, die Angelegenheit betreffs des Knaben bei dem nächsten Gerichte zu Preston zu befürworten, — dann konnte Sir Richard gehen.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Graz: Missionsalmosen erhalten, als Dank zu Ehren der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in schweren geschäftlichen Anliegen und als Bitte um fernere Hilfe durch die Fürbitte des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J.

Haslach: Missionsalmosen erhalten als Bitte um die Fürbitte des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. um Erhörung in schweren Familienanliegen und um Erlangung eines guten Arbeitspostens.

Edelsbach: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph und hl. Antonius für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Linz: Missionsalmosen als Dank zu Ehren des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in schweren Wohnungsanliegen.

A. A., Vorarlberg: Missionsalmosen erhalten als Dank zu Ehren des hlgst. Herzen Jesu und Maria, der hl. Theresia v. K. J. und dem hl. Fidelis für erlangte Gesundheit.

Brunngarten: Anbei . . . Fr. zur Taufe eines Heidenkindes und als Antoniusbrot als Dank dem lb. Gott für Besserung eines Magenleidens. Veröffentlichung war versprochen.

Obergrund: Indem mein Kind schwer erkrankte nahm ich die Zuflucht zur schmerzhaften Mutter Gottes, verbunden mit neuntägiger Andacht und machte das Versprechen wenn es wieder gesund wird ein Heidenkind taufen zu lassen und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Meine Bitte wurde erhört. Hiemit sende ich den Betrag für ein Heidenkind auf den Namen Maria-Anna zu taufen und füge ein Missionsalmosen bei zu Ehren Maria Hilf mit der Bitte um eine glückliche Entbindung.

A. A.: Dank der lb. Gottesmutter, dem göttlichen Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J. für schnelle Hilfe in Krankheit. Wer immer in Not ist gehe zu genannten Heiligen, er wird sicher Hilfe erlangen.

Nochmals Dank den genannten Heiligen in zwei Krankheiten. Nach Versprechung von Antoniusbrot wurde mir schnelle Hilfe zuteil.

Großostheim: Dank dem hlgst. Herzen Maria, dem hl. Joseph, der kl. hl. Theresia und der hl. Juliana für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Ringenbach: Dank dem hl. Antonius für Hilfe und Erhörung in mehreren Anliegen.

Sch. b. M.: Als Dank für bestandenes Examen . . . Mark für ein Heidenkind.

W. n. L.: Dem hl. Antonius und dem hl. Joseph herzlichen Dank für Hilfe zu einer gut bezahlten Stellung. Veröffentlichung und . . . Mark Antoniusbrot war versprochen.

Oedheim: Als Dank . . . Mark zu Ehren der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe bei Magenleiden.

Göding: Mit bestem Gruß sende . . Kc. zu Ehren des hl. Judas Thaddäus für erlangte Gesundheit. Veröffentlichung war versprochen.

Müllenbach: Dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J. großen Dank.

Böttigheim: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe.

Lohstadt: Dank dem hl. Antonius für den Wiederfund eines Schlüsselbundes.

Oberwittighausen: Tausend Dank der hl. Ottilia, der hl. Rita und dem hl. Antonius für Hilfe in einem Augenleiden und Hilfe in einer Krankheit.

Herscheim: Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe, der hl. Theresia v. K. J., hl. Antonius und hl. Joseph für gut verlaufene Operation. Veröffentlichung war versprochen.

Fristingen: Anbei . . . Mark zum Danke für wunderbare Hilfe bei Blutvergiftung auf die Fürbitte des hl. Joseph, sodaß eine Operation unterbleiben konnte. Opfer und Veröffentlichung war versprochen.

Dank dem hl. Judas Thaddäus, hl. Gerard und dem hl. Antonius für erhörte Bitte. Habe . . . Dollar für die Mission versprochen, welche ich hiermit übersende.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus: Frankenburg, Gleisdorf, St. Pölten, Mehrnbach, Kirchdorf, Haindorf, Linz, Wien XIX. Bez., Heimschuh, Feldkirch, Haus, Vitis, Stattersdorf, St Johann, Stiftingthal, Bürs, Herzogsdorf, Koblach, Hof Klein-Höflein, Neumarkt, Groß-Kadolz-Seefeld, Köllendorf, Grub, Kremsmünster.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Waldeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Knurow: Zum hlst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes, hl. Judas Thaddäus in einem langwierigen unheilbaren Nervenleiden.

Eine Witwe, Vergißm.- und Glöcklein-Leserin bittet um das Gebet zu Ehren der immerwährenden Hilfe Mariens u. des hl. Antonius um Glück in einem dringenden Anliegen.

Hausham: Ein herzliches Vergelts-Gott der lb. Muttergottes, der hl. Theresia v. K. J. und dem hl. Joseph für besondere Hilfe in schwerer Krankheit.

Oberwenn: Um Hilfe für ein krankes Kind.

Pilsting: Ein eifriger Vergißm.-Leser bittet um das Gebet um Hilfe in einem schweren Anliegen.

Deggingen: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in einem großen Anliegen.

Bitte um Gebet zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Antonius um Versetzung meines Sohnes; anbei .. Mk. als Baustein zum Seminar.

Freiburg: Eine eifrige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet in einem großen Anliegen.

Freiburg: Eine eifrige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hlgst. Herzen Jesu und Mariä, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. in großer Bedrängnis.

Schambach: Bitte ums Gebet zur Gottesmutter von Altötting, der kl. hl. Theresia, dem hl. Judas Thaddäus um Schutz des Sohnes in geistigen und leiblichen Nöten.

Kronach: Anbei . . . Mark für ein Heidenkind auf den Namen Margareta Theresia.

W.: . . . Mark für ein Heidenkind auf den Namen Ludwig Wolfgang um Erhörung in einem bestimmten Anliegen.

Külsheim: Bitte ums Gebet für einen nervenkranken Vater. Almosen versprochen.

Asbach: Eine Vergißm.-Leserin bittet in einem großen Anliegen um das Gebet zum hlgst. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J.

Achern: Eine eifrige Beförderin bittet um das Gebet für ihre verunglückte Schwester.

Lohstadt: Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur kl. hl. Theresia für meinen Mann und Tochter.

Ungenannt: Zu Ehren der hl. Mutter Anna um eine glückliche Entbindung. Zu Ehren der hl. Familie, des hl. Antonius, des hl. Schutzengels um eine glückliche Einheiratung eines braven Sohnes. Zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. und des hl. Valentin für eine Frau in schweren Ohnmachtsanfällen.

Memento

Heilsberg: Frl. Anna Steinky. Unermüdlich war die liebe Verstorbene für unsere Mission tätig. Namentlich für die Verbreitung unseres Kalenders hat die Verstorbene reges Interesse an den Tag gelegt. Möge der göttliche Heiland ihr alles reichlich vergelten!

Imgenbrück: Frau Wwe. Joh. Widdauer, treue Gönnerin unserer Mission.

Bastheim: Regina Hartung. Würzburg: Agatha Baumann. Riedenheim: Kunigunda Metzger. Frankendorf: H. Först. Reiselfingen: Ernst Rausch. Höflas: Karoline Eckstein. Zimmingen: M. Simon. Landshut: Joh. und Hans Reitmeier, Marg. Hilte. Schönfeld: Katharina Söhnlein. Dattenhausen: Kreszenz Steck. Martinskirchen: Fanny Hager, J. Stahlhofer. Deidesheim: Adam Blättle. Setzelbach: Juliana Wingenfeld. Kumrowitz: Herr Lang. Stierberg: Franz Freundl. Waltendorf: Fanny Achatz. Eichendorf: Barbara Lechner. Frankfurt: Sophie Friedrich. Altötting: L. Detter, Maria Eberl. Peterwitz: L. Brückner. Breslau: Auguste Buchmann. Steinfurt: Margo Hoffmann. Dortmund: W. Brune. Köln: Heinrich Thewishen. Holthausen: Heinrich Fangenann. Cornelimünster: Jos. Joh. Ponten. Velen: Frl. Lensing. Hervert: Frau Kleppe. Freisheim: Hubert Phiesel. Niederwipper: J. Stellberg. Assinghausen: Josef Steincke. Eschweiler: Kath. Emonds. Müggenhausen: Hochw. Herr Pfarrer Wietz. Riesdorf: Paul Merztin, Anton Johannes, Johann Reuter, Lehrer a. D. Rheinholterode: Franz Fiedler. Siemerode: A. Thüne., A. Elisabeth Thüne, Christoph Thüne, Wwe. Katharina Müller, Friedrich Förster, Ferdinand Förster, Maria König.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay. 96 S. auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang.

Preis Mk. 2.—

Endlich! werden die meisten aus dem Kreise der Eingeweihten gedacht haben, als gegen Weihnachten das Erscheinen der längst erwarteten Schrift in Aussicht gestellt wurde. Und nun liegt sie vor uns, sauber, wie aus dem Ei geschält, und eines der vielen Bilder schöner als das andere.

Der Inhalt entspricht vollkommen der Erwartung. Ein jeder Leser kommt zu seinem Recht: Der forschende Geist durch die trotz ihrer knappen Form gründliche Beweisführung des französischen Gelehrten, der sich seit 30 Jahren fast ausschließlich dieser Sache widmet; das gläubige Gemüt durch die Anleitung zur Verehrung des hlst. Antlitzes, die hier in Deutschland noch wenig bekannt, doch im Anschluß an die Liebe zur kleinen hl. Theresia v. Kinde Jesu im Wachsen begriffen ist. — Möge das prachtvolle Buch recht weite Verbreitung finden; der mäßige Preis ermöglicht einem jeden die Anschaffung und Verbreitung im Kreise der Verehrer der hl. Theresia.

(A. Sch.)

Die Mariannhiller Mission

64 Seiten; Reicher Bilderschmuck, Preis: RM. —.50

Missionspflicht und Missionsberuf will diese kleine aber wertvolle Broschüre in den Herzen der Missionsfreunde und aller Gläubigen hervorrufen. Für alle gilt das Wort des Herrn: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!" Ohne Missionsinteresse erfüllst du deine Christenpflicht nicht. Drum greif zum Büchlein und dein Herz wird warm werden. Ernste Ordenskandidaten erhalten das Büchlein **gratis** vom Provinzialat in Reimlingen.

Gibts auch heute noch Teufel?

Authentischer Bericht über zwei Teufelsbeschwörungen in Südafrika, Natal

96 Seiten, Preis broschiert RM. —0.50

Diese Broschüre, welche in den letzten Jahren nicht nur in ganz Deutschland sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus von sich reden gemacht hat, ist in unserer Zeit, wo die Menschen in Religionsabgewandheit sich dem rein Irdischen ergeben, wiederum ein Beweis für die Existenz einer außerirdischen Welt. Und wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß dieses Buch in jede katholische Familie gehört, um befestigend im Glauben zu wirken und wieder einmal mit grellem Licht die Wahrheit von der Existenz eines bösen Geistes zu beleuchten.

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis: reduziert RM. 2.60

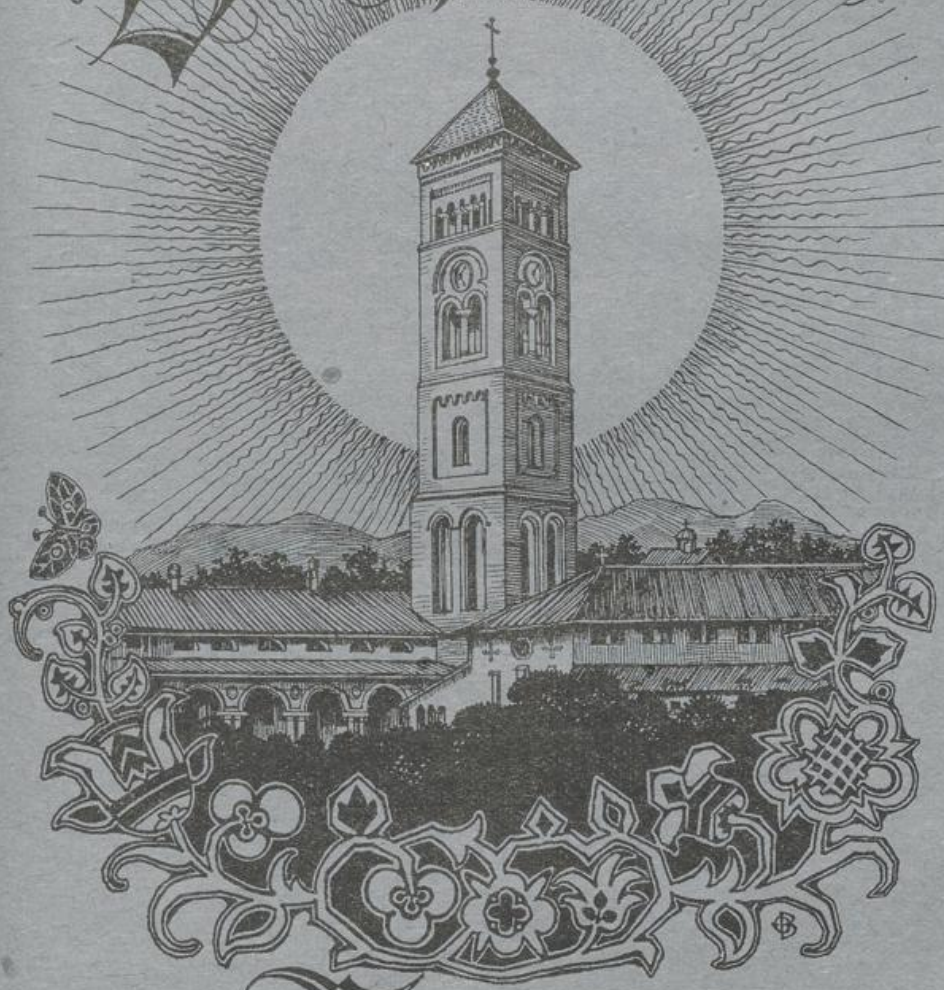
Ein echtes tiefes Mädchenbuch, viel gelesen und beachtet. Skizzen und Erzählungen sind recht tief empfunden und bieten edle, reine Seelenfreuden für die Leser.

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bay.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 5 Mai 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bezugspreise

Deutschland	ℳ 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	ℳ 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Laienbruder-Missionare

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pfluge oder der Werkstätte zum Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließ Dein Herz nicht dem sanften Ruf und Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf weiter ausbilden und verwenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der Glaubensverbreitung in unseren Missionen. Willkommen sind alle Berufsarten! Bete viel zum Heiligen Geiste und zum hl. Joseph um Erleuchtung und Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme an den

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayr.-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

St. Paul, Noviziat: Anfangs Mai wurde wieder eine stattliche Anzahl Kleriker-Novizen zu der ersten hl. Profeß zugelassen. Eine weitere Anzahl junger Absolventen unserer beiden Missionsseminare erhielten das hl. Ordenskleid. Ebenso schritten mehrere Laienbrüder zur hl. Profeß und eine ganze Anzahl empfing ebenfalls das hl. Ordenskleid. Jedes Jahr im Marienmonat wiederholt sich das erhebende Schauspiel, daß ideal gesinnte Jünglinge sich in den besonderen Dienst des Heilandes stellen, um später auf Apostelpfaden Gottes Liebe in die Herzen südafrikanischer Heiden einzupflanzen. Mögen recht viele opferfrohe Jünglinge dem Rufe des Heilandes Folge leisten.

Die neuen Klerikerprofessen begaben sich zwecks Weiterstudium der Philosophie und Theologie nach Würzburg.

Würzburg: Pius-Seminar. Das neue Priesterseminar unserer Missionsgesellschaft ist nun eröffnet und von den jungen Klerikern bezogen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es bereits flott im Betriebe sei. „Flott" ist nur der Studienbetrieb — aber sonst fehlt es noch an allen Enden. Es fehlt noch fast an allem. Die Kapellen- und Altärausstattung ist höchst mangelhaft und an Hausutensilien aller Art ist noch vieles zu vermissen, was notwendig da sein müßte. Wir bitten die lieben Freunde und Wohltäter, uns gerade jetzt nicht im Stiche zu lassen. Allen wünschenswerten Aufschluß gibt die Vertretung unserer Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3.

Lohr a. M.: „Aloysianum." Unser Studienseminar in Lohr a. M. für Knaben vom 11. Jahre an (Gymnasium) hat nach Ostern seine Pforten wieder einem zahlreichen jungen Nachschub geöffnet. Manchem frommen Knaben, der gerne dem lieben Heilande diente, konnte sein Herzenswunsch nicht erfüllt werden wegen des Mangels an den allernötigsten Mitteln. Die Mission tut ihr Möglichstes, aber ganz auf die Mithilfe der Eltern oder Wohltätern von Knaben kann sie nicht verzichten. Wir verweisen auf das große Liebeswerk vom hl. Paulus, einen Studienfonds der Mariannhiller Mission, zum Zwecke der Unterstützung bedürftiger aber würdiger Priesteramtskandidaten.

St. Joseph: Spätberufenen-Seminar. Auch heuer war nach Ostern die Zahl der Bewerber außerordentlich groß, sodaß schon wegen Mangels an Raum dem Gesuche der Meisten nicht entsprochen werden konnte. Auch für St. Joseph, für das der hl. Nährvater Joseph schon so oft in liebevollster Weise sorgte, muß die Inanspruchnahme der Freunde und Wohltäter nicht als übertrieben betrachtet werden. Was hilft es, wenn Priesterberufene vor verschlossenen Seminartüren stehen und keinen Einlaß finden, weil drinnen alle Plätze besetzt sind und kein Brot noch Raum mehr ist. Was hilft es, wenn Gott jungen Edelmenschen die Berufsgnade schenkt und nun verlangt, daß an ihnen die Werke der Barmherzigkeit getan werden — bevor sie selber sich der Armen erbarmen können. Was für Gott getan wird, ist nicht umsonst getan! Wenn man bedenkt, was auch heutzutage trotz allen Jammers wegen Geldnot noch Geld verausgabt wird, selbst von Gutgesinnten — dann muß man staunen, daß man für die Werke, welche schon immer die Sorge der Päpste und der Kirche waren, so wenig Verständnis findet.

St. Joseph: Brüderaspirantenschule und Brüderpostulat. Es mehren sich die Berufe zum Ordensbrüderstand, besonders seitdem es schon jüngeren Knaben möglich ist, als Aspiranten einzutreten. Für handwerkliche Ausbildung ist gut gesorgt im Hause des hl. Joseph. Man frage betreff. Falls beim Hochw. P. Rektor des Missionshauses St. Joseph an. Siehe auch die Anzeigen im Vergißmeinnicht und Missionsglöcklein.

Südafrika: Es wird nicht lange dauern, daß der Mariannhiller Mission ein beträchtliches Stück Mehrarbeit zugewiesen wird, sodaß der bisher schwache Kräfteeinsatz weiter stark belastet wird. Die Arbeiter im Weinberge des Herrn haben ihr gerütteltes Maß an Arbeit zu leisten, dafür wird aber sich der liebe Gott selbst dereinst erkenntlich zeigen.

Missionsstation Marialinden, Südafr. Die St. Josephs-Statue ist endlich wohlbehalten hier angekommen. Dieselbe wurde am Mittwoch den 14. Dezember 1927 auf einem Seitenaltare unserer Missionskirche aufgestellt und trägt ohne Zweifel viel zum Schmucke derselben bei.

Allen Wohltätern, welche so großherzig ihr Scherflein zur Anschaffung der Statue gegeben, sei hiermit der innigste Dank ausgesprochen, sowohl von den weißen Mitgliedern der Station, als auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von allen schwarzen Christen. Vielmal „Vergelt's Gott" von uns allen!

Wir erlauben uns, die Bitte auszudrücken, auch ferner das arme Marialinden nicht zu vergessen. Alle unsere edlen Gönner dürfen auch stets unseres Gebetes versichert sein.

Mit deutschem Gruß

P. Florian Rauch, R. M. M.

Aus Welt und Kirche

Dr. Sonnenschein: Sittlich-soziale Bilder von der Weltstadt Berlin. In Nr. 50 des Berliner „Katholischen Kirchenblattes" gibt Dr. Sonnenschein folgende Zahlen in Bildern: „Berlin 4,2 Millionenstadt. Ein Zehntel Preußens! Zwei Drittel Bayerns! Vier Fünftel Sachsens! Der Bevölkerung nach! 250 Millionen Kilogramm Fleischverbrauch! 510 Tonnen Kartoffelverbrauch! Fürs Jahr! 165 höhere Schulen! Ganz Rheinland 172! Dazu 562 Gemeindeschulen mit 236 000 Schülern! 1 204 000 Wohnungen! 87 814 Hektar Fläche! Die größte Stadt der Welt! Der Fläche nach! An Bevölkerung nach New York und London die drittgrößte!

Sieben Bilder der Stadt! Erstes: die Armut! Die auf Krücken geht! Die ohne Hilfe bricht! 3500 Blinde in Berlin! 4100 Taubstumme! Die Stadt unterstützte im August 1927 fortlaufend 123 000 Menschen. Zu ihnen gehören die Sozialrentner und die Kleinrentner. Unterstützte einmal 37 800. Gab Erwerbslosenhilfe an 26 400 Erwerbslose, ohne Anspruch auf Erwerbslosenunterstützung mit 15 500 Angehörigen! Die Erwerbslosenunterstützung des Reiches und des Landes an 70 000! Gesamtsumme ist 272 900! Die Stadt der Unterstützten! So groß ist Magdeburg a .d. Elbe! So groß Königsberg in Preußen! So groß die freie Hansastadt Bremen! Das ist bescheiden gerechnet. Summierung der „Partei." Nicht der Einzelpersonen. Auf die „Partei" kommen im Durchschnitt drei Menschen. Also dreimal Magdeburg. Dreimal Königsberg. Dreimal Bremen.

Zweites: der Winter. Für 1926/27 gab die Stadt, als Winterbeihilfe, 3 Millionen Zentner Kohlen! Die wurden an Bedürftige verteilt. Daß sie nicht frieren sollten. Das macht 10 000 Waggons! Den Waggon rechnet man auf 21 Meter Länge. Ohne Puffer! Mit Puffern 23 Meter! So mißt der Eisenbahnzug 230 Kilometer. Ich schlage Storms Kursbuch nach. Das ist die Strecke Potsdam—Hannover. Ein Güterzug! Die Waggons, Puffer an Puffer, mit Kohlen zugeschaufelt! Das bedeutete einen Winter! Den vorigen Winter! Was forderte dieser?

Drittes: das Obdach. Die Obdachlosen nennen es Belegschaft. 6. Dez. 1927: 2073 Männer, 215 Frauen, 143 Jugendliche! 2451 Menschen! 6. Dez. 1926 waren es 3095 Obdachlose! Denen das geringe Geld zur Heilsarmee, zur Stadtmission, zum Johannishaus nicht reicht. Völlig Obdachlose! Hier gibt's ein Bad am Nachmittag! Einen Teller zum Abend! Eine durchwärmte Nacht! Zum Morgen Kaffee! Dann hinaus auf die kalte Straße! 3095 Menschen! Im Sommer sind's weniger. Dann reichen die Bahnhöfe und der Tiergarten. Im Juni kam mehrfach zu mir ein früherer Offizier! Der im Tiergarten schlief! Mit ihm seine Frau! Eine Krankenschwester! Oft wochenlang!

Viertes: die Jugend. Die „Jugendwohlfahrt" betreut 21 000 Krüppelkinder, 53 000 Mündel, 16 000 Hortkinder, 9000 Fürsorgezöglinge, 16 000 Pflegekinder. Das macht 115 000 Menschen. Eine deutsche Großstadt! Buer bei Dortmund umfaßt diese Zahl. Von den 53 000 Mündelkindern sind 50 000 uneheliche. Massenchor des Elendes! Massenchor der Anklage! Wenn wieder ein Aischylos das Drama des untergehenden Europa schreibt! Noch eine Zahl! Die Stadt zählte 8000 abgeschlossene Strafverfahren gegen jugendliche Menschen. Vom Januar bis zum November. In diesem Jahr! Bis heute! 8000 jugendliche Menschen vor Gericht!

Fünftes: die Familie. 5600 Ärzte! Hebammen 1924 1048! 1925 979! In der Spanne des einen Jahres 69 weniger! Im Jahre 1925 45 000 Geburten! Lebendgeburten! 2000 Totgeburten! 45 700 Todesfälle! Also 700 Sterbende mehr als Geborene. 700 Särge mehr als Wiegen! So ist Berlin eine sterbende Stadt! Sie lebt von der Zuwanderung! 1925 zuzogen 689 000 und abwanderten 584 000! Überschuß 105 000! Dieser Überschuß deckt das Minus zu. Die Zersetzung geht weiter! Auf ein Jahr fallen 41 500 Eheschließungen und 6700 Ehescheidungen! Um Säuglinge und Kleinkinder küm-

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 5 Mai 1928 46. Jahrgang

Maria

Dein Auge ruht auf allem Weltgeschehen,
Das unsere Seelen freimacht und bedrückt.
Ob wir vom Schmerz gequält, ob froh beglückt,
Wir wagen es, vor deinem Thron zu stehen.

Du bist der Widerschein der ewigen Güte,
Die mutterstark in unsere Seelen greift,
Und wenn uns deines Hauches Flügel streift,
Steh'n unsere Gärten hell in Frühlingsblüte.

Du bist der Ruf, den frühe wir vernommen,
Der stets nach Heimat klang, heimatlich-traut,
Der tief in unsere Herzen eingebrannt;

Bis die verirrte Seele Ruhe fand,
Bis sie sich fühlte als des Höchsten Braut,
Der sie in ewiger Treue aufgenommen.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Hauptpatronin aller Missionen und Missionare des Weltalls

Durch Dekret vom 14. Dezember 1927 hat der Heilige Vater die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Hauptpatronin aller Missionen in den Heidenländern erklärt. Das betreffende, von dem Präfekten der heiligen Kongregation der Riten, Kardinal Vico, unterzeichnete Dekret hat folgenden Wortlaut:

An die Diözesen und apostolischen Vikariate der Missionen.

Welchen Umfang die Verehrung der hl. Theresia vom Kinde Jesu in der ganzen Welt angenommen hat, das erkennt man am besten aus der freudigen Aufnahme ihrer Heiligsprechung in der gesamten katholischen Welt. Bis in die fernsten heidnischen Gebiete hat die Karmeliterjungfrau ihren verheißenen Rosenregen gesandt.

Deswegen hegten eine große Anzahl von Bischöfen die Überzeugung, es würden im Weinberge des Herrn noch viel reichere Früchte geerntet werden, wenn die hl. Theresia vom Kinde Jesu, die von glühendem Eifer für die Ausbreitung des Glaubens entflammt war, und deren wunderbares Wirken in den Heidenländern männiglich bekannt ist, zur Patronin aller Missionare ernannt würde, gleichviel in welcher Mission sie tätig sind.

Demgemäß haben die Missionsbischöfe unserm Heiligen Vater Papst Pius XI. Bittschriften aus der ganzen Welt vorgelegt, damit ihren gemeinsamen Wünschen die höchste apostolische Bestimmung erteilt werde.

Auf den Bericht des unterzeichneten Kardinalpräfekten der heiligen Kongregation der Riten hat Se. Heiligkeit die von so zahlreichen Bischöfen vorgelegten Bitten huldvoll genehmigt und geruht, die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur besonderen Patronin aller, sowohl männlichen als weiblichen Missionare des gesamten Weltalls zu erklären.

Die hl. Theresia wird also neben dem hl. Franziskus Xaverius ihre Hauptpatronin sein mit allen ihr gebührenden Vorrechten.

Entgegenstehendes ist aufgehoben.

Rom, den 14. Dezember 1927.

✠ A. Card. Vico, S. C. R. Präfektus.
Angelus Mariani, S. C. R. Sekretarius.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Dies ist das Land, welches Livingstone, der sympatischste der Afrikaforscher i. J. 1853 durchzog, als er seine Missionsstation in Betschuanaland verließ und dorthin wanderte, wo vor ihm noch kein weißer Mann gewesen war. Er durchwanderte die Wüste, das „Veld" und den Urwald, besuchte abgelegene Eingeborenenstämme und kam zum großen Strom Südafrikas, zum Sambesi. Er sah als erster Weißer die grandiosen, schaurigen Wasserfälle, die er nach der Königin Viktoria: „Viktoria-Fälle" nannte. Diese sind die größten und wundervollsten der Welt, zweimal breiter und zweimal höher als die Niagara-Fälle. In ganzer Breite von einer englischen Meile (1808 m) stürzt der Sambesi in die weite Felsenkluft, vierhundert Fuß tief (119 m) und strömt dann durch eine enge, 44—100 m breite Zickzackschlucht hinaus wie ein entfesseltes Unwetter. Der Anblick wird schauerlich erhaben durch sechs große Wasserdampf-Säulen, die auf zwanzig Meilen sichtbar sind: das Mosi-oa-Tunia, „das rauschende Wasser." Livingstone zog mit dem Sambesi nach Westen; dann wieder nach Osten zur Mündung des Stromes im Indischen Ozean.

Für diesen Forscher wurde dieser herrliche Strom die Hauptstraße ins Herz des dunklen Erdteils, eine Pforte für Handel und Kultur, das Christentum. Aber das Klima ist ungünstig; denn die Moskitos und die Tsetsefliege führen ständig Krieg mit den Eindringlingen. Heute führt eine andere Hauptstraße über den Strom: die südliche Linie der Kap-Kairo-Bahn. Nahe bei den Viktoria-Fällen geht die Bahn in 450 Fuß Höhe auf einer Hängebrücke über den rauschenden Strom, durch Veld und Wälder nordwärts in den Kongofreistaat mit dem Plane, sich später mit der Nordlinie: Kairo-El Obeid im Sudan zu verbinden. Das Kap ist in der Tat mit Kairo auf dem Kontinent verbunden mit durchweg mechanischen Transportmitteln: Eisenbahn, Dampfboot, Automobil.

Auf dem ostafrikanischen Tafellande liegen die Quellen der beiden größten Ströme Afrikas, des Nil und des Kongo, von denen jeder in sich geschlossene Landschaften durchströmt. Von beiden Strömen ist der Nil der längere; er ist überhaupt nicht allein der längste Strom Afrikas sondern der ganzen Ostfeste und steht in bezug der Lauflänge unter allen Strömen der Erde nur dem Mississippi-Missouri nach. Seine Länge beträgt 5290 km. Der Nil gehört dem Altertum an; die Kenntnis desselben reicht bis in Dämmerung der ersten Geschichtsschreibung. Tausend Jahre bevor Herodot, „der Vater der Geschichte", auf seinen Fluten segelte, war er Moses schon bekannt und lange vor dessen Zeit war er der heilige Fluß der Ägypter. Bekannt und doch seltsam unbekannt durchströmte er die fruchtbaren Gefilde Unter-Ägyptens, in riesiger Schlangenwindung durchstrich er die Wüste; aber jenseits?! Sein Woher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war in ein Geheimnis gehüllt. Die jährlichen Überschwemmungen nahm man als etwas selbstverständliches hin, doch niemand kannte das Geheimnis dieser ungeheueren Wassermassen, die aus den vertrockneten und verbrannten Wüsten zu kommen schienen. Jedoch bereits zur Zeit der Apostel gab es Erzählungen von drei großen Seen und großen schneebedeckten Bergen von wo der Fluß entspringen sollte — von Ptolemäus die „Mondberge" genannt. Aber wer glaubte, daß es am Äquator schneebedeckte Berge gäbe!

Der erste, der eine gründliche Prüfung des Nilgeheimnisses sich vornahm, war der Schottländer James Bruces. Im Jahre 1769 reiste er nach Abessinien. Er nahm seinen Weg am Roten Meer entlang und kam durch ein gebirgiges Land, das von Löwen und Hyänen unsicher gemacht wurde und wo große Ameisen (Termiten) sein Gepäck vernichteten. Zugleich wütete ein Bürgerkrieg im Lande, der den ganzen Erfolg des Unternehmens in Frage stellte. Doch kam ihm seine Kenntnis der Arzneikunde hier sehr zu statten; denn es wurde ihm gestattet, wenn auch unter Bedeckung abessinischer Soldaten, das Land zu durchziehen. Während solcher Züge geschah es, daß er gelegentlich auf die „Quellen des Nils" stieß — zwei kleine Quellen, die auf einem kleinen Hügel entsprangen, der sich aus Sumpfland erhob. Aber es war nur die Quelle des „Blauen Nil" welche Bruce entdeckt hatte; der Ursprung des richtigeren Flußarmes, des „Weißen Nil" war noch immer nicht gefunden. Es vergingen 80 Jahre. Da kam die Nachricht, daß drei deutsche Missionare, die in der Nähe von Mombassa ihre Mission hatten, von Arabern Kunde erhalten hätten von großen Seen und schneebedeckten Bergen gegen Sonnenuntergang zu. Diese, Rebmann, v. d. Deken und Thornton fanden tatsächlich selbst die drei großen schneebedeckten Berge von Kilimandscharo und Kenia. Die (engl.) Königlich-Geographische Gesellschaft entschloß sich, diesen Spuren zu folgen und entsandte einen der unerschrockensten Forscher jener Zeit — Richard Burton.

Von Leutnant Speke begleitet, verschwand Burton im hohen Grase von Ost-Afrika, das wimmelte von Büffel und Giraffen, von Antilopen und Zebras und das beherrscht wurde vom Löwen. Sie entdeckten den Tanganika-See im Jahre 1858. Ein Jahr darauf entdeckte Speke den größten aller afrikanischen Seen und nannte ihn Viktoria-See, von den Eingeborenen Nyansa genannt. In den Jahren 1860—1863 durchforschten Speke und Grant das Seengebiet und besuchten das am See gelegene hochorganisierte Königreich Uganda. Sie fanden, daß der See das Hauptreservoir des Weißen Nil war, der dort Viktoria-Nil genannt wurde. Diesem Flusse entlang reisten die Forscher, sich ihren Weg nach Ägypten bahnend, unter den größten Beschwerden. Sie mußten ihren Weg weite Strecken weit bahnen durch das Nilschilf und „Sud" — einer treibenden Masse von Gewächsbestandteilen und Unkraut, das eine gefürchtete Barre bildete und in welchem die Nilpferde ihr Wesen trieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Ludger Jasper mit Marienkindern
(Auch im Süden, in Mariannhill, werden die eingeborenen Christen Marias treue Söhne)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sie durchzogen Länder, welche von nackten Menschen bewohnt waren, der Schilluks, Dinkas und anderen Nilvölkern. Auf ihrem Weg begegneten sie Samuel Baker, der sich seinen Weg flußaufwärts bahnte, um das Geheimnis des Nils zu ergründen, das Speke und Grant nun erforscht hatten. Doch Bakers Expedition war nicht umsonst. Die alte Tradition sprach von drei großen Seen: Speke hatte nur einen gefunden; Baker folgte nun einer anderen Abzweigung des Nil und diese führte im Jahre 1864 zum zweiten See, den er Albert-See nannte. 25 Jahre später wurde die Nilforschung vollendet durch Henry Morten Stanley, der fand, daß der Albert-See von einem anderen See gespeist war, der am Fuße des mächtigen und schneebedeckten Gebirgszuges, dem Ruwenzori, mit noch tätigen Vulkanen lag. Stanley nannte den neuen See „Albert-Eduard-See" nach dem Prinz von Wales, dem späteren König Eduard VII. Die alte Sage hatte sich also als wahr erwiesen; der Nil floß aus drei Seen an schneebedeckten Bergen. Des Ptolomäus „Mondberge", waren also schließlich doch gefunden worden: sie lagen am Aquator und erhoben ihre schneebedeckten Häupter bis über 5000 m hoch in die Lüfte. —

Während Speke, Grant und Baker nach dem Ursprung des Weißen Nil forschten, organisierte die Königl.-Geogr. Gesellschaft für Livingstone die Erfordernisse zum Eindringen und Lösen derselben Frage von einem weiter südlich gelegenen Punkte aus. Während sieben langer Jahre durchforschte er das Land südwestlich des Tanganika-Sees, sich durch Sümpfe und Moraste, welche von Flußpferden und Alligatoren unsicher waren, hindurcharbeitend. Er fand einen dritten Fluß, den Lualaba, der nach Norden floß. Livingstone folgte diesem, da er starken Grund zu haben meinte, in ihm den jungen Nil gefunden zu haben. Aber der Tod setzte seinem großen Werke ein Ziel (1873). Er starb an Dysenterie in Tschitambo am Südufer des Banguelosees. Er hatte aber inzwischen klar erkannt, daß der Lualaba sowie die übrigen von ihm entdeckten Flüsse nur dem Kongosystem angehören konnten. Ebenso hatte er gemeinsam mit Stanley feststellen können, daß auch der Tanganika-See nicht zum Nilsystem gehöre.

Drei Jahre später, nachdem Stanley in Uganda erfolgreiche Arbeit geleistet hatte, wie auch in den Gebieten des Nyansa und Tanganika, schlug er seinen Weg westwärts bis er auf Livingstones Luabala stieß, an dem Punkte, wo dieser sich darbietet, als „ein majestätischer Strom ungefähr 1400 m breit." Und dann hatten Stanley und sein Leutnant Pocok eine kritische Entscheiduung zu treffen — sollten sie dem Flusse in seinem nördlichen Laufe folgen und sein Geheimnis ergründen; oder südwärts gehen und in der Richtung des Sambesi Forschungen anstellen? Ihre Entscheidung konnte Leben oder Tod bedeuten für sie selbst und ihre afrikanischen Trägerkolonnen. Lange und ernst beratschlagten beide die Fährnisse des Unternehmens. Der herrliche Fluß vor ihnen wurde noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

niemals erforscht. Wenn es der Nil wäre? Leutnant Pocok schlug vor, das Los bestimmen zu lassen. Stanley stimmte zu. Sie nahmen ein Rupie (Geldstück). Die Kopfseite soll für den Lualaba und den Norden stimmen, die Kehrseite für den Süden. Pocok warf die Rupie hoch in die Höhe — Kehrseite hatte gewonnen. Er warf wieder, er warf sechsmal und immer zeigte die Kehrseite. Dann begannen sie Strohhalme zu ziehen. Der Süden gewann immer. „Es hat keinen Zweck, Frank", rief Stanley, „den Rupien und Strohhalmen zum Trotz werden wir dem Flusse folgen!" Und sie taten es. Er zwang zunächst den arabischen Sklavenhändler Tuppu-Tipp, ihm Kähne zur Befahrung des Lualaba zu stellen, was dieser bisher noch jedem Forscher abgeschlagen hatte.

Am 15. Nov. 1876 verließ Stanley mit 18 Kähnen Nyangwe. Es war in mancher Hinsicht eine Schicksalsfahrt, für Stanley wohl wie für die Eingeborenen des Kongogebietes. In alten Sagen wurde den Uferbewohnern die Ankunft eines gottähnlichen weißen Mannes geschildert, der vom Innern des Landes auf dem großen Strome dereinst kommen sollte, Glück und Segen bringend. In großen Flottillen fuhren sie dem Fremden, dann als die Verheißung in Erfüllung zu gehen schien, entgegen. Aber, durch ein unseliges Mißverständnis und Ahnungslosigkeit glaubten sich die Forscher angegriffen und brachten mit ihren Donnerbüchsen Tod und Verderben. Das soll aber nicht heißen, als ob Stanley immer und überall als Freund angesehen wurde. Während einiger Wochen Bootfahrt ging es beständig nördlich. Sieben große Stromschnellen waren überwunden worden, dann begann der Fluß nach Westen abzubiegen. Es war also nicht der Nil.

Eines Tages unter freundlich gesinnten Uferbewohnern landend, fragte Stanley in der Ki-Suahili-Sprache, wie dieser Fluß genannt würde und erhielt zur Antwort: „Ikutu ya Kongo." Der unerschrockene Forscher begriff, daß er auf dem Hauptstrome des mächtigen Kongo hinabsegelte! Mehr als sieben Monate dauerte die Stromfahrt. Stanleys kleine Flotte passierte die großartigste Wasserstraße durch uralte Wälder hindurch. Stellenweise breitete sich der Strom weit aus und zahlreiche Inseln belebten den Wasserspiegel. Die Ufer waren dicht bewohnt. Zuletzt kamen sie nach Boma, wo der mächtige Strom sich in den atlantischen Ozean ergießt. Stanley hatte den ganzen Lauf dieses großen Stromes erforscht. Heutzutage läuft eine Bahn von der Mündung bis Stanley Pool und Handelsstationen liegen den ganzen Fluß entlang. Das Christentum hat sich dort eingewurzelt, aber auch die Unkultur der modernen Zivilisation. Wie dem Heiland ein Geldschacherer folgte, ein Judas, so dem Christentum die Ausbeutung.

Niger und Sambesi, Nil und Kongo — diese vier Flüsse und die mit diesen verbundenen Seen bilden die Hauptzüge der afrikanischen Geographie. Sie bilden gewissermaßen das Nervensystem des dunklen Erdteils. — — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geheimnisvoll wie das Land ist die Seele des Afrikaners. Jede Lebensäußerung des Eingeborenen, so er noch nicht mit irgend einer der großen Kulturen zusammengetroffen ist und von ihr aufgesogen wurde, ist stets mit religiösen Ideen und Vorstellungen eng verbunden! Wahrhaft dunkles Heidentum, trostloses, teuflisches umdüstert die Seele der Söhne Chams und doch wer vermag sich darüber zu entsetzen, da Heidentum und Aberglaube auch schon wieder Einzug hielten in den hochzivilisierten Kulturzentren. Wo grasser Materialismus herrscht, da wuchert auch der grasseste Aberglaube. Folgen wir ein wenig den Gedanken H. D. Hoopers „Africa in the Making", „Afrika im Werden!" Das ganze soziale Leben des Afrikaners ist durchdrungen von „religiösen" Anschauungen. Beim Eingeborenen Afrikas gibt es keine natürliche Erklärung des Todes. Was immer dem Individuum begegnet ist zauberischen, geheimnisvollen Ursprungs; darum müssen Zauberer und Doktoren zur Hilfe herangezogen werden. Gewiß ist die abergläubische Furcht zu verwerfen, wie der Mord, der solche Glaubensbegriffe begleitet, in vielen Fällen. Doch sind es nicht dieselben Unterscheidungen wie wir sie auch in Europa praktisch herbeiführen. Gibt es hier nicht auch „religiöse Gebiete" und solche, die rein weltlicher Einstellung sind und ist man sogar nicht darauf aus, von Staatswegen diese „Gebiete" immer mehr abzusondern? Ein Afrikaner schreibt, daß er einmal eines Nachmittags in heißer Tropensonne von seiner Wohnung auf einem Hügel zum gegenüberliegenden spazierte. Als er sich aufwärts mühte, führte ihn sein Weg durch eine Bananenpflanzung und an einer Eingeborenenwohnung vorüber. Ein anhaltendes Rasseln, wie wenn Kieselsteine in einer Blechdose geschüttelt würden, hörte plötzlich bei seinem Nahen auf und ein Kopf tauchte hinter der Hecke auf, welche die Hütte umgab und eine Stimme rief: „Es ist nur der weiße Mann von der Mission!" Der Weiße trat nun in die Umfriedung ein, um mit dem Hausherrn ein wenig zu plaudern. Dieser grüßte mit größter Freundlichkeit. Er war ganz inanspruch genommen von seiner Beschäftigung als Wahrsager. Zwei Freunde waren aus weiter Ferne gekommen um zu erfragen, welcher Tag für ihr Unternehmen günstig sei. Der alte Mann brachte einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Kieselsteinen gefüllt war, herbei. Er schüttelte die Kürbisflasche kräftig, neigte sie plötzlich schnell auf die Seite und beobachtete dann die Zahl der Steine, die herausgefallen waren und ihre Lage und fällte danach sein Urteil, seine Prophezeihung. (Fortsetzung folgt.)

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe weiterhin, daß wir möglichst viele Menschen der Herrschaft unseres liebenden Erlösers zuführen."
(Papst Pius XI.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mavela, die sechseinhalb Reitstunden entfernte Außenstation von der Station Mariannhill. Es ist die entfernteste Station, welche von Mariannhill aus direkt pastoriert wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Abbau"

Das Wort „Abbau" ist allen Zeitgenossen wohlbekannt, es hat einen unangenehmen Beigeschmack. Ob er in dem Maße notwendig ist, wie vorgegeben wird; ob niedere Beamte ihr ohnehin karges Leben noch verschlechtern müssen, indessen Generaldirektoren märchenhafte Summen einstecken — wir verstehen nicht alles, was das Wohl des Staates zu erfordern scheint. Eines aber ist erschreckend, furchterregend — der Abbau der guten Sitten, der Abbau in der öffentlichen Moral, der langsame brutale Abbau des Christentums in einstigen Zentrum echt christlichen Lebens und Wirkens.

Es ist zwar ein fruchtloses Werk im Großen und Ganzen: Christus und seine Kirche läßt sich nicht abbauen; aber es wird nun einmal daran gearbeitet und mancher Stein wird gelockert. Und was das wunderlichste dabei ist, wir Christen helfen wacker dabei mit. Sollte man es für möglich halten, daß es christliche Familien gibt, die bereits den Gedanken, daß eines ihrer Kinder sich Gott darbringt, abgebaut haben? Daß man es für eine unangenehme Erscheinung hält, wenn ein Kind schon solche „fromme Grillen" hegt und wenn diese gar noch von einem allzueifrigen Priester genährt werden! Sollte man es glauben, daß man den Gedanken daran schon völlig abgebaut hat, auch nur ein wenig beizutragen, um einem Kinde aus der Verwandtschaft, oder Bekanntschaft, oder für ein solches, für das ein Priester sich verwendet: wenn es Priester und Missionar werden will, auch nur ein wenig Unterstützung zu gewähren, um diesen seinen Herzenswunsch zu erfüllen, da dessen Erfüllung doch ein Segen für alle, für Zeit und Ewigkeit bedeutet. Ist der Gedanke schon völlig abgebaut; selbst ein solches Kind aufzunehmen in Gottes Namen, ihm den Weg ins Heiligtum zu ebnen in dem felsenfesten Glauben auf des Heilands Wort sich stützend: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!"

Gibt es denn nichts Vernünftigeres als sich Schätze sammeln, welche von Rost und Motten nicht verzehrt werden. Und ist ein Priester kein Schatz, der in Ewigkeit seinem Besitzer Freude und Glück bringt? Vater! Mutter! Wohltäter! Einen Priestersohn, einen Priester-Adoptivsohn haben und besitzen wird über das Grab hinaus, und gerade über das Grab hinaus euch starken Trost und freudige Hoffnung sein. Und was ist dann ein Priester, ein Missionar! Eine berufenere Feder als die meine soll es euch allen sagen, die im Priester nur einen Berufsgenossen irgend einer sozialen Klasse sehen, mehr oder weniger nützend.

Der edle Menschen- und besondere Jugendfreund Adolf v. Doß ruft es allen zu: „Was ist ein Priester?" Seelenretter! Seelen retten — erhabenstes der Werke, gottgefälligstes, glorreichstes, gotteigenstes Werk! „Meine Brüder suche ich", spricht der Priester, und es treibt ihn hinaus — in die Nähe, in die Ferne. Er späht, er sucht nach den verirrten Schäflein, die er dem Hirten und Hüter unserer Seelen wieder zuführt.

„Ich suche meine Brüder", und er geht den Sündern nach, warnt, fleht, droht, ringt, siegt.

„Ich suche meine Brüder", und er bekämpft den Irrtum, zerstreut die Unwissenheit, erweicht die Hartnäckigkeit, überwindet die Bosheit.

„Ich suche meine Brüder", und er eilt in ferne Lande, weit über Meere hin, und schlägt seine Wohnung auf bei jenen, die da sitzen in der Finsternis und in dem Todesschatten. Und die frohe Botschaft bricht sich Bahn. Tag wird's und immer heller, und ganze Völker wandeln lichte Pfade und erkennen Gott und den er gesandt hat, Jesus Christus.

„Ich suche meine Brüder", und Hand und Herz erheben sich gen Himmel, und Feuer, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz — wer ahnt mag ich missen."

O Priesterherz, weit wie das All, hoch wie der Himmel, rastlos wie das Feuer, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz — wer ahnt dein Sehnen, dein Hoffen, deine Schmerzen, deine Wonnen, deine Kampfesnöten, deine Triumphesfreuden!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lieber Christ, wer immer du seist, der diese Zeilen liest, und es ist dir auch „unter Opfern" möglich, dann nimm dich solcher Edelmenschen an, jenen jungen Menschenkindern, denen der göttliche Funke des Priesterideals in ihren reinen Herzen entzündet wurde, jenes Feuers der göttlichen Liebe. Wagst du nicht selber zu entscheiden, wir kennen solche edle Knaben und Jünglinge; erweise du ihnen dann deine väterliche, sorgende, materielle Unterstützung — ihre Erziehung liegt in sicheren Händen. Und wenn dir Gott die Gnade verleiht am Primiztage deines Sohnes, deines Schützlings, deines Adoptivsohnes, aus seinem Munde die Worte zu vernehmen: „Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat juventutem meam!" „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!" dann wird auch dein alterndes Herz wieder jung vor Freude. Denn er reicht dir dann das Brot des Lebens, das Unterpfand der ewigen Glückseligkeit. —d—

Anmerkung: Die hochw. Direktorate unserer Missionsseminare, sowie die Vertretungen und Redaktion geben jede gewünschte Auskunft betreff. die Aufnahme in unsere Kongregation.

Das heilige Leichentuch und heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von Prälat Molz, Speyer

„Wenn mein Volk betet und mein Antlitz sucht, so will ich es vom Himmel her erhören, ihm vergeben und sein Land heilen." (II. Paralip. 7,13.)

Im St. Josephs-Verlag zu Reimlingen erschien soeben ein Büchlein, das von einem französischen Salesianerpater geschrieben, von D. W. Mut in fließendes Deutsch übersetzt, bedeutend erweitert und mit 27 Bildern illustriert wurde. Der Verfasser hat sein Werk dem Heiligen Vater Pius XI. unterbreitet und erhielt dafür folgendes Schreiben: „Aus dem Vatikan, 15. Januar 1923. Herzlich beglückwünscht Sie Seine Heiligkeit wegen Ihrer fortgesetzten Bemühungen, die beiden Andenken an unsere Erlösung (das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz) bekannt zu machen und zu verherrlichen."

In Turin (Italien) befindet sich in einer dem König von Italien gehörenden Kapelle ein großes Stück Leinwand von 436 cm Länge und 110 cm Breite, von dem das Büchlein behauptet, es sei das Leichentuch, in das am ersten Karfreitag Joseph von Arimathäa und Nikodemus den blutigen Leichnam unseres Herrn Jesus Christus eingehüllt haben. (Joh. 20,40). Dieses Stück Leinwand war zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch Kreuzfahrer des 4. Kreuzzuges aus dem Morgenlande nach Frankreich gebracht worden und gelangte schließlich am 22. Mai 1452 in den Besitz des Hauses Savoyen, wo es heute noch ist. Nur äußerst selten wird es zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Zum letzten Male geschah dieses im Jahre 1898.* Bei dieser Gelegenheit wurde diese be-

*) Voraussichtlich wird das hl. Leichentuch in nächster Zeit neuerdings ausgestellt werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rühmte Reliquie zum ersten Male offiziell nach allen Regeln der Kunst photographiert.

Das Merkwürdige an dieser Leinwand ist, daß an der Vorder- und Rückseite der doppelte Abdruck (negativ und positiv) eines menschlichen Körpers von annähernd 180 cm zu sehen ist. Man schaut in erschütternder Wirklichkeit die bekannten Wundmale unseres Heilandes, Spuren der Geißelung, der Dornenkrönung, die durchbohrte Brust, die Male an Händen und Füßen.

Der Verfasser liefert an der Hand der Photographien und das Abdruckes den Beweis, daß nicht Menschenhände dieses Bild gefertigt haben und nicht fertigen konnten, sondern daß der Leichnam wirklich selber diesen Abdruck verursacht hat und daß dieser Leichnam wirklich der Leib Jesu Christi war. Der hochheilige Leib wurde bald nach der Abnahme vom Kreuz auf die eine Hälfte dieser Leinwand gelegt, während die andere Hälfte vom Haupte aus über den ganzen heiligen Leib gezogen wurde.

Um den Beweis für das echte Leichentuch des Herrn zu führen, läßt der gelehrte Verfasser alle geschichtlichen Nachweise bei Seite. Er untersucht einzig den Abdruck in wissenschaftlicher und ästhetischer Weise und an der Hand der Heiligen Schrift, also exegetisch.

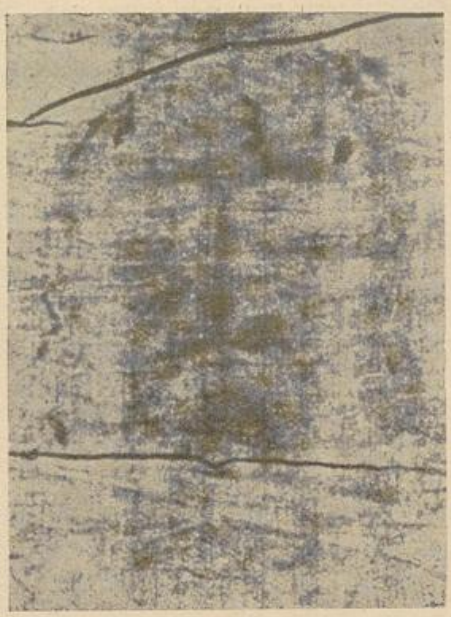
Über diese Beweise hinaus ragt indes noch ein anderer, der unbestritten und unbestreitbar den Satz stützt, daß nicht Menschenhand den Abdruck gefertigt hat, sondern daß ein natürlicher und wunderbarer Abdruck hier vorliegt.

Gewiß ist, daß das vorliegende Leichentuch schon jahrhundertlang bekannt ist. Hätte eine menschliche Hand den Abdruck fertigen wollen, so hätte der Künstler schon mehrere Jahrhunderte vor Erfindung der Photographie die Kunst besitzen müssen, ein vollständiges Negativ herzustellen. Davon finden sich in der Geschichte der Malerei keine Spur.

Doch man muß diese wissenschaftlichen Beweise an der Hand des Büchleins und der vielen Bilder selber studieren. Diese wissenschaftlichen Beweise und Schlußfolgerungen machten auf den Professor Delage, einen Freidenker, einen solchen Eindruck, daß er in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris folgendes sagte: „Christus selber hat sich auf dem Leichentuch abgedruckt. Und wenn es nicht Christus ist, wer soll es dann sein? Irgend ein gemeiner Verbrecher, den man wie Christus gemartert hat? Wie erklärt man aber den Ausdruck der Hoheit dieser Züge?“ Hier also haben sich Naturwissenschaft, Physiologie, Physik und Chemie zusammengefunden, um im Verein mit der hl. Wissenschaft die Echtheit der hl. Reliquie zu Turin zu verkünden und zu Gunsten des Erlösers Zeugnis zu geben, gegen den man sie sonst ins Feld schickt.

Die Bedeutung dieser Entdeckung ist die, daß wir hier ein Bild des Heilandes besitzen, wenn auch des toten Heilandes, daß wir hier das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Teilphotographie des hl. Leichentuches in Turin



Das Bild unseres Herrn Jesu Christi wie es — nach dem hl. Leichentuche in Turin — in Wirklichkeit gewesen sein mag

einzige Bild des Heilandes besitzen und uns an seinem heiligen Antlitze, namentlich den ergreifenden Zügen seines mit Blut und Wunden bedeckten hochheiligen Antlitzes eine Vorstellung machen können von dem, was er gelitten hat. Wohl sind die Umrisse des Abdruckes etwas verschwommen, aber auf den, der sich Mühe gibt, fromm das wunderbare heilige Antlitz des Leichentuches zu betrachten, muß das Schauen einen erschütternden Eindruck machen. Aus den geheimnisvollen Zügen tritt ein tiefes Gefühl der Wehmut hervor, einer Trauer, die sich mit unbeschreiblicher, sanfter Ergebung paart, und sich in den Ausdruck lieblicher Klarheit, Hoheit und Majestät auflöst. Der Mund mit seiner hervortretenden Unterlippe scheint noch ein Gebet zu stammeln und unter den geschlossenen Augenliedern errät man ein reges inneres Leben, kaum verschleiert durch die feierliche Ruhe des Todesschlummers.

Seit der letzten Ausstellung des heiligen Leichentuches sind die Bilder des heiligsten Antlitzes außerordentlich verbreitet, insbesondere auch durch den Einfluß der hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hlgst. Antlitz. — Über die besondere Verehrung der hl. Theresia zum hl. Antlitz Jesu Christi wurde bereits in Nr. 3 des „Vergißmeinnicht" Seite 80 ausführlich geschrieben.

Es sei hiermit noch einmal darauf hingewiesen, daß die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hlgst. Antlitz gewiß eine sehr große und innige Verehrung zum Kinde Jesu hegte, daß aber ihre Verehrung zum hlgst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Antlitz Jesu Christi, zum Leiden unseres Herrn und Heilandes eine viel tiefere und weit innigere gewesen ist. Sie selbst hat zu ihrem Namen den Zusatz „vom hlgst. Antlitz" von ihrer Priorin sich erbeten. Sie war eifrig bemüht, die Verehrung zum hlgst. Antlitz Jesu Christi zu fördern. Ihre Schwester Celine veranlaßte sie, ein Bild des hlgst. Antlitzes zu malen und sie selbst hatte das Bild des hlgst. Antlitzes stets in ihrem Brevier und in ihrem Chorstuhl. Während des innerlichen Gebetes hatte sie es vor sich, während ihrer Krankheit hing es an den Vorhängen ihres Bettes und sein Anblick half ihr das lange Martyrium ertragen. Ihr Mütterlein, also ihre leibliche Schwester und Priorin, Mutter Agnes von Jesus, erklärte ausdrücklich: „Das heiligste Antlitz war der Spiegel, in dem Schwester Theresia Herz und Seele ihres Geliebten schaute. Es war das Erbauungsbuch, aus dem sie die Wissenschaft der Liebe zog. In der Betrachtung des hlgst. Antlitzes studierte sie die Demut."

Die hl. Theresia verfaßte auch eine Anzahl Gebete, von denen eines mit Abläßen versehen wurde und ebenso einen Lobgesang auf das hlgst. Antlitz. All dieses findet man im oben erwähnten Buche passend zusammengetragen.

Von den Päpsten fand die Andacht zum hl. Leichentuche und zum hlgst. Antlitz schon früh ausdrückliche Bewilligung. Auch die Päpste der letzten Zeit haben ihre Verehrung gegen diese ehrwürdige Reliquie an den Tag gelegt und Gebete, Bilder, Kapellen, Wallfahrten und Bruderschaften zu ihrer Ehre mit Abläßen beschenkt. Papst Pius X. küßte voll Innigkeit ein Bild vom hlgst. Antlitz, das ihm gebracht wurde. Er sprach die Überzeugung aus, daß es die herrlichsten Früchte in den das Leiden unseres Herrn betrachtenden Seelen reifen lasse. Leo XIII. erkannte in der Verehrung des hlgst. Antlitzes ein der heutigen Zeit angepaßtes Mittel, die religiöse Gesinnung, die Verinnerlichung der Menschen zu fördern.

Fürwahr, es ist eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß unsere Zeit, die Zeit des tief erschütterten Glaubens und der maßlosen Genußsucht soviel hören muß vom Leiden Jesu. Auf der einen Seite die düsteren Zeitverhältnisse und auf der anderen Seite die Wiederbelebung des Glaubens, durch außerordentliche Vorkommnisse! „Das wahre Abbild des Hauptes voll Blut und Wunden", möchte es nicht behilflich sein, der Menschheit Verständnis für die unendliche Liebe Gottes zu vermitteln? „Selig das Volk, das da wandelt in der Klarheit Deines Antlitzes, o Herr." (Psalm 88,16).

Verbreitet das Vergißmeinnicht!

Nagana!

Nagana ist heute in Süd-Afrika, besonders im Zululand, ein bekanntes Wort, es ist die Bezeichnung für die Krankheit, welche durch die Tsetsefliege beim Vieh erzeugt wird. Zu Hunderten stirbt das Rindvieh, wo durch Wild oder Transport diese Fliege hin verschleppt wird. Es ist etwas Eigenes um diese Fliege. Am Viktoria-Nyansa-See im früheren Ost-Afrika hatten die Deutschen zwecks Ausrottung dieser Fliege und damit der Schlafkrankheit alles Land abgeholzt, um der Fliege die Brutstätten zu nehmen. Man hat herausgefunden, daß sie nicht weiter als einen halben Kilometer fliegt, aber man wußte nicht warum. Erst in letzter Zeit hat man entdeckt, daß die Tsetsefliege schlecht sieht und sich einfach auf alles setzt, war ihr in den Weg kommt.

So hat man erfahren, daß sie längs der Transportstraßen sich weiter ausbreitet und sogar sich auf Autos setzt und sich 200 km weit fahren läßt. Auf diese Weise hat sich ihr Gebiet in Süd-Afrika von 13 000 qkm auf 30 000 qkm ausgedehnt. Daß man auf Mittel und Wege sinnt, die Fliege auszurotten, ist selbstverständlich, denn Farmwirtschaft oder Halten von Vieh muß dort, wo diese Fliege eingeschleppt wurde, zurückgehen und schließlich aufhören, kein Farmer kann dort existieren. Wie immer in solchen Fällen gibt es verschiedene Meinungen, die alle darin übereinstimmen, daß das einzige Mittel sei, alles Wild in solchen Gegenden mit Stumpf und Stiel auszurotten, welches irgendwie als Träger der Krankheit in Betracht kommen kann. Die Regierung hat insofern nachgegeben, als sie in solchen Gegenden die Jagd freigegeben hat. Die Folge ist nun, daß das Wild massenweise weggeschossen wird, nur in einem Gebiet, das als Nationalpark erklärt wurde, ist das Wild geschont.

Wenn die vielen Antilopen und Bockarten weggeschossen sind, finden die Raubtiere wie Löwen, Leoparden, Hyänen keine Nahrung mehr und sterben auch weg, oder verziehen sich in andere Gebiete oder fallen das Vieh der Farmer an, wie es jetzt schon viel geschieht. Die Haustiere sind nicht so scheu wie das Wild und daher viel leichter von Löwen anzufallen. Als Beweis, wie zahlreich die Löwen in Afrika noch sind mag gelten, daß die Regierung der Kenya-Kolonie einen bekannten Löwenjäger beauftragte, Löwen zu schießen, der dann in 2—3 Monaten 80 Löwen schoß und 10 Leoparden. Immerhin halten sie sich meistens in wenig bewohnten Gegenden auf. Wenn es auch in einer Hinsicht zu bedauern ist, daß so das Wild nach und nach vom Erdboden verschwindet, muß man doch einsehen, daß, wenn die großen, fast menschenleeren Flächen in Zentral-Afrika bewohnt und zivilisiert werden sollen, das Wild erst verschwinden muß, zuerst die Raubtiere, d. h. solange man kein Schutzmittel gegen die Tsetsefliege gefunden hat oder richtiger gegen die Naganakrankheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Patronin aller Missionare und Missionen

Von D. W. Mut

„Lieber Gott, schenke mir doch recht viele Kinder; sie sollen alle dir geweiht werden!" So lautete, wie wohl alle Theresienkinder sich gern erinnern, das Gebet, das Frau Zelia Martin, die Mutter der hl. Theresia vom Kinde Jesu, recht oft und immer wieder zum Himmel emporsandte. Der liebe Gott erhörte ihr Flehen.

Neun duftende weiße Blumen, auserwählte Kinderseelen, schenkte er ihr. Vier davon nahm er schon im zartesten Alter wieder zu sich in den Himmel, während vier der anderen im Karmel und eine im Orden der Heimsuchung ihre Blütenkelche erschlossen. Die fromme Mutter und der gleich fromme Vater hatten die Kinder schon von der Wiege an der Königin der Jungfrauen, der Lilie des Tales geweiht.

Nachdem der liebe Gott dem frommen Ehepaar vier Mal ein Töchterlein geschenkt hatte beteten sie innig um einen Sohn, um einen Missionar. Innig wandten sie sich an den hl. Joseph, um durch ihn Erhörung ihrer Bitte zu erlangen. Bald darauf fand sich ein reizendes, liebliches, aber sehr zartes Knäblein ein, das dem Schutze des hl. Joseph anvertraut wurde. Die Freude war von kurzer Dauer, denn schon nach fünf Monaten flog das kleine Engelein in den Himmel zurück. Neuerdings wurde innig um einen Sohn, einen Missionar, gebetet. Wiederum erschien mit hoffnungsvoller Freude begrüßt ein zweiter Joseph. Zum größten Leidwesen der Eltern wurde ihnen auch dieser so heißersehnte Knabe schon nach 9 Monaten wieder entrissen. Auch er kehrte zu seinem Brüderlein, zur Anschauung Gottes zurück.

Jetzt hörten die Eltern auf, um einen Sohn zu bitten. Nach einiger Zeit konnten sie kurz nach Weihnachten, ein kleines, allerliebstes Mädchen begrüßen. Die jüngste Tochter der Familie Martin, nämlich die kleine Theresia. Mit aufrichtiger Freude und hellem Jubel wurde die Kleine von den Eltern und Geschwistern empfangen. — Hätte sich damals wenigstens für einen Augenblick der Schleier der Zukunft gelüftet, dann hätte das tiefgläubige Ehepaar Martin erkannt, daß Gott seine Wünsche durch dieses Kind erfülle, daß dieses Kind tatsächlich ein Missionar werde. Wir alle aber wollen daraus ersehen, wie der Herr kein Gebet unerhört und unbelohnt läßt. Es schien, als sei er den Bitten der Familie Martin gegenüber vollständig taub. Da sie aber treu und beharrlich weiter beteten mit Ergebung in seinen hl. Willen, mit dem Glauben und der Treue der ersten Christen ihm dienten, erhörte er ihr Gebet in seiner Weise und zu seiner Zeit.

„Theresia vom Kinde Jesu ist in der Tat ein eifriger Missionar geworden", wie es in „Geschichte einer Seele" heißt. „Ihre Worte sind unwiderstehlich, voll Kraft und Salbung. Ihr Leben und Beispiel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

üben einen Reiz und eine Anziehungskraft aus, daß man nicht wiederstehen kann."

Die kleine hl. Theresia wuchs unter dem Schutze ihrer Eltern und ihrer Geschwister heran. Eifrigst beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, ins Kloster zu gehen, und zwar in den strengen Orden der unbeschuhten Karmeliterinnen. Des öfteren kam ihr der Gedanke, Missionsschwester



Dürer's Madonna mit den Engeln

zu werden. In sich aber fühlte sie den Beruf, nicht in den fernen Missionsländern, sondern daheim für die Missionare und Missionen zu wirken, zu beten und zu opfern. Als sie eines Tages mit dem Lesen einer Missionszeitschrift beschäftigt war, legte sie diese plötzlich zur Seite, indem sie zu ihrer Schwester sagte: „Ich darf nicht weiterlesen, denn sonst bin ich fähig, Missionsschwester zu werden, dafür bin ich nicht berufen. Ich muß im Karmel beten und opfern." Die Berichte aus den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionen, erklärte die kleine Heilige, seien so begeistert und so hinreißend, daß man sich unwillkürlich angetrieben fühle, auch in die Mission zu gehen, um die Heiden zu bekehren.

Im Karmel, in den sie mit 15 Jahren eintrat, wurde dann die kleine hl. Theresia durch ihr Gebets-, Liebes-, Leidens- und Opferleben Missionar nicht nur — wie sie das in ihren Wünschen ausdrückt — für eine Mission, sondern für alle Missionsgebiete der Heidenländer und nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern bis zum Ende der Zeiten. Der Rosenregen, der nach ihrem Tode überreichlich auf ihre Fürbitte vom Himmel herniederströmt, gilt, wie wir das feststellen können, in nicht geringer Weise den Priestern, den Missionaren und den Gläubigen in den Missionsländern aller Gebiete. Es herrscht daher heute in allen Missionen der ganzen Welt heller Jubel, weil die jüngste Tochter der Familie Martin, die kleine hl. Theresia vom Kinde Jesu, zur Patronin aller Missionare und Missionsgebiete vom Hl. Vater ernannt worden ist.

Das Dekret vom 14. Dezember 1927, durch das Se. Heiligkeit Papst Pius XI. die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur besonderen Patronin der Missionare beiderlei Geschlechts auf der ganzen Erde ernennt, bildet gleichsam den Abschluß, die Krone der vorhergegangenen Ehren, die seit ihrer Seligsprechung dem demütigen Kinde von Lisieux zugeflossen sind.

Zugleich mit der Seligsprechung wurde sie zur Patronin der Karmelitermissionen erklärt. Unmittelbar daran schloß sich ihre Einsetzung zur Präsidentin des in Rom geplanten Russenseminars. Fast zur selben Zeit wurde sie zur Patronin des Werkes von der hl. Kindheit ernannt, und gleich nach der Heiligsprechung am 29. Juli 1925 ernannte sie der Hl. Vater zur offiziellen Patronin des Werkes vom hl. Petrus zur Heranbildung des Eingeborenen-Klerus.

So war in unglaublich kurzer Zeit ein weiter Weg zurückgelegt. Aus Kanada kam die Anregung zur letzten Stufe. Dort war die kleine Heilige längst bekannt. Als die Missionen bei den Eskimos lange Zeit unfruchtbar blieben, warf ein Missionar ein wenig Erde vom Grabe Theresias auf eine Gruppe seiner Zuhörer, die, wie schon fünf lange Jahre, seiner Predigt lauschten, ohne im geringsten an Bekehrung zu denken. Die Wirkung war auffallend. Unverzüglich begehrten eine Anzahl die hl. Taufe, ihnen folgten weitere, und die Mission blühte auf. Deswegen kam Msgr. Charlebois, der apostolische Präfekt jener Gebiete, auf den Gedanken, die hl. Theresia als Patronin der nordischen Missionen in Amerika zu begehren. Doch kaum trat er mit dem Plan hervor, als der Kreis sich erweiterte und schließlich alle Missionsbischöfe auf der ganzen Welt mit Eifer den Antrag unterstützten. Sie alle wünschten, daß die kleine Heilige, auf deren Fürbitte in jedem Missionsgebiete auffallende und viele Wunder geschahen, aufs Engste mit den von ihr bevorzugten Lieblingen, den Missionaren, verbunden werde. Der Hl. Vater genehmigte mit Freuden diesen Antrag und ernannte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin aller Missionare und Missionen.

Die neue Ehre unserer lieben Heiligen enthält für uns alle eine wichtige Lehre. Neben dem hl. Franz Xaver, der sein Leben in den Missionen verzehrt hat, ist die kleine Heilige aus dem Karmeliterorden zur Patronin der Missionare eingesetzt. Eine deutliche Kundgebung, daß ein Gebet der Sehnsucht, von Opfern unterstützt, auf die Entwicklung und den Erfolg der Missionen unter den Heiden von dem nämlichen Einfluß sein kann, wie das Schaffen und Wirken der Priester und ihrer Gehilfen und Gehilfinnen unter tausend Strapazen und Entbehrungen in der Wildnis unter den Barbaren.

Hat nicht auch gerade der hl. Franz Xaver bezeugt, St. Theresia von Avila, die Mutter unserer kleinen Heiligen, habe durch ihre Gebete und Opfer mehr Seelen bekehrt, als er, der große Apostel von Indien und Japan.

Das ist unser aller Anteil an dieser neuen Erhöhung unserer Lieblingsheiligen: ihr nachzuahmen in feuriger Sehnsucht nach Teilnahme an den Missionen, betätigt durch fleißiges Gebet, Anhören der hl. Messe, durch öftere sakramentale und noch öftere geistliche hl. Kommunion in dieser Meinung, und ganz besonders durch Treue in den kleinen täglichen Opfern, die der liebe Gott in unseren Standespflichten auf unsern Weg streut. Reichen wir der kleinen Heiligen diese unsere unscheinbaren Blümlein hin; in ihrer Hand werden sie zu Himmelsrosen, zu kostbaren Gaben für die Missionare und ihre Pfleglinge und für uns selber zum Unterpfand einer glückseligen Ewigkeit.

Anmerkung: In einigen Monaten erscheint in unserem St. Josephs-Verlag in Reimlingen, Bayern ein Büchlein mit dem Titel „Die hl. Theresia vom Kinde Jesu, Patronin aller Missionare und Missionen" aus der Feder des D. W. Mut. Es wird außer dem Leben der kleinen Heiligen entsprechende Betrachtungen und Gebete bringen, wird ein Handbuch werden für alle, die in der Heimat, im Berufe verbleibend, dennoch als Missionare oder Missionärinnen in allen Missionsgebieten wirken möchten. Schon heute werden Bestellungen entgegengenommen. Die Schriftleitung.

Missionspost

III.

Der folgende Brief eines Missionars zeigt, wie auch die Schwarzen sich materiell und geistig emporarbeiten können. Es sind allerdings noch wenige, die es so weit bringen. Der Großteil des Volkes ist zu arm. Es fehlt auch am nötigen Verständnis, das erst durch den Missionar geweckt werden muß.

„. . . . Mein von Emaus am weitesten entfernter Außenposten ist die Farm des Eingeborenen Mr. Keswa. Er hat eine schöne Farm von 1100 Morgen. Dieser Mann war Protestant und hat konvertiert. Sein einziger Sohn ist katholisch und im Lehrerseminar von Mariannhill. Früher war Mr. Keswa Gerichts-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schreiber in Umzimkulu. Jetzt bestellt er seine Farm, auf der noch etwa 50 kleinere Pächter wohnen. Sein eigenes Heim liegt auf einem freistehenden Hügel, der nur von einer Seite einen einigermaßen ebenen Zugang hat und etwas tiefer liegt als die umliegenden Hügel. So sieht sein Haus aus wie eine mittelalterliche Burg. Wenn ich zu ihm komme, bin ich wie daheim. Es ist alles sauber und ordentlich. Auch die noch protestantische Frau ist recht liebenswürdig.

Dieser Mr. Keswa hat uns auf seiner engeren Umuzi einen Kraal für den Gottesdienst eingeräumt. Ich komme immer Abends mit dem Wagen dort hin, da ich die Meßgeräte von Umzimkulu mitbringen muß. Bei der Ankunft führt er mich in einen großen Kraal, das Empfangszimmer für Weiße und bessere Schwarze. Hier findet der erstaunte Europäer zwei Glasschränke mit einer Menge Porzellangeschirr, einen großen Tisch, ein Sofa und gepolsterte Stühle. Der Boden ist mit Fellen ausgelegt. An den Wänden hängen Bilder und Photographien. Dieser Raum ist zugleich Speisezimmer. Gekocht und serviert wird englisch. Der Hausherr ißt mit seinen Gästen. Das Wohnzimmer ist mit einem Tisch, mehreren Stühlen und einem Bücherschrank ausgestattet. Daran schließt sich das Schlafzimmer mit sauberen Betten, Waschtisch und allem Zubehör. Das Ganze ist ein Quadrathaus, kein runder Kraal. Für den Gottesdienst ist ein eigenes Haus bestimmt, das nur diesem Zwecke dient. An Sonn- und Feiertagen unterrichtet Mr. Keswa selbst die Leute, die zum Gottesdienst kommen und betet mit ihnen. Die Gemeinde dort ist noch klein, gibt aber begründete Hoffnung, wenn der Missionar regelmäßig kommen kann. Das letzte Mal hatte ich 23 Kommunionen. Nach der hl. Messe führte Mr. Keswa alle Leute in den großen Fremdenkraal für Schwarze und setzte ihnen zum Frühstück einen Hammel und Maisbrei vor. Die Leute machen einen guten Eindruck und wünschen nur, daß ich öfter kommen möchte. Das ist aber nicht möglich, solange ich das ganze Gepäck mitnehmen muß. Denn auch in Umzimkulu ist die Kirchenausstattung erst neu angeschafft worden, sodaß ich nicht gleich wieder von vorn anfangen kann. Die protestantische Frau hilft immer mit, den Kraal zum Gottesdienst herzurichten und hört auch der Predigt aufmerksam zu. Das letzte Mal begleitete mich Mr. Keswa eine große Strecke zu einem Kranken. Auch in Umzimkulu hat er ein Stück Land mit einem Häuschen. Jeden Donnerstag geht er dorthin zur Bank. Also auch Schwarze können es zu etwas bringen, wenn sie wollen und wenn man ihnen hilft.

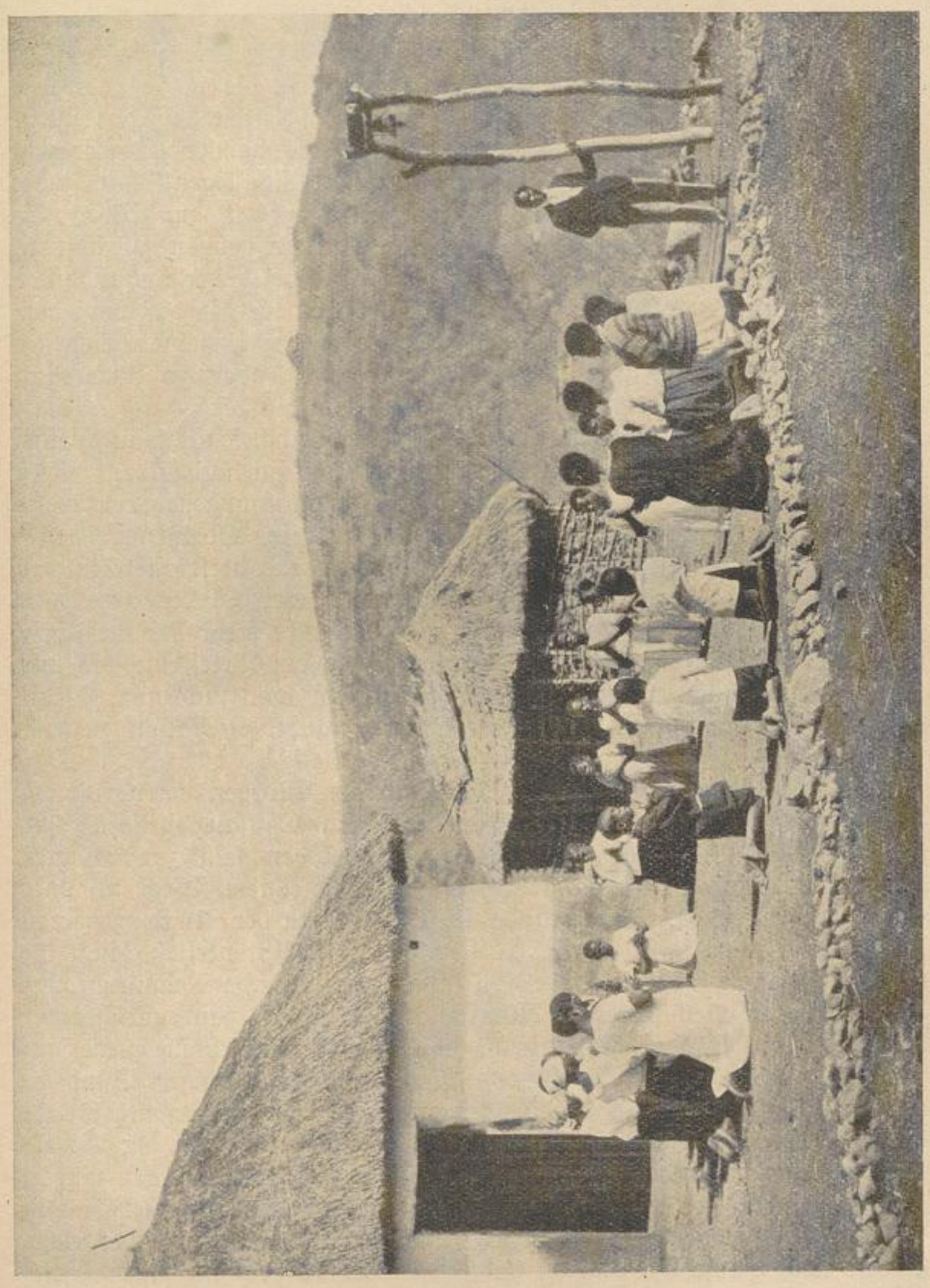
In Umzimkulu habe ich einen Platz einzäumen lassen. Wir werden demnächst wenigstens für die schwarze Gemeinde etwas bauen, wenn es auch nur ein Lehmhaus ist, damit die Leute sehen, daß man guten Willen hat. Sie haben ihn schon, wenn man sie nur richtig anfaßt. Ich habe in dreiviertel Jahren bereits 400 Mark Opfergeld bekommen, das aber noch lange nicht reicht, um ein anständiges Kirchlein zu bauen, worauf ich aber hinarbeite.

Fulamuhle ist mir die liebste Außenstation. Eine große Kirche ist dort, mitten in der Eingeborenenreservation gelegen. Es gibt aber auch viele Protestanten dort, ringsum liegen etwa 6 Schulen. Trotzdem werde ich versuchen, eine katholische Schule zu eröffnen, wenn auch eine Privatschule, denn der Platz gehört ja uns; sonst ginge es ja überhaupt nicht. Sie sehen also an dem Durcheinander, das ich schreibe, daß es auch mit der Arbeit ein Durcheinander ist. Eines schiebt das andere. Gerade an Ostern ist es mir so recht zum Bewußtsein gekommen, daß wir hier viel zu wenig sind, denn die Leute brauchen hier viel, vielmehr Hilfe als draußen. Das gilt jetzt umso mehr, da mit der öfteren hl. Kommunion auch viel mehr gebeichtet wird. Denn alles schnell abmachen, das tut es nicht, oder doch nicht lange . . . . ."

P. Laurentius Schleißinger, R. M. M.

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe, daß wir nach Kräften die Zahl derjenigen vergrößern, die ihn kennen und anbeten in Geist und Wahrheit." (Papst Pius XI.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schulkinder beten den Angelus, wobei der Herr Lehrer läutet

Bilder aus dem Leben unter den Schwarzen

Von P. Kammerlechner, R. M. M.

1. Ohne Weg und Steg

Wenn man in Europa den Weg verfehlt und in die Irre geht, so zählt das gerade nicht zu den angenehmsten Erlebnissen. Es ist ja zwar sehr romantisch, wenn man im Sturmwind mit einem Streichholz den Wegweiser lesen will und nach und nach eine ganze Schachtel voll verbraucht hat und schließlich trotzdem nicht weiß, wo man sich eigentlich befindet oder wenn man in Ermangeluung der Streichhölzer am Wegweiser emporklettert um in der Dunkelheit seine Aufschrift lesen zu können, der Wegweiser aber einem den Streich spielt und bei dieser ungewohnten Prozedur mit seiner Last sich sanft auf den Boden legt, so daß man hernach wieder nicht weiß, nach welcher Richtung die einzelnen Schilder zeigen sollen; ja das alles klingt sehr romantisch, aber wohl niemand wünscht sich diese Romantik zu erleben.

Ist es also bei europäischen Verhältnissen durchaus nicht angenehm, sich zu verirren, so ist es leicht einzusehen, daß es im halbwilden Afrika zwar noch romantischer ist, aber auch noch viel unangenehmer, wenn man Weg und Steg verloren hat. Hier, wo es keine Straßen gibt und noch viel weniger Wegweiser und wo man weit und breit auf Stunden keine menschliche Seele finden kann. „Der Pater soll kommen und zwar am Mittwoch, wir lassen unseren Lehrer nicht mehr her und wollen das mit dem Pater besprechen", so lautete ein Brieflein, das von einer Außenschule, die längere Zeit geschlossen war und nun wieder aufgemacht werden sollte, an einem Sonntag auf die Station gebracht wurde.

Nun, die Sache war sehr einfach. Früh am Morgen wurde die hl. Messe gelesen und dann die Außenschule St. Cassian visitiert. Von dieser Schule sollten es noch gute zwei Stunden sein zur besagten Schule. Also mit dem Rad leicht, auch bei schlechtem Weg, in einer Stunde zu erreichen. Eine Stunde Aufenthalt und der Rückweg gerechnet, so konnte ich, falls ich St. Cassian gegen 12 Uhr verließ, leicht um 6 Uhr wieder in Triashill sein. So lautete die einfache Rechnung ohne den geringsten Rechnenfehler. Warum also viel Proviant mitschleppen für den einen Tag reicht es leicht und abends bin ich ja wieder zu Hause. „Doch mit den Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell." Die eine unbekannte Größe, die die Rechnung enthielt war die Annahme, daß mir von der Schule St. Cassian ein Bub den Weg nach der anderen Schule zeigen würde, und diese eine Unbekannte war falsch gesetzt. Einige Mädchen sollten mir den Weg zeigen, doch wohl war noch kaum die Hälfte zurückgelegt, als sie nach Hause wollten, da sie nun in der Nähe ihrer Heimat waren; den Weg könnte ich nicht verfehlen, meinten sie. Aber so einfach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war die Sache nun doch nicht und weil die eine Unbekannte falsch angesetzt war, wurde die ganze Rechnung falsch. Nach manchen Irrwegen kam ich um halb 3 Uhr bei der Schule an und es wurde 4 Uhr, bis ich wieder auf dem Heimweg war. „Schuster bleib bei deinem Leisten", heißt ein Sprichwort und ich sollte bei meinem alten Weg geblieben sein, aber auf dem Heimweg wollte ich den geradesten Weg fahren und aus diesem geradesten Weg ist ein schrecklicher Umweg geworden.

Hernach war ich mir ziemlich klar, wo ich vom rechten Weg abgekommen war. Das Rad hat sich entschädigt dafür, daß es mich so lang und so schlechte Wege getragen und hat sich dafür einen steilen und steinigen Berg hinabtragen lassen. Unten ging es über einen Bach und dann auf eine Ebene hinaus und jetzt merkte ich, daß ich mich verfahren hatte. Nun war nicht mehr viele Zeit übrig, denn es fing schon an zu nachten. Zum Glück traf ich gleich eine junge Frau, die ich um den Weg fragen konnte und da sie selbst auch nicht recht Bescheid wußte, so rief sie eine alte Frau, anscheinend die Mutter. Ein alter Mann, der gerade eine Falle für Wild richtete, zeigte mir dann schließlich den Weg. Aber es war ihm auch mehr darum zu tun, von mir Zündhölzer zu bekommen als mich entgültig auf den rechten Weg zu bringen. Seine Behauptung, daß ich jetzt den Weg nicht mehr verfehlen könnte, weil das der einzige sei, der zum nächsten Kraal führe, glaubte ich nicht. Da es stark aufwärts ging, so mußte ich das Rad vielfach führen und das ermüdete sehr, dazu wurde es noch immer dunkler. Meine Vermutung war auch richtig, denn gar bald stand ich an einem Kreuzweg. Nun war guter Rat teuer. Und richtig schlug ich die falsche Richtung ein. Im schnellsten Tempo ging es abwärts. Nur eine kurze Rast wurde gemacht, um beim Scheine der Radlaterne das Brevier fertig zu beten, denn nun war es bereits vollständig dunkel geworden.

So gegen 7 Uhr stand ich plötzlich an einem ziemlich starken Bach und es kam mir zur vollen Gewißheit, das konnte nie und nimmer der richtige Weg sein. Das Wasser des Baches war sehr frisch und ich trank einige Becher voll. Nun blieb wohl nichts anderes übrig als hier im Freien zu übernachten. Ich suchte eine passende Lagerstätte und fand gar bald eine einzelstehende romantische Felsengruppe. Ich kroch unter einen Felsen und dachte mit Bangen an die lange Nacht, die vor mir lag. Da bekam ich einen verhängnisvollen Einfall. Ich wollte noch einmal zum Bach, um mir meine Flasche mit frischem Wasser zu füllen. Die eigenartige Felsengruppe, dachte ich, würde ich auch in der Dunkelheit nicht verfehlen können. Doch kaum war ich hundert Schritte weggegangen, da kamen mir doch Bedenken und ich wollte wenigstens das Rad mitnehmen, falls ich nun doch nicht mehr zurückfinden würde, hätte ich dann wenigstens alles bei mir. Aber, aber es war schon zu spät; ich konnte zum alten Platz nicht mehr zurückfinden. Bei dieser vergeblichen Suche nach meinem Felsennest kam ich ganz unerwartet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wieder an den Bach und nun suchte ich denselben Weg wieder zu machen wie zuerst, um so zum Felsen zurückzufinden. Aber alles war vergebens.

So ergab ich mich endlich in mein Schicksal und legte mich unter einem Baume zur Ruhe. Als Kissen diente der Rucksack, in dem das letzte Stücklein Brot noch für den äußersten Notfall ein armseliges Dasein fristete. Trotz allem habe ich einige Stunden ganz ausgezeichnet geschlafen, nur gegen Morgen wurde die Kälte auf der bloßen Erde etwas empfindlich und weckte mich aus dem Schlafe. Ich dachte, vielleicht ist es auf dem Baume nicht so kalt wie auf dem Boden und da gleich in der Nähe ein Prachtexemplar war, er hatte nämlich einen wunderschönen Ast für Sitzgelegenheit, stieg ich auf diesen Baum und schnallte mich mit zwei Riemen fest, um ein Unglück zu verhüten. Das hatte nun noch den einen Vorteil, daß ich von Tieren, die beim Morgengrauen zur Tränke an den Bach kommen konnten, nicht belästigt werden könnte. Aber gar bald bemerkte ich, daß es auf dem Baume auch nicht wärmer war, als auf dem Boden und obwohl ich noch ein wenig einnickte, war ich doch froh als es so hell wurde, daß ich daran denken konnte, auf die Suche zu gehen nach meinem Rad.

Zum Glück gab es in dieser Gegend keine Affen und so brauchte ich nicht zu fürchten, daß mir über Nacht einer mit meinem Rade durchgebrannt sei. Und nun ging auch alles gut, in wenigen Minuten hatte ich mein Rad wiedergefunden und nun hieß es den Weg wieder zurückfinden, den ich Tags vorher bei Nacht zurückgelegt. Ja, es ging wirklich ganz gut, mit einigen Fragen fand ich auch den rechten Weg zurück, nur war ich so müde, daß ich kaum mehr durch wiederholte Rast meine Kräfte einigermaßen wieder auffrischen konnte. Daheim aber war man schon in großer Angst um mich und die verschiedensten Vermutungen wurden laut. Als ich auch gegen Mittag noch nicht erschien, schickte man zwei Buben aus um mich zu suchen.

Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen. Pius X.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Die Offiziere schauten ihm finster nach, und als die Türe hinter ihm ins Schloß fiel, schlug der Obersheriff mit der Faust auf den Tisch, daß die Humpen klirrten, und sagte: „Hol' mich der Henker, wenn ich nicht lieber den alten Judas an den Galgen lieferte als seinen Sohn, so verhaßt mir auch sonst die Meßpfaffen sind! — Jetzt wissen wir erst recht nicht, ob wir ihn kriegen. Das Ganze ist am Ende doch nur ein Kniff, um den eigenen Beutel zu wahren und uns auf eine falsche Fährte zu führen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Alte vorher zu Sankey House gewesen wäre und seine Warnung an den Mann gebracht hätte, bevor er hierher nach Warrington kam — erkundigt euch danach! Und nun, Bill, was ist Eure Meinung?"

„Meine Meinung ist", erwiderte der mit Bill angeredete Untersheriff, „daß wir es heute nacht noch versuchen sollen. Die Merseybrücke hier in Warrington wurde streng bewacht, und auch nach Fidlers Ferry habe ich es melden lassen; über den Fluß ist er also nicht entkommen. Die Wege nach Appleton und Farnworth sind ebenfalls seit Mittag besetzt, und ich stehe dafür, daß der Pfaff noch bei Anbruch der Nacht in Sankey House war. Wenn wir ihn nicht erwischen, so sage ich mit Euer Lordschaft: der alte Fuchs hat ihn gewarnt, und dann, so wahr ich Sheriff bin, muß er daran glauben!"

„Auf jeden Fall bemächtigt Euch des Knaben; es wird ein leichtes sein, aus ihm das Versteck des Pfaffen und vielleicht noch manches andere zu erforschen. Ich gebe Euch zwanzig Mann, Ihr könnt sie selber auswählen. Macht, daß Ihr gegen drei Uhr auf dem Platze seid; der Mond ist dann untergegangen, und die Flut, die gegen halb vier Uhr auf ihrer Höhe steht, verhindert jedes Entkommen über den Fluß. Zwei Kronen demjenigen, der den Pfaffen festnimmt."

So planten die Häscher. In Sankey House aber hatte sich der süße Schlummer der Unschuld mit seinen goldenen Träumen auf den kleinen John herabgesenkt. Er befand sich in den weiten Hallen eines katholischen Domes und sah den hehren Gottesdienst der Kirche in seinem Glanze, wie er ihn nur aus den Beschreibungen seines Onkels kannte. In Gold gekleidete Priester umringten den Altar, Weihrauchwolken wallten, und die Orgel rauschte durch die menschengefüllten Schiffe. Wie gerne hätte auch er unter den dienenden Knaben im Chore gestanden; aber es schien ihm, er sei gefesselt und könne nicht hinkommen, bis ihn endlich Mutter und Onkel an der Hand faßten und zum Altare führten.

Nicht so sanft träumte Lady Worthington. Lange floh der Schlummer ihre Augen; sie hörte den Wintersturm um die Giebel des Hauses heulen und an den alten Bleifenstern rütteln und betete und dachte ihres Kindes und des unglücklichen Schwiegervaters. Erst spät nach Mitternacht schlossen sich ihre Lider und stellte sich ein unruhiger, von schweren Träumen beängstigter Schlaf ein.

III.
Der nächtliche Überfall

Es schlug zwei Uhr auf den Türmen von Warrington, als der Untersheriff mit seiner Schar in aller Stille durch den Farnworther Torweg schritt. Dichte Schneeflocken trieben den Häschern in das Gesicht; der Mond war untergegangen und die Nacht stockdunkel.

„Zum Kuckuck, Sheriff, wohin sollen wir in dieser ägyptischen Finsternis und in diesem Hundewetter?" sagte einer der Knechte ärgerlich.

„Stille! Wer heute nacht ein Wort redet, bevor ich das Zeichen gebe, der brummt mir vierundzwanzig Stunden im Stocke", antwortete der Führer. „Das Wetter ist gerade recht; wenn es noch eine halbe Stunde so fortwirbelt, kann uns kein Häschen entspringen, ohne daß wir seine Fährte finden."

Ungesehen nahte sich die bewaffnete Schar dem friedlichen Sankey House und umstellte es von allen Seiten. Kein Fenster war erleuchtet; die Bewohner lagen offenbar in tiefem Schlummer.

Der Sheriff machte nochmals die Runde, jedem Ruhe und Wachsamkeit ein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schärfend. „Wenn ihr von der Stadt her drei Uhr schlagen hört, so erwartet mein Zeichen", sagte er und nahm mit der Hälfte seiner Leute unter einer weitästigen Eiche dem Haupteingange gegenüber Stellung.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt; es war so stille, daß man das leise Rieseln des Schnees hören konnte, der zwischen den Zweigen niederfiel. Da schlug es drüben in Warrington drei Uhr. Die Männer traten auf den offenen Platz vor das hohe Eisengitter, dessen Tor sie mit einer Kette geschlossen fanden. Der schrille Ton einer Feile tönte durch die Nacht, und nach wenigen Minuten fiel die Kette klirrend auf die Steinfliesen. Die Soldaten rund um das Haus hörten es und faßten ihre Spieße und Piken fester; gleich darauf dröhnten laute Schläge an die schwere Eichentüre des Hauses und weckten seine Bewohner.

Lady Worthington war die einzige Person, welche bei diesem Überfalle ihre ruhige Besinnung behielt. Als nach wenigen Minuten die Kammerfrau zitternd an ihre Zimmertüre pochte, trat sie ihr schon gekleidet und vollkommen gefaßt entgegen; sie wußte ja denjenigen, welchem der lärmende Besuch zunächst galt, in Sicherheit. Von der Dienerin gefolgt, schritt sie über den Korridor und öffnete gerade über dem Haupteingange ein Fenster. Sturmhauben und Piken blitzten ihr im Fackelschein entgegen; aber unerschrocken fragte die Dame: „Überfällt man in England so das Haus einer ruhigen Edelfrau? Wer seid ihr, und was ist euer Begehr?"

„Wir wollen Euch zeigen, welche Rücksicht man hier zu Lande auf papistische Hochverräter nimmt!" tönte es herauf. „Aufgemacht im Namen des Gesetzes, oder wir sprengen die Türe ein!"

„Das ist gar nicht nötig", sagte die Dame, „zeiget den Befehl des Obersheriffs, und meine Diener werden sofort öffnen." Diesem Verlangen wurde entsprochen; Lady Worthington gab die Weisung, das Tor aufzuschließen und erwartete an der steinernen Treppe den Sheriff. Mit lautem Geschrei drangen die Bewaffneten herein und besetzten die unteren Räume; dann stieg der Sheriff sporenklirrend mit einigen seiner Leute die Treppe hinan und sagte barsch zu der Herrin des Hauses: „Führet uns in das Jagdzimmer!"

Die Kammerfrau schrak zusammen, während es um den Mund der Dame nur schmerzlich zuckte; sie ahnte, von wannen den Häschern die genaue Kenntnis des Hauses komme. „Folget mir", sagte sie ruhig und öffnete am Ende des Korridors das verlangte Gemach.

Rasch trat der Sheriff ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Alkovens — das Bett war unberührt. Mit einem Fluche trat er zurück und rief: „Ist der Pfaffe wirklich nicht hier? Und doch ist dieses das bezeichnete Zimmer; da sind die Hirschgeweihe über der Türe." Aufmerksam leuchtete er in alle Winkel des Raumes, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Schon wollte der Sheriff die erste flüchtige Untersuchung aufgeben und sich nach andern Gemächern führen lassen, als beim Wegrücken eines Tischchens ein kleines, auf Pergament gemaltes Bildchen der Mutter Gottes zu Boden fiel. Triumphierend hob der Sheriff es auf und sagte: „Wir sind also doch im Baue des Fuchses, seht da den Beweis!"

„O, das gehört wohl meinem kleinen John", sagte rasch gefaßt die Dame.

„Das wird sich finden", erwiderte der Häscher. „Unterdessen wollen wir unsere Pflicht tun. Durchsuchet das Haus aufs genaueste vom Giebel bis in den Keller, klopfet an die Wände, schlaget sie ein, wo sie hohl tönen, reißet die Dielen auf! Wir müssen ihn haben, und koste es, was es wolle. Wo ist Euer Knabe, Frau?"

„Mein Knabe? Was hat denn Johnny mit der Haussuchung zu tun?" fragte die Mutter erbleichend. „Er schläft wahrscheinlich noch in seinem Bette."

„Führt mich sofort in seine Kammer", befahl der Sheriff, setzte aber alsbald, sich anders besinnend, bei: „Nein, Ihr sollt mir meine Fragen nicht durchkreuzen! Ich werde ihn schon selber finden. Ihr bleibt hier bis auf weiteres." Hiermit schloß der Häscher die Dame in dem dunkeln Zimmer ein und zog den Schlüssel ab.

Der Knabe schlief noch immer, wie laut und stürmisch es auch im Hause herging, den ruhigen und festen Schlaf der Jugend. Noch stand er im Traume im Chore der herrlichen Kirche und lauschte dem feierlichen Gesange, als der Sheriff, an der Türe seines Zimmers polternd, diese angenehmen Bilder verscheuchte. Erschrocken fuhr John aus dem Schlafe auf und rief, in der Meinung, es sei der Diener: „James, seid Ihr es? Was lärmt Ihr denn so?" Aber wie erschrack er, als er die bärtigen, gewaffneten Häscher er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

blickte! Mit einem Angstschrei starrte der Kleine den Sheriff an, welcher vor sein Bett hintrat.

„Es soll dir nichts zuleide geschehen", begann der Häscher sein Verhör, „vorausgesetzt, daß du meine Fragen unumwunden und sofort beantwortest. Wer unterrichtet dich?"

„Mama unterrichtet mich und auch —" beinahe hätte der Kleine sich verraten, aber sein guter Schutzengel warnte ihn.

„Und auch?" wiederholte der Sheriff lauernd.

„Und auch der alte James unterrichtet mich im Reiten", vollendete John seinen Satz.

Ungeduldig über diese Enttäuschung, stampfte der Offizier auf den Boden. „Mache mir keinen blauen Dunst vor, oder du sollst es büßen!" rief er, mit seiner Hand drohend in der Luft herumfuchtelnd. „Jetzt heraus mit der Sprache: wo ist dein Oheim?"

„Welcher Oheim? Ich habe mehrere Oheime", erwiderte der Kleine.

„Nun, zum Henker, der Pfaff!" rief der Häscher, dessen Geduld zur Neige ging.

„Pfui, wie wüst Ihr redet!" sagte voll Entrüstung der Kleine. „Ihr meint den Priester? Der ist in Reims oder sonstwo."

Wiederum war der Knabe dem plumpen Fragesteller entwischt. Der Sheriff konnte seinen Ärger kaum mehr zähmen; aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Junge, bist du so dumm oder so pfiffig? Nicht von dem Erzpfaffen in Reims rede ich, sondern von demjenigen, der gestern abend noch drüben im Jagdzimmer wohnte; ich habe es ja aus dem Munde deines Großvaters selbst!" Sprachlos schaute der Knabe den Häscher an; also hatte die alte Martha dennoch recht gehabt! Der unselige Großvater der Verräter seines eigenen Sohnes! Dieser Gedanke trieb dem Kinde die Tränen in die Augen.

„Gelt, Kleiner, das hast du nicht erwartet?" fuhr der Sheriff zutraulicher in seinem Verhöre fort. „Nun brauchst du auch nichts zu fürchten und kannst mir gerade heraussagen, wo er ist, so will ich dir dein bisheriges Lügen nicht anrechnen."

„Ich habe nicht gelogen, und damit Ihr mir nicht abermals nachsaget, ich hätte gelogen, so werde ich Euch auf keine Frage mehr Antwort geben."

Nachdem John entrüstet diese Worte gesprochen, drehte er dem überraschten Sheriff den Rücken. Das brachte aber die Galle des rauhen Soldaten in Wallung, und mit einem: „Du naseweiser Bub, wir wollen dir lehren, der Obrigkeit Rede und Antwort zu stehen!" versetzte er dem Kleinen einen derben Schlag, daß ihm der Schmerz die hellen Tränen auspreßte; doch eine Antwort konnte er ihm nicht abnötigen. Scheltend verließ der Häscher endlich das Zimmer mit der Drohung: „Wir wollen dir deinen Trotzkopf schon brechen! Bevor du offen bekennst, wirst du keinen Bissen Speise verkosten."

Dann fiel die Zimmertüre klirrend zu, und John hörte, wie der Sheriff das Schloß abdrehte und den Schlüssel abzog. „Der böse Mann", jammerte er, „er will mich verhungern lassen! Ich wollte, ich wüßte nicht, daß der Onkel zu dem kranken Peter Swift nach Warrington ging — so könnte ich ihn nicht verraten. Aber ich werde ihn doch nicht verraten — lieber verhungern, so sterbe ich als ein Märtyrer und fliege von Mund auf in den Himmel, wie mir Mama gesagt hat." Dann erinnerte sich der Knabe an die Märtyrergeschichten, die er mit seiner Mutter in dem alten Legendenbuche gelesen, und betete und hörte auf den Lärm im Hause und schlief endlich wieder ein.

Inzwischen kehrten die Häscher in Sankey House alles zu unterst und zu oberst. Schränke wurden erbrochen, Türen gesprengt, Mauern eingeschlagen, und selbst die Steinfliesen des Kellers aufgerissen, ohne daß man den Priester entdeckte. Man fand ein paar lateinische Bücher, welche den Verdacht zwar bestärkten, aber doch keinen durchschlagenden Beweis lieferten; auch das Verhör der Dienerschaft führte zu keinem Ergebnisse.

Als der späte Wintermorgen endlich graute, streifte der Sheriff rund um das Haus über die mit frischem Schnee bedeckten Felder; aber er fand keine Spur, die einen Flüchtigen verraten hätte. „Es ist klar", schloß er endlich seine fruchtlose Forschung, „der Fuchs hat seinen Bau, von dem Alten gestern abend rechtzeitig gewarnt, vor Nacht verlassen." Dann zog er die Posten, die er rund um das Haus gestellt hatte, bis auf zwei Mann ein und kehrte nach der Halle zurück, wo seine Leute zechend und lärmend sich um ein gewaltiges Faß Ale (Bier) gelagert hatten und ihren Unmut über den fehlgeschlagenen Plan in Strömen der weißgelben Flüssigkeit ertränkten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegen Mittag kam dann Sir Edmund Trafford selbst herausgeritten. Der Sheriff hatte ihm einen Boten mit der unliebsamen Kunde nach der Stadt geschickt. Nochmals wurde unter seinen Augen das Haus durchsucht, aber wieder ohne Erfolg. Auch die Kammer des kleinen John betrat der Ritter und stellte die verfänglichsten Fragen an den Kleinen. Er konnte ihm jedoch weder mit Milde noch mit Strenge auch nur das geringste Geständnis entlocken.

„Ich bin jetzt schon halb verhungert", sagte der Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben bis in den späten Nachmittag hinein nichts verkostet hatte, in dem naiven Glauben, dem Hungertode sehr nahe zu sein, „und will mir nun zu guter Letzt nicht noch die Marterkrone entschlüpfen lassen."

Der wohlbeleibte Ritter mußte hell auflachen und sagte: „Was meinst du denn, wir wollten dich verhungern lassen? Nein, so grausam sind wir nicht. Aber das sage ich dir, wenn du uns nicht Rede und Antwort stehst, so lasse ich dich morgen gebunden nach Preston führen, und du sollst deine Mutter nicht wieder zu sehen bekommen, und statt des papistischen Unterrichtes, in dem dich dein Oheim aufzog, wird man dich in unsere Kirche und Schule führen, wo du das lautere Gotteswort hören sollst — so wahr ich Sir Edmund Trafford heiße und Obersheriff von Lancashire bin!"

Dieselbe Eröffnung machte der Ritter auch Lady Worthington, die noch immer im Jagdzimmer gefangen gehalten wurde. Es war das schwerste Opfer, das man von ihrem Mutterherzen fordern konnte, aber nicht zu schwer für ihre Glaubenstreue.

„Mein Knabe ist mein Teuerstes auf Erden", betete sie, als der Obersheriff gegangen war, „aber nimm ihn, Herr, wenn es so dein Wille ist. Nur um eines bitte ich dich: laß ihn niemals unserer heiligen Kirche entfremdet werden."

Bevor Sir Edmund Trafford Sankey House verließ, stellte er für den alten Herrn von Blainsco Hall einen Verhaftungsbefehl aus. Einige seiner Leute wurden sofort zum Vollzuge desselben mit der Weisung abgeschickt, Sir Richard nach Preston zu führen, wo in wenigen Tagen Graf Derby Gericht halten sollte. Ebendahin erhielt der Untersheriff Befehl, am folgenden Tage mit dem gefangenen Knaben aufzubrechen.

Inzwischen hatte die alte Martha auf die Weisung des Beamten ihren kleinen Liebling John mit einem tüchtigen Imbiß versorgt; bei dieser Gelegenheit erfuhr der Knabe, wo seine Mutter gefangen gehalten wurde. Auch mahnte ihn Martha, doch ja nicht zu verraten, wo man die heilige Messe gefeiert und wer ihr beigewohnt habe, sonst werde gewiß die Mutter und alle andern in das Gefängnis geworfen. Noch manches wollte sie ihm erzählen; aber der schwere Schritt eines Häschers, welcher im Korridor erdröhnte, scheuchte sie von dannen.

Es war Abend geworden. Der Knabe, der sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, dachte über seine Lage nach und verfiel auf einen Fluchtplan, dem er in der Dämmerung nachsann. Der Wache zu entkommen, die er von Zeit zu Zeit unten die Runde machen sah, schien ihm nicht schwer; aber wie sollte er bis ans Meer, wie über die See gelangen? Wenn er nur seine Mutter fragen könnte! dachte er; vielleicht würde sie mit ihm fliehen. Da fiel ihm ein, daß es nicht so schwierig sei, an dem uralten Efeu, der die Mauern des Hauses bekleidete, in den Garten hinabzuklettern und an der andern Seite des Hauses auf demselben Wege zu dem Fenster des Jagdzimmers emporzuklimmen. John beschloß, das Wagestück frisch zu versuchen, das ihm gar nicht gefährlich schien.

Er wartete, bis die Nacht völlig hereingebrochen war, dann öffnete er leise das Fenster und lauschte hinab. Eben ging die Wache vorbei. „Jetzt ist sie um die Ecke", flüsterte er; „bevor sie wieder kommt, muß ich unten sein." Und leicht wie ein Eichhörnchen schwang sich der gewandte Knabe über die Fensterbrüstung; dann raschelte es in den Efeuranken, und nach einer Minute stand John im Garten und schüttelte sich den kalten Schnee von den Kleidern. Da nahten die gemessenen Schritte der Wache, und der Kleine duckte sich hinter einer Taxushecke, in deren Schutz er ungesehen die andere Seite des Hauses gewann. Er sah das Fenster des Jagdzimmers, in dem er seine Mutter wußte, hell erleuchtet, und sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten bei ihr sein werde. Mutig ging er ans Werk, und sein Engel schützte ihn, daß er im Dunkel nicht eine dürre, brüchige Ranke ergriff und niederstürzte. Ein paar Sperlinge, aus ihrer Nachtruhe in den dichten Blättern emporgeschreckt, flatter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten auf, und dann klopfte es an die runden Bleifenstern.

Lady Worthington, welche in Gedanken versunken am Kamine saß, drehte verwundert den Kopf nach dem Fenster. Da klopfte es wieder, und sie hörte leise „Mutter" rufen. Beinahe erschrocken stand sie auf, nahte sich zaudernd dem Fenster und öffnete es. Wie schlug ihr Herz, da sie so unerwartet ihren Liebling erblickte, der lachend zu ihr sagte: „So reiche mir doch deine Hand, Mutter; ich kann mich ja an dem kalten Fenstergesimse kaum mehr halten!" Eine Minute später hielt die glückliche Frau scheltend und lobend ihren John in den Armen.

„Du bösester, bester Bube du — habe ich dir denn nicht verboten, an den alten, brüchigen Efeuranken herumzuklettern?"

„Ja, nach Vogelnestern", sagte der Knabe treuherzig. „Aber du bist doch kein Vogelnest! — Und ich wollte mich nicht von hinnen führen lassen, ohne dich nochmals zu sehen", fügte er ernst bei.

Und dann erzählte er alles, was seit gestern abend vorgefallen, und was er geantwortet habe, und wie er beinahe ein Märtyrer geworden wäre, und daß er fest entschlossen sei, eher zu sterben, als den Oheim zu verraten oder seinen Glauben zu verleugnen. Das Herz der Mutter jubelte auf über diese edle Gesinnung des Kindes, und Freudentränen zitterten in ihrem Auge. Aber sie hütete sich wohl, durch allzu vieles Lob die unbewußte Demut des Knaben in eitle Selbstgefälligkeit zu verwandeln. Dann sprach ihr John von seinem Fluchtplane. Allein sie sagte ihm, derselbe könne nur nach guter Vorbereitung gelingen. Er solle sich inzwischen geduldig nach Preston führen lassen; sie werde auf Mittel und Wege sinnen und im günstigen Augenblicke sicher zur Hand sein.

Lange redete sie noch mit dem Knaben und gab ihm Weisungen und Ratschläge, wie er sich vor Gericht zu benehmen habe; auch von seinem unglücklichen Großvater sprach sie und forderte ihn auf, die Gefangenschaft für das Heil und die Bekehrung des tief gefallenen Greises aufzuopfern. Dann kniete sie nieder und betete mit ihm, und als sie sich erhob und unter Tränen — zum letztenmal vielleicht hienieden — das heilige Kreuzzeichen über ihren Sohn machte, da flammte in in ihrem Herzen ein Gefühl, das mit der Gesinnung der makkabäischen Mutter verwandt war, als dieselbe ihre Kinder zum Martertode aneiferte.

Die Sturmflut der Verfolgung war ja furchtbar im Steigen. Wer konnte dafür bürgen, daß Englands Boden in dem eben begonnenen Jahre nicht auch das Märtyrerblut von Kindern trinken werde?

IV.
Vor Gericht

Vier Tage nach den eben erzählten Erlebnissen waren die zahlreichen katholischen Bewohner der Stadt Preston in nicht geringer Aufregung. Preston trägt nämlich seinen Namen (abgekürzt aus Priesttown, d. h. „Priesterstadt") nicht umsonst; seine uralte, dem hl. Wilfrid geweihte Pfarrkirche mit dem burgähnlichen Turme, welcher erst in unsern Tagen wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, reichte in das erste Jahrhundert von Englands Bekehrung zurück. Stets haben sich die Einwohner von Preston der Kirche treu bewährt. Auch nach den traurigen Tagen Heinrichs VIII. galt die Stadt als der Mittelpunkt der Katholiken Lancashires und wird heute noch das „englische Rom" genannt. Daher ist zu begreifen, daß seine Bürger an den Gerichtsverhandlungen, welche sich zumeist mit widerspenstigen Katholiken befaßten, in jenen Tagen der blutigen Katholikenverfolgung regen Anteil nahmen. Zahlreich strömten sie in der Tat nach der alten „Moothall", der Gerichtshalle, und die weite Straße zwischen ihr und dem Fischertore (Fishergate) war mit Neugierigen angefüllt. Schon seit einer Stunde waren die Galerien zum Brechen voll, und noch immer drängte man sich durch das Tor, dessen Schwibbogen ein Osterlamm mit der Umschrift Princeps pacis (Friedensfürst) zierte — gewiß ein passender Schmuck für eine christliche Gerichtshalle, der heute noch von dem frommen Sinne der katholischen Erbauer Zeugnis ablegt.

Graf Derby, derselbe, der wenige Jahre später in dem Blutgerichte über Maria Stuart urteilte, William Chatterton, der anglikanische Bischof von Chester, Sir Edmund Trafford und andere Glieder der von der Königin eingesetzten Kommission hatten sich zu den vierteljähr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Gerichtssitzungen eingefunden. Der zu erledigenden Fälle waren wahrhaft nicht wenige, dank den zahlreichen Spürhunden Elisabeths, welche jedes Haus umlauerten! Der alte Spruch: „Mein Haus ist meine Burg", auf den sonst die freiheitsliebenden Engländer so stolz waren, galt nicht mehr, seitdem Heinrich VIII. die päpstliche Tiara seiner Krone beigefügt und seitdem seine würdige Tochter die Katholiken zu Tode hetzte. So erschien denn auch heute wieder eine lange Reihe von Angeklagten, welche für das Anhören der heiligen Messe oder auch nur für die Nichtteilnahme am protestantischen Gottesdienste zu unerschwinglichen Geldbußen, zu Gefängnis und Rutenstreichen verurteilt wurden.

Doch nicht um dieses bis zum Überdrusse gewohnten Schauspieles willen hatten sich die Bewohner Brestons und seiner Umgebung in so großer Zahl in die Gerichtshalle gedrängt und folgten nun schon mehrere Stunden dem einförmigen Gange der Verhandlungen.

„Sie kommen nicht mehr vor, Gevatter Clayton", sagte ein stämmiger Schustermeister ärgerlich zu seinem Nachbarn. „Gleich schlägt es drei Uhr, und dann, werdet Ihr sehen, geht der Bischof von Chester — Gott verzeihe es mir, wenn es eine Sünde ist, daß ich ihn so nenne — nach seinem Quartier, der Mitre Tavern, um seine Mahlzeit einzunehmen; denn die will er zur gewohnten Stunde haben."

„Heute muß er warten, verlaßt Euch darauf, Meister Booth", erwiderte der Angeredete. „Sie kommen ganz sicher vor; ich weiß es von meiner Base, dem Weibe des Gefangenenwärters in der Friary. Sie sind bestimmt auf dem Zettel, und mit Euern Augen werdet Ihr sie sehen — geduldet Euch nur noch eine kleine Weile!"

„Wen erwartet Ihr denn so sehnlich?" fragte eine hohe, verschleierte Frauengestalt, die hart an der Galeriebrüstung neben den beiden ehrsamen Bürgern stand.

„Ha, wen sonst als diejenigen, um derentwillen die Halle so gesteckt voll ist — den jungen und den alten Worthington", sagte der Schuster. „Doch halt, da geht es los — hat nicht der Schreiber eben ihren Namen genannt?"

In der Tat war der Name am Gerichtstische gelesen worden. Alle Hälse reckten sich in die Höhe, und aller Augen waren auf den eintretenden Knaben gerichtet, der mit edlem Anstande die Estrade betrat, sich vor den Richtern verneigte und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Ein teilnehmendes Geflüster lief durch die Reihen der Zuschauer.

„Netter Junge, auf mein Wort!" sagte Mr. Clayton zu seinem Gevatter, der ihm leise erwiderte: „Es ist eine Schande, daß man Kinder wie diesen Flachskopf vor Gericht stellt." Dann wurde es so stille im Saale, daß man das Knistern des großen Kaminfeuers hören konnte.

Der zwölfjährige Knabe wurde aufgerufen. Graf Derby, der Vorsitzende, befragte ihn über den Aufenthalt seines Oheims; allein zum Staunen aller Anwesenden erwiderte der Knabe wie folgt: „Euer Lordschaft verzeihen, wenn ich auf keine Frage antworte. Meine Wächter haben mich seit gestern in der Frühe hungern lassen, und nun nötigten sie mich vor einer halben Stunde zum Weintrinken. Ich weiß wohl weshalb sie das taten: sie wollten mich betrunken machen, daß ich im Rausche Fragen beantworten möchte, die ich nicht beantworten darf. Aber Gott sei Dank, ich bin noch wohl bei Sinnen, wiewohl mir recht elend zu Mute ist, so daß ich Euer Lordschaft bitte, keine weitere Frage an mich zu stellen."

Lautes Murren von den Galerien verurteilte diese niederträchtige Behandlung des Knaben.

Da erhob sich Graf Derby und verlangte Ruhe unter der Androhung, sonst die Halle von den Zuschauern räumen zu lassen; dann wandte er sich an John und sagte mit freundlicherer Stimme, als sein durchdringendes Auge erwarten ließ, zu dem Knaben: „Kind, man gab dir den Wein zur Stärkung, und nun sage uns offen, wo dein Oheim zu wohnen pflegte, damit wir nicht zu schärferen Maßregeln greifen müssen."

„Ich kann aber nicht — ich fühle mich zu elend", erwiderte John, der sich in der Tat nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Der Graf sah es und ließ ihm etwas warme Milch bringen. Die Sache war den Kommissären sehr unlieb, und sie schauten sich sichtlich verstimmt an. Da glaubte William Chatterton, der Bischof von Chester, die Gelegenheit sei günstig, zu allgemeinem Nutz und Frommen eine seiner Tiraden gegen das Papsttum loslassen zu können.

William Chatterton war das Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

neugeschaffene Staatskirche wünschte. In hohem Grade charakterlos, kroch er vor dem Hofe und suchte sich durch eifrige Verfolgung der Katholiken den allmächtigen Ministern Burleigh und Walsingham zu empfehlen. In seinem Privatleben aber hatte er nur den einen Wunsch, das reiche Einkommen seines Bistums in Ruhe zu verzehren. Mit näselnder, schnarrender Stimme begann dieser Mann über die Verkommenheit des Papsttums zu reden, welche wie im allgemeinen an allem Unheil auf Erden, so auch im besondern an dem Starrsinne und der Verdorbenheit dieses zarten Schäfleins seiner Herde schuld sei.

„Doch der Frömmigkeit Ihrer Majestät, unserer allergnädigsten jungfräulichen Königin, die Gott allezeit bewahren möge", fuhr er, sich tief verneigend und das Barett lüftend, fort — „der Fürsichtigkeit des Geheimen Rates wie nicht minder des gegenwärtigen königlichen Kommissärs, meines Lords, des Grafen von Derby, und der andern Herren Mitkommissäre — meiner Pflicht und Hirtensorgfalt nicht zu gedenken — ist es zuzuschreiben, daß wir uns entschlossen haben, gegenwärtiges, durch einen römischen Belialspfaffen und seine eigene Mutter verführtes und vergiftetes Kind an uns zu nehmen und im Lichte des reinen Evangeliums zu erziehen. Tritt denn heran, mein Knabe", wandte er sich jetzt an John, der sich inzwischen etwas erholt hatte, „hier ist das Gotteswort, die Bibel; knie nieder, lege deine Linke auf das Buch und schwöre mit erhobener Rechten, daß du meine Fragen ohne jegliche Hinterlist und Restriktion beantworten werdest."

„Wie kann ich das tun, da ich nicht einmal die Fragen kenne, welche Ihr an mich stellen wollt?" fragte der Knabe.

„Aber mein Sohn, wenn du die volle Wahrheit sagen willst, so darfst du den Schwur unbedingt leisten", drängte der Prälat.

„Ich werde niemals lügen", sagte der Knabe; „aber was mir und meinen liebsten Freunden Schaden bringen könnte, brauche ich nicht zu sagen, wie mir meine Mutter erklärte."

„Gut, so schwöre, wenigstens das der Wahrheit gemäß zu sagen, was niemand schaden kann. Du darfst doch zum Beispiele wohl schwören, daß das Taschentuch, welches ich hier in der Hand halte, ein Taschentuch sei?" fragte Chatterton.

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen; denn ein solcher Eid wäre ja unerlaubt, weil er ja ohne wichtigen Grund geleistet würde."

(Fortsetzung folgt.)

Gebet für die Missionen

Folgendes Gebet zu Maria, der „Königin der Missionen" hat das Imprimatur des Erzbischofs Dr. Mannix (Melbourne) erhalten:

„Liebste Mutter, unter deinen mächtigen Schutz stellen wir die katholische Heidenmission. Wir empfehlen deinem unbefleckten Herzen alle Missionäre, welche bei den Heidenvölkern sich bemühen, das Reich deines Sohnes auszubreiten.

Erinnere dich, teure Mutter, der Prophezeihung des hl. Simeon im Tempel, daß dein Kind ein Licht sein soll zur Erleuchtung der Heiden. Hilf durch deine vermögende Fürbitte, daß diese Weissagung recht schnell in Erfüllung gehe.

Blicke in Güte hernieder, o Mutter der Barmherzigkeit, auf diese über 100 Millionen armer Heiden, die noch nichts wissen von deinem göttlichen Sohne, ja selbst noch niemals auch nur seinen Namen gehört haben. Auch ihre Seelen sind erschaffen um Gottes Majestät zu erkennen, ihn anzubeten und ihn zu lieben.

Aber siehe, noch liegen sie in Todesschatten ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe!

Aus Mitleid mit ihnen, o gütigste Mutter, gib recht vielen jungen Herzen auf der ganzen Welt die Gnade des wahren Missionsberufes. So möge dann endlich glücklich in Erfüllung gehen der heiße Wunsch des heiligsten Herzens deines geliebten Sohnes zu sehen, daß das Reich seines Vaters überall in die Herzen aller Menschen gekommen ist. Amen.

Dieses Gebet kann auf sehr feinen Bildchen beim St. Josephs-Verlag bezogen werden.
100 Stück RM. 4.— Einzeln 5 Pfennig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Siglisdorf: Durch die Fürbitte des hl. Antonius von Padua und des hl. Fridolin ist uns in verschiedenen Anliegen geholfen worden. Ein Missionsopfer war versprochen.

Niederorschel: Vielen Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schweren Leiden. Opfer zum Liebeswerk des hl. Paulus und zu hl. Messen schon gesandt.

Rosenberg: Tausendfacher Dank dem hl. Erasmus für Hilfe bei Magenleiden und Leberleiden. Veröffentlichung war versprochen. Anbei . . . Mark Almosen.

Tagmersheim: Anbei . . . Mark Almosen und Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Hanau: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung. Veröffentlichung war versprochen.

Ungenannt: Herzlich Vergelt's Gott für die Gabe von . . . Mark. Dank der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für Erhörung in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Eilendorf: Innigen Dank dem hlgst. Herzen, der Helferin der Christen, der hl. Mutter Anna, dem hl. Joseph und der kleinen hl. Theresia für Erhörung in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Missions-Almosen folgt.

Ellhofen: Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Michael für auffallende Hilfe in einem Anliegen.

Feistelberg: Dank dem sel. Br. Konrad für Hilfe in Zahnschmerzen.

Klosterberg: . . . Mark Antoniusbrot für erlangte Hilfe auf die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. und Don Bosco.

Dittersbrunn: Innig. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für besondere Hilfe. Anbei . . . Mark Almosen. Veröffentlichung war versprochen.

Kelheim: Dank dem hlgst. Herzen Jesu für Hilfe in einigen Anliegen. . . . Mk. Antoniusbrot.

Eichstätt: Öffentlichen Dank dem hl. Joseph und der lb .Mutter Gottes für rasche Hilfe in großen Anliegen.

Tann: Innigen Dank für wunderbare Hilfe in einer fast aussichtslosen Bauangelegenheit und in mehreren anderen Anliegen.

P. Sch.: Betrag von . . . Mark Almosen erhalten. Tausendfach Vergelt's Gott.

Kl. Helmsdorf: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit. Anbei einen kleinen Beitrag für die Mission. Veröffentlichung war versprochen.

Altweistritz: Herzlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe. Anbei versprochener Betrag zur Taufe eines Heidenkindes.

Seitendorf: Beiliegende Gabe zu Ehren des hl. Joseph als Dank für erhaltene Hilfe in Wohnungsangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

Hoske: J. Sch. Betrag . . . Mark als Missionsalmosen und innigen Dank in einer Gerichtssache.

Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter für erlangte Gesundheit spende . . . Mark Antoniusbrot. Bitte um glückliche Entbindung und um Abwendung des Unglücks im Stall

Memento

Hochw. P. Fabian Weiß, R. M. M.

Ehrw. Br. Pankratius Tielitz, R. M. M.

Luzern: Hochw. Herrn Josef Bütler. Frauenfeld: Wwe. Rebsamen. Azmoos: Frau Prof. Kath. Diebolder. Gersau: R. Niederer. Haus Caen, Rhld.: Frau Emerantia Reichsfreifrau Geyr von Schweppenburg geb. v. Ruys-Nienwenbroeck. Ringsheim: Barbara Hoch. Hinterzarten: Maria Tritschler. Oberneukirchen: Franz Mitterer. Saarunion: J. Gaspard. Ebersberg: Sebastian Gerhardinger. Altheim: Maria Sus. Gehrig. Liptingen: Maria Strobel. Kellmenz: Fr. Dirscherl. Mannheim: Regina Reiß. Weipert-Neugeschrei: Ther. Dick. Oberkirch: Karolina Huber. Höfles: M. Albersdörfer. Rasdorf: Hermann Gensler, Dora Erb. Vimbuch: Gustav Krumm, Karl Krumm, Anna Krumm.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mern sich 70 städtische Fürsorgestellen! Neben der rastlosen Organisation der freien Wohlfahrtspflege aller Weltanschauungen! Der Krankenfürsorge dienen 195 Krankenkassen. Davon 30 Ortskrankenkassen, 110 Betriebskrankenkassen, 55 kaufmännische Krankenkassen! Gesamtzahl der Mitglieder 1 342 800! Ein Heer von Beamten im Dienste dieser Kassen. Die Betriebskrankenkasse Berlin allein verwendet für ihre 47 000 Mitglieder 60 Personen! Einen Beamten der Ortskrankenkassen habe ich nach dem Umfang ihrer Büros gefragt! Er meinte, mit 1000 Zimmern sei deren Zahl nicht zu hoch berechnet.

Sechstes: der Krieg. Die Stadt betreut 44 000 Kriegsbeschädigte! Hievon 19 000 Schwerkriegsbeschädigte! Außerdem 88 700 Kriegerhinterbliebene. Hievon 3400 Vollwaisen, 48 000 Halbwaisen, 2300 Elternpaare, 35 000 Witwen! Chor der Frauen am Grabe von Susa! Oden verglühenden Schmerzes! Hinter den Frauen das Orchester der Kriegsbeschädigten! Um sie gruppiert die Waisenkinder und die verlassenen Eltern! Das Ganze eine Großstadt der Trauer!

Siebentes: das Gefängnis. Die Zahl ist rasch an die Tafel gezeichnet. Täglich öffnen sich die Tore! Des Strafgefängnisses! Des Zuchthauses! Des Untersuchungsgefängnisses! Diese Tore durchschreiten täglich 300 Menschen! In den Atem ersehnter Freiheit! Um 40 bis 50 bemüht sich die Gefangenenfürsorge im Sommer. Um 70 bis 80 im Winter. Die übrigen gehen ihren Weg allein. Zu den Eltern? Zur Braut? Zu neuem Leben? Das sind im Jahre 110 000! Die deutsche Wehrmacht umfaßt 100 000! Ein Heer, das aus den Toren Berlins ins Land strömt! Täglich 300! Zahlen in Bildern! Das ist Berlin!

Nun fährst du in den leuchtenden Bahnhof ein! Nun biegt dein Taxameter um die nächsten Stuckpaläste! Mitten in das wogende Leuchten des Reklamelichtes! Glaube dem Leuchten nicht! Das ist nicht Berlin!

Mexiko. Zu dem Schweigen der kath. Regierungen gegenüber den mexikanischen Greueln schreibt „Die Schildwache“: „Nicht einmal zu einem offiziösen, geschweige offiziellen Protest gegen Calles bringt man's, überall tiefes Schweigen, als ob jene Metzeleien auf dem Monde geschähen! Weder die großen „katholischen“ Staaten Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Belgien, noch die Mexiko näher gelegenen Republiken Südamerikas machen den Mund auf, als ob ihnen die Massenmorde von Katholiken, die Masseneinkerkerungen von Priestern, die Verbannungen und Einsperrungen von Bischöfen, Nachfolgern der Apostel, egal wären!

Wahrhaft, von der Zeit des Kaisers Konstantin bis heute ist uns kein Jahrzehnt in der Weltgeschichte bekannt, wo die christlichen Staatsmänner so feig gewesen wären wie heute! Unsere katholischen Regierungen und Politiker klappen vor der internationalen Freimaurerei und dem Bolschewismus zusammen wie Taschenmesser. Heute sind es nur katholische Frauenbünde und katholische Bischöfe des Auslands, die nach Mexiko Proteste senden. Die Herren Laien schweigen, Tausende von katholischen Abgeordneten, die sonst kein übles Mundstück haben, schweigen. Mussolini schweigt, General de Rivera schweigt, der fromme Calviner Horthy schweigt, der salbungsvolle Präsident des mächtigsten Großstaates der Welt schweigt. Mein Gott, ist das eine erbärmliche, furchtsame, in Materialismus versumpfte Welt, sind das Laienapostel, sind das christliche Männer, sind das katholische Minister! Mit der Verantwortung, welche diese haben, möchten wir nicht vor den Richterstuhl Gottes treten!“

In Paris predigte ein Priester während der Fastnacht. Seine Rede hatte drei Teile:

1. Nicht alle Narren sind im Irrenhaus — sondern auch . . . .
2. Nicht alle Blinden sind in einer Anstalt — sondern auch . . . .
3. Nicht alle Teufel halten sich in der Hölle auf — sondern auch . . . .

Das Thema paßt für das ganze Kirchenjahr!

Die Ausdehnung der katholischen Missionen 1927. Die Zahl der katholischen Heidenmissionen betrug laut „Osservatore Romano“ etwa 20 mehr als Ende 1926. Der einzige Patriarchensitz unter ihnen ist in Jerusalem. Von den übrigen 411 Missionen sind 29 Erzdiözesen, 67 Diözesen, 3 Abteien, 213 Vikariate, 90 Präfekturen, 1 Prälatur, 8 einfache Missionen. Die Rangunterschiede bezeichnen ungefähr die Festigkeit und die normale Entwicklung der Missionen. Von den 29 Erzdiözesen liegen 9 in Zentral- und Osteuropa, 3 in Vorderasien, 8 in Indien, 1 in Japan, 7 in Australien und 1 in Neuseeland.

Die 67 Diözesen verteilen sich wie folgt: Zentral- und Osteuropa 12, Indien 25, China 1, Japan 4, Inselafrika 3, Nordamerika 4, Zentralamerika 1, Südamerika 1, Australien 14, Neusee-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

land 3. Von den 2 Abteien ist die eine in Osteuropa, die andere in Ostafrika. Von den apostolischen Vikariaten kommen auf Nordeuropa 5, Zentral- und Osteuropa 3, Vorderasien 2, Indochina 16, China 62, Japan 2, Korea 2, Nordafrika 8, Westafrika 10, Ostafrika 4, Zentralafrika 23, Südafrika 10, Inselafrika 7, Nordamerika 9, Zentralamerika 7, Südamerika 18, Australien 3, Holländisch-Indien 3, Philippinen 1, Mikronesien und Melanesien 7, Polynesien 7.

Mit Dekret der heiligen Kongregation der Riten vom 15. Dezember 1927 hat der Heilige Stuhl die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin sämtlicher katholischen Missionen auf dem ganzen Erdenrund ernannt (siehe Haupttext).

Gebetsempfehlungen

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in einem ganz besonderen Anliegen zur lb. Mutter Gottes, zur hl. Mutter Anna und zum hl. Antonius v .Padua.

Neuchelheim: K. A. H. Ein Heidenkind und . . . Mark Antoniusbrot in einem Familienanliegen.

Eine arme verlassene Dienstmagd bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur hl. Anna, zum hl. Kl. Maria Hofbauer und zur hl. Theresia v. K. J. um Erhörung um baldige Gesundheit von einer langjährigen Krankheit. Zum Danke werde ich später ein Miss.-Almosen zuschicken. Erbarmet euch doch meiner und helfet mir im Gebete, denn ich bin eine arme verlassene Waise. Meine Eltern sind gestorben und ich bin arbeitslos, weil ich immer krank bin. Erbarmet euch!

Eine Abonnentin bittet die Verg.-Leser ums Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Frieden in einer Familie. Nach Erhörung Veröffentlichung u. Almosen.

Bühl: Bitte ums Gebet in schwerem Seelenleiden zur hl. Mutter Anna, zum hl. Joseph, zum sel. Papst Pius X., zur hl. Theresia v. K. J. und zur hl. Rita. Anbei . . . Mark.

Oberstdorf: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in Geld- und Arbeitsangelegenheit.

Eine Person bittet um das Gebet in Familienangelegenheit.

N. N. bittet die Verg.-Leserin um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Dossenheim: Um das Gebet nach der Meinung um baldige Erhörung.

Oberried: Ein Abonnent bittet um das Gebet in mehreren Anliegen.

Oos: N. N. bittet um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus und zur hl. Familie in einem schweren Anliegen.

Kelheim: In einem schweren Anliegen bitte um das Gebet zum hlgst. Herzen Jesu und hl. Joseph.

Tann: Ein Abonnent bittet um das Gebet in Seelen- und zeitlichen Anliegen.

Riggerding: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Judas Thaddäus und zum hl. Antonius.

Baltenstein: Herzliche Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, den 14 hl. Nothelfern, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph und der kl. hl. Theresia um Hilfe in schweren Anliegen.

Denglingen: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet durch die Fürbitte des hl. Joseph und der lb. Gottesmutter Maria in einem besonderen Anliegen.

Pfullendorf: Um Genesung von einer Krankheit.

Frankfurt: . . . Mark Antoniusbrot zu Ehren des hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J., des hl. Joseph und der lb. Mutter Gottes in einem schweren Anliegen.

Rastatt: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Mariens, zur immerwährenden Hilfe Mariens, des hl. Antonius um Glück in einer Geldangelegenheit. Almosen und Veröffentlichung ist versprochen.

Aschenroth: In einem schweren Anliegen um das Gebet zum hlgst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen wird gebeten.

Mühltal: Zu Ehren der sel. Jungfrau, des hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen.

Rieden und St. Wolfgang: Zum hl. Judas Thaddäus in schwerem Anliegen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet in mehreren Anliegen zur hl. Familie, zur hl. Theresia v. K. J., zur hl. Notburga für eine Erstkommunikantin. Opfer ist versprochen.

Piltsch: Bitte ums Gebet zur lb. Gottesmutter, hl. Joseph und hl. Antonius in einem schweren Anliegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Merzen: Um Gesundheit, Segen im Geschäft, Hilfe beim Bau und Geldangelegenheit.

Berlin: Eine Abonnentin des Vergißmeinnichts bittet ums Gebet und die Fürbitte der hl. Familie, des hl. Franziskus und des hl. Antonius um Gesundheit.

Um Gesundheit einer Frau, Familienfrieden.

Zum hl. Joseph um richtige Wahl in Heiratsangelegenheit.

Eine besorgte Mutter für ihren Sohn in wichtiger Angelegenheit.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur schmerzhaften Mutter Gottes um Hilfe für ein schwer krankes Kind. Opfer und Veröffentlichung wird versprochen.

Empfehlenswerte Bücher

Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. Bisher 34 Bändchen. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

34. Bdchen.: Lutterbeck, Georg Alfred, S. J., **Die Todesfahrt des „St. Jakob."** Geschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Mit 3 Bildern. (VII u. 84 S.) 1928. Preis RM 0.80; gebunden in Halbleinwand RM 1.40.

Die „Todesfahrt des St. Jakob" schließt sich den früheren Bändchen würdig an. Die spannende, dramatische Handlung spielt in den Zeiten, da Portugal als katholische Großmacht seine stolzen Flotten über die Meere sandte. Das Büchlein muß bei jedem echten Jungen zünden.

Von ewiger Liebe. Eucharistische Gedanken von Henriette Brey. 2. u. 3. Aufl. (5.—8. Tsd.) (VI u. 184 S.) Gebunden in Leinwand RM 3.—. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1926.

Henriette Brey ist bekannt als feinsinnige, mit zartestem Frauenempfinden begabte Schriftstellerin. Als solche bewährt sie sich auch in diesem schönen Buch. Alle Kapitel sind ansprechend, manche geradezu hinreißend schön.

Therese Neumann von Konnersreuth. Eine Stigmatisierte unserer Zeit. Von Friedrich Ritter von Lama. Preis RM 1.20. Rhenania-Verlag Bonn 1928.

Der Name des Verfassers verbürgt eine bedeutende Arbeit, die sich ganz wesentlich von derartigen anderer unterscheidet. Er bringt nicht lediglich, was andere vor ihm geschrieben haben, sondern er wertet es aus, ergänzt es durch die persönliche Erfahrung und verleiht dem Ganzen Leben und Inhalt vom Geiste der Kirche her. Die kirchliche Druckerlaubnis wurde vom Erzbischöfl. Ordinariat in Köln und dem Bischöfl. Ordinariat in Augsburg erteilt.

Kreuzwegbüchlein. Sieben Kreuzwegandachten zum frommen Gebrauche in Welt und Kloster von Dr. Pater Erhard Schlund, O. F. M. 112 S., in schwarzem Leinen mit Rotschnitt RM 1.20, in violettem Leinen gleichfalls RM 1.20. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.)

Sieben Kreuzwegandachten aus alter franziskanischer Übung, wie sie schon lange im Orden der Franziskaner, der Wächter an den Leidensstätten des Herrn, gebeten werden. Das auch künstlerisch gut ausgestattete Büchlein wird von der Redaktion des „Vergißmeinnichts" ganz besonders warm empfohlen.

„Geistliche Gespräche" des hl. Abtes Dorotheus. Herausgegeben von Pater Basilius Hermann, O. S. B. 224 S., gebunden in Ganzleinen RM 3.—. Verlagsanstalt Jos. Thum, G. m. b. H., Kevelaer (Rhld.)

Ein klassiges Werk der Aszese, das jeden Ordenspriester und jede Ordensfrau begeistern wird.

Das Meßbuch der heiligen Kirche mit dem Ritus der Dominikaner, lateinisch und deutsch, mit historischen und liturgischen Erläuterungen. 2. veränderte Auflage von Pater Alvarus Hespers, O. Pr. 1400 S. Preise: Leinwand mit Rotschnitt RM 10.—, Leinwand mit Goldschnitt RM 11.50, Kunstleder mit Rotschnitt RM 10.75, Kunstleder mit Goldschnitt RM 12.25, Leder mit Rotschnitt RM 14.—, Leder mit Goldschnitt RM 15.50. Verlagsbuchhandlung M. van den Wyenbergh, Kevelaer (Rhld.)

Ein neues, mit Bildern gut und vornehm ausgestattetes Meßbuch wird allen Liebhabern und Freunden der liturgischen Bewegung angeboten. Es hat einen Anhang mit verschiedenen liturg Gebeten, z. B. Gebete vor und nach der hl. Messe bezw. Kommunion, alle approb. Litaneien, Hymnen des hl. Thomas zu Ehren des Altarssakramentes, Gebete des hl. Thomas, die Sterbegebete der hl. Kirche.

Der Rufer. Monatsschrift zur Weckung des apostolischen Geistes in den Nöten der Gegenwart. Mit der Beilage „Die Hochschule der Seele", Monatsblätter für Exerzitanten. Preis des Jahrgangs (12 Hefte) innerhalb Deutschlands und Österreichs RM 2.40, von 5 Stück ab RM 1.80, für das Ausland RM 3.—. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Eine Zeitschrift von und für die Nöten der Zeit. Möge der „Rufer" in allen Gauen des Vaterlandes gehört werden und seine Stimme nicht unerhört verhallen. Ein Johannesruf in trostloser Zeit. Pater D. Sauerland

Eine gute Beicht. Ein Mahnruf an viele Katholiken von Johannes Haw, Direktor. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Ein Hilfs- und Trostbüchlein; aber noch mehr: ein starker Stab und Stütze in ernsten Seelenangelegenheiten. Ein Auferstehungsbüchlein!
Pater Dom. S.

Der schwarze Rekrut. 2. Aufl. Reich illustriert. 160 S., karton. RM 1.60. Johannes-Verlag, Leutesdorf a. Rh.

Das Büchlein führt uns in eine Zeit, in der man für das katholische Priestertum wenig Verständnis hatte. Es ist ganz köstlich in seiner Art. Gott Dank, daß solche Zeiten vorbei sind. P. D.

Für Dich! Ernste Fragen an Alle in der neuen Zeit von Monsign. P. Weber, Domvikar, Geistl. Rat, Trier. Preis das Stück 10 ₰, 100 Stück RM 8.—, 1000 Stück RM 60.—. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Das Schriftchen wendet sich in herzlicher Sprache, Richtung und Lebensziel zeigend, ernst mahnend und belehrend, an die heutige Jugend und eignet sich besonders zur Verbreitung in Jugendvereinigungen.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Glänzend begutachtete Neuerscheinung!

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay

96 Seiten, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang

Preis: RM. 2.—

Ein Buch für Priester!

Rhapsodien vom Priesterleben

Von Wenzel Kalous, C. Ss. R.

288 Seiten, 8° Format, RM. 4.—

Bruder Jordan Mai

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund

20 Seiten broschiert Preis 15 Pfennig

bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig

Die Mariannhiller Mission

Ein Büchlein über Missionspflicht und Missionsberuf

64 Seiten, reicher Bilderschmuck, Preis RM. 0.50

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten, Preis reduziert RM. 2.60

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 6 Juni 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Laienbruder-Missionare

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pfluge oder der Werkstätte zum Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließ Dein Herz nicht dem sanften Ruf und Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf weiter ausbilden und verwenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der Glaubensverbreitung in unseren Missionen. Willkommen sind alle Berufsarten! Bete viel zum Heiligen Geiste und zum hl. Joseph um Erleuchtung und Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme an den

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayr.-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heidenkinder

(Ein Wort zur Aufklärung)

Es ist im katholischen Volke ein alter Gebrauch, zum Loskauf eines Heidenkindes 21 Mark zu geben. Dieser Gebrauch leitet sich noch aus jenen Zeiten her, da der Missionar wirklich auf dem Sklavenmarkt für dieses Geld Kinder loskaufen konnte und dieselben dann zu sich auf die Missionsstation nahm. Doch heutzutage ist der Sklavenhandel zum größten Teil erloschen. Wenn darum heutzutage 21 Mark für ein Heidenkind gegeben werden, so meint man damit, es solle dadurch die Möglichkeit geschaffen werden, einem Heidenkinde nach der hl. Taufe eine christliche Erziehung geben zu können, damit es so aus den Sklavenketten Satans befreit werde. Es ist nun ohne weiteres jedermann verständlich, daß es unmöglich ist, mit dem erwähnten Betrage einem armen Heidenkinde wirklich Jahre hindurch eine christliche Erziehung und Ausbildung zu geben.

Es soll darum nochmals eine Erklärung gegeben werden, wie diese Heidenkindgabe eigentlich jetzt zu verstehen ist: Der Spender will mit dieser Gabe von 21 Mark nur einen Beitrag liefern, damit ein Heidenkind getauft und christlich erzogen werde. Von der Mission aus wird nun der Betrag verschiedener Wohltäter zusammengelegt, bis er hinreichend ist, einem Heidenkinde eine christliche Erziehung zu geben. Nun wünschen manche Wohltäter auch, daß das Kind einen bestimmten Namen erhalte. Da wird es nun so gehalten: Wenn z. B. mehrere Wohltäter wünschen, daß ein Kind den Namen Maria oder Joseph erhalte, so werden die Gaben dieser Wohltäter, und zwar so viele als notwendig sind, zur christlichen Erziehung eines Heidenkindes zusammengelegt und wird dann ein Mädchen auf den Namen Maria oder ein Knabe auf den Namen Joseph getauft und werden diese dann einer christlichen Erziehung teilhaftig. Die Spender der Gaben sind dann die speziellen Wohltäter dieses Kindes und von ihnen gilt dann das Wort Christi: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf."

Mariannhiller Mission

Ordensnachrichten

Den Missionaren von Mariannhill stehen in treuer Hilfe die **Missionsschwestern vom Kostbaren Blute** zur Seite. Seit 1885 ist diese von P. Abt Franz gestiftete Missionsschwesternkongregation in Natal und dem übrigen Afrika tätig. Um ihren Bestand zu sichern, gründeten diese Schwestern ebenfalls Bildungshäuser in Europa. Das Mutterhaus befindet sich in Holland: Heilig Blut, Aarle-Rixtel, Post Beek en Donk bei Helmond, Holland. Postulat und Missionsschule befindet sich im Missionshause von der hl. Familie in Neuenbeken bei Paderborn, Westfalen. Nach einer Kandidatur von 3—4 Monaten beginnt das Postulat, dem sich das ein Jahr lang dauernde Noviziat anschließt. Nach dreijähriger zeitlicher Profeß werden die ewigen Gelübde abgelegt.

Aufnahme finden gesunde, unbescholtene **Jungfrauen** im **Alter** von 18 bis 30 Jahren. Genauere Angaben über Vorbildung, Zeugnisse, Mittel zum Eintritt erhält man vom Missionskloster Heilig Blut oder vom Missionshaus Neuenbeken. Auch die Redaktion des Vergißmeinnichts beantwortet gerne an sie gestellte Fragen betreff. der Missionskongregation.

Kandidatinnen, die sich besonders dem **Lehrfach** in den Missionen zuwenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

möchten finden bereits Aufnahme vom 14.—19. Jahre an. Junge Töchter bis 22 Jahre mit entsprechender Vorbildung können ebenfalls für das Lehrfach vorbereitet werden. Der Pensionspreis für Missionsschülerinnen beträgt 30 Mark monatlich. Unbemittelte, talentierte Mädchen können Ermäßigung erhalten. Näheres ebenfalls vom Missionshaus der hl. Familie, Neuenbeken, zu erfahren und durch die Redaktion des Vergißmeinnichts.

Mögen sich recht viele Mädchen dem edlen Werke der Nächstenliebe, der Heidenmission widmen und dem Zuge der Gnade Folge leisten.

Aus Welt und Kirche

29. Intern. Euchar. Kongreß Sydney 5.—9. September 1928

Gebet um guten Erfolg des Kongresses

O Jesus, der du wahrhaftig, wirklich und wesentlich gegenwärtig bist im hlgst. Sakrament, um als Nahrung unserer Seelen zu dienen: würdige dich, das Werk der internationalen eucharistischen Kongresse zu segnen und alle eucharistischen Kongresse und Zusammenkünfte, die in Vereinigung mit ihm abgehalten werden, und besonders den nächsten Kongreß mit einem vollen Erfolg zu krönen.

Heiligstes Herz Jesu, segne den Kongreß!

Heiliger Paskal Baylon, bitte für uns!

300 Tage Ablaß jedesmal; vollkomm. Ablaß einmal im Monat, wenn das Gebet täglich verrichtet wurde. (11. März 1924.)

Ablässe

gewährt von Papst Pius XI. (7. März 1924)

1. Alle Gläubigen der ganzen Welt, die wenigstens mit Geist und Herz am Kongreß sich beteiligen, gewinnen:

a) einen vollkommenen Ablaß, wenn sie während des Kongresses, d. h. in der Zeit vom ersten bis zum letzten Tag einschließlich, beichten und kommunizieren und eine Kirche oder öffentliche Kapelle andächtig besuchen und für den glücklichen Verlauf des Kongresses beten;

b) einen Ablaß von 300 Tagen, so oft sie in dieser Meinung beten oder ein gutes Werk verrichten oder ein Almosen spenden — selbst wenn der Kongreß bereits beendet ist.

2. Die eigentlichen Kongreßteilnehmer gewinnen:

a) einen vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen;

b) einen vollkommenen Ablaß, wenn sie der feierlichen Votivmesse zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes beiwohnen und dabei den päpstlichen Segen empfangen;

c) einen vollkommenen Ablaß, wenn sie mit Andacht der Schlußfeier beiwohnen;

d) einen vollkommenen Ablaß, wenn sie am Schluß des Kongresses mit Andacht den päpstlichen Segen empfangen;

e) einen Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen, wenn sie während des Kongresses am Kongreßort vor dem ausgesetzten Allerheiligsten beten, den öffentlichen Gebeten beiwohnen, an einer der Versammlungen teilnehmen.

Mexiko. Die Sodalenmarthyrer von Leon. Durch unerschrockene Verteidigung des Glaubens zeichnen sich besonders die den Marianischen Kongregationen angehörenden jungen Leute aus. Ihr Heldenmut ist ein leuchtender Beweis dafür, daß die Sodalitäten, die Marianischen Männerkongregationen eine Schule der Willensertüchtigung sind, daß das Banner der reinsten Jungfrau und Mutter Helden des Lebens bildet, die als Führer das heilige Feuer religiöser und sittlicher Erneuerung in weite Volkskreise zu tragen berufen sind, Helden des Todes auch, denen kein irdisches Band stärker dünkt, als der Bund mit Gott. Möchten die Marthyrersodalen von Mexiko durch ihr Beispiel wie durch ihr Gebet am Throne Gottes recht viele junge Männer, auch in Deutschland, den Männerkongregationen zuführen!

Es war am 3. Januar 1927, als in Leon, einer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern im Nordosten Mexikos, vier Sodalen für Christus in den Tod gingen. Sie entstammten alle vornehmen und gut katholischen Familien und waren selbst sehr eifrige Christen und Sodalen. Es sind:

1. Nikolaus Navarro, 20 Jahre alt, verheiratet, Vater eines Söhnchens.

2. Ezechiel Gomez, 17 Jahre alt.

3. Joseph Valencia Gallardo, 17 Jahre alt, Redakteur, Präfekt der Marianischen Kongregation und Instruktor der Vereinigung der katholischen Jugend Mexikos.

4. Salvator Vargas, 20 Jahre alt, Sekretär der Kongregation.

Ihr Präses, P. Philipp Ares S. J., berichtet über sie u. a.:

Die jungen Leute wurden wegen ihrer unerschrockenen Verteidigung der katholischen Sache von den Callesleuten zwei Tage lang gesucht und konnten sich so auf ihren glorreichen Tod vorbereiten. Am dritten in der Frühe wurden sie verraten und gefangen genommen. Kurz vorher hatten sie noch ihren Heiland im Tabernakel besucht, den sie am Vortage mit solcher Andacht empfingen, daß alle Anwesenden voll Bewunderung und tief ergriffen waren. Einer der Sodalen sprach beim Abschied zu seiner Mutter:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 6 Juni 1928 46. Jahrgang

Zum heiligsten Herzen

Es schlägt ein Herz so liebeheiß,
Wie keines je geschlagen,
Ein Herz, der Schöpfung höchster Preis,
Ein Trost in trüben Tagen;

Es litt für uns und gab sein Blut
In übergroßen Peinen
Und will in seiner Liebesglut
Uns all in sich vereinen.

Das ist des Heilands göttlich Herz,
Das einst für uns gebrochen,
Nach Angsten, Qualen, Not und Schmerz
Für uns am Kreuz durchstochen.

Da es durchbohrt, in Gnaden quoll
Ein Strom aus heil'ger Wunde!
Daß alles was da sündenvoll
In Christi Lieb' gesunde.

Im Tabernakel still es glüht
Ein Trostquell all den Seinen,
Für alle, welche krank und müd
Ihm ihren Kummer weinen. —

O führ' uns, Jesus, die wir dein,
Mild deines Heiles Pfade!
O, preiset alle, Groß und Klein
Dies Herz voll Lieb' und Gnade.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Es ist gewiß ein bedauerliches Zeichen von Leichtgläubigkeit; aber gäbe es nicht auch genug Europäer, welche sich solcher Mühen unterzögen; wenn es gälte, Gottes Absichten kennen zu lernen. Man vergleiche nur den modernen Großstadtaberglauben da wo der wahre Glaube abgenommen. Aber diese Aufmerksamkeit der Eingeborenen jenen geistigen Gewalten gegenüber ist mehr als gewöhnlicher Aberglauben und erstreckt sich auf ungewöhnliche Ereignisse im täglichen Leben. Diese „Kräfte" kontrollieren im gewissen Grade die Ernte und die Elemente. Ein eingeborener Häuptling brachte eine Klage gegen einen jungen Mann von der Mission vor, da derselbe Äste von einem Baume, der dem Regengotte geweiht war, abgehauen hatte. Der Regengott sei nun erzürnt und bedrohe den Häuptling mit Heimsuchungen. Die Opfer bei Verlobung oder Hochzeit, in Zeiten von Krankheit usw. zeigen gleichfalls, wie enge im Denken und Fühlen des Heiden die Kräfte der geistigen Welt mit den menschlichen Ereignissen verbunden sind. Die Glaubensanschauungen, die einen so wichtigen Platz im täglichen Leben einnehmen, bilden gleichsam ein Netz, mit dem das Leben des Eingeborenen verwoben ist.

Uganda ist das Land des Klan-Systems, der Stämme, welches auch von der Zivilisation nicht gestört werden konnte. Die bindende Kraft eines solchen Systems hängt großenteils ab vom religiösen Glauben an Totems. Ein „Totem" ist ein heraldischer Gegenstand — ein Vogel, Tier, Reptil, Fisch, Insekt, Pflanze — verbunden auf irgendeine Weise mit dem Gründer des Stammes. (Stamm-Wappen?!) Ein jeder Stamm verehrt in besonderer Weise ein Totem, sodaß die Mitglieder desselben dieses mit Wissen und Willen weder zerstören noch verzehren. Fast in derselben Weise haben die Stämme oft ihre besonderen „Tabus." Das Wort „Tabu" bedeutet: das was ein Mensch nicht anrühren darf, weil es mit der Gottheit verbunden ist. Tabus haben ihren Wert in der Selbstdisziplin, welche sie beanspruchen und Totems sind unzweifelhaft ein Faktor in der sozialen Entwicklung. (Dr. Nassau). Bei den Zulus ist das Tabu-Wesen durch das Uku-hlonpia = mit Ehrfurcht behandeln, vertreten; welches einen breiten Raum im Volks-, Stammes- und Familienleben einnimmt.

Den Glaubensanschauungen und den Gebräuchen des Heidentums werden wir viel eher gerecht, wenn wir uns in sein Gebiet begeben. Wandern wir auf die Hochländer von Ost-Afrika, blicken wir von der Veranda einer Missionsstation hinaus — dorthin wo der Gott, der Akikuyu, wohnt. Dreißig Meilen gen Norden brechen die dunklen Massen des Kenya aus dem Dunstkreise hervor und machen die Berge und Hügelrücken, worauf die Leute wohnen — zu Zwergen. Der Nachbar

des 5000 m hohen Kenya ist der Kilimandscharo mit seinen zwei Gipfeln, dem Kibo und Mawengi, 6100 m hoch, einstmals Riesenkrater. Eine Tagereise davon der schwarze Meru-Koloß, von dem noch stellenweise heiße Dämpfe aufsteigen, über 5000 m hoch und weit, weit im Nordosten der noch tätige Vulkan, Ruvenzori, — das sind die Wohnstätten der Götter, eine Art Olymps. Berge haben den Menschen immer imponiert, Ehrfurcht eingeflößt. Irgendwo auf dem Gipfel jener Berge wohnt der Schöpfer-Gott Akikuyu, ein höchstes, aber nebelhaftes Wesen, von dem man glaubt, daß es nicht viel aktives Interesse an seinen Geschöpfen nimmt: sehr selten im Traum oder in prophetischen Äußerungen.

Er ist nicht Gegenstand einer geregelten Verehrung; aber in Zeiten großen Unglücks und großer Drangsale wendet man sich an ihn. Not lehrt beten! Man gibt sich der vagen Hoffnung hin, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich seiner schnellen Hilfe bezw. Abhilfe zu versichern.

Solche Appelle, von Opfern begleitet, mögen wohl Lob und Preis seiner Macht in sich einschließen, mögen Entschuldigungen — flehende Bitten und Ausreden wegen früheren guten Betragens bedeuten oder die Erinnerung dem Gotte schärfen an frühere Opfer: es gibt aber kein ausdrückliches Bekenntnis von Sünde, noch einen Glauben daran, daß es leicht sei, Mitleid oder Fürsorge bei der Gottheit zu finden.

Diese gelegentliche Verehrung einer gegen die Menschen gleichgültigen Gottheit ist aber noch kein Beweis, daß der afrikanische Heide nicht religiös sei. Im Gegenteil, er ist ganz intensiv „geistig" eingestellt und da er die Erkenntnis vom wahren Gott, der über allem und alles regiert, verloren hat oder sie nur im geringsten Maße besessen, so wenden seine unbefriedigten Instinkte sich zu einer Geistesverehrung, welche eine beklagenswerte Nachahmung der wahren Religion ist.

Die Zulu nennen das höchste Wesen: Unkulunkulu, der Groß-Große, Allerhöchste; Umdali, Schöpfer; Umenzi, Bildner; Inkosi epezulu, Herr-König in der Höhe. Mitunter erhebt ein Zulu die rechte Hand (Arm) mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe zur Bezeugung der Wahrheit und sagt: „Inkosi epezulu", „der Herr in Höhe (weiß es)." Da ihm die geheimnisvollen, himmelanstrebenden Vulkan-Bergriesen fehlen, versetzt er eben den Wohnplatz dieses höchsten Wesens irgendwo in den hohen, fernen Himmelsraum. Weiter macht er sich keine Sorge, ist er doch allzuweit entfernt, ist gut und tut den Menschen nichts zuleide. Ihm werden deshalb auch keine eigentlichen Opfer dargebracht, dagegen um so mehr den amadhlozi, den entkörperten Geister der Vorahnen.

Hört ihr das tu-tu-tu der Tom-Toms ringsum auf den Kikuyuhügeln und Bergen? Einige Monate vorher hättet ihr das Trommeln vernehmen können im Dorfe drüben in stillen Mondscheinnächten, wo man sich vergnügte; aber jetzt erfüllt das unablässige Schlagen der Trommeln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die zitternde Luft. Diese Musik ist grausig und schreckenerregend in ihrer endlosen Dauer und Stärke. Es ist der Ausdruck eines eindringdringlichen Gebetes, eine wunderliche Mischung von Anrufung und Herausforderung. Darin liegt vielleicht der ganze Unterschied zwischen falscher und wahrer Religion, zwischen Glauben und Aberglauben — der Gegensatz der ausgestreckten Hand um eine Gabe zu empfangen, als wesentlich notwendig für des Menschen Wohlfahrt und der erhobene Arm um den Schlag abzuwenden, welcher der wahren Wohltat droht. (Hooper).

Die schlimmsten Tage brachte jene fürchterliche Geißel, welche Ostafrika (aber auch Südafrika) im Jahre 1918 heimsuchte — die Grippe-Epidemie, welche 155 000 Menschen hinwegraffte von einer Eingeborenenbevölkerung von weniger als 3 Millionen. Die Eingeborenen hatten weder Heil- noch Schutzmittel, womit sie der verheerenden Seuche entgegentreten können. „Ni uhoro wa Ngai!" „Es ist die Sache Gottes", war der verzweiflungsvolle Aufschrei und die war gleichbedeutend mit etwas dem Menschen Unverständlichem. Auch die Zulus sagen: „Ku indaba ka Unkulunkulu", „es ist Gottes Sache", auch „kuy 'intando yenkos' epezulu", „es ist der Wille des höchsten Herrn!" Beim Nichteintreffen der göttlichen Hilfe hat der Heide kein anderes Mittel zur Zuflucht. Die Trommeln werden gerührt um dann die bösen Geister zu vertreiben, welche an allen Übeln schuld sind.

All die mannigfachen Wechselfälle und Schicksalsschläge dieses irdischen Lebens werden solchen Triebkräften zugeschrieben. Des Eingeborenen Welt ist bevölkert von einem Heere von Geistern, die ihn beunruhigen, bedrängen, verfolgen und er weiß nie, wann und wo er der Rache eines solchen Geistes anheimfällt.

Diese beständige Furcht und das Grauen hat sich auch in die Physiognomie des Eingeborenen eingeprägt. Wie Missionäre bestätigen, blicken christgewordene Eingeborene viel ruhiger aus den Augen. Es gibt Geister in Flüssen und Seen, auf Bergen, in Felsen und Gestein, in Bäumen, in Früchten; Geister des Wetters und der Ernte, Geister der Krankheiten usw. Da sind die entkörperten Geister der verstorbenen Ahnen, Geister, welche in Tiere oder lebende Menschen eingezogen sind; und wiederum ruhelose und rastlose Geister streifen auf der Erde umher, um sich einen Wohnort zu suchen.

Der Eingeborene ist sich des Ursprunges seines Glaubens nicht bewußt, er hat darüber nicht philosophiert und wenn er eine gewisse Theorie besitzt über seine „Weltanschauung", so ist er keineswegs geneigt, sie gleich zum Gemeingut aller zu machen. Noch viel weniger ist er geneigt, jedem beliebigen Fragesteller gründlich Aufschluß zu geben. Er ist vollendeter Meister im Gebrauche ausweichender und zweideutiger Antworten um zum Verdrusse des „Forschers" ein Weiterausfragen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein Zauberer und eingeborener Doktor mit Familie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu unterbinden. So leicht sind die Schleier über die Geheimnisse der afrikanischen Heiden nicht zu lüften.

Was den Geisterkult der Zulus speziell betrifft, so sind diese wirklich nicht arm an Geistern, sowenig wie die Basuto oder Xosa. Die Zahl der Geister ist Legion. Der Hauptkult der Zulu besteht wohl in der Verehrung der Amadhlozi, die Geister der Ahnen, die das Heim immer unsicher machen. Man glaubt, daß sie gerne und häufig Wohnung nehmen in Schlangen. Den Amadhlozi werden Opfer dargebracht, je nach Vermögen der Opfernden Ochsen oder Ziegen geschlachtet und Utshwala: Eingeborenen-Bier gespendet. Bei allen wichtigeren Angelegenheiten, z. B. bei Gründung eines neuen Heims, bei Familienfestlichkeiten, bei Häuptlings- oder Stammesfesten; wenn Krankheiten und Seuchen ausbrechen, wenn es in den Krieg geht (oder ging), wenn der Zauberer „ausriechen" will wird den Amadhlozi geopfert, um sie günstig und huldvoll zu stimmen. Dabei wird aber das Opferfleisch und Opferbier, das vom Umgoma bzw. isangoma = heidnischer Kultdiener, Zauberdoktor und Wahrsager in einer Person, geschlachtet und zum Opfer geweiht wurde von den Anwesenden bzw. Teilnehmern der Veranstaltung aufgezehrt und getrunken. So kommen alle auf ihre Rechnung: Umgoma, der gut bezahlt wird; die Geister, denen geopfert wird und das Volk, das sich gütlich tat an Fleisch und Bier! Was in solchen Nächten, wenn die meisten betrunken sind und die ganze ungezähmte Sinnenlust zum Durchbruch kommt, an Unsittlichkeit geschieht, ist grauenerregend. Da kommt Satan und die bösen Geister, denen doch in Wahrheit geopfert wird, auf ihre Rechnung. Herkommen und Gebräuche, Tradition, bilden einen weiteren wichtigen Teil der Glaubensanschauungen der Eingeborenen.

„Unsere Väter taten so", ist der zwingende Beweggrund des praktischen „Glaubens" unserer Schwarzen. Miß Mary Kingsley berichtet eine Heidenlegende aus Westafrika, von den Kabindas, die zweifellos Spuren von dem Unterrichte der Jesuiten, die vor 100 Jahren aus dem Kongogebiet vertrieben worden waren, an sich trägt. Die damaligen Konvertiten sind ins Heidentum zurückgefallen. Miß M. K. fügt hinzu: „Die Kabinda, die den Ursprung der Legende noch nicht ganz vergessen haben, halten fest daran, gerade wie ein Nachbarstamm das Läuten alter Glokken einhält des morgens und abends, und welche Glocken aus einer längst vergessenen Jesuitenniederlassung stammen. (Angelusläuten). Die Unklarheit der Kenntnis seines Herkommens trägt bei zu dem Glauben an die Geister. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß eine solche Religion eine besondere Klasse von Menschen ins Dasein rief, welche behaupten, eine ganz besondere Fähigkeit zu besitzen mit der Geisterwelt in Verkehr treten zu können. Ob sein Beruf nun erblich, oder durch besondere Veranlagung, oder ob dreister Schwindel das vermeintliche Patent ausstellen, ist gleich; jedenfalls nimmt der Zauber-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

doktor im Leben des afrikanischen Eingeborenen eine beachtenswerte Stellung ein. Hier gibt es bei den Zauberdoktoren keinen Unterschied zwischen der „praktischen Medizin" und ihrer Ausübung und dem Verkehr mit dem „Übersinnlichen", den Geistern. Ebenso wird Mann oder Frau dieser Kaste ihre Kenntnisse verwenden für gute und schlimme Zwecke, wofür eine entsprechende Entlohnung erwartet wird. Die Zulu klassifizieren ihre Amadhlozi-Diener folgendermaßen, wenn auch nicht erschöpfend:

inyanga; Mehrzahl: izinyaga: ein Experte in Kunstfertigkeit, Medizinkenner, Arzt, Doktor, und zwar ein geschickter.
inyanga eyokwelapa: ein in Medizinkunst Erfahrener, Arzt, Doktor.
inyanga yemiti: ein Medizinmann, Arzt, Doktor; Heilmittel, meist Pflanzenabsude, Pflanzenpulver, Fette, Öle usw.
inyanga eyokubula: ein in Schwarzkunst und Zauberei bewanderter.
inyanga eyamatambo: ein Weissager, Wahrsager; mittels Knochen (= ingoma, isangoma.)
inyanga eyokuqamba: Gesang-, Tanzlehrer, Dichter, Komponist!
inyanga yokubanda intsimbi: Meister in der Schmiedekunst.
umngoma; Mehrzahl abagoma: Wahrsager, Prophet, Priester, Opferer, Zauberer (isangoma).
isangoma: Mehrzahl izangoma: Zauberdoktor, Weissager: Männer und Frauen.
isannsi, Mehrzahl izannsi: Ausriecher, Zauberer.
umtakati, Mehrzahl abatakati: Person, die ständig im Geheimen durch Gift tötet. Sie bedient sich zu Bringern ihrer Gifte „Wildkatzen und Affen!"

Die Kunstfertigkeit dieser Zauberer besteht in dem Bannen und in der Aufsicht über die Geister, diese sind seinem Willen untertan und gehorchen seinen Befehlen. Durch Bannen in einen Gegenstand, z. B. Stock, Stein, Stück von Rinde, kann der Dienst eines Geistes einem Klienten des Zauberdoktors überbracht werden und dann wird der Geist Diener des Besitzers des Gegenstandes.

Es wäre vergebens, die Kräfte und Einflüsse, welche diese Doktoren über diese Geister zu besitzen vorgeben, genau zu bestimmen und festzustellen, in wieweit deren Erfolg von hypnothischen Einwirkungen abhängig ist, von ihrer Kenntnis physischer Reaktionen und den Eigentümlichkeiten gewisser Heilmittel, Betäubungs- und Berauschungsgiften, von Giften überhaupt, welche deren sorgfältiges gehütetes Geschäftsgeheimnis bilden; ebenso wie weit der Einfluß des Bösen geht und was auf Rechnung der Leichtgläubigkeit zu setzen ist. Interessant ist der Beweis der Praktiken dieser Zauberdoktoren, welche von Eingeborenen „Magiern" selbst erbracht wird und welche den Verlauf ihrer Magie wie folgt klassifizieren:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erstes Verfahren: Gutes mit Anrufung Gottes vollbracht. Zweites Verfahren: Böses mit Anrufung des Teufels vollbracht. Drittes Verfahren: Magische Behandlung einer Person oder eines Gliedes derselben. Viertes Verfahren: „Befohlene beauftragte" Dinge, Sachen, wie Stöcke, Dornen, Bienenwachs, harmlos in sich selbst, aber wenn „beauftragt" geeignet, irgend eine bestimmte Person zu schädigen. Interessant ist ferner die Erklärung, daß es am schwersten ist, „gute" Zauberei auszuführen, „weil es immer schwerer ist, Gutes zu tun als Böses. (C. S. Burisse).

Mit dem Vordringen der Zivilisation und der Kultur der Europäer dürfte das Zauberwesen wohl abnehmen. Die Berührung der Weißen mit den Eingeborenen wird Anlaß zum Verfall ihres sozialen Systems und zerstört viel von der Ehrfurcht gegen die Religion der Väter. Es ist ja leider wahr, daß das europäische Heidentum den Eingeborenen zwar abtrünnig von seinen Traditionen macht, ihm dafür aber nichts bietet an Autorität und ihn dafür stutzig, schwer zu behandeln, trotzig und zügellos macht. (Fortsetzung folgt.)

Rekordleistung

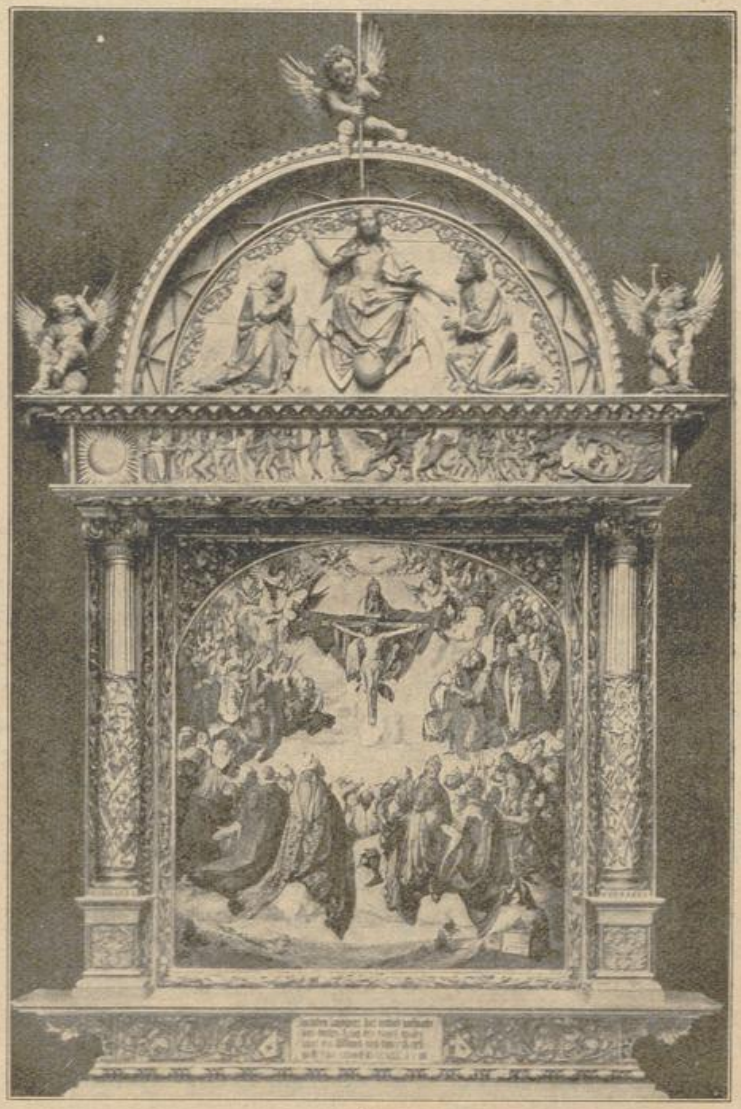
Seit Mai vorigen Jahres sind nicht weniger als 8 unglücklich verlaufene Ozeanflüge zu vermelden, denen 17 Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Welches war der Zweck dieser Flüge? Der Mensch wollte mit unzulänglichen Maschinen den Ozean bezwingen, wollte über die Meere von Land zu Land fliegen wie die Segler der Lüfte, die eilenden Wolken. Früh oder spät wird es wohl gelingen. Welcher Mut und Training, welcher Aufwand an Mitteln, welcher Ehrgeiz und Ruhmsucht: der Erste zu sein, dem es gelang!

So wurde noch kein siegreicher Feldherr gefeiert, noch genialer Staatsmann, noch Held der Nächstenliebe, wie ein solcher Rekordflieger, wie überhaupt die modernen Sportgrößen. Man betet die Gottheit Maschine an, man beugt sich vor Sr. Majestät, dem überspritzten Sportfimmel. Man errichtet Wolkenkratzer über das Maß des Vernünftigen und eine sensations- und geldhungrige Presse hetzt ihre Opfer von Erfolg zu Erfolg, bis sie irgendwo und irgendwie im Dunkel der Vergessenheit enden weil sie neuen „Schampions" das Feld räumen müssen. Und welcher Aufwand, welche Unsummen verschlingen diese Zeitkrankheiten Es ist erstaunlich und erschütternd, was aus den Menschen bzw. aus ihren Geldbeuteln herausgeholt wird und geholt werden kann. Noch erstaunlicher ist es, daß die Ausrede der Geldknappheit so selbstverständlich hingenommen wird. Da werden Steuerkämpfe ausgefochten, die breite Masse des Volkes gedrückt und anderseits das Geld in verbrecherischer Weise unter den Augen der Autorität verpulvert, verschleudert.

Rekordleistungen im Betrug, im Verbrechen, in Volksverhetzung. Rekordleistungen im Zank und Uneinigkeit; Rekordleistungen im Verfall von Sitte und Kultur! Rekordleistungen im Haß und Untergraben der Religion: dem letzten Mittel, die Menschen beieinander zu halten. Sollen denn nun nur die Kinder der Welt Rekordleistungen aufzuweisen haben? Sollen die Kinder Gottes sich nicht regen dürfen! Sollen sie keine Opfer scheuen dürfen. Spitzenleistungen zu erzielen? Sollte es nicht möglich sein doch noch etwas zu erübrigen um höhere Ziele, höhere Rekorde zu erreichen? Wahrhaftig jeder Priester, der der Kirche neu geschenkt wird, bedeutet mehr als ein Ozeanflug! Jeder Priester, der neugeweiht hinaustritt in den Kampf gegen Satans Reich und Macht, ist eine wertvolle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Errungenschaft für die Guten. Sein Gebet, sein Opfer hebt auf die Untaten, die gegen Gott geschehen. Er gibt dem wahren Gott die Ehre; er führt die fiebernde Menschheit wieder in ruhigere Bahnen. Der Priester versöhnt und überbrückt die Gegensätze, welche heute Besitzende und Enterbte trennt. Der Priester geht mit durchs Leben, gehaßt und geliebt, verfolgt und behütet, beschimpft und ge-



Anbetung der hl. Dreifaltigkeit

priesen, verflucht und gesegnet, getötet und wiedererweckt: denn letzten Endes ist die ganze Unrast der Welt, der Irrtaumel der Menschen nichts als die verzweifelte Jagd nach einem unverlierbaren Glück. Jedem Irrlicht, das Glück verheißt, jagen sie nach und werden so oft getäuscht, verkommen im Moor und Sumpf. Der Priester weist den wahren Weg und viele, viele finden ihn; wenn auch in elfter und letzter Stunde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Drum ist es ein gottgewolltes und gottgesegnetes Werk, Priester mit heranbilden zu helfen; mitzuarbeiten am Erlösungswerk im Heimatlande und im Heidenlande. Seelen retten, unsterbliche Seelen, das ist der Arbeit und des Schweißes der Edelsten wert. Das Missionswerk fördern, das ist der Befehl des göttlichen Heilandes. Möchten sich die Gutgesinnten, die Edeldenkenden, die Christusbekenner nicht beschämen lassen von den Kindern der Welt, welche für ihre Nichtigkeiten keine Opfer scheuen. Setzen wir dem Unglauben Hochburgen des Glaubens und der Frömmigkeit entgegen und solche Hochburgen sind die Missionsseminare. Helfen wir sie auszurüsten mit dem Arsenal der Wissenschaften, aber vor allem mit Mannschaften.

So ist auch das neue Mariannhiller Priesterseminar in Würzburg eine solche Hochburg, von wo aus die Streiter Christi in die Heidenlande ziehen, den gigantischen Kampf gegen das Heidentum zu führen. Möchten daher unsere Missionsgönner und Freunde auch ihnen Liebesgaben spenden nach Maß und Können wie es einst die Lieben in der Heimat den Kämpfern im Weltkriege taten. Jede, auch die geringste Gabe nimmt dankbar entgegen die Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg.

Eingeborene Schwestern in Mariannhill

Von Schwester Amata, C. P. S., Mariatrost

Eine kleine Schar Postulantinnen hatte sich vorbereitet, um am Feste Mariä Empfängnis das Kleid des hl. Franziskus zu empfangen. Auch unsere Kinder waren zum Feste eingeladen. Am Mittwoch bestiegen wir zwei Schwestern gegen 2 Uhr ein kleines Wägelchen, das uns nach Assisi bringen sollte. Heiß brannte die Sonne auf uns hernieder und am Himmel zogen Gewitterwolken her. Die Kinder waren uns schon zu Fuß vorausgeeilt. Bei einem Flüßchen, etwa eineinhalb Stunden von Maria Trost entfernt trafen wir sie, ein wenig ausruhend. Vor uns lag der große Utimbankuluberg. Hoch in die Lüfte ragte ein mächtiger Steinblock, den ich schon oft von meinem Schulzimmer aus betrachtet hatte, obgleich er mehr denn 2 Stunden von dort entfernt ist. Er heißt itshe lika Mdabe, Stein des Mdabe. Es geht die Sage, Mdabe sei vor vielen, vielen Jahren hier in der Gegend Häuptling gewesen. Nun wie alle anderen Häuptlinge war auch er Herr über das Leben der Untertanen. War einer bei ihm eines Vergehens wegen oder wohl auch gar unschuldig angeklagt, so wurde er zu diesem Stein gebracht und dort von oben herunter in die Tiefe gestürzt, wo er seinen Tod fand oder von den wilden Tieren zerrissen wurde.

Schön und malerisch sieht der Utimbankulu von weitem aus. Hie und da erheben sich zwischen den Bäumen sehr große Felsblöcke, gleich Schlössern empor, umrankt von Grün und Laubwerk. Ja, sogar auf den nackten Steinen erheben sich Bäume, die wohl in der Felsenspaltung Nahrung finden. Dieser wenig betretene Urwald bietet noch den verschiedensten Tieren Schlupfwinkel. Affen kommen in ganzen Rudeln herunter um in den Feldern Mais zu stehlen.

Vor längerer Zeit wurde noch ein dem Tiger ähnliches Tier dort angetroffen. Ameisenbären und Stachelschweine richten oft großen Schaden an. Riesenschlangen jagen nach Beute und die so gefährlichen Mambas zischen von Baum zu Baum. Besonders fürchten die Kinder diesen Wald, glauben sie doch, daß Kobolde aller Art dort hausen. Sagte mir doch kürzlich eines unserer Schulkinder, dessen Wohnung jenseits des Ntimbankulu ist, wie so gefährlich dieser Wald ist. Imfene Paviane hausen dort in Menge und auch andere böse Tiere sind dort versteckt. Sie werden von den Eigentümern gefüttert und dann nachts herumgeschickt, Unheil anzustiften. Unten am Abhang sind eine Menge Kraals. Da gibt es für den Missionar viel Arbeit. Auf der anderen Seite hat der Umzimkulu-Fluß sich einen Weg gebahnt dem Meere zu. Auch von dort zogen die Leute in Menge nach Assisi, der Einkleidung beizuwohnen.

Wir kamen gegen 6 Uhr abends dort an. Auch von Emsinsini waren Schwestern, Dominikanerinnen, mit den Schulkindern beim Fest. Schon war ein Jahr verflossen, seitdem die ersten eingeborenen Jungfrauen das Kleid des hl. Franziskus angelegt hatten. Noch hatten sie kein Skapulier. Gegen 7 Uhr abends versammelten sich 21 Novizinnen im trauten Kapellchen und erhielten aus der Hand des Hochwst. Herrn Bischofs dasselbe mit den Worten des lieben Heilandes, der gesagt: „Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht!"

Am folgenden Morgen wurden dann 5 Kandidatinnen aufgenommen. Zuerst wurde das „Veni creator" gesungen, dann knieten sie zu zweit vor den Hochwst. Herrn Bischof und baten um Aufnahme. Sie erhielten dann einen kleinen weißen Schleier, graue Mantille und eine Medaille an einem roten Bande. Darauf wurden 2 Kandidatinnen ins Postulat aufgenommen. Auch diese baten den Hochwst. Herrn Bischof um die Aufnahme in dasselbe. Alles war recht feierlich und erhebend. Die Schwester Novizenmeisterin bat dann die Mutter Aemiliana, diese beiden als ihre geistigen Kinder annehmen zu wollen. Sie knieten dann vor derselben nieder, erhoben sich und gaben sich gegenseitig den Friedenskuß. Mutter Amiliana übergab sie dann der Postulantenmeisterin.

Schon harrten die elf Glücklichen, bräutlich gekleidet in Kranz und Schleier der Stunde, wo sie das hl. Kleid anlegen sollten. Eine Menge Eingeborene waren von nah und fern herbeigeströmt, und einige Mütter der Glücklichen hatten 2, 3 oder noch mehr Tagereisen gemacht um Zeuge zu sein, wie ihre Kinder sich dem Herrn weihten. Gegen halb 9 Uhr kamen zwei Priester und Ministranten mit Kreuz, die 11 Bräute abzuholen. Auf halbem Wege kam ihnen der Hochwst. Herr Bischof mit noch drei anderen Priestern entgegen und führte sie zum festlich geschmückten Missionskirchlein, damit die ganze Volksmenge beiwohnen konnte. Da dasselbe aber viel zu klein war, hatte man einen Tisch mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Blumen und Kerzenleuchtern im hinteren Schiff desselben aufgestellt, damit die Leute draußen der hl. Messe und der Feier folgen konnten. Links und rechts knieten die Bräutchen und empfingen dann aus der Hand des Hochwst. Herrn Bischofs die hl. Kommunion. Nach der hl. Messe nahmen sie unter der Veranda ihren Platz, während der Hochwst. Herr Bischof auf der Türschwelle seinen Sitz hatte. Dann knieten die Glücklichen zu zweien vor den Hochwst. Herrn und baten einzeln laut und feierlich um das Kleid des hl. Franziskus. Nachher wurden dann die Kleider gesegnet. Nun nahm der Hochwst. Herr Bischof ihnen Kranz und Schleier fort mit den Worten: „Ziehet aus den alten Menschen" usw. und schnitt dann jeder einzelnen ein paar Haarbüschel ab und legte ihnen dann die Ordenskleider an und reichte dann den Schwesternamen gebend, ihnen das Offizium-Büchlein und eine brennende Kerze. Nach der hl. Messe war hl. Segen und weithin schallte das Te Deum.

Schon am frühen Morgen zogen Gewitter herauf. Gar mancher mußte ungewollt ein tüchtiges Schwitzbad nehmen, sowohl im kleinen Kirchlein als auch außerhalb. Wir mußten ans Heimgehen denken; den Himmel etwas bedenklich anschauend, schien es, als sollten wir nach dem Schwitzbad auch noch einen Regenguß erhalten. Zweimal wurden wir vom Gewitter überrascht. Gegen halb 7 Uhr kamen wir wieder gut in Maria Trost an, die Kinder jedoch etwas später und mit freudigem Herzen, da sie zum ersten Male einer Einkleidung beigewohnt hatten.

Katholisch-afrikanisch-sozialer Kurs in Lourdes

Von Dr. K. F. Mac Murtric

Der 6. jährliche soziale Kurs für Eingeborene wurde vom 30. Dezember bis 4. Januar einschließlich auf der Missionsstation Lourdes gehalten. An 200 Lehrer waren zugegen, manche davon Nichtkatholiken.

Jeder Tag begann mit der hl. Messe um 5.30 Uhr, wobei der Kirchenchor der Station Zululieder sang. Der Chor war wirklich gut eingeübt und sang schön und erbaulich.

Nach der hl. Messe hielt jeden Tag ein anderer Missionar die Predigt in Englisch. Dann ging alles zur Vortragshalle. Von 6.30—7 Uhr hielt Hochw. P. Bernhard Huß seinen Vortrag über Psychologie: „Die Psyche der Masse" und von 7—7.30 Uhr Hochw. P. Reginald Weinmann über „St. Franziskus als sozialer Reformator."

Nun folgte das Frühstück und darauf der Vortrag von Hochw. P. Baptist Sauter über „Die Grundsätze des Genossenschaftswesens im allgemeinen und über die kathol. afrikanische Union im besonderen." Diese Union soll alle bestehenden katholischen Eingeborenenorganisatio-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Teilnehmer am sozialen Kurs in Lourdes 1928

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen zusammenschließen (Farmer-, Lehrerverbände, Volksbanken usw.) und durch Anwendung genossenschaftlicher Methoden mit katholischen Grundsätzen den Eingeborenen helfen, einen gründlichen wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung zu nehmen.

Um 9 Uhr las Dr. Mac Murtric, der Missionsarzt der Station Mariannhill, über „Die Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen." Am Dienstag wurde statt des Morgenvortrags über diesen Gegenstand eine Abendvorlesung mit Lichtbildern gehalten.

Um 10 Uhr sprach Br. Fabian über Landwirtschaft in einem sehr lehrreichen Vortrag, ausführlich erläutert durch praktische Demonstrationen von Gartenfrüchten, landwirtschaftlichen Maschinen und ihrem Gebrauch, Bienen bei der Arbeit, Butterbereitung usw.

Um 10.45 Uhr war der zweite Vortrag von Hochw. P. Bernhard Huß, dieses Mal über „Gesetzliche Erwägungen betreffs genossenschaftlicher Verbände." Darin zeigte sich die unendliche Liebesmühe, die der Vortragende auf sich genommen hatte, um den Weg zu bahnen für die gesetzliche Anerkennung von Genossenschaften der Eingeborenen in der Zukunft. Lange, öde Parlamentsakte mußten mehrere Male durchgearbeitet und manche Reise nach Pretoria zur Besprechung mit Regierungsbeamten unternommen werden. Während die Männer diesem juristischen Vortrag beiwohnten, erhielten die weiblichen Teilnehmer einen recht nützlichen Haushaltungsunterricht von Schwester Clementia C. P. S.

Nach dem Mittagessen war um 1 Uhr die Versammlung der Farmervereine usw. An einem Tag wurde eine längere Versammlung gehalten, in der die Statuten der C. A. U. (Catholic Afrikan Union) zur Debatte standen.

Von 2—5 Uhr erhielten die Kursteilnehmer Handarbeitsunterricht in den verschiedenen Werkstätten der Station.

Um 7.30 Uhr versammelten sich wieder alle in der Halle, wo entweder für eine dramatische oder musikalische Unterhaltung gesorgt war, oder irgend eine zwanglose Diskussion stattfand. Es wurden auch Berichte vorgelesen, die die gediegenen Resultate von verschiedenen Farmer- und Sparvereinen zeigten, Vereinen, die auf genossenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut sind, wie sie in den letzten Jahren von Hochw. P. Bernhard Huß befürwortet wurden. An einem Ort hat der Farmerverein der Eingeborenen über 12000 Mark auf der Bank, und wo sonst die Leute stets gewohnt waren, Korn für ihren Unterhalt zu kaufen, produzieren sie jetzt viel mehr, als sie brauchen und sind in der Lage, einen guten Teil zu verkaufen.

Um 8.30 Uhr wurde jedesmal das Abendgebet vorgebetet von Hochw. P. Emmanuel, der während des ganzen Kurses sich als fähigen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liebenswürdigen Vorsitzenden zeigte. Der Hochwürdigste Bischof Fleischer nahm einige Tage lang am Kurse teil und sprach Worte der Ermunterung zu den Mitgliedern. 31 Mariannhiller Missionare waren mit ihrem Generalsuperior zugegen. Auch einige Benediktinerpatres und -Schwestern waren unter der Zuhörerschaft, wie auch eine große Anzahl von Schwestern vom Kostbaren Blut und Mariannhiller Missionsbrüder.

Das Gute, das durch einen solchen sozialen Kurs erreicht wird, ist wirklich unberechenbar. Es ist ein überraschendes Beispiel dafür, wie die katholische Kirche heute unter den Eingeborenen Südafrikas den Spuren ihres göttlichen Stifters folgt, der umherging Wohltaten spendend den Armen und Dürftigen und aufrichtend die Bedrückten.

Missionspost

IV.

Ein Sohn der Walliser Berge schreibt von der Missionsstation St. Joachim folgenden interessanten Brief:

. . . . Arbeit gibt es hier in Hülle und Fülle. Von protestantischen Schulen wimmelt es nur so, auf jedem Hügel sieht man eine. Zwei Kollegien und zwei große protestantische Missionsreservate sind rechts und links von mir. An der Grenze des einen aber haben wir bereits eine Tagesschule mit 70 Kindern. An der Grenze des andern haben wir eben angefangen und haben schon 30 Kinder in der Schule. In den nächsten Monaten soll dort Kirche, Schule, Schwesternhaus und Priesterwohnung erstehen. Das Gequake im Sumpf nebenan sollten Sie hören! Ich mußte schon einmal nach Umzinto zum Gericht. Aber die Schule ersteht wie sie geplant ist! Die Hälfte des Platzes ist bereits von einem Farmer erstanden, die andere Hälfte bekommen wir noch. Jeden Mittwoch gehe ich hinüber, es braucht einen scharfen Ritt von eineinhalb Stunden. Es kommen 60—80 Katholiken, Protestanten und Heiden. Dann wird im Steinbruch gearbeitet und auf dem Buckel geschleppt. Meine Schulter ist seit vier Wochen rot und grün und blau vom Steindruck. Aber dafür tun die Leute umso mehr mit, sie lassen sich nicht überbieten. Aus dem protestantischen Missionsreservat haben uns die Schwarzen wissen lassen, wir könnten nicht groß genug bauen, es würden ihrer viele kommen. Unlängst bin ich einmal dorthin gerufen worden zu einem schwerkranken Protestanten. Mit dem Allerheiligsten bin ich hingegangen. Es war der reinste Triumphzug. Was wir da bauen müssen, kostet trotz Hilfe der Schwarzen 6—8 000 Mark. Da wird natürlich gejeufzt!

Am Gründonnerstag hatte ich Erstkommunion. Ich habe herzhaft mit der Frühkommunion angefangen. Von 28 Kindern war das jüngste noch nicht 6, das älteste 9 Jahre alt. Sie haben mir alle schön die folgenden Fragen beantwortet: „Wer ist Jesus?" „Er ist Gott und unser Erlöser." „Wo ist Jesus?" „Er ist im Himmel und in der Kirche." „Wie ist er in der Kirche?" „Er ist dort unter der Gestalt des Brotes." „Ist dieses Brot dasselbe wie das Brot in der Küche?" „O nein, das ist gar kein Brot, es ist Jesus!" „Warum ist Jesus dort in der Kirche?" „Er ist dort, damit wir ihn empfangen." „Wohin geht Jesus, wenn wir ihn empfangen?" „Er kommt in unser Herz." „Wie muß unser Herz aussehen, wenn Jesus darin Einkehr halten soll?" „Es muß ganz rein sein!" „Was heißt das?" „Wenn es eine große Sünde hat, müssen wir es zuerst reinigen, so auch von den kleinen Sünden."

„Jetzt wiederholt noch einmal, was muß man tun, um Jesus gut zu empfangen?" „Wir müssen ein schönes Herz haben ohne Sünde. Wir müssen ein Herz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben, das Jesus, den lieben Heiland, sehr, sehr liebt. (Sie hätten das „kakulu" = sehr hören sollen!). Wir dürfen auch nicht das Geringste vorher essen und trinken."

Das waren die Antworten der Kinder schon nach einigen Tagen Unterricht, das Rigorosum, das sie, wie Sie sehen, falls Sie noch etwas gerettet haben vom Zulu, summa cum laude bestanden haben. Es gab dabei einige interessante Szenen. Während des Unterrichtes sagte einer der Buben, mich unterbrechend: „Baba, ich habe immer geglaubt, das weiße Ding, das der Priester da hochhebt, sei ein Switi (Süßigkeit)!"

Am Dienstag vorher nahm ich sie alle zur Beichte in mein Zimmer. Den zweitkleinsten Buben, noch nicht 7 Jahre alt, fragte ich: „Ist dein Herz auch ganz schön?" Da meinte er: „Nein, Baba, es ist noch etwas drin, das nicht ganz schön ist." „Komm, sag es mir ins Ohr!" „Baba, ich möchte lieber mit dir ins kleine Häuschen da drunten in der Kirche gehen und es dir da sagen." „Warum denn, du bist noch zu klein!" „Ja, es ist vielleicht jemand an der Tür oder im Zimmer da oder da in den andern Zimmern und der könnte es hören!"

Dann mußte ich mit ihm herumgehen und überall nachschauen. Als er sich vergewissert hatte, daß wirklich niemand da sei, setzte er sich auf mein Knie und beichtete sehr nett.

Das Schönste aber war am Ostersonntag, als der Vater und die Mutter des jüngsten Kommunikanten, den kleinen Ambros in die Mitte nehmend, zusammen kommunizierten. Dann ging der Vater mit dem Kind zur Bank zurück, setzte es darauf, kniete selber daneben nieder, zog sein Gebetbuch aus der Tasche und betete mit seinem Buben halblaut die Danksagung. Das war mein Osteralleluja!

Jetzt muß ich schließen. Es fängt an dunkel zu werden und ich muß noch mein Brevier beten . . . . ."

P. Vitalis Fuchs, R. M. M.

Urteile selbst!

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Es ist noch nicht lange her, da sah man an einem schönen Sommermorgen eine ungemein herrliche Morgenröte. Dieselbe erstreckte sich von Osten nach Westen über das ganze Firmament. Die vielen kleinen Wölkchen glänzten feuerrot als ob sie in Gold getaucht oder von Goldschaum geschlagen worden wären, mit leuchtenden Farben rot gefärbt und dann zur Schau aufgehängt, hoch oben, damit jedermann dieselben sehen, die Größe und Allmacht, die Weisheit und Güte des Schöpfers bewundern und über die Herrlichkeiten und Naturschönheiten sich freuen könne.

Zu nebenstehendem Bilde:

Vordere Reihe sitzend von links nach rechts: Pater Cyprian Ballweg, Abt Gerhard Wolpert, Pater Generalsuperior Hermann Arndt, Pater Maurus Kalus, Pater Robert Dunzenhofer.

Zweite Reihe sitzend: Pater Ludger Jasper, Pater Modestus Neu, Pater Vitalis Fuchs, Pater Reginald Weinmann, Pater Bernhard Huß, Pater Fabian Weiß, Pater Clemens Hartweg, Pater Ildefons Wohlgenannt.

Stehend: Pater Laurentius Schleißinger, Pater Sixtus Wittekind, Pater Florian Rauch, Pater Friedrich Grabner, Pater Josef Rainer, Pater Joh. Bapt. Sauter, Pater Bonaventura Feurer, Pater Emanuel Hanisch.

Oberste Reihe: Pater Ulrich Eisenbard, Pater Walter Kik, Pater Gereon Stach, Pater Chrysostomus Ruthig, Pater Alfons Kaimberger.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mariannhiller Patres beim sozialen Kurs in Lourdes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sogar die Berge, wie der Mabedchlana und der Empumulwana hatten im Morgendämmerlichte eine eigentümliche, nie gesehene Färbung. Unser nächster Nachbar, der große Hlabeniberg mit seinem fast undurchdringlichen Urwald, von dem wir nur durch den Umzimkulufluß getrennt sind, schaute zu uns Centocowern herüber wie in einem bräutlichen Festtagsgewand. Seine weiße Felskuppe, die wie eine alte Schloßruine aus dem Urwald herausragt, hatte eine magische Beleuchtung, gegen die das bengalische Feuer ein Nichts ist.

Ja, du majestätischer, stolzer Hlabeni, heute bist du schön. So gefällst du uns viel, viel besser als wenn du dein altes, ehrwürdiges Haupt mit einer Nebelkappe verhüllst, oder den Hagelwolken den Weg versperrst, sodaß dieselben zu unserer Missionsstation herüberfliegen, sich über unsern Gärten und Feldern entladen und so alles vernichten.

Wegen des seltenen, einzigartigen Naturschauspiels machten einige Brüder und Schwestern ausnahmsweise ihre Morgenbetrachtung außerhalb der Kirche. Staunend und bewundernd gingen sie langsam vor derselben auf und ab, bald mit zum Himmel erhobenen Blicken, bald auf die magisch beleuchteten Berge und Landschaft schauend und lasen und betrachteten aus dem alten, doch ewig neuen Buche der Natur, das der liebe Gott für alle Menschen aufgeschlagen hatte. Ja, heute geht die Betrachtung leicht und keine Zerstreuungen stellen sich ein.

O wenn nur ein Maler all die Herrlichkeiten des heutigen Tages mit so farbenprächtigen, leuchtenden Farben auf die Leinwand zaubern könnte! Ein solcher wäre unbestreitbar der größte Künstler der Welt.

Der alte Aufsichtsbruder der Knabenschule, ganz entzückt über das von ihm noch nie so schön gesehene, einzigartige Naturschauspiel, lief eilends zurück zur Schule. Er weckte die größeren Knaben auf, damit auch sie diese Schönheiten sehen und ihre Gedanken zum Vater alles Guten erheben möchten.

Er klatschte in die Hände, als Zeichen des Aufstehens, indem er ihnen sagte: „Beeilt euch und kommt schnell heraus auf den Hof, denn es gibt heute etwas sehr Schönes zu sehen!“ Schnell die Decke umgehängt, heraus und nach allen Himmelsrichtungen geschaut, war das Werk weniger Augenblicke. „Wir sehen nichts“, riefen alle wie aus einem Munde. „Seht ihr denn nicht die herrliche Morgenröte? Schaut doch, wie der liebe Gott uns heute seine Allmacht und Güte in seinen Werken im schönsten Lichte zeigt. Der Himmel und die Erde sind ja großartig geschmückt. Versteht ihr jetzt was ich meine als ich sagte: Es gibt was Schönes zu sehen?“

Der Bruder erwartete nach Zulusitte einen Ausruf der Freude und der Verwunderung. Jedoch ganz eigenartig blickten die Knaben ihn an und sagten: „Du spielst mit uns. Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr, die eine Morgenröte zum erstenmale sehen. Eine solche sahen wir häufig, als wir zu Hause die Ziegen und das Vieh hüten mußten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir schauten auch wie du nach allen Himmelsrichtungen. Wir schauten gegen Sonnenaufgang und erwarteten auf der Straße nach dem Mond eine Herde schönes Vieh herunter kommen nach Centocow zu und nun — erinnerst du uns in aller Frühe schon an den Tod."

„Aber Kinder", sagte der Bruder, „ich wollte euch doch eine große Freude machen. Ich wollte euch aufmerksam machen und euch zeigen, wie schön der liebe Gott die Welt gemacht hat. Ich wollte nicht nur euch, sondern auch mich daran erinnern, um wieviel schöner erst der Himmel sein mag für diejenigen, die an Gott glauben, auf ihn hoffen, ihn lieben und seine Gebote treu halten."

„Ja, das meinst du, jedoch wir wissen, was diese Stille in der Natur und was diese schauerliche Röte am Firmament für eine Bedeutung hat, und, o wehe uns! Wir wissen auch, was uns die nächste Zukunft bringen wird." „Nun, was wird sie bringen?" „Blut, Blut, sehr viel Blutvergießen bringt sie."

Nachdenklich und um eine Erfahrung reicher ging der Bruder in die Kirche zur ersten hl. Messe.

Gibt es auch Europäer oder Gebildete, die auf gleicher Stufe stehen wie diese Zuluknaben, die die Schönheiten der Natur auch so mit blöden Augen anschauen wie sie? Ihr werdet vielleicht denken, nein, solche Europäer gibt es nicht. Nun, das ist zu bezweifeln. Hören wir nun Folgendes aus dem Leben:

Einige Wochen nach dem oben Erzählten kam ein Herr in Begleitung von zwei Damen hierher nach Centocow auf Besuch. Die Besucher wollten die neue Kirche, die Werkstätten, die Obstbaumschulen und ganz besonders die Handarbeiten der Schulkinder sehen. Der Bruder Fremdenführer zeigte ihnen bereitwillig all das Gewünschte. Laßt uns die kleine Gesellschaft im Geiste begleiten und der Führer soll erzählen von dem, was er sah und hörte.

Der Herr, ein bekannter Farmer vom nahen Städtchen Cociphton brachte die Damen mit seinem Motorwagen hierher. Die ältere der beiden Ladies war die Frau eines protestantischen Missionars. Sie war eine tiefgläubige, feingebildete Person und einfach gekleidet. Die jüngere war die Frau eines sehr reichen Farmers von Transvaal. Sie war ungläubig wie ihr Mann und wie die Familie, aus der sie stammte. Nie in ihrem Leben hatte sie gearbeitet und war nach der neuesten „Londoner Mode" gekleidet. Mit kurzen Worten, sie war eine stolze Weltdame und eine Neuheidin.

In der Schreinerei, Schmiede und Korbflechterei waren beide Damen voll des Lobes über die nützlichen Arbeiten, die die Schulkinder machten und jede von ihnen kaufte einige Handkörbchen, von geschälten Weiden geflochten. In der Mädchenschule zeigte ihnen die Schwester Lehrerin die kunstvoll geflochtenen Matten aus Binsen, die Häckel- und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

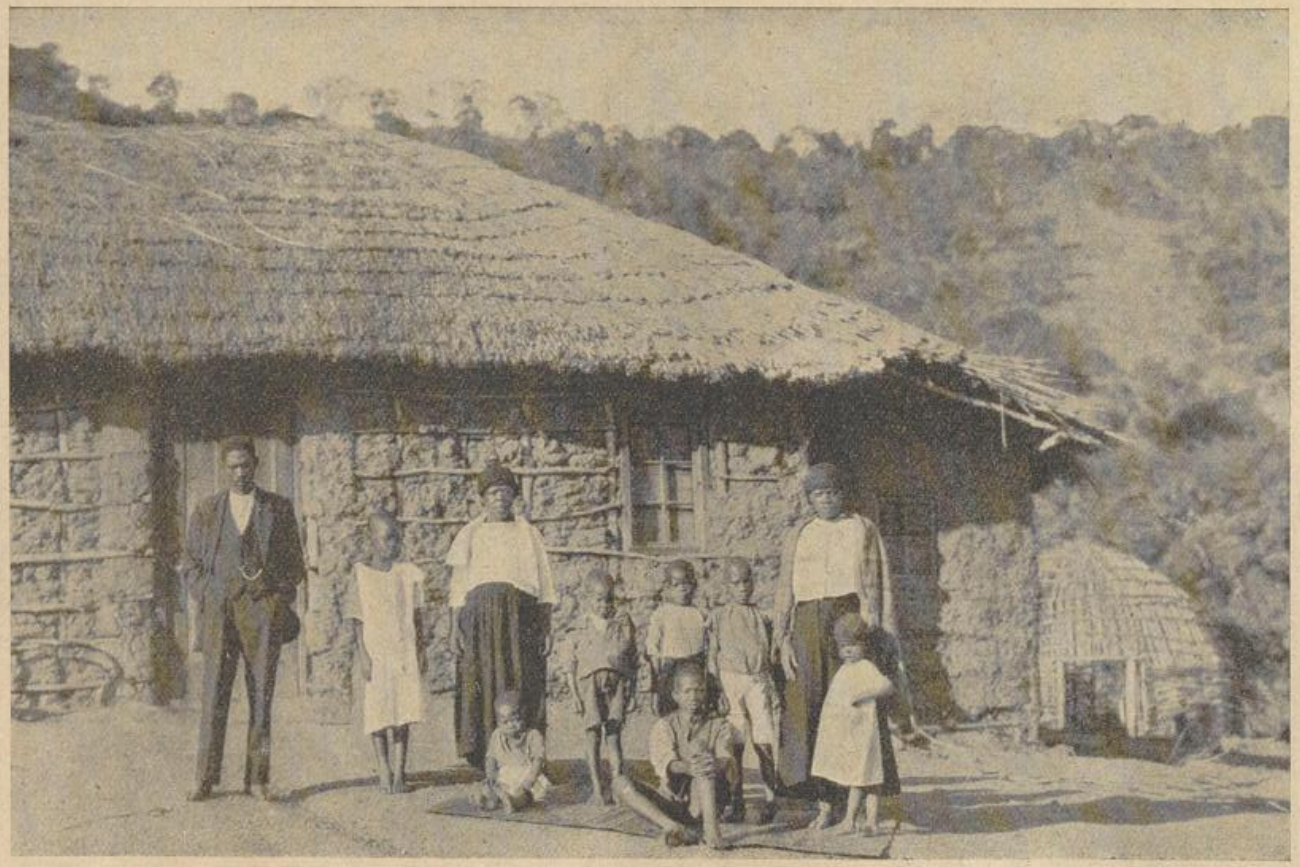
Näharbeiten der Mädchen. Die Pastorsfrau war ganz entzückt über die feine, saubere Ausführung der verschiedenen Artikel und kaufte ein ganzes Dutzend von den kleinen, zierlich geflochtenen Matten und Handtaschen, um dieselben nach London zur Ausstellung zu schicken.

Die jüngere Dame langweilte sich, betrachtete die Wandkarten im Klassenzimmer und fragte schließlich die Schwester in sehr höflichem Tone: „Wäre es nicht besser, die Mädchen würden auf dem Felde jäten oder irgend eine grobe Arbeit tun als diese feine Sachen machen?" Die Schwester erklärte der Dame ebenso höflich und taktvoll, wie alle Handarbeiten, die da vor ihr liegen, von der Regierung vorgeschrieben sind, und wie eine staatlich geprüfte Industrielehrerin jedes Jahr vor Schulschluß alle Arbeiten der Kinder examiniert und die Noten dafür austeilt.

Von der Schule gingen wir zur neuen Kirche. Dieselbe ist umgeben von einem Blumengärtchen, das mit Drahtgeflecht umgeben ist. Auf der Ostseite ist ein Stand mit allen möglichen Topfblumen und Blattpflanzen. In der Kirche mußte die ältere Dame dann der jüngeren alles, aber auch alles erklären. Der Zweck und die Bedeutung der Altäre, des ewigen Lichtes, des Taufsteines, der Beichtstühle, der Kanzel . . . jedoch verständnislos betrachtete diese alles, was sie sah, und schüttelte nur ab und zu den Kopf, der mit dem Strohhute bedeckt und dieser mit einem Kranz künstlicher Rosen umwunden war. Die Protestantin benahm sich sehr ehrfurchtsvoll im Gotteshause. Sie machte vor dem Allerheiligsten eine Kniebeugung bis auf den Boden, wie sie ein Katholik auch nicht besser machen könnte. Die andere Dame — sie ist, wie bereits erwähnt, noch Heidin, da sie nicht getauft ist — schaute umher, als ob die Kirche ein Theatersaal wäre.

Nachdem wir die Kirche verlassen hatten, zeigte sich so recht das tieffromme Gemüt der älteren Dame, indem sie sagte: „O hätten wir doch auch Altäre wie ihr Katholiken! Wie gerne würde ich sie schmücken mit den schönsten Blumen. Ich beneide fast die Schwester Sakristanin um ihre Arbeit und um die vielen, zarten Blumen hier im Gärtchen." Auf ihre Bitte erhielt sie zwei Töpfe mit blauen und roten Primeln und einen mit Begonia-Rex. Ferner sagte sie: „Wo immer sich Gelegenheit biete, eine katholische Kirche oder Kapelle zu besuchen, so benütze sie dieselbe."

Doch hören wir auch, wie die jüngere Dame für Eindrücke empfing von all dem Schönen, das sie gesehen hatte. Verständnislos, fast geringschätzig, horchte diese auf die begeisterten Äußerungen ihrer Freundin und in nichtigtuender, überlegter Weise sagte sie mit ihren dünnen, näselnden Stimmchen ungefähr folgendes: „Die hohe, geräumige Kirche gäbe eine ausgezeichnete Scheune. Eine schöne, fette Kuh anzusehen wäre ihr lieber als all der vielen unnötigen und wertlosen Kram, der in dem Gotteshause sei. Hätte die Schwester in das Gärtchen und in die



Christliche Familie vor ihrem Heim

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Töpfe saftiges, nahrhaftes Gras gepflanzt, so wäre das von mehr Nutzen als dieses blühende Unkraut, das überdies viel Pflege brauchte und somit Zeitverschwendung sei."

Worin besteht da der Unterschied zwischen dem Schönheitssinn der ungebildeten Heidenbuben und dem der hochzivilisierten, feinen Weltdame? Beide Teile schauten die herrlichen Gaben Gottes an mit den Augen eines vernunftlosen Tieres, das sich nur freut über kräftiges, reichliches Futter. Etwas Höheres gibt es für ein Tier nicht und es braucht auch nicht mehr. Dafür ist es eben ein vernunftloses Geschöpf.

Die Ursache der Gleichgültigkeit der Knaben an den Wunderwerken Gottes war: Unwissenheit und Aberglauben; die der Dame war auch Unwissenheit und religionslose Erziehung. Beide Teile waren aber Heiden wie ihre Eltern. Kann man sie darum entschuldigen? Oder sind sie zu bemitleiden?

Bilder aus dem Leben unter den Schwarzen

Von P. Kammerlechner, R. M. M.

II. Unsere Schwarzen und ihr Speisezettel

Es ist ganz natürlich, daß bei einem jeden Menschen das Essen eine große Rolle spielt. Es ist das herausgewachsen aus dem Willen des Schöpfers, der in die Natur den Selbsterhaltungstrieb hineingelegt, der einen jeden Menschen dazu antreibt, seinem Körper die nötigen Nährstoffe zuzuführen. Doch so verschieden die Völker, so verschieden auch der Speisezettel. Ja schon jede Gegend hat auch in dieser Beziehung ihre Eigenart. So liebt der Bayer seine Knödel, der Schwabe seine Kässpatzen, der Norddeutsche seine Kartoffelpuffer und ein jeder wird dabei dick und fühlt sich gesund und munter, darum wollen wir auch keinem betreff seiner Geschmackrichtung einen Vorwurf machen, dient doch ein jeder, der eine mit seinen Knödeln, der andere mit seinen Kässpatzen und der andere mit seinen Kartoffelpuffern dem großen Gesetz der Natur, sein Leben zu erhalten, solange es seinem Herrgott gefällt. Das sollst du auch bedenken, wenn ich dir nun einiges erzähle über den Speisezettel unserer Schwarzen. Allerdings wenn du leicht zum Ekel gereizt wirst, dann wird es schon besser sein diese Zeilen nicht unmittelbar vor der Mahlzeit zu lesen und in deinem Gemüte zu erwägen.

Jedes Volk kennt nun eine Hauptspeise, die von allen gegessen wird und die wohl dem Körper einen großen Teil der Nährstoffe zuführt. So haben wir in Europa das Brot. Jeder Mensch ißt es, bei jeder Mahlzeit kommt es auf den Tisch und immer wieder schmeckt es gut. Drum beten wir auch „gib uns heute unser tägliches Brot." So haben unsere Schwarzen als Hauptnahrung ihren „zadza", das ist ein ganz ganz fest gekochter Brei aus Maismuß oder aus ihrem einheimischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kornmehl. Der „zadza" ist nun ihre Hauptnahrung und bildet auch den Hauptbestandteil einer jeden Mahlzeit. Doch ißt der Schwarze den „zadza" nicht allein, sondern er muß immer dazu auch eine Zuspeise haben, das sogenannte „muriwa." Erst beim „muriwa" beginnt der eigentliche Speisezettel unserer Schwarzen.

Sonderbar, daß die Menschen im Grunde genommen so ziemlich gleich sind, ob sie nun eine schwarze oder weiße Hautfarbe haben. So lieben auch unsere Schwarzen in erster Linie als Zuspeise „nyama" = „Fleisch." Wie es nun auch in Europa eine ganze Menge der verschiedensten Fleischspeisen gibt, so ist auch das „nyama" unserer Schwarzen im allgemeinen sehr reichhaltig. Wenn es nur Fleisch ist, es geht nicht so genau, er frägt nicht viel nach dem „Woher." Nur das Affenfleisch ißt er nur im äußersten Notfall. Dadurch gibt er seine Verachtung diesen Tieren gegenüber kund; denn die Affen sind seine Hauptfeinde, die ihm viel zu schaffen machen auf seinen Feldern. Drum verprügeln sie auch selbst einen toten Affen noch, damit er es sich endlich gemerkt sein läßt, daß man nicht stehlen darf. So strafen sie auch sogar noch sein Fleisch mit Verachtung.

Ziegen-, Ochsen-, Schweine-, Hühner-Fleisch wandert auch in des Schwarzen Küche, genau so wie in Europa. Ein in Europa aber nicht bekannter Leckerbissen sind die Mäuse. So haben hier zu Lande die Katzen nur das Rattenfangen als ihre Aufgabe zugewiesen. Ja eine gebratene Maus ist etwas derartig Feines — ein Bub auf der Station meinte einmal gegenüber der Schwester, ob er nicht wenigstens — es war eben Freitag — die Schwänzchen essen dürfte? Man möchte doch auch meinen, die kath. Kirche hätte das Fastengebot etwas genauer festsetzen können und nicht einfach zwischen kaltblütigen und warmblütigen Tieren unterscheiden können, sodaß doch wenigstens Mausschwänzchen erlaubt wären.

Ja wie hoch so eine Maus in Ehren steht beweist die Tatsache, daß auf diesem Gebiet nach Eingeborenengebrauch der Bursche sich als Kavalier zu zeigen hat. Fängt er eine Maus und kommt gerade ein Mädchen dazu, so bekommt dieses den Fang zum Geschenk. Der Eingeborene geht mit dem Fleisch sehr sparsam um, alles wird gegessen, nichts weggeworfen. Die Eingeweide werden natürlich auch als „nyama" hochgeschätzt. Doch gibt er sich nicht so viel Mühe mit der Zubereitung, wie das in Europa zu geschehen pflegt, wenn man überhaupt diese Teile verwendet und nicht wegwirft. Das Gedärme wird einfach ausgestreift und dann ohne es lange zu waschen gekocht und dient als ausgezeichnetes „muriwa." Wenn nun dabei auch nicht der ganze Inhalt aus den Gedärmen entfernt werden kann, was tut das zur Sache. Er hat dann eben gleich etwas Gemüse zum Fleisch und zudem ist es sehr leicht verdaulich, da es schon einmal durch einen Magen gewandert.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun eigentlich ist das gar nichts so besonderes; denn auch in Europa ißt die feine Welt ihre Schnepfenbrötchen. Ein gar großer Leckerbissen sind dann auch die Heuschrecken. Doch ißt der Eingeborene nicht alle Arten die hier vorkommen, sondern nur die edleren. Ich verweise hierin nur auf den Artikel von Hochw. P. Ign. Arnotz, März 1926: „Allerlei aus Rhodesia." Als ich in Rusapi, der Bahnstation von Triashill ankam und von da meiner neuen Heimat zufuhr, sah ich einige Schwarze, die auf einer Wiese an einem Bach entlang von einer Art Gras irgend etwas abpflückten und dann in den Mund steckten. Auf meine diesbezügliche Frage, was das für Beeren seien, die diese da eben essen, meinte der Bruder: „Die sammeln Raupen." Ja man kann das schon verstehen, daß das eine sehr fette, saftige Zuspeise geben muß. Darum züchten manche gleichsam diese Art Edelraupen, sie pflanzen in der Nähe ihres Kraals solche Bäume auf denen diese Raupen leben, wie man auch der Seidenraupen wegen Maulbeerbäume pflanzt und sammeln dann von ihren Bäumen Raupen, wie man in Europa Äpfel und Birnen sammelt.

Auch die Heuschrecken und Raupen hat nun das kirchliche Fastengebot nicht berücksichtigt und es ist die Frage „Raupen und Heuschrecken Fastenspeise oder nicht" eine schöne Preisaufgabe für einen Gelehrten in der Theologie. Gibt es in einer Gegend Fische, so bereichern auch diese den Speisezettel. Nur ist der Eingeborene viel praktischer veranlagt als der Europäer. Warum denn lange die Fische ausnehmen? Wie sie sind so werden sie gebraten und gegessen. Es ist doch auch zu dumm, in Europa nimmt man die Tiere aus um sie dann irgendwie wieder zu füllen. Die Natur hat doch den Fisch gefüllt mit lauter Sachen, die der Magen verdauen kann, also ißt er — besonders wenn sie klein sind — nur gefüllte Fische. Aber der Europäer, der protzig seine Austern hinunterschluckt hat wohl keinen Grund, auf unseren biederen Schwarzen einen Stein zu werfen.

Als ich kürzlich auf einer Außenstation übernachten mußte, da der Weg zu weit war, um erst am Morgen hinzufahren, war ich selbst Zeuge, wie gut so ein „muriwa" munden kann. Ich saß im Kraal auf einer Trommel und weinte unfreiwillig Tränen, da ich den Rauch vom Feuer nicht mehr gewohnt war — denn das Feldleben als Frontsoldat liegt schon zu weit zurück, da war ich so etwas allerdings gewohnt. Die beiden Mädchen, die die Sachen für die hl. Messe und mein Essen auf die Station getragen hatten, saßen neben mir am Boden und hielten gerade Abendmahlzeit. Zuletzt stellte die Besitzerin des Kraals noch einen Topf mit besonders feinem „muriwa" an das Feuer; denn gar bald fing es im Topf zu brodeln an. Ich konnte zwar nicht recht unterscheiden, was es war, aber es mußte dem Ton nach etwas recht fettes sein. Es waren so sonderbare Dinge, die gar sehr wie Raupen aussahen. Als aber dann nach kurzer Zeit meine beiden Trägerinnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines nach dem anderen zu ihrem „zadza" verspeisten und der Ton des Kauens verriet, daß sie gar knusperig gebraten, da wäre mir bald selbst das Wasser im Munde zusammengelaufen. Aber trotzdem habe ich nicht gewagt nach Außen das Geringste davon merken zu lassen, um die Mädchen nicht in Versuchung zu führen, sich selbst Abbruch zu tun und mir etwas von ihren Leckerbissen anzubieten. Auch die fliegenden Ameisen oder Termiten oder Grillen zählen zu diesen Leckerbissen.

Außer tierischen Nahrungsmitteln genießt der Eingeborene als Zuspeise auch sehr viele Pflanzen und Wurzeln. Vieles was der Europäer als Unkraut bezeichnet gilt bei ihm als sehr gesuchtes „muriwa." Doch steht auch manches auf seinem Speisezettel, was auch der Missionar sehr gerne annimmt, wenn er in den Kraal kommt, dazu zählt in erster Linie der Maiskolben. Gekocht oder am Feuer geröstet schmeckt er ausgezeichnet und ist nach anstrengender Tour auch für einen europäischen Magen durchaus nicht zu verwerfen.

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Ein lautes Lachen füllte die Gerichtshalle; sogar die Kommissäre nickten sich schadenfroh zu, daß der Bischof von einem Kinde im Katechismus so meisterlich in die Enge getrieben wurde. Chatterton biß sich auf seine dicke Unterlippe und warf einen verlegenen Blick auf den Grafen, der sich behaglich den Bart strich und keine Miene machte, dem Manne zu Hilfe zu kommen. Nun suchte der Prälat seine Schlappe durch eine Flut von Schmähungen zu verdecken, indem er die Katholiken verkappte Wiedertäufer schalt, die jeden Eid als unerlaubt betrachteten.

Graf Derby machte diesem Zornesergusse dadurch ein Ende, daß er selbst das Verhör wieder aufnahm. Er versicherte dem Knaben, er würde ihm keine Frage über seinen Oheim mehr vorlegen, wenn er ihm verspräche, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen. Das lehnte aber John mit Entrüstung ab. Der stattliche Mann mit der schweren goldenen Kette auf dem dunkeln Sammetwamse versuchte es nun mit dem lockendsten Versprechen, das er machen konnte.

„Geh nur ein einziges Mal in die protestantische Kirche", sagte er, „und ich fordere gar nicht, daß du dem Prediger glaubest, — so will ich dich unter meine Pagen aufnehmen, und der Weg zu Ehre und Ruhm ist dir geebnet."

Das Anerbieten war in der Tat lockend; denn mit dem Grafen Derby konnten sich wenige unter den Großen Englands an Rang, Reichtum und Ansehen messen. Gespannt harrten die Zuhörer auf die Antwort des Kindes, und die verschleierte Dame faßte zitternd nach der Brüstung der Galerie. Aber John bedachte sich keinen Augenblick; seine Wünsche waren ja auch ganz andere als weltliche Ehre. „Lieber wollte ich, der katholischen Kirche treu, betteln gehen, edler Graf", sagte er, „als mit der Schuld des Abfalles beladen an Eurem erlauchten Hofe Eure Ehren teilen."

Da hielten sich die zahlreich anwesenden Katholiken nicht länger; laute Zeichen des Beifalles wurden gehört, und von der Seite her, wo die verschleierte Dame stand, rief eine Frauenstimme: „Bravo, John!" Die Stimme mußte dem Knaben wohl bekannt sein; denn er wandte sich leuchtenden Blickes der Galerie zu, und das scharfe Kinderauge hatte rasch die Mutter unter ihrer Verhüllung entdeckt. Aber nur einen Augenblick sah er die liebe Gestalt; dann trat sie mit einer leichten Handbewegung grüßend hinter eine Säule, bevor der Blick

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines Richters oder Häschers sie entdeckte.

Die Kommissäre eilten nun zum Abschlusse; denn sie fühlten, welch ungünstigen Eindruck für ihre Sache das kluge und standhafte Benehmen des Knaben auf Katholiken wie auf Protestanten ausübe. Nach kurzer Beratung verurteilten sie den Knaben wegen Halsstarrigkeit gegen die Gesetzte zur Haft in einer Strafanstalt, bis er dem protestantischen Gottesdienste beiwohnen wolle. Dann wurde John abgeführt.

Jetzt folgte ein Auftritt anderer Art. Nochmals verlas der Gerichtsschreiber den Namen Worthington, und der Großvater des Knaben, welcher eben also heldenmütig für seinen Glauben gezeugt hatte, trat oder wankte vielmehr unsichern Schrittes vor die Schranken.

Sir Richard war nach dem verhängnisvollen Besuche beim Obersheriff in der Nacht noch den weiten Weg nach Hause geritten. Kurz vor Tagesanbruch erreichte er Blainsco Hall, schloß sich sofort in sein Zimmer ein und suchte Ruhe und Schlaf auf seinem Lager. Aber umsonst; die Aufregung seines Geistes besiegte die körperliche Müdigkeit und jagte das Blut fieberisch durch seine Adern. Hundertmal sagte er sich vor: „Du hast nur deine Pflicht getan", und hundertmal strafte ihn sein eigenes Herz Lügen. Dann sah er wieder den verachtungsvollen Blick des Sheriffs, der sich wie ein kalter Stahl in seine Seele senkte, und eine Stimme in seiner Brust sagte ihm das einzige Wort: „Judas!"

Der unglückliche Greis, dessen Gewissen nach der Tat furchtbar erwachte, wälzte sich auf seinem Lager hin und her und suchte das Geschehene zu vergessen. Andere Bilder traten vor sein geistiges Auge, aber keine tröstlichen. Er sah den Sohn, den er verraten hatte, in den Händen der Häscher, und er begleitete ihn in Gedanken vor die Richter, in die Folterkammer und auf das Blutgerüst. Schaudernd wandte er sich ab und stöhnte: „Ich mußte ja, ich mußte! Sollten wir denn alle verderben?" und suchte abermals den Schlaf, der seine Lider floh.

Müde und abgehetzt erhob er sich endlich von seinem Pfühle, zog die schweren Vorhänge vom Fenster weg und schaute in den trüben Wintertag hinaus. „Weiß, weiß, alles weiß", murmelte er vor sich hin, — „und deine weißen Haare sollen dich erinnern, daß deiner Tage nicht mehr viele sein können, hat sie gesagt. Wie kalt läuft es mir durch die Glieder! Bin ich nicht krank?" Der Greis trat vor den Spiegel und starrte seine welken, von weißem Haar umrahmten Züge an. „Wie schlaff, wie aschgrau!" stammelte er und wandte entsetzt seine Augen von dem Spiegel ab. „Und hier, hier brennt es wie Feuer", seufzte er, die Hand auf seine Brust legend. „Aber es ist doch nicht Krankheit, es ist bloß — Aufregung. Ich will vergessen, was einmal geschehen mußte; dann wird es besser werden. — Nein, ich bin nicht krank!"

Und der Kranke suchte zu vergessen. Trotz des schlechten Wetters ließ er sich ein Pferd vorführen, ritt von Pachtgut zu Pachtgut in die Runde, beschaute die weiten Saatfelder, die jetzt unter der wohltätigen Schneedecke schlummerten, die gefüllten Speicher, die reichen Stallungen, das stolze Schloß und alles, was sonst sein Herz erfreute; allein jetzt fand er keinen Genuß. Heimgekehrt, eilte er von Furien getrieben von Zimmer zu Zimmer und stieß überall auf Erinnerungen an seinen Enkel, der ihn seines Grußes nicht würdig hielt, an seine Schwiegertochter, die ihn an den nahen Tod mahnte, an seinen Sohn, den er verraten hatte. Er ging in ein feuerfestes Turmgemach, wo in eisernen Truhen Gold und Silber lag; aber der rote Glanz des Metalles tat ihm wehe, und die Stimme in seiner Brust sagte: „Judas — die dreißig Silberlinge!"

Sir Richard setzte sich todmüde an das Kaminfeuer in der großen Halle; allein auch hier hielt er es nicht lange aus. Die Bilder der Ahnen schauten so furchtbar ernst auf ihn herab, wie er sie nie gesehen. Es war ihm, als hörte er sie ihm zurufen: „Verräter!" Der Greis suchte nun in guten Vorsätzen seine Ruhe; er wollte es vermeiden, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen; er wollte seinen Enkel doch im geheimen katholisch erziehen; er nahm sich vor, eine bedeutende Summe an die Armen zu verteilen.

Die Nacht war hereingebrochen, und der alte Tom brachte seinem Herrn den Schlaftrunk. Zu seinem Erstaunen lud ihn Sir Richard ein, zum zweitenmal in seinem Leben, sich zu ihm zu setzen und den Becher mit ihm zu teilen. Er fürchtete sich auf dem einsamen Zimmer. Kopfschüttelnd gehorchte der Diener, vor sich hinmurmelnd: „Jetzt glaube ich beinahe, was man unten in der Gesindestube munkelt — das ist eine Änderung vor dem Tode!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diesen Abend sprach der alte Herr dem Weine mehr als gewöhnlich zu, und sie saßen bis nach Mitternacht beim Glase; er wurde redselig und erzählte endlich dem ehrlichen Tom die Erlebnisse des vergangenen Abends. Allein statt Billigung bei dem Manne zu finden, der bis jetzt nie gewagt hatte, einen Tadel gegen seinen Herrn auszusprechen, fand er diesmal unverhohlene Entrüstung. Mit Tränen in den Augen wollte er eben dem Herrn den Dienst künden, als heftiges Pochen am Haupttore seinem Worte zuvorkam.

Ein Diener meldete den Untersheriff; zwei Minuten später war Sir Richard verhaftet. Noch las er in dem Verhaftungsbefehle den Grund: „Ein verkappter Papist und dringend verdächtig, die Flucht seines Sohnes, eines römischen Meßpfaffen, durch Täuschung der Obrigkeit ermöglicht zu haben" — dann fiel er bewußtlos in seinen Lehnstuhl zurück. Der Sheriff bewachte ihn diese Nacht und führte ihn des andern Morgens gefangen nach Preston.

Furchtbar war das Erwachen des alten Mannes, der soeben noch eine Zentnerlast auf sein Gewissen geladen hatte, um vor dem Gerichte sicher zu sein, und der sich nun in seinen eigenen Schlingen gefangen sah. Es ist begreiflich, daß dieser Schlag die Lebenskraft des Greises bedenklich erschütterte. Nur zu wohl wußte er, daß in jenen Tagen auch bei bloßem Verdachte des Hochverrates zur Folter geschritten wurde — was sollte aus ihm werden? Angst und Schuldbewußtsein machten ihn beinahe wahnsinnig, und so sehen wir Sir Richard bebend und in furchtbarer Aufregung vor seinen Richtern stehen.

Die Anklage wurde verlesen und durch die Aussage Sir Edmund Traffords und des Untersheriffs erhärtet; die Beteuerung, es sei wirklich seine Absicht gewesen, seinen Sohn den Gerichten zu überliefern, fand keinen Glauben, weckte aber sowohl bei den Richtern als bei den Zuhörern das Gefühl des Abscheues. Nochmals forderte Graf Derby den Angeklagten zu einem offenen Geständnisse auf; so nur könne er der Strafe des Hochverrates entgehen.

„Aber so wahr ich hier vor Eurer Lordschaft stehe", jammerte der Greis, „ich weiß es nicht." Dann stürzte er seinen Richtern zu Füßen und beteuerte seine Unschuld. Alles habe er ja getan, um den Gesetzen zu entsprechen; er besuche die Predigt des lautern Wortes und wolle sich allem fügen, was Ihre Majestät von ihm verlange.

„Sagt uns, wo Euer Sohn ist", wiederholte der Graf, „wenn wir Euern Beteuerungen glauben sollen."

„Aber ich weiß es nicht", stöhnte der Alte in Todesangst.

„So besinnt Euch bis morgen, und ich rate Euch, daß Ihr es dann wißt; sonst möchtet Ihr mit „Skavingers Tochter" unliebsame Bekanntschaft machen."

„Skavingers Tochter" war eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge, das auch auf deutschem Boden in den schrecklichen Hexenprozessen Hunderten von Opfern Ströme von Blut und Todesschweiß erpreßte und das in der grausamen Priesterhetze unter Elisabeth ausgiebig angewendet wurde. Bei der Nennung dieser Folter stieß Sir Richard einen gellenden Schrei aus und raufte sich die greisen Haare. Auf einen Wink des Vorsitzenden wurde er abgeführt, und der Graf schloß die Sitzung mit dem gewohnten Rufe: „Lange lebe die Königin!"

„Lange lebe die Königin!" wiederholten die Kommissäre; aber nur wenige Stimmen von den Galerien beteiligten sich an dem Rufe. Schweigend und tief ergriffen verließ die Menge die Gerichtshalle.

Draußen auf dem Platze, auf den sich bereits die Dämmerung gelagert hatte, sagte Mr. Clayton, der Töpfermeister, leise zu seinem Gevatter: „He, was meint Ihr? Mir hat der Junge das Herz im Leibe herumgedreht, und was er sagte, hat mir besser getan als zehn Predigten. Nun lasse ich mich wieder gerne um des Glaubens willen strafen und schinden."

„Ja, ja", antwortete der Schuster, „und der Alte — wer sollte glauben, daß sie vom selben Stamme wären? — hat uns auch eine Predigt gehalten, so über den Judas, meine ich. Für alles Leder in der Welt möchte ich nicht in seinen Schuhen stecken. Gute Nacht! Man darf sich so etwas heutzutage nur in die Ohren sagen."

Die beiden Meister trennten sich. Mr. Clayton war aber kaum in die nächste Gasse eingebogen, da trat aus dem Schatten eines Hauses die verschleierte Dame auf ihn zu, welche er neben sich auf der Galerie gesehen hatte.

„Ihr seid ein Katholik und Ehrenmann, wie ich glaube", redete sie ihn an. „Könnt Ihr der Mutter des jungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Worthington eine Zusammenkunft mit dem Gefängniswärter der Friary, Eurem Anverwandten, vermitteln?"

„Seid Ihr Lady Worthington?" fragte der Töpfer. „Gott segne Euch, gnädige Frau! Folget mir, das wird sich schon machen lassen."

„Heute abend noch?"

„In einer Stunde." Und die beiden schritten durch Gassen und Gäßchen, bis sie ganz nahe an der Ringmauer in ein kleines Häuschen traten.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Schweigend ragten die altertümlichen Giebel und Türme zum dunkeln Himmel empor, von dessen Bogen zahllose Sterne in funkelnder Pracht auf die kalte Erde herniederschauten.

Ob der kleine John in seinem Kerker sie sah, und ob er des Liedes gedachte, das sie den schützenden Engeln verglich? Ganz gewiß wachten zwei über seinem Lose: ein himmlischer, der heute das Glaubensbekenntnis des Knaben mit leuchtenden Schriftzügen in das Buch des Lebens eingetragen hatte, und auch ein sichtbarer auf Erden, der alles aufbot, ihm Trost und Ermutigung und wo möglich die Freiheit zu bringen — die liebe Mutter.

V.
Weitere Schicksale

Keine zweihundert Schritte von dem Hause des Töpfermeisters lag ein uralter, düsterer Klosterbau, die „Friary". Schon im Jahre 1221 von einem Grafen von Lancaster für die „Grauen Brüder", die Franziskaner, erbaut, war das Gebäude der Bestimmung treu geblieben, bis Heinrich VIII. die Mönche vertrieb; seither hatte man das Haus in ein Gefängnis umgewandelt, und so finden wir John in einer Klosterzelle eingesperrt.

Müde von den aufregenden Ereignissen des Tages, hatte sich der Knabe nach einem kurzen Abendsegen auf sein hartes Strohlager geworfen und war mit der Erinnerung an seine liebe Mutter fast unmittelbar eingeschlummert. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als lautes Klagen und Wimmern ihn weckte. Erschrocken schaute er sich in der vollständig dunkeln Zelle um und konnte sich anfangs keine Rechenschaft geben, von wannen diese Klagetöne kämen. Schon bezeichnete sich der Knabe zitternd mit dem heiligen Kreuzzeichen und wiederholte das Abendgebet; denn er erinnerte sich an die schauerlichen Gespenstergeschichten der alten Martha — und wahrlich, die dumpfen Klostergänge und halbzerfallenen Zellen machten schon an sich einen unheimlichen Eindruck —, als er in der Nähe deutlich gesprochne Worte von einer bekannten Stimme vernahm.

„Das ist der Großvater", sagte John und erhob sich von seinem Lager, um an der Wand zu lauschen, durch welche das Jammern zu ihm herüberdrang. Eine Weile hatte er den Klagen zugehört, ohne sie zuverstehen; auch konnte er sich gar nicht zurechtlegen, wie der Großvater in das Gefängnis gekommen sei. Eben wollte er klopfen und rufen, als sich durch den Gang Tritte nahten und gleich darauf ein Schlüssel in der Türe rasselte. Knarrend öffnete sie sich, und der Gefängniswärter trat mit einem Körbchen und einer Laterne ein, deren Licht die rauhen, aber im Grunde gutmütigen Züge des alten Graubarts beleuchtete.

„Oho, Bürschchen, noch munter?" redete der Mann John offenbar in etwas weinseliger Laune an. „Sind meine Eiderdaunen nicht weich genug? Ha, ha, ha! Nun aufgepaßt, kleiner Spatz!" Hiermit zog er das Tüchlein von dem Korbe weg und begann ein reichliches Abendbrot auszukramen, daß dem ausgehungerten Kinde das Wasser im Munde zusammenlief. „Na, das hast du eigentlich nicht verdient, da du mich heute von wegen des Weines vor der ganzen Stadt an den Pranger stelltest. Aber sie wissen es doch, daß es auf Befehl des Bischofs geschah. Und weißt du auch, von wem all die schönen Sachen kommen? Von Mama! Jetzt wird es dir erst schmecken. Nun, es ist auch nicht mein Schaden gewesen", fügte er bei und klimperte vergnügt mit einigen Kronen in seiner Ledertasche. „Natürlich wirst du reinen Mund halten; daß du es kannst, habe ich heute gesehen. Sonst ginge es dir schlimm und mir an den Kragen."

„Die Mutter schickt mir dieses!" jubelte der Knabe. „O laßt sie zu mir herein, nur auf ein Stündchen, jetzt in der Nacht!"

„Das wollte sie auch; aber ich kann sie an der Wache unten nicht so leicht vorbeibringen wie das Körbchen da. Doch was gibt es denn da drüben?" unterbrach sich der Wärter; denn eben tönten die Klagen, die den Knaben aus seinem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlafe geweckt hatten, lauter und heftiger herüber.

„Ich glaube, es ist mein Großvater; aber ich weiß nicht, wie er hierher kam, noch was ihm diese Klagen erpreßt", sagte John.

„Wie er hierher kam, weiß ich wohl, und was ihn jammern macht, kann ich mir denken", erwiderte der Mann. „Weiß Gott, es wäre mir auch nicht zum Lachen, wenn mir für morgen des „Sklavingers Tochter" in Aussicht stünde! Doch wir wollen hinüber und hören, was ihm fehlt."

John hatte schon oft von dieser schrecklichen Marter gehört und folgte dem Gefängniswärter zitternd in die Zelle seines Großvaters. Sie fanden Sir Richard in einem furchtbaren Zustande der Aufregung. Schon die Gewissensbisse, welche der unseligen Tat des Verrates folgten, und dann die plötzliche Verhaftung hatte seine Gesundheit erschüttert; unter der heutigen Szene in der Gerichtshalle aber und unter der Androhung der Folter brach sie völlig zusammen. Er lag jetzt in einem heftigen Fieber, das bei seinem Alter wohl tödlich werden konnte. Als der Greis die Schlüssel klirren und die Türe sich öffnen hörte, verkroch er sich in seine Wolldecke und schrie: „Sie kommen! Sie führen mich in die Folterkammer!"

„Beruhigt Euch, Sir Richard, es ist noch nicht an dem. Seid Ihr krank?" fragte der Wärter mit mehr Mitgefühl, als man seinem rauhen Äußern zugetraut hätte, und leuchtete dem Greise in das fieberglühende Antlitz.

„Krank?" erwiderte Sir Richard, sich zitternd aufrichtend und das greise Haar aus der Stirne streichend. „Krank? Nein, ich bin nicht krank. Meine Haare sind zwar weiß; aber habt Ihr es nie gesehen, Freund, daß man mit weißem Haare noch lange Jahre lebt?"

„Bei Sankt Peter, dem Patrone aller Schlüsselleute in papistischen Zeiten, ich glaube, dein Großvater hat den Verstand verloren!" rief der Wärter entsetzt. „Rede du mit ihm, Knabe, vielleicht daß er dich erkennt."

Schon kniete John neben dem Lager, und die knöcherne Hand des Greises ergreifend, fragte er mit Tränen in dem unschuldigen Auge: „Kennt Ihr mich nicht, Großvater?"

Der Alte stierte ihn eine Weile an, dann sagte er langsam: „Bist du es, John? Aber du wolltest mich ja nicht grüßen, nur beten wolltest du für mich, beten, beten — und deine Haare sind noch so schön gelb! Ich sollte jetzt beten, aber ich kann nicht mehr, es ist zu spät!"

„Es ist nicht zu spät", tröstete der Knabe. „Wir wollen zusammen beten: „Vater unser —"

„Still, John, du magst so beten; aber ein Mensch, der seinen Sohn verriet — kann der noch „Vater" sagen? Und hörst du, John, ich habe dich sehr lieb, obschon du mich nicht grüßen willst, und höre, ich habe Gold, viel Gold, zu Blainsco Hall", flüsterte er dem zitternden Enkel zu, „das alles soll dein sein und das ganze Haus und der aschgraue Pony, den du so liebst — nur sage mir, wo Thomas, dein Oheim, verborgen ist, damit ich es morgen dem Grafen Derby gestehen kann; sonst foltern sie mich, hörst du, und foltern mich zu Tode. Wehe, wehe!" Laut jammernd und seine Haare raufend fiel der Greis erschöpft auf das Bündel Stroh zurück.

„Da werde ich wohl sofort den Doktor rufen müssen", sagte der Wärter und stellte sein Öllämpchen in eine Mauernische. „Bleibe unterdessen hier und gib acht, daß er sich kein Leid zufüge."

Die Gefängnistüre schloß sich, und John war mit seinem in wildem Fieberwahne liegenden Großvater allein. Es überlief ihn eine unaussprechliche Angst, der unglückliche Greis möchte so in diesem traurigen Zustande der Bewußtlosigkeit sterben, ohne Beicht und ohne Reue, und der Knabe wußte wohl, wie schrecklich es sei, unvorbereitet vor den ewigen Richter treten zu müssen. So fing er an, in seines Herzens Angst zu beten; er nahm seine Zuflucht zur Mutter Gottes und bestürmte sie mit Tränen und Bitten, sie möge den Großvater nicht in seinen Sünden sterben lassen, sondern ihm bei ihrem Sohne die Gnade der Bekehrung erflehen. „Mein ganzes Leben biete ich zum Opfer an. Täglich will ich zu dir beten! Zeige denn, daß du meine Mutter bist, und laß ihn nicht verloren gehen!"

In der Tat wurde der Greis, dessen Einbildungskraft sich seit dem Weggehen des Wächters wieder mit den quälenden Bildern der Folterkammer beschäftigt hatte, ruhiger, und seine farblosen Lippen sprachen hin und wieder dem vorbetenden Knaben die Namen Jesus und Maria bewußtlos nach. Als aber nach einer bangen Stunde die Schlüssel wieder klirrten und der Wächter mit dem Arzte eintrat, packte ihn der Fieberwahn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufs neue; stöhnend versuchte der Greis, sich unter der Decke seines Strohlagers zu verbergen.

Der Arzt untersuchte den Kranken kopfschüttelnd; dann ließ er ihm am Kopfe zur Ader, bis der Greis ohnmächtig zusammenbrach, verordnete Umschläge und entfernte sich. „Es muß gut gehen, wenn der Alte dieses Fieber übersteht", sagte der Mann. „Jedenfalls ist für morgen und für viele Wochen die angedrohte peinliche Prozedur unmöglich. Laßt ihn in den Kapitelsaal tragen und in ein ordentliches Bett legen."

John mußte nun in seine Zelle zurück. Zwei Tage nachher wurde der Knabe nach Manchester abgeführt. Als er Preston verließ, konnte er über das Befinden seines Großvaters nichts Weiteres erfahren, als derselbe sei zwar am Leben, aber immer noch ohne Besinnung.

Sir Richard schwebte noch mehr als eine Woche zwischen Leben und Tod; dann brach sich die Krankheit, aber es folgte keine eigentliche Genesung. Ein stumpfes, gefühlloses Brüten trat an die Stelle der Fieberraserei. Freunde verwendeten sich für ihn, und gegen hohe Bürgschaft gestatteten die Kommissäre, daß man den alten Herrn nach Blainsco Hall bringe, in dessen friedlicher Umgebung sein zerrütteter Verstand sich wohl noch einmal erholen dürfte.

Allein schon über einen Monat weilte er nun daselbst. Der Frühling war mit mildem Wetter und goldenem Sonnenscheine gekommen; die Vögel im Schloßgarten sangen ihre muntern Lieder, und die Blumen in den Beeten entfalteten ihre Pracht, während rundum in dem schönen Talgrunde Baum und Busch, Wiese und Wald das schmucke Sommerkleid anlegten, ohne daß der milde Friede der Landschaft oder die trauliche Gewohnheit des alten Hauses einen günstigen Eindruck auf das Gemüt des Greises ausübte. Wenn das Wetter es gestattete, führte ihn der alte Tom, der den Herrn in seinem selbstverschuldeten Unglücke nicht verlassen mochte, in eine blühende Laube auf der Terrasse. Da saß der Geisteskranke den lieben langen Tag auf der Bank, zeichnete mit seinem Stocke regellose Linien in den Sand, streifte auch wohl mit blödem Auge über Garten und Talgrund und schaute dann wieder stumpfsinnig vor sich hin, bis der Diener kam und ihn in das Haus zurückführte.

Während so der alte Worthington in stumpfem Wahnsinne hinsiechte, hatte dessen Enkel die Standhaftigkeit seines Glaubens in schweren Kämpfen zu bewähren. Nach jener Schreckensnacht, in welcher er an dem Krankenlager des Großvaters kniete, wurde er nochmals, aber nicht mehr in der öffentlichen Halle, vor die Kommissäre geführt. Man bestürmte ihn wiederholt, er solle wenigstens einmal die protestantische Predigt besuchen; doch alles war umsonst. So schickte man ihn nach Manchester, jedoch nicht in die öffentliche Strafanstalt. Der Bischof von Chester hatte nämlich gesagt: „Wenn wir ihn zu den andern verstockten Papisten in das Gefängnis legen, so wird die Halsstarrigkeit des Bürschleins die alten Sünder in ihrem Aberglauben noch mehr befestigen." Die Kommissäre änderten daher das Urteil dahin ab, daß sie John dem Bischofe selbst „zur Bekehrung" überließen.

Chatterton gab den Knaben zunächst in die Hut eines eifrigen Anglikaners, der denselben in seinem Hause gefangen hielt und mit Liebe und Strenge zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen suchte. Härte und Schmeichelei bewiesen sich gleich fruchtlos. Man drohte ihm endlich mit der Strafe der Hochverräter, dem Galgen, da er sich ja weigere, die Befehle der Königin zu vollziehen. John nahm die bloße Drohung ernst; allein statt zu erschrecken, jubelte der Knabe vielmehr ob der frohen Aussicht auf die Marterkrone. Nach mehreren Wochen vergeblicher Proben wurde der Bischof ernstlich böse und übergab John einem wütenden Puritaner, einem rohen Menschen, der sich angeboten hatte, dem papistischen Jungen binnen drei Tagen den römischen Aberglauben gründlich auszutreiben.

Gleich am ersten Morgen erschien der Mann mit einer geschmeidigen Haselrute am Bette des Knaben und befahl ihm, sich augenblicklich anzukleiden und mit ihm in die Predigt zu gehen. John weigerte sich, und zwanzig grausame Hiebe, die seinen Rücken mit blauen Striemen bedeckten, konnten ihm wohl Tränen und Klagen, aber nicht den geforderten Gehorsam erpressen. So ging es nun die drei Schmerzenstage. Als diese Zeit vorüber war, fand man den Knaben in einem kläglichen Zustande, aber stark und freudig in seinem Glauben. Dieser Heldenmut machte großes Aufsehen; viele Protestanten tadelten den Bischof heftig, und unserem Gewährsmanne zufolge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

traten mehrere zur alten Kirche zurück, während manche wankende Katholiken in ihrem Glauben gestärkt wurden.

Der Bischof suchte den öffentlichen Tadel auf den Puritaner abzuwälzen und beschloß, auf anderem Wege den Willen des Knaben zu beugen; denn daß John zum Abfalle bewogen werde, war jetzt für Chatterton notwendiger als zuvor. Er lebte damals mit seinem glänzenden Gefolge unweit Chorley, nördlich von Wigan, auf einem katholischen Edelsitze, welcher dem Fiskus oder vielmehr den Kommissären verfallen war, weil sein Besitzer die hohen Geldstrafen nicht mehr erschwingen konnte. Dahin ließ Chatterton den Knaben bringen und behandelte ihn fortan als seinen Ehrenpagen. John trug nun Sammet und Seide, aß an der reichen Tafel des anglikanischen Prälaten und wurde mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oftmals mußte er zur Laute singen; dann lobten die Gäste seine glockenhelle Stimme und bedauerten nur, daß der hübsche Knabe so halsstarrig am alten papistischen Unfuge festhalte. Doch Chatterton pflegte ihn zu entschuldigen. „Das kommt", sagte er wohl, „von der Erziehung, welche ihm durch seinen Oheim, den Meßpfaffen, und seine Mutter, die Schwester des fanatischen Alten, zu teil wurde. Nach und nach wird die römische Finsternis dem Lichte des Evangeliums weichen."

In der Tat war die Versuchung in dem stattlichen Edelsitze unter der lockern, nichts weniger als sittenstrengen Umgebung für John viel gefährlicher als das Gefängnis in Preston oder die rohe Behandlung in Manchester. Aber der Engel des Herrn wachte über der Unschuld des Knaben, daß kein Gifthauch die Lilien seiner Seele berührte. Auch wurde ihm mitunter der Trost, durch einen Diener des Bischofs heimlich ein Briefchen von seiner Mutter zu erhalten. Diese Zeilen, die er wieder und wieder las und gleich einem Amulette auf seiner Brust trug, machten John alles vergessen und erfüllten ihn mit Mut und Kraft. Er wußte, daß seine Mutter für ihn sorge, und daß er nur mehr eine kleine Weile zu warten habe, bis alles zur sichern Flucht nach dem Festlande bereitet sei. Schon lange würde sie ihn den Händen seiner Versucher entrissen haben, hätte man nicht nach dem Gerichtstage von Preston auf Lady Worthington gefahndet; dadurch war sie gezwungen, sich mehrere Wochen verborgen zu halten. Jetzt aber durfte die Edelfrau schon wieder etwas wagen; sie hatte sich mit katholischen Familien der Nachbarschaft in Verbindung gesetzt, und die Flucht war auf St. Barnabas (den 11. Juni 1584) verabredet.

Allein es begab sich etwa zwei Wochen vor dem festgesetzten Tage ein Vorfall, welcher die Pläne der Mutter durchkreuzte. John saß eines Freitags wie gewöhnlich an der bischöflichen Tafel, auf der unzählige Gerichte von Fleisch und Fisch dampften. Der Knabe ließ sich mit einem Stücke Salm bedienen; da fiel es Chatterton, der sonst bei Tische außer seinem Teller und den Schüsseln selten etwas sah, plötzlich bei, der Knabe esse heute des Freitags wegen kein Fleisch. Sofort befahl er ihm, auch Fleisch zu genießen; allein John lehnte dankend ab.

„Warum verschmähst du gute und gesunde Kost? Glaubst du vielleicht, es sei unerlaubt, heute Fleisch zu essen? Siehst du denn nicht, daß ich, dein Bischof, es auch tue?" fragte Chatterton.

„O ja", antwortete der Knabe in seiner naiven, ungeschminkten Weise, „Euer Lordschaft essen immer, was Euch gerade vor die Augen kommt." (Schluß folgt.)

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten. jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Imst: Missions-Almosen als Dank zu Ehren des hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus und der lieben Gottesmutter Maria für Erhörung in schweren Anliegen.

Leoben: Dank dem hl. Joseph und der lieben Gottesmutter Maria und dem hl. Expeditus für Hilfe in verschiedenen schweren Anliegen.

Köflach: Missionsalmosen erhalten als Bitte um Glück und Segen in der Wirtschaft und um Frieden in der Familie.

Schlag, J. M.: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

J. G.: Herzinnigen Dank für wunderbar erlangte Hilfe in gänzlich aussichtslosen geschäftlichen Anliegen und großem Kummer dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen.

Reute: Anbei . . . Fr. als Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für Genesung unserer Tochter.

Zürich: Sende anbei . . . Fr. als Missionsgabe zum Dank für wiedererlangte Gesundheit.

Muri: Ich bin ein 72jähriger armer, kränklicher Greis und hatte Zahnweh, so daß mir kalte wie warme Speisen sehr große Schmerzen verursachten. Ich versprach ein Antoniusbrot und mir ward geholfen und so schon sehr oft in anderen sehr schwierigen Fällen.

Ferner wurden Gebetserhörungen berichtet aus Einhofen, Groß-Steinbach, St. Pölten, Schwaz, Hollenstein, Ennsbach, Prutz, Drasenhofen, Kirchdorf, Ilz, Hirschbach, Pfaffstetten, Johnsdorf.

Königheim: Öffentlichen Dank der hl. Theresia für rege Teilnahme in der Männerwoche.

Königshofen: Durch eine neuntägige Andacht zum hl. Joseph und Maria, der Helferin der Christen, in schwerem Anliegen Erhörung gefunden.

M. W. W. Sch.: Herzliches Vergelt's Gott für den Baustein zum Seminar.

Schmalwasser: Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, der hl. Theresia und hl. Rita und allen Heiligen für Hilfe in schwerem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Haßfurt: Missionsalmosen, bestimmt als Dank für Hilfe in großer Not.

Oberaudorf: Durch die Fürbitte des hl. Judas Thaddäus und des hl. Expeditus wunderbare Hilfe erlangt.

München: Dank für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit durch die Fürbitte des hl. Joseph.

München, F. Sch.: Herzlichen Dank für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit durch die Fürbitte des hl. Joseph.

Salzbergen: Nach Abhaltung von Novenen zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. J. wurde ich wunderbar erhört.

Brohl: Gabe zu Ehren der Gottesmutter und St. Joseph als Dank für Erhörung dankend erhalten.

Sodingen, D. H.: Almosen und Fond zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Elisabeth dankend erhalten.

Geisenheim: Auf die Fürbitte der Gottesmutter sowie des hl. Judas Thaddäus sind wir in einem schweren Anliegen erhört worden.

Amerika: Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, dem hl. Schutzengel sowie allen Heiligen für Hilfe in einem schweren Anliegen.

St. Tönis: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, hl. Antonius für Hilfe in besonderen Anliegen und zugleich sende ich, wie versprochen, einen Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Joseph.

Krefeld: Zum Dank für Erhörung sende ich einen Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Joseph.

Koblenz-Lützel: Innigen Dank der hl. Theresia v. K. J. für schnelle Hilfe, zugleich der Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes, wie versprochen.

Baal: Dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen innigen Dank für Erhörung.

Milchenbach: Durch die Fürbitte des hl. Judas Thaddäus fand ich Erhörung.

Lützenkirchen: Dank dem hl. Joseph u. dem hl. Antonius für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Lindlar: Dank der Gottesmutter von Lourdes und dem hl. Antonius für Befreiung von schwerer Krankheit.

Cochem: Zum Dank für ruhigen, sanften Tod eines schwerleidenden Angehörigen ein Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich wünsche zu sterben, denn ich weiß, daß der Herr mein Blut verlangt für die Rettung des Vaterlandes."

Nikolaus Navarro erbat sich beim Abschied den Segen des Vaters für den Kampf. Seine junge Gattin fragte ihn, ob ihm denn die Trennung von ihr und seinem Söhnlein nicht hart ankomme. Er erwiderte: „Nein, man muß vor allem Gottes Sache verteidigen. Wenn unser Knäblein einmal zum Jüngling herangewachsen sein wird, dann sag ihm: Mein Junge, dein Vater ist für die katholische Religion in den Tod gegangen."

Als die jungen Leute ergriffen wurden, mißhandelte man sie in so grausamer Weise, daß sie vor Blut und Schmutz nicht mehr zu erkennen waren. Besonders arg wurde Navarro zugerichtet, der rasch einige Papiere, die man ihm entreißen wollte, verschluckte, da sie auf die Spuren einiger seiner Freunde geführt hätten. Man schlug ihm die Zähne aus, und auch aus den Augen floß Blut. Als er, schon von zwei Kugeln durchbohrt, auf der Erde lag, ermunterte er sterbend die Übrigen mit den Worten: „Habt Mut, Freunde . . ., denkt daran, daß ihr Gottes Sache verteidigt." Er erinnerte sich noch daran, wie sie tags zuvor so begeistert über den Tod für Kirche und Vaterland und die Nachfolge des Gekreuzigten gesprochen hätten. „Ich sterbe für Christus, der niemals stirbt." Mit den Worten der Verzeihung für seine Feinde und dem Ruf: „Es lebe Christus, der König! Es lebe U. L. Frau von Guadalupe!" hauchte er seine Seele aus.

Valencia Gallardo redete seinen Mördern eindringlich ins Gewissen, weil sie ihn und die anderen ohne jede Gerichtsverhandlung umbringen wollten. Seine Kameraden ermahnte auch er zur Treue, wofür ihm die Soldaten die Zunge herausschnitten und ihn höhnten: „Jetzt sprich!" Da deutete er mit dem Finger gen Himmel. Wütend durchbohrten ihn darauf die Soldaten.

Von seinen Angehörigen lebte nur noch die bejahrte Mutter. Wohl erfüllte tiefer Schmerz ihre Seele, als sie die Stütze ihres Alters, ihre Freude und ihren Trost ermordet sah; aber auch starke Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zeichnete sie aus. Sie sank an der Leiche ihres einzigen Sohnes nieder, betete Gottes Vorsehung an und dankte dem Herrn, daß er ihr ein so frommes, so großmütiges Kind, einen Martyrer des Glaubens als Sohn geschenkt habe.

Vor stiller Ehrerbietung wagte sie nicht, den Leichnam zu umarmen, sondern begnügte sich, andächtig seine Füße zu küssen. Auf eine Karte schrieb sie: „Am 3. Januar 1927 hat Joseph Valencia Gallardo, 17 Jahre alt, sein kostbares Leben hingeopfert für die Verteidigung seines Glaubens und seines Vaterlandes. Zu diesem Lebensopfer hat er sich vorbereitet durch Eifer im Empfang der hl. Sakramente. Die Mutter vereinigte das Opfer ihrer Liebe mit dem ihres Sohnes und bittet um ein frommes Gedenken. Seine letzten Worte waren: Es lebe Christus, der König! Es lebe die Jungfrau von Guadalupe!"

Sofort begann, wie auch bei Silva und Melgarejo (zwei Sodalenmartyrern in der Stadt Mexiko) die Verehrung der Glaubenshelden.

Als vor nicht langer Zeit dem Heiligen Vater die Photographien der jugendlichen Martyrer vorgelegt wurden, schrieb der Papst eigenhändig die herrlichen Worte der Liturgie darauf:

„. . . et palmae in manibus eorum" (. . und Palmen in ihren Händen") . . Gloria Christi" („der Ruhm Christi") „Sanguis martyrum semen . . ." („das Blut der Martyrer ist ein Samen.")

Um die Zukunft der katholischen Kirche in Afrika. Die britische Regierung, der zusammen mit Frankreich und Belgien, sowie Italien, Portugal und Spanien 95% des afrikanischen Territoriums unterstehen, hat 1923 den Plan gefaßt, das gesamte Schulwesen ihrer Leitung zu unterstellen. Laut den „Catholik Times" hat der Heilige Vater Bischof Hinsley, Rektor des englischen Kollegs in Rom, in 39 Vikariate und Präfekturen Afrikas, die auf britischem Territorium liegen, entsandt, um die Möglichkeiten der Zusammenarbeit nach diesem Plan zu prüfen.

Die Regierung hat jüngst einen „Erziehungsrat" gebildet mit wenigstens 15 Mitgliedern, von welchen 8 Erziehungsgesellschaften angehören sollen. Sie werden vom britischen Gouverneur ernannt oder bestätigt. Ohne ihre Einwilligung können in Hinkunft keine Schulen mehr eröffnet werden; alle Lehrer sind von dem Rat zu registrieren; die Schulen sind gezwungen, alle vom Rat bezeichneten Schüler aufzunehmen. Provinzialkomitees sind entsprechend gebildet. Die Lehrer und Lehrerinnen werden von der britischen Regierung bezahlt, z. B. erhält eine Hauptlehrerin jährlich 4000 englische Schilling.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun ist die Missionierung des schwarzen Erdteils aufs allerengste mit dem Schulunterricht verknüpft. Die Protestanten haben sich bereits den Regierungsplan zunutze gemacht. Für die katholische Kirche, die nicht in erster Linie eine Kultur-, sondern eine Heilsanstalt ist, und die sich ja einen einheimischen Klerus heranbilden will, taucht hier das Problem auf, ob nicht die Gefahr droht, daß bei einer solchen Verbindung mit der britischen Regierung etwaige spätere Unabhängigkeitsbewegungen die Kirche ohne weiteres mit dem europäischen Staate gleichstellen und beide, wie es derzeit in China der Fall ist, zu vertreiben suchen. Zweifellos wird Bischof Hinsley auch diese Fragen einer ernsten Erwägung an Ort und Stelle unterziehen.

Wieviel Wasser enthält das Weltmeer? Genau kann man es natürlich nicht sagen, aber eine ungefähre Berechnung läßt sich anstellen. Danach sind im ganzen Weltmeer etwa eineinhalb Trillionen Kubikmeter Wasser vorhanden. Eine Trillion stellt sich in Zahlen geschrieben als ein 1 mit 18 Nullen dar, sie enthält eine Million Billionen, — eine Zahl, die uns von der Inflationszeit her gar nicht so ungeläufig ist. In Litern ausgedrückt würde dies 1500 Trillionen ausmachen. Da ein Liter etwa 4000 mittelgroße Tropfen enthält, ist es sogar möglich, die Zahl der Tropfen im Weltmeer annähernd anzugeben: sie beträgt 6 000 000 Trillionen. Die Frage ist nur: wer kann sich etwas dabei denken?

Gebetsempfehlungen

Breitbrunn: Eine jahrelang leidende Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet der schwarzen Kinder. Missionsalmosen versprochen.

Oberdürenbach: Eine geisteskranke Frau wird dem Gebete der Vergißm.-Leser empfohlen.

Düsseldorf-Oberkassel: Anb. eine Gabe mit der Bitte um Gebetshilfe in bes. Anliegen.

Köln: Eine Kranke bittet um Gebet.

Gelsenkirchen: Eine arme Familie bittet um Gebet um guten Ausgang einer Prozeßangelegenheit.

Köln-Höhenberg: Bitte um Gebetshilfe in schwerer Angelegenheit. Bei Erhörung ist Veröffentlichung, sowie Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes versprochen.

Uckerath: N. N. bittet um Gebet in zwei schweren Anliegen.

Würselen: Sende eine Gabe zu Ehren des hl. Judas Thaddäus und St. Antonius mit der Bitte um eine Novene in einem besonderen Anliegen.

Heimersheim: Eine Wohltäterin bittet um Gebetshilfe in schweren Anliegen.

K. K. H.: Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht und Glöcklein bittet um Novenen zum hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph, hl. Theresia um glücklichen Ausgang in einer Geldsache, um Hilfe in Geldsorgen und verschiedenen schweren Anliegen. Heidenkind ist versprochen nach erlangter Hilfe.

Mamming: Übersende für die Mariannhiller Mission .... Mk. mit der der Bitte um Gebet zum hl. Joseph, der lieben Gottesmutter Maria u. der hl. Theresia v. K. J. um Wiedererlangung der Gesundheit.

N. N. Bitte um das Gebet in großen Geldangelegenheiten und Geschäftssorgen.

Bitte um das Fürbittgebet zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J. in schwerem Anliegen und um Glück im Stall.

G. M. in W. Um baldige Stellbesetzung u. Entfernung der Hindernisse.

Memento

Mr. Kendall von Northdene bei Mariannhill, Südafrika, ein Protestant, aber großer Freund und Wohltäter von Mariannhill. Kurz vor seinem Tode hatte er sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen. Seine Seele wird dem Gebete empfohlen.

Pettstatt: Anna Maria Schwarzmann, seit mehr als 20 Jahren eine eifrige Beförderin der Mission.

Assinghausen: Heinrich Steinecke. Seine große Freude war in den letzten Jahrzehnten, seine Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen.

Odenkirchen: Margaretha Windges, langjährige Mitarbeiterin am Missionswerk.

Düsseldorf-Gerresheim: Frl. Lehrerin J. Kalkbrenner, jahrelange Gönnerin unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gelsenkirchen: Frau Wwe. Heinrich Klein, eine langjährige, eifrige Förderin unserer Mission.

Gelsenkirchen: Frau Kath. Deichmann, lebenslängliche eifrige Gönnerin unserer Heidenmission.

Haslach: Eine Wohltäterin unserer Mission.

Neustadt: Albertine Eiche. Würzburg: Johanna Derksen. Schnaitsee: Anna Bachmann. Utting: Thaddäus Schluifelder, Maria Schneller, Maria Anna Menter, Theresia Wegele. Luttach: Fr. Bacher. Sägmühl: Anna Maunz. Rasdorf: Monika Wiegand, Rosalia Weber. Osterburken: Maria Kaiser. Kirchschletten: Margareta Dunsky, Katharina Bayer. Heidingsfeld: Joseph Aßlander. Dreisbach: Eleonore Geis. Schönfeld: Katharina Schönlein. Pilgerndorf: Kunigunde Stolbinger. Forchheim: Joh. Pfistner. Ebersberg: Sebastian Gerhardinger. Margetshöchheim: Frau Anna Donhauser. Karlsruhe: Frau W. Wagner. Waldsassen: Christine Nenner. Gemünden: Dorothea Schäfer. Pähl: Elisabeth Bösl. München: Margaretha Schmitt. Ulmbach: A. Hohmann, Mathilde Heidenreich. München: Katharina Lux. Pittershausen: Joseph Walzer. Esselberg: Michael Waldmüller. Wallerstein: Karl Nagler. Neukirchen: Anna Harrer. Unterleitenbach: Kunig. Kriebel, Johann Makarn, Christine Makarn. St. Hippolyt: Theodore Weber. Egg: Franz Joseph Graf, Joseph Heiß. Jauernig: A. Schölzig. Siegritzau: Herr Greif. Liptingen: Maria Strobel. Düsseldorf: Wwe. Andreas Kremer. Mülheim-Speldorf: Frau Matth. Blankenmeier. Laer: A. Böwing. Rheydt: Frau Fölssen. Eicherscheid: Frau Heinrich Huppertz. Köln-Nippes: Maria Kath. Nedell. Köln: Dr. Jur. Franz Ignatz Bolte, Wwe. Margaretha Werner, Johann Hollender. Uder: Jakob Göbel. Neuwied: August Bertels. Höngen: Joseph Carduck. Dernau: Jakob m. Ley. Solingen: Maria Gieretz. Heppendorf: Hubert Iven, Margaretha Robels, Margaretha Arnols, Sybilla Brand, Wilhelm Maus, Heinrich Esser. Köln-Lindenthal: J. Stegmann. Holthausen: Heinrich Fangmann.

Missionsschülerinnen

Die Missionsschwestern vom kostbaren Blute (in der Mission der Mariannhiller tätig) nehmen Mädchen im Alter von 14 Jahren als Missionsschülerinnen an, die sich auf das Lehrfach in den Missionen vorbereiten möchten. Jungfrauen von 19 — 22 Jahren mit Vorbildung finden ebenfals Gelegenheit, sich auf die Lehrtätigkeit in den Missionen auszubilden. Näheres ist zu erfragen von dem Direktorat

des Missionshauses der Kongregation vom kostbaren Blut
Neuenbeken b. Paderborn

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguier de Malijay

96 Seiten, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang

Preis: RM. 2.—

Glänzend begutachtete Neuerscheinung!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

MARIANNHILLER MISSIONS-KALENDER 1929



Reichillustriert mit feinen Bildern und einer kunstvollen Vierfarbendruck-Beilage: Das Kreuz im Gebirge, ausgerüstet, mit hübschen Geschichten und spannenden Erzählungen aus der Mission wie aus der Heimat tritt heuer der Mariannhiller Missions-Kalender 1929 seine weite Reise an zu den lieben Freunden, Gönnern, Wohltätern und zu allen Liebhabern traulicher Abendstunden. Wenn auch Radio — Kino — Sport die Volksmassen, besonders der Großstädte, beherrschen, lesen trotzdem mehr als 300 000 Menschen alljährlich den Mariannhiller Missionskalender. Von Jahr zu Jahr wird er wieder beliebter, volkstümlicher. Ein lieber, alter, treuer Hausfreund seit 41 Jahren wird er auch dieses Jahr gastfreundliche Aufnahme finden. — Aus seinem reichen Inhalt sei hervorgehoben: Max Böttcher: Auf der Dschunke; wertvolle Missionserzählung aus dem weiten Chinesenreiche. — Reimmichl: Der Schmied von Salzau; eine lustige Schmugglergeschichte. — Die Giustina des Dogen Nicolo da Ponte; eine spannende Armenseelengeschichte. — Das Gewissen des Kindes. — Der Brautwerber in der Falle usw. Ernst und Scherz sind in schönster Weise gepaart. Nicht vergessen dürfen wir die wertvollen Schilderungen und Bilder aus dem Wunderreich der Technik mit den neuesten Flugzeugen und Zeppelinen. Kurz ein wertvolles Hausbuch für's Jahr 1929.

Preis pro Stück 60 Pfennig

Jede Vertretung nimmt Bestellungen entgegen

Mariannhiller Missionsverlag

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 7 Juli 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise

Deutschland	RM 2.—	**Italien**	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	**Österreich**	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	**Einzelbezug**	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	**Jugoslawien**	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	**Ungarn**	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	**Rumänien**	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Zur Beachtung!

Die Anschrift an die Redaktion ist nicht wie bisher St. Paul, Post Walbeck Rhld., sondern

Redaktion des Vergißmeinnicht
Würzburg, Pleicher Ring 3

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heidenkinder

(Ein Wort zur Aufklärung)

Es ist im katholischen Volke ein alter Gebrauch, zum Loskauf eines Heidenkindes 21 Mark zu geben. Dieser Gebrauch leitet sich noch aus jenen Zeiten her, da der Missionar wirklich auf dem Sklavenmarkt für dieses Geld Kinder loskaufen konnte und dieselben dann zu sich auf die Missionsstation nahm. Doch heutzutage ist der Sklavenhandel zum größten Teil erloschen. Wenn darum heutzutage 21 Mark für ein Heidenkind gegeben werden, so meint man damit, es solle dadurch die Möglichkeit geschaffen werden, einem Heidenkinde nach der hl. Taufe eine christliche Erziehung geben zu können, damit es so aus den Sklavenketten Satans befreit werde. Es ist nun ohne weiteres jedermann verständlich, daß es unmöglich ist, mit dem erwähnten Betrage einem armen Heidenkinde wirklich Jahre hindurch eine christliche Erziehung und Ausbildung zu geben.

Es soll darum nochmals eine Erklärung gegeben werden, wie diese Heidenkindgabe eigentlich jetzt zu verstehen ist: Der Spender will mit dieser Gabe von 21 Mark nur einen Beitrag liefern, damit ein Heidenkind getauft und christlich erzogen werde. Von der Mission aus wird nun der Betrag verschiedener Wohltäter zusammengelegt, bis er hinreichend ist, einem Heidenkinde eine christliche Erziehung zu geben. Nun wünschen manche Wohltäter auch, daß das Kind einen bestimmten Namen erhalte. Da wird es nun so gehalten: Wenn z. B. mehrere Wohltäter wünschen, daß ein Kind den Namen Maria oder Joseph erhalte, so werden die Gaben dieser Wohltäter und zwar so viele als notwendig sind, zur christlichen Erziehung eines Heidenkindes zusammengelegt und wird dann ein Mädchen auf den Namen Maria oder ein Knabe auf den Namen Joseph getauft und werden diese dann einer christlichen Erziehung teilhaftig. Die Spender der Gaben sind dann die speziellen Wohltäter dieses Kindes und von ihnen gilt dann das Wort Christi: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf."

Mariannhiller Mission

Ordensnachrichten

Ausreise nach Südafrika: Kurz nach Ostern reiste der Hochw. P. Franz Graskemper in die südafrikanische Mission. Er hat die mehrwöchentliche Seereise gut überstanden und zunächst in Mariannhill, dem Missionszentrum selbst Aufenthalt genommen. Wir wünschen dem tatkräftigen, eifrigen Missionar eine segensreiche Arbeit im Weinberge des Herrn. Seine Freunde und Bekannten in der alten Heimat, besonders aber seine ehemaligen Schüler des Aloysianums, bei denen er einige Jahre als Präfekt wirkte, werden sich seiner stets dankbar erinnern.

Zu gleicher Zeit hat die Mission den Verlust eines eifrigen Missionars, des Hochw. P. Fabian Weiß zu beklagen, der nach kaum 8jährigem Wirken in die Ewigkeit heimgerufen wurde.

St. Paul, Missionshaus: Einen überaus schmerzlichen Verlust erlitt die Klostergemeinde durch das schnelle Ableben ihres Klostergärtners Br. Pankratius Tielitz, der sich in Würzburg einer schweren Operation unterziehen mußte. Gottes Fügung brachte es, daß der liebe überaus eifrige Bruder, als Erster auf dem der Würzburger Ordensgemeinde (neues Seminar und Vertretung) reservierten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Teil des Friedhofes bestattet wurde. Der Heimgegangene diente erst in schwerer Zeit seinem irdischen Vaterlande im Waffenrocke und trat nach dem Kriege in den Dienst des himmlischen Königs und Herrn. Ihm ward ewiger Heimatfrieden.

Briefkasten

Brambauer: Sende aus Dankbarkeit ein Scherflein zu Ehren des hl. Joseph für Gebetserhörung.

Altenlüne: Sende eine Gabe zum Loskauf eines Heidenkindes als Dank und Bitte für Glück, Segen und Frieden in der Familie.

Hannover Döhren: Innigen Dank dem hl. Joseph für liebevolle Hilfe an einem sehr Schwerkranken in der Sterbestunde.

Burgwalde: . . . Mark zu Ehren der Gottesmutter als Dank für Hilfe in einem Anliegen.

Werdohl: Lasse ein Heidenkind loskaufen und sage innigen Dank der lb. Gottesmutter, St. Joseph und St. Theresia v. K. J. für Gebetserhörung.

Hamborn: Dank dem hl. Antonius für Wiederfinden verlorenen Geldes, zugleich zum Dank ein Scherflein.

Hagen: Sende aus Dankbarkeit ein Scherflein Antoniusbrot für erlangte Hilfe bei Geburt und für gute Stellung zweier Söhne.

Eißen: Schicke wie gelobt, ein Scherflein für glückliche Entbindung.

Hamborn: Lasse ein Heidenkind loskaufen auf den Namen Joseph für Erhörung meiner Bitte.

N. N.: Herzl. Dank der hl. Theresia v. K. J. für schnelle Hilfe unter Beifügung der Gabe zur Taufe eines Heidenkindes.

Balesfeld: Dank dem Herzen Jesu, dem hl. Joseph und den armen Seelen für glückliche Heilung einer Blinddarmentzündung ohne operativen Eingriff.

D. Oberkassel: Der lb. Gottesmutter, St. Joseph, St. Antonius, St. Judas Thaddäus sowie Br. Jordan Mai Dank für Erlangung einer guten Stelle.

Düsseldorf: Dank der lb. Gottesmutter, St. Joseph, St. Theresia v. K. J. sowie den 14 Nothelfern für Hilfe beim Ankauf eines Hauses. Die Taufe eines Heidenkindes war versprochen.

Köln: Innigen Dank für Hilfe in schwerer Krankheit der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius sowie der hl. Theresia v. K. J.

Alzey: . . . Mk. zum Dank für Erlösung von einem Leiden.

Breslau: Anbei eine Gabe für die Mission als Dank der Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Paschalis für erlangte Hilfe. Sie alle haben geholfen.

Studzienna: G. G. Herzlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria, der hl. Theresia v. K. J. für wunderbare Hilfe. Anbei Mk. . . . für die Mission. Veröffentlichung war versprochen.

Haynau: A. B. Betrag als Dank für erhörte Bitte.

Borzenzine: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Muttergottes, heil. Joseph, hl. Antonius und den hl. Schutzengeln für erhörte Bitte. Beitrag zur Taufe anbei.

Uschütz: Die hl. Theresia v. K. J. hat geholfen. Anbei Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes, als Dank für glückliche Entbindung.

Breslau: M. M. Eine wunderbare Gebetserhörung. Der hl. Joseph hat geholfen. Wir waren 9 Jahre mit zwei Kindern ohne Wohnung. Wir haben eine furchtbare Zeit durchgemacht und uns auch fortwährend in Geldnot befunden. Ich rief den hl. Joseph auch die Muttergottes, den hl. Judas Thaddäus und den hl. Antonius um Hilfe an und habe dieselbe auf eine wunderbare Weise erhalten. Auch die Andacht zu dem mit dem Tode ringenden Herzen Jesu habe ich noch hinzugefügt. Besonders dem hl. Joseph innigen Dank. Ich hatte Veröffentlichung gelobt.

Neustadt: Dank der lieben Gottesmutter, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in einem Anliegen. Missionsalmosen anbei. Veröffentlichung war versprochen.

Antonia: Tausend Dank der hl. Theresia v. K. J., der lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und allen Heiligen für Gesundung meines Kindes. Almosen ist beigelegt.

Oderwanz: Missionsalmosen erhalten als Dank zu Ehren des hl. Antonius für Hilfe in Gefahr.

W.: Als Dank für Erhörung in schweren Anliegen ein Scherflein zu Ehren des hl. Judas Thaddäus, der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 7 Juli 1928 46. Jahrgang

Zum Feste der hl. Mutter Anna

Mutter Anna, hochgepriesen
Von der ganzen Christenheit,
Dir hat Gott der Herr erwiesen
Seiner Gnade Herrlichkeit.
Denn du solltest Mutter sein
Jener Jungfrau makelrein,
Die von allen auserkoren,
Hat das Heil der Welt geboren.

Engelgleich hast du erzogen
Dieses teure Gnadenkind,
Drum die Engel auch gewogen
Hier und dort Maria sind.
Ihre allerreinste Schar
Stets zu Lob und Dienst ihr war,
Dich auch in des Himmels Freuden,
Mutter Anna, sie geleiten.

In der Ehe reichstem Frieden
Wandelst du des Lebens Bahn,
Wie es immer Gott beschieden,
Nahmest es ergeben an.
Und Maria makelrein
Grüßtest du als Töchterlein,
Diese Frucht der frommen Bitten
Und die Sonne heil'ger Sitten.

Heil'ge Anna, wolle flehen,
Daß wir dienen Gott wie du,
Halte rein und treu die Ehen,
Trage ihnen Segen zu;
Lehr' die Eltern, wie man wahrt
Kindes Seel' nach deiner Art,
Daß sie Himmelskinder werden
Droben einst wie hier auf Erden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Das Ansehen der Zauberdoktoren büßt zwar auch bei den neuern Verhältnissen ein, doch nicht so sehr, als daß der Eingeborene nicht auf den Beistand derselben gänzlich verzichtet. Es bleibt eben immer noch der Glaube an des Zauberers Wunderkraft, die ja auch Phänomene zeitigt, welche die moderne Wissenschaft noch keineswegs restlich aufgeklärt hat. Die Zauberdoktoren der Zulu besitzen eine ganze Menge von Zaubermedizinen: Liebestränke, Krankheits-Verursacher, Todbringer, Glückbringer, Unglücksbringer usw. usw. Es sind meist feingeriebene Pulver, die aus allen möglichen Substanzen bereitet und gemischt sind, wie aus Pflanzen, Kräutern, Holz, Rinde, Erde, Lehm, Schmutz, Blut von Menschen und Tieren, Exkrementen, Krokodilaugen, Galle, Menschenfett und gewissen Körperteilen, (dienen besonders bei Einsetzung eines neuen Häuptlings) Haaren, Fellteilen usw. Die Giftmedizinen und Pflanzengifte töten sofort oder erst nach Wochen.

Wenn sich der Zauberer auch vielleicht mehr Zurückhaltung auferlegt in Befriedigung menschlicher Leidenschaften heutzutage, so wird er immer noch aufgesucht als religiöser Diener für selbstsüchtige Wünsche. In der Tat betrachten die Eingeborenen mit schwindendem Respekt seine „priesterliche" Würde, wohingegen seiner Tätigkeit als Magier und Wahrsager eine größere Bedeutung beigemessen wird. Oft werden Beschuldigungen der Zauberei gegen Missionsanhänger vorgebracht, selbst gegen getaufte Neuchristen. Vor ein paar Jahren sandte man einem Missionar einen Brief, der von Eingeborenen, die auf einer Farm beschäftigt waren, abgefaßt war, wonach ein eingeborener Christ, der auf der Suche nach Arbeit war unter Verdacht der Zauberei gefallen schien, weil man in den Decken desselben ein kleines Päckchen gefunden hatte, das aus Bananenrinde verfertigt ein feines schwarzes Pulver enthielt. Die Eingeborenen „Sachverständigen" waren einhellig in ihrem Urteil, daß es Zaubermedizin gewesen sei, nur waren sie geteilter Meinung, welcher Natur sie sei. Einige meinten, es sei ein Talisman, um Arbeitslosen Glück zu bringen. Andere waren der Ansicht, es sei ein Pulver, dessen besondere Eigenschaft darin bestehe, Uneinigkeit ins Heim irgend eines persönlichen Feindes zu bringen; da solches Pulver in der Hütte irgend einer Familie versteckt, bald Anlaß zu Zänkereien und Streitigkeiten gibt zwischen den Familiengliedern. Ein Eingeborener, der solch ein Mittel in seiner Hütte entdeckt, wird eher dieselbe verlassen, als sich solchen Folgen auszusetzen. Es hält sehr schwer, diese Anschauungen von den magischen Kräften dem Christen selbst dann abzugewönen, wenn er den religiösen heidnischen Kult abgelegt hat.

Die abergläubischen und verwerflichen Praktiken der heidnischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Religion genügen, um die alten Glaubensmeinungen zu verdammen, sobald ein höherer Glaube an deren Stelle gesetzt werden kann. Jene oberflächliche Meinung, daß das Heidentum gut genug sei für die Heiden, läßt sich nicht aufrecht halten. Das Joch des Heidentumes drückt doch zu schwer auf die Menschen, als daß bei ihnen sich eine höhere Kultur ohne Christentum durchdringen könnte.

Was eben die Unzulänglichkeit des Heidentums völlig erweist, ist das Fehlen eben eines geistigen Haltes um das Individuum gegenüber der Zivilisation und des Materialismus zu festigen.

Der Afrikaner liegt noch in der Wiege des Rassenbewußtseins, als der Welt Letztgeborener. Seine älteren Brüder in Asien, Europa und Amerika haben sich noch nicht dazu bequemt, an seine bestehende Körperschaft zu denken noch sind sie bereit, seine herandämmernde Persönlichkeit anzuerkennen.

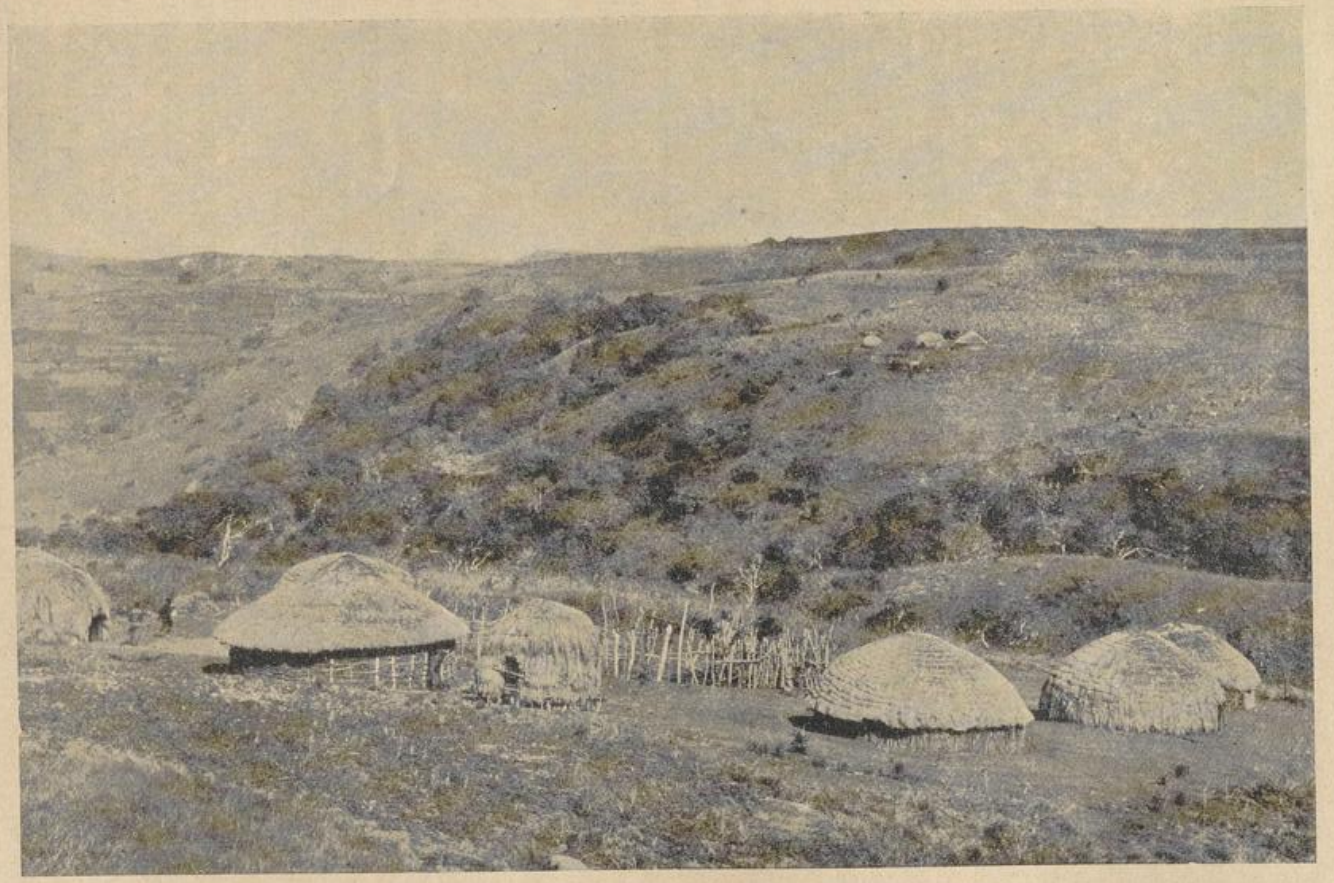
Die Eingeborenen-Rassen von Amerika und Australien beweisen, daß sie immer noch neugeborene Kinder sind; aber die schwarze Rasse gleicht einem munteren Kinde, das in jeglicher Beziehung rasch heranwächst. Die Entwicklung der Rasse und ihr rassiges Verbundensein wurde in Afrika solange nicht offenbar, als der Eingeborene ein „Wilder" blieb, ein Glied nur eines einzelnen Stammes. Da war er nur ein Atom, unfähig der Flut einer organisierten Zivilisation zu widerstehen, die über ihn herbrauste und ihn in der Ebbe und Flut der Entwicklung zu verschlingen drohte, statt ihn in den Strom der Vollendung voran zu reißen. Aber er hat eine beachtenswerte Eigenart aufzuweisen, welche ihn vor dem Versinken bewahrt, er hat, „die Kraft des passiven Widerstandes." Er hat keinerlei Anzeichen einer „sterbenden Rasse" gegeben und die Flut, die ihn zu überwältigen schien wurde nur das Mittel seiner Entwicklung, seines Aufstieges. Die zerstreuten Bruchstücke des afrikanischen Lebens wurden über die Stammesgrenzen hinausgeführt auf der Oberfläche so vieler Strömungen, um in einer lebenden Masse sich einander zu begegnen und zu vereinigen. Die schwarze Rasse wächst so rasch heran und in solchem Ausmaße, daß ihr Vormarsch bereits ein beängstigendes Problem bildet. Das Problem des Afrikaners ist nicht länger mehr das eines einzelnen Individuums oder eines besonderen Stammes; das Erwachen des Rassebewußtseins ist allzu stark, um geleugnet werden zu können.

Der Sklavenhandel brachte Neger aus Afrika nach Amerika und der enge Verkehr mit ihrem Herrn schuf neue Ideen und Probleme, welche weder durch Krieg noch durch Freiheitserklärungen zum Stillstand kamen. Die Sklavenhalter der Südstaaten sahen die Wirren wahrhaftig nicht voraus, welche sie den kommenden Geschlechtern bescherten. Die Nachkommen der Sklaven aber haben aus der Trübsal ihrer Ahnen Früchte gepflückt, die ihren afrikanischen Brüdern noch spärlich zuteil werden. Es gibt unter den 10 — 13 Millionen Negern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Vereinigten Staaten (darunter über 2 Millionen Mischlinge, die ebenfalls zu den Negern zählen) schon viele einflußreiche Schulen, welche an der Hebung der afrikanischen Rasse arbeiten, sie vor allem auf gleiche Rechtsstufe zu stellen, die ihrer schwarzen Haut versagt wird. Ein Hauptwegebereiter war Booker Washington, geboren 1858 oder 1859 in einer Blockhütte nahe Hale's Ford in Virginien. Seine Mutter war Plantagenköchin auf dem Gute ihres Herrn und Eigentümers, und Booker war Sklave von Geburt. Eine seiner frühesten Kindheitserinnerungen war das Gebet, das seine Mutter eines Morgens, als er und seine Geschwister auf einem Bündel Lumpen ruhend, mit der stürmischen Leidenschaftlichkeit ihrer Rasse betete: „O Lord, (Gott) segne Master Linocln und gieb ihm den Sieg, daß eines Tages meine Kinder und ich frei werde!" Die frühe Jugend des Knaben war eine harte, elende Zeit, die nur selten von ein paar Stunden des Spieles erleuchtet wurde. Was ihn aufrecht erhielt war sein Wunsch nach Bildung und Erziehung, das rege Verstandesleben. Er lernte seine Buchstaben aus einem blaugebundenen Abc-Buch, das seine Mutter ihm besorgen konnte und die Zahlen von den Fässern, die er seinem Stiefvater füllen half. In der Nähe seines Heimes wurde 1865 nach der Befreiung der Sklaven eine Tagesschule eröffnet. Sie blieb ihm aber verschlossen, da er Geld verdienen mußte. Er mußte sich damit begnügen, einige Lektionen nach den Arbeitsstunden zu nehmen. Diese Erfahrung lehrte ihn den Wert der Abendschulen erkennen, die er später in sein eigenes Erziehungssystem aufnahm. Auf diesen Umwegen erwarb er sich mühsam die Elemente der Erziehung. Seine Bestrebungen wurden von der Mitarbeit seiner Mutter und seines Bruders unterstützt und durch ihre Opfer gelang es ihm endlich im Alter von 14 Jahren Aufnahme zu finden im „Hampton Industrial and Training Institute" wo den Negern eine erstklassische Erziehung gegeben wurde von Lehrern, die sich eifrig für die Wohlfahrt der befreiten Neger und deren Nachkommen einsetzten. Der Verkehr mit General Armstrong, dem Gründer und ersten Vorstand der genannten Schule und der Einfluß seiner großen Persönlichkeit waren weitere Ansporne im Leben der ersten Zöglinge. Neun Jahre studierte hier Booker Washington um später den Beruf eines Lehrers zu ergreifen. Seine Erfahrung zeigte ihm, daß der Erfolg nicht so sehr auf die Stellung sich stütze, die einer inne hat, als auf die überwältigenden Hindernisse im Versuch nach Erfolg. Er war sich bewußt, daß, um eine Wertschätzung eines höheren Lebensstandes unter seinem Volke zu kultivieren, es ein nutzloses Unternehmen sei, wenn nicht zugleich auch eine praktische Erziehung gegeben würde, die tauglich und fähig mache, auch diesen Lebensstand zu erreichen. Die weiße Bevölkerung Amerikas war zunächst überrascht über die Eventualitäten, welche die Befreiung der Neger noch mit sich bringen könnten, sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Landschaft bei Dumyzulu (Mariannhill)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte Angst vor der „Negeremanzipation" und griff zu dem verzweifelten Mittel des Terrorismus und dessen brutalen Exekutors, der Ku-Klux-Klan-Bande. Auf der anderen Seite begannen die edlen Gefühle für Freiheit in Schwärmerei auszuarten. Die Neger selber hatten keine Zeit gefunden, sich in den plötzlichen und gewaltigen Wechsel hineinzufinden, sie waren verwirrt und wurden eine leichte Beute extravaganter Vorschläge und unpraktischer Ideale.

Da trat der rechte Mann für sie ein.

Booker Washington trat hervor mit Vorschlägen für die Verbesserung der Lage seines Volkes, mit Vorschlägen von hervorragend konstruktiver und praktischer Art. Harte Erfahrung hatte seine gesunde Urteilskraft bewahrt und das Streben nach echten Idealen gefördert.

Seine unermüdliche Verteidigung der praktischen Erziehung gab seinem Vorgehen eine anziehende Kraft und den Stempel einer echten und wahren Negerbewegung. Erziehung war nach seiner Meinung nicht dazu da, möglichst großen Profit einzubringen, sie muß das Leben auch dem kleinsten Schüler liebenswert erscheinen lassen und ihn dereinst als taugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft hinaussenden. Dieser praktische Beweggrund mit seiner beinahe unbewußten Selbstlosigkeit war die Triebfeder seines ganzen Kreuzzuges, den er führte. Sein Streben war Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen der schwarzen und weißen Rasse zu fördern in Amerika und betrachtete dies als ganz wesentlich zur Erreichung seines großen Werkes. Er verkleinerte die Schwächen des Negers keineswegs und unterdrückte bei sich selber heroisch die bitteren Gefühle, die ihn beschleichen mochten angesichts der Leiden denen seine Rasse ausgesetzt war. Nicht ohne tiefe Rührung tut man einen Blick in seine edle Schreibweise; sie sticht ganz vorteilhaft von der Art ab, welche oft von Leuten der weißen Rasse geübt wird. Seine Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit gewann ihm die Unterstützung des weißen Volkes aus dem Norden und Süden und aus kleinen Anfängen bildete er das „Tuskegee Training and Industrial Institute", ein Erziehungsexperiment, das mit solchem Erfolge weitergeführt wurde, daß es sein Markzeichen auf dem weiten Wege der Negererziehung in Amerika hinterließ.

Zwei Prinzipien liegen dem System Professor Washingtons zu Grunde: 1.: „Hände, Kopf und Herz, als wesentliche Elemente einer erzieherischen Notwendigkeit, sollten so miteinander in Wechselbeziehung stehen, daß eines dem andern hilfreich die Hand leiste."

2.: „Das Bestreben ein Unternehmen zu einem lukrativen zu gestalten sollte nicht zum Ziele der ersten Wichtigkeit gemacht werden; der Unterricht soll mit großem Nachdruck ausgeübt werden. Wenn ein Schüler in Tuskegee z. B. bis zu dem Punkte ausgebildet ist, daß er einen erstklassigen Wagen selbst und allein fertigstellen kann, so behalten wir den Schüler nicht zurück, damit er noch mehrere andere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wagen fertig stellen kann, sondern wir senden ihn hinaus in die Welt, damit er seinen Einfluß und seine Fähigkeiten ausübe um andere auf gleiche Höhe zu bringen und wir beginnen wieder mit Rohmaterial von neuem — immer wieder."

Er lernte die Maxime von „Arbeit und Opfer" von seinem Meister, an den er glaubte und dessen Glaube in seinen ersten jungen Tagen, verächtlich als Religion für Frauen und Sklaven hingestellt worden war, und es war daher natürlich, daß seine ersten Gedanken denjenigen von seinem Volke galten, deren Notlage am drückendsten war. Viele seiner eigenen Rasse wurden angefeuert, denselben Idealen zu huldigen und zu folgen und als er im Jahre 1915 starb standen fähige Neger von der Schule eines Dr. Russa Moton, seines Nachfolgers in Tuskegee, bereit um die Traditionen des Führers weiter zu führen.

Doch sprengten sich andere Männer vom Negerblut ab, denen das erzieherische Vorausschreiten zu langsam gehen mochte. Ihr Führer wurde der streitbare Dr. du Bois. Eine besondere Partei wurde gebildet, welche die berechtigten Beschwerden und Ansprüche durch Drängen und durch Presse und Politik zu erreichen sich bestrebt. Sie hat internationalen Charakter. Auf ihrer zweiten afrikanischen Konferenz, die in drei aufeinanderfolgenden Sitzungen gehalten wurde, in London, Brüssel und Paris während des Herbstes 1921, sandte sie ein besonderes Komitee zur Völkerbundsversammlung nach Genf. Dr. du Bois zeichnte mit seiner temperamentvollen Feder und poetischem Schwung ein beispielloses Bild von der geistigen Qual und dem Konflikt, welche die Geburt und rassische Ungleichheiten dem Neger bringen. Sein Buch, „Die Seele des schwarzen Volkes" ist des Lesens wert, schon allein wegen der Sprache und sprühenden Skizzen und realistischen Studien. Eine aufrüttelnde Offenbarung von dem quälenden Schmerze, welche das Empfinden von unverdienten Leiden und Ungerechtigkeiten verursacht, ist sein weiteres Buch „Schwarzes Wasser."

Im Jahre 1920 zog eine Conferenz von Negern in Newyork die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine dritte Bewegung in der Negerwelt. Ihr Führer, Markus Garvey, ein West-Indier von Geburt, stachelte seine Anhänger an zu tumultartigem Verlangen und Begehren. Verworrene Ideen zeichnen ihn aus. Phrasen und extravagante Ziele bilden den Inhalt seiner Bewegung. Seine Vorschläge sind die eines Extremisten, auf den die großen Diktatoren der Geschichte zweifellos zeichnete mit seiner temperamentvollen Feder und poetischem Schwung hüllt an die Gewalt. (Fortsetzung folgt.)

„Freunde sterben, Nationen gehen dahin, Denkmäler fallen zusammen; gute Werke aber bleiben ewig."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

S. O. S.

S. O. S. funken die drahtlosen Sendestationen der Schiffe wenn Unheil diesen droht „S. O. S" „Rettet unsere Seelen!" heißt das nach dem internationalen Übereinkommen. Und bei diesem Hilferufe eilen alle Schiffe herbei um Rettung zu bringen. Wir erinnern uns der letzten furchtbaren Schiffskatastrophe der Prinzipessa Mafalda, bei der über dreihundert Menschen ihr Leben verloren in dunkler Schreckensnacht zum Teil durch die fürchterlichen Haifische. „Rettet uns!" funkte unermüdlich der Telegraphist bis er mit dem Schiffe versank. „Rettet uns!" rufen Millionen von Seelen uns Christen zu und bevor die Hilfe eintrifft versinken viele in der Nacht des Heidentums, im Rachen des Gottesfeindes! Sollen dise Rufe ungehört verhallen?

Einsetzen sollte eine wohlüberlegte aber auch schnelle Hilfsaktion. Drei wichtige Faktoren stützen diese Hilfe: das Gebet, Spenden, Berufe! Ein Sturm des Gebetes sollte einsetzen. Ungeahnte Kräfte könnten so dem Missionswerke, der Seelenrettung nutzbar gemacht werden. Zahllos sind die frommen Vereine, Bruderschaften, Ordensfamilien, aber auch christliche Familien mit ihren zahlreichen Kindern; aus Schulen und Kirchen ergösse sich ein mächtiger Gnadenstrom in die Missionswüsten; alle Menschen sind imstande und haben die Möglichkeit zu beten! Und weiter: die Missionare sind Menschen, die für sich und ihr Werk irdische, materielle Notwendigkeiten zu berücksichtigen haben. Die alten Methoden sind gleichsam versiegende Brünnlein, die den Riesenanforderungen kaum mehr genügen, soll die katholische Mission nicht zurückgedrängt werden. Wo bleiben unsere wohlhabenden Katholiken. Die Armen und Kleinen tun ihre Pflicht. Sie bringen den größten Teil der Missionsalmosen, der Missionsberufe auf. Die Höhergestellten, die Reichen, wo sind sie? Können sich die Besitzenden denn gar so schwer zu den höheren Zielen, den edelsten Pflichten durchringen? Muß denn das Geld ein Mittel zur Erdverbundenheit bleiben? Die „Geldknappheit" muß herhalten um den Mangel an Missionsinteresse zu schamhaft zu verhüllen.

Eines der Edelwerke, das im Missionsinteresse und zum Heile der Seelen allernotwendigste, ist die Heranbildung der Missionsberufe selber und deren materielle Unterstützung!

Wie oft befinden sich auch christliche Seelen in Not, sie nehmen ihre Zuflucht zum Gebete und versprechen Antoniusbrot und Almosen für gute Zwecke. Wahrhaftig, zum Danke für erhörtes Gebet schenke man dem lieben Gott die Mittel, daß einem von ihm selbst zum Priester- und Ordensstande berufenen Knaben oder Jüngling die Möglichkeit werde, sein erhabenes Ziel zu erlangen. Gewiß kann Gott unmittelbar helfen, er will es aber nicht, sondern durch die Menschen. „Daran erkenne ich, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebet", d. h. einander in den wichtigsten geistigen und materiellen Nöten helfet! „Traget einer des andern Last, daß so erfüllt werde das Gesetz Christi!" (Gal. 6. 2.)

In Würzburg haben die Mariannhiller Missionare unter schwersten Opfern ihr notwendig gewordenes Missionspriester-Seminar errichtet, im Vertrauen auf die opferfreudige Mithilfe ihrer Freunde und Gönner. Hier soll eine der großzügigen Rettungsstationen zum Heile der Heidenseelen eingeleitet werden, d. h. hier werden die Missionare herangebildet, welche den Titanenkampf gegen Satan und sein Reich bestehen sollen. Aber wie einst das stärkste und tapferste Heer der Welt zusammenbrechen mußte, weil ihm die notwendigen Hilfsquellen versagten so wird es auch dem Missionswerke ergehen wenn Hilfe ausbleibt. Und ohne Priestermissionare kann nun einmal das Ringen um die Seele des Heiden nicht begonnen und fortgesetzt werden.

Missionspriester-Berufe braucht die Kirche und es wäre eine unbegreifliche Verblendung, wollte man mit dem Hinweis auf den heimatlichen Priestermangel die Ordensberufe einschränken. Da sollte der ernsten Hirtenstimme Gehör geschenkt werden: „Das einträchtige Zusammenarbeiten aller Bischöfe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



St. Anna

Die heilige Mutter Anna Vorbild der christlichen Mütter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

muß dahin gehen, daß die Zahl der Glaubensboten immer weiter vermehrt und gehoben wird . . . Euer Volk, das doch die Heilmittel sozusagen an der Hand hat, ist ja viel weniger weit von seinem Heil entfernt, als die Heiden . . . denn der göttliche Stifter wird euch die Gehilfen oder Teilhaber Eurer Arbeit die Ihr verliert wieder zurückgeben, sei es daß er Eurer Diözese umso reichlichere Gnaden gibt, sei es, daß er dafür andere neue Berufe weckt!" Nur keine unkatholische, engherzige Selbstsucht! Sie würde die Heimat letzten Endes am schwersten treffen! S. O. S. Seelen in Not! Helft!

Der Europäismus im Missionsbetrieb von Mariannhill

Es war beim Schulschluß im Lehrerseminar Mariannhill. Mein Eindruck ist: ganz wie in Europa. Diese Ansicht bekommen aber andere Beobachter ebenfalls.

So fand sich in einem Aufsatz (Fränkisches Volksblatt Würzburg Juni 1927) offenbar von einem deutschen Weltreisenden geschrieben, der auch das Schulwesen in Mariannhill besprach, die Bemerkung: „Überhaupt kann man sich den Schulbetrieb kaum europäisch genug vorstellen."

Nun, wir stoßen hier auf ein heikles Thema; man möchte fast sagen, es ist ein Punkt, wo sich die Geister scheiden. Um den Sinn dieser Behauptung zu verstehen, müssen wir die gegenwärtige Lage erkennen. Die Oberschicht der hiesigen Europäer legt sich die Frage vor: wem — Weiß oder Schwarz — Südafrika gehören wird, und haben heute die Idee sich durch Gesetze zu schützen.

Für etwas weitsichtigere Leute liegt die Sache gar nicht so kritisch. Wie sich dieses Problem lösen wird, hat ein Redner des Schlußaktes — ohne zu wollen — aufgezeigt. Aus dieser Rede leuchtet, wie der Leuchtturm von Durban als fernes Signal doch das Wort „Europa" durch.

Um diesen Redner, es war ein junger Seminarist, der just sein drittes Jahr absolviert hat und nun zur Praxis übergeht, zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Seit 1820 wird in Südafrika europäisiert. Das ist bei jedermann eine tägliche Übung. Jeder Europäer liefert irgend einen kleinen Beitrag und jeder Bantu nimmt irgend etwas auf. Zum Beispiel: Geld ist gewiß jetzt Gemeingut in Südafrika. Wenn heute hundertjährige Bantuleute wieder kommen könnten, sie würden in vielen Redewendungen ihre heutigen Volksgenossen nicht mehr verstehen.

Wenn die Europäisierung eine so allgemein um sich greifende Evolution ist, tut dann Mariannhill etwas besonderes? Gewiß nicht, und doch tut Mariannhill etwas besonderes. Man kann nämlich auf verschiedene Art europäisieren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhill als Lehranstalt hat Ruf durch ganz Südafrika. Der junge Lehrer war nach seiner eigenen Ausführung ein Transvaaler, und kam extra nach Mariannhill, um die echte Weisheit zu lernen.

Die Europäer lassen den Bantus ihre Überlegenheit fühlen und um nicht auf der ganzen Linie zu unterliegen und Stück um Stück Land zu verlieren, müssen sich die Bantu den Europäern ebenbürtig machen und geraten so in ein wahres Bildungsfieber. Alle Eingeborenenchristen suchen die Scharte auszuwetzen, wohl erkennend, wie sie sich ohne „Wissen" neben den Weißen nicht halten können. Wenn die Eltern sehr arm sind, so schicken sie doch ihre Kinder wenigstens ein Jahr zur Schule, um Lesen und Schreiben zu lernen. Bei vielen geht's noch höher und man erschwingt sich gewiß zu oft beträchtlichen Opfern; man verkauft Mais, Vieh um den Kindern aufzuhelfen. Beispielsweise sei bemerkt, daß von Rustenburg, Middelburg in Transvaal ein einfaches Eisenbahnbillet über sechzig Mark kostet. So kommt es vor, wenn eine Familie abgelegen von einer höheren Schule wohnt und auf jeden Fall ein hohes Schulgeld bezahlen muß, daß dann der Preis des Eisenbahnbillets keine ausschlaggebende Rolle mehr spielt und man lieber eine fernere Schule von Ruf wählt. Wird dieser Gebrauch etwas breiter betrieben, so kann ein Student seine Bildung an einer Anzahl Schulen erworben haben.

Der junge Lehrer gab in seiner Rede einen Abriß seines Bildungsganges und zu welchem Resultat er gelangt sei. (Psychologisch war das sehr interessant.) Er sagte, er kenne die bedeutenderen Schulen Transvaals auch Natals, habe auch von Mariannhill gehört und sich als Schüler aufnehmen lassen. Mariannhill habe seinen Charakter umgeformt, habe seine Mentalität aufgebessert und ihm eine spirituelle Festigkeit gegeben, so daß er meine, Mariannhill sei für die Eingeborenen eine erstklassige Anstalt und suchte diese Behauptung an einem bestimmten Satze nachzuweisen.

In Mariannhill hätte er (ich vermute in der Nationalökonomie) gehört: Die Furcht Gottes sei der Anfang der Weisheit. Dieser Satz wäre ihm sehr richtig vorgekommen; denn wenn man mit Gott gut stehe, so müssen die übrigen Unternehmungen besser gelingen. Nun habe man ein Fundament und könne beginnen, wirken, arbeiten (natürlich am Aufbau der Bantunation, das haben zur Zeit diese jungen Leute, von diesem Schlag mehr oder weniger stark im Kopfe) — und die Zukunft nur so heran kommen lassen.

Dieser Rede wurde von den anderen Seminaristen starker Beifall gespendet.

Diese ganze Rede sprühte Überzeugung und Überzeugung hat sie bei den Hörern hervorgerufen: Afrika wird aufgebaut!

Nun wie? Europäisch, ganz europäisch!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Leute waren alle europäisch gekleidet, alles war bis auf das Schlußlied: „Gott schütze Afrika" in englischer Sprache. Nun diese Afrikaner sind Leute des starken Glaubens, haben viel mehr Geistesreife und Charakter, als man für möglich halten könnte. Den Weg, den sie zurücklegen mußten, war so entsetzlich lang, die Examen so schwer — und wenn noch manche unreife Beere übrig blieb, was schadet's?

Lieber Leser, bedenke es waren einmal „Wilde!" Dann bedenke noch weiter, wenn die Leute einmal Christen geworden sind, was können sie weiter tun, als im europäischen Sinne vorwärts schreiten?

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Aehrenlese

Von Schwester Frederica, C. P. S. Lourdes

Betreten wir heute den schönen Friedhof der hiesigen Mission und bleiben wir stehen an dem letzt aufgeworfenen Hügel, der mit frischen Blumen und Kränzen geziert ist. Er birgt die Hülle eines jungen Missionars, dem leider nur wenige Jahre in der Mission beschieden waren. Der Verlust ist um so härter, da ein so großer Priestermangel herrscht. Der verstorbene hochwürdige P. Fabian empfing im Jahre 1921 in Reichenau die hl. Priesterweihe. Zahlreiche Missionare waren herbeigeeilt, um den neuen Mitbruder zu begrüßen. Sie ahnten nicht, daß der Tod ihn schon so bald ereilen sollte.

Auf verschiedenen Missionsstationen tätig, kam er als Oberer für die hiesige Station bestimmt im Juli 1926 nach Lourdes. Er war damals schon leidend, doch hoffte man, daß es nur vorübergehend sei. Der Arzt verordnete an Ostern des nächsten Jahres zwei Jahre völlige Ruhe um die angegriffene Lunge ausheilen zu lassen. Mit schwerem Herzen unterwarf er sich damals dem Urteile des Arztes und blieb eine zeitlang unter dessen Beobachtung. Dann kehrte er nach zwei Monaten nach hier zurück. Sein Gesundheitszustand besserte sich nicht und so legte er im Januar dieses Jahres sein Amt als Oberer nieder um sich in ein milderes Klima zu begeben. Die Reise nach Maria Trost hätte aber ungefähr 7 Stunden Autofahrt erfordert, die er seinen Kräften doch nicht zutraute und so blieb er hier. Im Februar stellte sich plötzlich des Nachts Lungenbluten ein, das sich wiederholte. Es wurde dann wieder besser bis 14 Tage später eine dritte schwere Blutung einsetzte. Von da an konnte er keine hl. Messe mehr lesen und wurde durch mehrere nachfolgende Blutungen sehr geschwächt. Ergeben in Gottes Willen brachte er die nun folgenden Tage im Bette zu immer eines schnellen Todes gewärtig. Der herbeigerufene Arzt erklärte jedoch, daß ein Blutsturz nicht mehr zu befürchten sei und er noch ungefähr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

10 Tage leben würde. Da es ihm im Lehnsessel etwas bequemer war, so blieb er die meiste Zeit dort.

Der Hochwürdigste Herr Bischof besuchte ihn mehrmals in seiner Krankheit und sagte ihm, da der liebe Gott ihm nur wenige Jahre hier beschieden habe, so möge er im Himmel weiterarbeiten für die Mission, was er auch versprach.



Hochw. P. Fabian Weiß †

Hochwürden P. Laurentius wich die letzten 8 Tage nicht von seinem Lager und Ehrwürden Vater Abt Gerard besuchte ihn auch mehrmals des Tages. Die Schwäche nahm zu und mehrmals brachte man ihm die heilige Kommunion nach Mitternacht. Am 15. März trat eine Besserung ein, die aber nicht anhielt und der nächste Tag drückte schon das Siegel des Todes auf sein Angesicht. Er dankte allen, sagte Lebewohl und erwartete ruhig den Tod. Abends gegen 10 Uhr betete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er leise: „Jesus, ich vereinige das Opfer meines Lebens mit deinem Opfertod am Kreuze, Jesus sei mir nicht Richter sondern Erlöser." Gegen 11 Uhr begann der Priester die Sterbegebete. P. Fabian tat noch einige leichte Atemzüge und entschlief ohne Todeskampf. Am nächsten Morgen verkündeten die Schläge unserer großen Glocke sein Hinscheiden. In der Frühe zur ersten heiligen Messe wurde die Leiche in die Kirche gebracht. Angetan mit den priesterlichen Gewändern ruhte der Verblichene umgeben von Blumen und Kerzen dort bis zum Begräbnis. In großer Zahl eilten die Christen herbei. Von Kokstadt kam Hochw. P. Gereon mit zwei Kreuzschwestern zur Beerdigung. Von Emaus kam Hochw. P. Gabriel und eine Schwester. Nach Einsegnung der Leiche trugen 8 schwarze Industrieschüler den Sarg mit weißen Schärpen. 12 weißgekleidte Mädchen mit Blumen und Kränzen standen am Portal der Kirche und begleiteten den Sarg zur letzten Ruhestätte. Es war eine wohlgeordnete Prozession, die nach Hunderten von Beteiligten zählte und die laut und andächtig den ziemlich langen Weg entlang beteten von der Kirche bis zum Friedhof. Feierlich läuteten unsere Glocken den letzten Scheidegruß. Der Chor sang das Miserere. Unter den Gebeten der Priester segnete Ehrw. Vater Abt die Leiche ein dann wurde der Sarg in die Gruft gesenkt während Trauerlieder gesungen wurden. Nun kniete alles nieder um das Ablaßgebet zu beten. „Im Kloster ist leicht sterben", hatte der Verstorbene vor wenigen Tagen noch gesagt und so kehrten wir vom Grabe zurück in der Zuversicht im Himmel einen Fürbitter zu haben.

Er ruhe in Frieden!

Negersitten

Von P. Atzwanger, R. M. M. Triashill, Rhodesia

Aus dem Eherecht der Maschona in Rhodesia

Vielen Müttern in Europa gilt es als die Hauptsorge, die heranwachsenden Töchter zur rechten Zeit „unter die Haube" zu bringen und ähnlich ist es auch bei den schwarzen Müttern. Nur kümmert sich hier noch mehr als die Mutter der Vater darum, weil er für jede Tochter eine ganz erhebliche Zunahme seines Wohlstandes erwarten kann. Die Eltern tun nichts für die Ausstattung ihrer Töchter, sondern das ist Aufgabe des Bräutigams.

Zuerst hat er den Vater der Braut günstig zu stimmen, indem er ihm einen Ochsen und einiges Geld bringt und zugleich sich als den Dieb bekennt, der das Mädchen gestohlen hat. Das Brautstehlen ist allgemein Sitte und die Mission sucht diesen Brauch ungefährlich

zu machen, durch die Bestimmung, daß das Mädchen nicht in die Heimat des Burschen sondern zu einem Verwandten oder noch besser zur Missionsstation gebracht werden muß. Hat der Vater die erste Gabe angenommen und damit seine Zustimmung gegeben, erhält er noch weitere Rinder Ziegen und Geld bis er zufrieden ist und sich bewegen läßt bei der staatlichen Behörde (wenn es Heiden sind) oder vor dem Missionar wenn die Brautleute Christen sind) seine Zustimmung schriftlich zu geben. Doch auch dafür will er gut bezahlt sein und selbst bei der Heirat folgt die Braut nur zögernd zum Heim des Mannes und dieser muß noch viele Geldstücke ausgeben um sie in seine Hütte zu bringen. Alles in allem braucht ein Bräutigam wenigstens ein Dutzend Rinder und einige Ziegen und englische Pfunde. Meist hilft ihm sein Vater oder älterer Bruder. Hat er eine Schwester, so wird in vielen Fällen die Heiratsgabe für sie dazu verwendet. Manch einer, der nichts hat und sich auch nichts erarbeiten will, nimmt sich ein Weib und verspricht ihrem Vormund oder Vater sein erstes zukünftiges Töchterchen oder verspricht dem Schwiegervater die Rinder, die er für seine Schwester erhalten wird. Der zukünftige Mann sorgt dann von klein auf für seine Braut und versieht sie mit Kleider und Schmuck. So kommt es, daß die Mädchen dann, wenn sie selbst ans Heiraten denken können, meist schon vergeben sind.

In früheren Zeiten kam es nicht oft vor, daß sich ein Mädchen weigerte zu ihrem, ohne ihr Wissen gewählten Mann zu gehen. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt" hieß es da. Eine Frau, die später als Christin hier in unserer Kirche nach eigener Wahl ihr Jawort gab, wurde vorher von ihren Angehörigen mehr als einmal aufgehängt und bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, da sie den zugedachten Mann verschmähte. Die englischen Gesetze verbieten jetzt den Zwang zur Heirat, aber manches Mädchen wird durch vieles Zureden, Drohungen und allerlei Belästigungen auch heute noch gezwungen ihre Zustimmung zu geben.

Der Mann gibt auch nach der Trauung dem Schwiegervater viele Gaben, um das Verhältnis enger zu knüpfen, denn der Vater behält immer noch ein gewisses Recht auf sein Kind auch nach der Verheiratung. Wird die Frau schlecht behandelt, so läuft sie zu ihrem Vater, der dann die Sache mit anderen alten Männern untersucht und die Tochter ihrem Manne erst zurückgibt, wenn dieser ihm eine Ziege oder was als Sühne bestimmt wurde, gebracht hat. Wenn aber die Frau sich weigert, zu ihrem Manne zurückzukehren oder dieser sie nicht mehr will, so verlangt er von ihrem Vater seine Heiratsgabe zurück, wodurch nach heidnischer Auffassung die Ehe gelöst ist. Der Vater beeilt sich dann natürlich für seine zurückgekehrte Tochter einen anderen Mann zu finden, um sein Vieh und Geld wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu bekommen. Aus all diesen Bräuchen ist zu ersehen, wie wenig das Mädchen oder die Frau geachtet wird; aber geradezu grausam sind die alten Gesetze betreff der Kinder.

Die Mutter hat kein Recht über ihre Kinder. Sie gehören dem Vater und wenn dieser stirbt, den Erben. Verstößt ein Mann seine Frau, so darf sie keines ihrer Kinder mitnehmen und wenn der Vater stirbt so erhält das Erbe ein älterer oder jüngerer Bruder oder nahe Verwandte des Mannes. Die Frau wird ein sogenanntes Erbweib, das weniger geschätzt wird, als ein selbst erkauftes. Will die Witwe zu ihrem Vater zurückkehren, so kann sie es nur, wenn dieser die



Brautpaare am Hochzeitstag

für sie empfangenen Ochsen zurückgibt oder falls sie Kinder hat, so werden diese ihr genommen und unter die Erben verteilt. Diesen Brauch haben auch die Engländer bisher bestehen lassen. Nur bestimmten sie, daß eine Witwe auch wie Mädchen nicht gegen ihren Willen verheiratet oder als Erbweib genommen werden dürfen. Da aber die Heiratsgabe oft nicht mehr vorhanden ist und nicht mehr aufgebracht werden kann, so bleibt doch dieser indirekter Zwang bestehen. Auf die Ehe verzichten aus höheren Beweggründen gilt den meisten Eingeborenen noch als etwas Unfaßbares und kinderlos sein wird als großes Unglück betrachtet. Viele Frauen sind der Reichtum der Großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Vieh, besonders die Kühe und Stiere werden meist nur gezüchtet um Frauen damit zu erwerben. Milchwirtschaft wird schlecht betrieben und ist nur Nebensache. Wenn auch durch die alte heidnische Ordnung dafür gesorgt war, daß es weder Witwen noch Waisen gab, so war die Stellung der Frau doch eine recht niedere, unwürdige. Rechtlich war sie unfrei und konnte nie Selbständigkeit erreichen. Aufgabe der Mission ist es nun, die Gebräuche soweit zu ändern, daß sie der Würde der Frau gerecht werden. Leider gibt es immer solche, die die größere Freiheit, die neue Gesetze ihnen gewähren, mißbrauchen. So helfen europäische Gesetze nichts, wenn nicht zugleich auch die Herzen der Eingeborenen durch Glaube und Gnade umgewandelt werden.

Die I. C. U. = Bewegung

In seinen früheren Verhältnissen fiel es dem Zulu nicht ein, zu arbeiten, denn er hatte es nicht notwendig. Das Land war dünn bevölkert und daß die Bevölkerung nicht überhand nahm, dafür sorgten die despotischen Häuptlinge und die beständigen Kämpfe der einzelnen Stämme untereinander. Nahrungssorgen brauchte er nicht zu haben; denn das Land war fruchtbar und im Falle der Not, wie bei großer Trockenheit, konnte das eine oder andere Stück aus der großen Viehherde aushelfen. Für Kleider zu sorgen war überflüssig, dann das afrikanische Klima ist warm genug und an kalten Morgen blieb er einfach in der Hütte liegen, bis die liebe Sonne für genügend warme Luft gesorgt hatte. Den Lendenschurz lieferte ihm ja die erste beste Ziegenhaut. Und wenn er auch gearbeitet hätte, erworbener Reichtum wäre sein Unglück gewesen, denn der erste beste Zauberer, dem seine Viehherde in die Augen stach, hätte ihn sicher, wenn er seinen Reichtum nicht mit ihm oder dem Häuptling teilen wollte, ausgerochen, d. h. bei der nächsten Erkrankung einer Person ihn als den Urheber der Krankheit angegeben, ihm das Vieh genommen und ihn selber aber dem Tode überliefert. Was half ihm da der Reichtum, da war es für ihn besser, er lag auf der faulen Haut.

Das wurde allmählich anders, als die Weißen sich im Lande immer mehr festsetzten. Da gab es Steuern zu zahlen, der Schwarze lernte die Genüsse und Bedürfnisse der Weißen kennen, und so stellten sich bei ihm manche früher nie geahnte Bedürfnisse ein. Zu deren Befriedigung brauchte er aber Geld, und weil er es nicht hatte, mußten die jungen arbeitsfähigen Leute zu den Europäern gehen um sich dasselbe zu verdienen. Das war nun in den ersten Jahrzehnten eine harte Nuß für sie. Jetzt hieß es, monatelang Tag für Tag von morgens bis abends arbeiten, er konnte nicht mehr vor der Hütte liegen und sich von der Sonne bescheinen lassen, das war fast zuviel verlangt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ist es da zu verwundern, wenn der Europäer ihn noch so gut behandeln mochte, ihn dennoch nach kurzer Zeit das Heimweh packte. Da konnte man sagen was man wollte, um ihn zu längerem Bleiben zu bewegen, das inhliziyo (Herz), welches beim Zulu am oder beim Kehlkopfe seinen Sitz hat, sagte ihm, er müsse gehen, und er ging. Er blieb dann gewöhnlich 1—2 Monate daheim und kehrte dann wieder zurück. Die liebe Geldnot zwang ja dazu. Allmählich aber gewöhnten sich die jungen Burschen an das Leben mit den Europäern und an die dauernde Arbeit, aber auch an mehr Bedürfnisse und so begann der bekannte Kreislauf: — mehr Bedürfnisse, mehr Lohn; mehr Arbeit mehr und neue Bedürfnisse.

Wenn so auf der einen Seite der Schwarze sich mehr an die Arbeit gewöhnte, sich als immer nützlicher und verwendbarer für den Weißen erwies, zumal die Schulbildung allmählich noch dazu kam, suchte auf der anderen Seite der Weiße nicht mehr Lohn zu zahlen, und zahlte nicht mehr an Löhnen als notwendig war, um überhaupt Arbeiter zu bekommen. — So entwickelte sich in Südafrika ein Zustand, der mit der Zeit zu einer Krise führen mußte. Der Schwarze wurde sich des Wertes seiner Arbeit bewußt; wenn er früher, solange das Stammessystem herrschte, wonach der Häuptling als Oberster das Land verlieh und für den Einzelnen der Begriff „Landeigentümer" fremd war, so suchte er jetzt Land zu erwerben. Er hatte den Wert der Schulbildung schätzen gelernt weil sie der Weg zu besser bezahlter Arbeit war; und wenn auch die Regierung alles tat, und noch zu tun sucht, um den Schwarzen, der nun einmal das ist, zu einem möglichst guten Bürger der Union zu machen, so fehlt es doch nicht an solchen, die aus Eigennutz den Schwarzen möglichst tief zu halten suchen. So bildete sich mit der Zeit das heute in Südafrika alles beherrschende Rassenproblem. Der Weiße sagt: „Wir haben das Land hochgebracht und es soll dem weißen Mann gehören"; und der Schwarze ruft: „Afrika den Afrikanern!"

Es sind in der afrikanischen Union etwa $1^1/_2$ Millionen Weiße und denen stehen 5 mal soviel Schwarze gegenüber. Bisher vermehrten sich prozentual die Schwarzen schneller als die Weißen. Es ergibt sich daraus die wichtige Frage: In wessen Hand wird, wenn sich die Schwarzen rascher vermehren und besonders intellektuell sich heben, die Zukunft Afrikas liegen? Es ist zu verstehen, daß auch die Europäer die Einwanderung zu heben suchen als Mittel der Vermehrung.

So fragen sich aber nicht nur die gebildeten Weißen; auch die Schwarzen, welche heute bereits Vertreter ihrer Rasse haben, welche in England studiert haben und in der Heimat jetzt zum Teil Advokaten sind oder wichtige Posten innehaben, wissen das und bringen das Problem zur Kenntnis ihrer Rassegenossen. —Die gebildeteren Weißen sehen ein, daß das Wohl des Landes sich mit der Bildung und Hebung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Gesamtbevölkerung hebt und suchen die Eingeborenen in ihrem Streben zu unterstützen und ihren Bildungstrieb und ihre Bestrebungen in die rechte Bahn zu lenken und sie vor Überstürzung zu bewahren. Nun kam aber vor etwa 5—6 Jahren ein Zögling der englischen Mission vom Tanganyika in die Union nach Kapstadt und äußerte seine Ideen und fand bald andere, welche auch über etwas Bildung verfügten, und mit den Zuständen der Schwarzen unzufrieden waren. Diese taten sich nun zusammen, bildeten einen Verein, um eine Agitation unter den Schwarzen zu beginnen. Es fanden sich bald, wie das immer zu geschehen pflegt, auch ein paar Weiße, welche die Gelegenheit erkannten, sich eine Einnahmequelle zu verschaffen und boten ihnen ihre Hilfe an. Alle unzufriedenen Schwarzen in den großen Städten Südafrikas scharten sich um sie, und nun begann eine großzügige Propaganda unter den Schwarzen der ganzen Union. Abgesetzte oder gemaßregelte schwarze Lehrer meistens von den religionslosen Gouvernementsschulen, welche gut englisch gelernt hatten, strömten ihnen zu und wurden als Agenten aufgestellt und ihnen ein zweiter als Sekretär (der im englischen Vereinswesen immer eine große Rolle spielt) beigegeben. Diese wurden in die einzelnen Distrikte verteilt und veranstalteten dort Versammlungen, in welchen gehetzt und den unwissenden Eingeborenen der Himmel auf Erden versprochen wurde. Wer nicht mittun wollte, dem wurde gedroht, wenn die Weißen aus dem Lande gejagt würden, müßten sie auch mit usw. Da aber jeder Beitretender 2 Schilling zahlen mußte, und die neuen Genossen bald nach Tausenden zählten, konnten die Agenten über große Summen verfügen, welche sie dazu verwendeten, sich bezahlt zu machen und Autos zu kaufen, in denen sie das Land bereisten und dort neue Versammlungen veranstalteten. Als weiteres Mittel, das Vertrauen der Schwarzen zu bekommen, durften auch die Mitglieder alle Klagen vorbringen, welche sie gegen ihre weißen Arbeitgeber hatten, und sofern sie meinten, dieselben seien gerechtfertigt, brachten sie auch die Weißen vor Gericht. Die Folge davon war, daß auch die Farmer sich zusammenschlossen und alle Eingeborenen, welche sich angeschlossen hatten, entließen oder von ihrer Farm verjagten.

Die Schwarzen hatten ihrer Vereinigung den Namen gegeben: Industrial, Commercial Union — I. C. U., da sich aber bald die Kommunisten der Bewegung bemächtigten, um die Schwarzen zu Unruhen und Unzufriedenheit zu veranlassen und besonders der Bewegung eine religionsfeindliche Richtung zu geben, deuteten manche die Bezeichnung I. C. U. als International Communistic Union, zumal als bakannt war, daß die Anführer der Bewegung sich schon mit der Internationale von Amsterdam in Verbindung gesetzt hatten. Kadalie, der erste Anführer war kürzlich in Europa um Anschlußmöglichkeiten und Hilfe zu suchen, die ihm auch versprochen wurden. Es schien

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber vorläufig beim Versprechen geblieben zu sein; denn nach Afrika zurückgekehrt, suchte er den Anschluß seiner Partei an die labourparty (Arbeiterpartei) in Johannesburg. Dort sagte man ihm aber: Euer sind viel mehr als wir in unserer weißenVereinigung. Wenn wir euch aufnehmen bei gleichen Rechten, so könnt ihr bei Abstimmungen immer allein eure Absichten und Pläne durchdrücken, und wir haben nichts mehr zu sagen. Wir wollen deshalb uns nicht mit euch vereinigen, wohl aber mit euch zusammenarbeiten in der Weise, daß wir eure Vertreter zu unseren Beratungen zulassen, ohne daß ihr aber ein Stimmrecht besitzt. Das wollten nun aber die Schwarzen nicht. Es bleibt nun abzuwarten, wie sich die Sache weiter entwickelt.

Während die Protestanten der Bewegung ziemlich machtlos und auch teilnahmslos gegenüber standen, wurden die Vertreter der katholischen Kirche bald aufmerksam und erkannten die in ihr liegende Gefahr. Nun fragte es sich, wie ihr entgegengearbeitet werden könnte. Einfach den Beitritt verbieten, ohne etwas Positives zu tun, ging nicht an. So rief denn der Apostolische Delegat die Bischöfe Südafrikas in Kimberley zusammen und beriet diese Frage mit ihnen. Es wurden dann die Apostolischen Vikare von Mariannhill, Zululand und Natal, mit dem Präfekten von Kroonstadt, welche in ihren Gebieten die meisten Schwarzen haben, aufgestellt, um die Frage eingehender zu studieren und heraus zu finden, was von katholischer Seite getan werden könne, um einerseits der Bewegung entgegen zu treten, andererseits aber auch einen Weg zu finden, wie den berechtigten Klagen und Ansprüchen der Schwarzen Rechnung getragen werden könne. So kamen denn diese vier kirchlichen Würdenträger in Mariannhill zu einer Beratung zusammen, wo sie beschlossen, eine katholische politische Partei zu gründen, welcher sie den Namen Catholic African Union — C. A. U. gaben. In dieser sollten alle katholischen Schwarzen der Union vereinigt werden. Als Leiter wurden die Patres Bernard Huß, der Direktor des Mariannhiller Kollegs und Johann Bapt. Sauter, der Redakteur der katholischen Eingeborenen-Zeitung „Inzindaba zabantu" aufgestellt. Es liegt auf der Hand, daß wenn den Schwarzen geholfen werden soll, in erster Linie für bessere und mehr Schulen zu sorgen ist und auch in materieller Hinsicht ihnen unter die Arme gegriffen werden muß. Besonders muß für höhere Schulen gesorgt werden, in welchen die Leiter der Schwarzen ihre Ausbildung erhalten. Wie die katholische Kirche für die Erziehung des eingeborenen Klerus sorgt um für alle Fälle geistliche Leiter aus dem eigenen Volke zu bekommen, und selbst Ordensleute auszubilden sucht, welche die weißen Ordensleute im Falle der Not ersetzen können, so müssen auch für die Vertretung und Hebung des materiellen Wohlstandes des Volkes Leute aus den eigenen Reihen herangebildet werden. Eine große Aufgabe, welche viel Geld, Geduld und Ausdauer erfordert.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Notizen eines katholischen Missionsarztes

III.

Als ich meine letzten Notizen geschrieben hatte, mußte ich eine schwere Operation an einer schwarzen Frau vornehmen, die an einem inneren Gewächs litt. Glückliche Umstände ermöglichten es mir, die Sache so einzurichten, daß bei dieser Operation alle drei Ärzte, der Operateur, der Assistent und der Arzt für die Chloroform, Missionsärzte waren. Der eine Kollege kam von Centochau, 130 Meilen von Mariannhill entfernt. Der andere war zur Zeit Schiffsarzt, und sein Dampfer lag gerade für einige Tage im Dock von Durban. Er und der Missionsarzt von Centochau stammen von Msgr. Beckers Missionsärztlichem Institut in Würzburg und waren alte Freunde. Schon lange hatten sie gehofft, sich um diese Zeit zu treffen, daß es aber in einem Operationssaal geschehen sollte, hatten sie kaum erwartet. Der Schiffsarzt war für die Benediktinermission von Zululand bestimmt, und sein zukünftiger Bischof war nach Mariannhill gekommen, um ihn dort zu treffen. Um die Missionsatmosphäre dieser Operation noch zu vervollständigen, war der Missionsbischof so gütig, unmittelbar vor der Operation im Krankenzimmer für uns alle, Patientin, Ärzte und Krankenschwestern, die heilige Messe zu lesen. Solche Umstände bei einer Operation flößten uns Vertrauen ein und unser Vertrauen wurde nicht getäuscht.

Die Anzahl der katholischen Missionsärzte auf der ganzen Welt ist noch sehr klein, und darum schätze ich mich auch so glücklich, in einer Entfernung von einer Tagereise einen treuen Kollegen zu wissen. Wenn irgend möglich, verschieben wir beide größere Operationen, bis wir auf der einen oder anderen Station uns treffen und zusammen operieren können. In wenig mehr als einem Jahr haben wir diesen Plan schon bei fünf Gelegenheiten durchgeführt.

Das letzte Mal trafen wir uns vor kurzem in Mariannhill, um an einem Europäer und einer schwarzen Frau eine schwere Operation vorzunehmen. Letztere hatte ein sehr großes inneres Gewächs, das nach der Entfernung 10 Pfund wog. Es geht ihr jetzt sehr gut. Sie ist eine ausgezeichnete Patientin, gesegnet mit einem hochentwickelten Sinn für Humor. Schon am Tag nach der Operation war sie ganz lebendig und machte durch ihre drolligen Bemerkungen den ganzen Krankensaal lachen.

Ein dritter Missionsarzt für die Mariannhiller Mission wird binnen kurzem erwartet. Auch er ist ein Mitglied von Msgr. Beckers Institut. Wahrscheinlich wird er aber in Rhodesia stationiert werden, das viele kostspielige Tagereisen von Mariannhill entfernt ist. So wird es ihm kaum möglich sein, seine missionsärztlichen Kollegen von Natal zu besuchen außer in großen Zwischenräumen.

Unser neues Marienhospital für Eingeborene in Mariannhill ist nun im Rohbau vollendet. Der innere Ausbau erfordert allerdings noch eine gewaltige Arbeit. Es ist ein hübsches zweistöckiges Gebäude, ein Hauptbau und zwei Flügel und wird wahrscheinlich über 60 Betten enthalten. Zunächst aber werden wir wohl nur einen Teil des Gebäudes ausstatten und benutzen können.

IV.

Unser kleines, provisorisches Eingeborenenspital ist in den letzten zwei Monaten ziemlich voll, zuweilen sogar überfüllt gewesen. Die Denguefieberepidemie dauerte lange Zeit und ist auch jetzt noch kaum überstanden. Viele Fälle kamen unter unsern Schulkindern vor, die auch in das Spital eingeliefert werden mußten. Gewöhnlich haben wir auch einige Fälle von Schwindsucht in den Krankenzimmern. Die Eingeborenen sind eben viel empfänglicher für diese Krankheit als die Europäer und bekommen sie gewöhnlich auch in einer viel gefährlicheren Form.

Ein großer Unterschied ist festzustellen zwischen Eingeborenen einerseits, die in die Umgebung großer Städte, wie Durban, zur Arbeit kommen, bunt zusammengewürfelt aus den verschiedensten Stämmen und Landstrichen unter Bedingungen zu leben haben, die ihnen ganz fremd sind, und den Eingeborenen anderseits, die weit weg in ihrem Territorium unter viel natürlicheren Ver-

hältnissen wohnen. Unter diesen herrscht ein schöner Sozialismus der rechten Art. Alle sind von Nachbarn umgeben, die einander gut kennen und hilfsbereit sind, wenn Nöten entstehen. Hotels, Gasthäuser, Waisenhäuser, Altersheime usw. sind in ihren Verhältnissen unnütze Dinge. Ein natürliches Nachbarschaftsverhältnis sorgt für alle diese Nöten. Der nachdenkliche Eingeborene, der sieht, daß die „Zivilisation" solcher Einrichtungen bedarf, muß sich sagen, daß sie sowohl Fluch wie Segen bringt.

Ein Eingeborener, der in den letzten Zügen lag, wurde von acht anderen Schwarzen auf einer provisorischen Tragbahre 10 oder 12 Meilen weit von einem großen Wasserwerk hergebracht. Er war in einem Zustande, daß man ihn unmöglich in ein gemeinsames Krankenzimmer legen konnte. Wir haben aber keine Einzelzimmer und nur ein kleines Pflegepersonal. Und doch war er so hoffnugslos krank, daß man ihn nicht fortschicken konnte. Wir boten ihm ein Zimmer an, das außerhalb des Krankenzimmers lag, vorausgesetzt, daß einer der Träger bei ihm bleiben wollte, damit er zwischen den einzelnen Besuchen der Pflegerin nicht allein sei. Die Träger taten, als ob sie allem zustimmten und trugen den Patienten ins Zimmer. Während ich aber beschäftigt war, ihn bequem zu betten, entdeckte ich plötzlich, daß sie alle ausgerissen waren. Ich ließ ihnen natürlich nachjagen, aber sie weigerten sich umzukehren. Ein solcher Vorfall wäre kaum denkbar bei Eingeborenen, die in der Heimat unter natürlichen Verhältnissen leben. Der Kranke starb noch am gleichen Abend, aber erst nachdem ein Priester eine Zeitlang mit ihm geredet, er sehnsüchtig die heilige Taufe verlangt und erhalten hatte.

Bei meinen Reisen zu anderen Missionsstationen habe ich oft ergötzliche Erlebnisse. So traf ich neulich einen Missionar, der gerade von einem entfernten Schwesternkloster gekommen war. Die guten Schwestern hatten ihm für die Heimreise ein gutes Päckchen Brötchen mitgegeben. Als leckerer Abschluß der Reisezehrung kam etwas in Silberpapier zum Vorschein, das ganz das Aussehen von köstlicher Milchschokolade hatte, aber bei einem Versuch sich als — Seife erwies. Einige Tage später führte mich auch mein Beruf an diesem Schwesternkloster vorbei. Ich betrat es aber mit dem festen Vorsatz, mich durch nichts in Silberpapier Eingewickeltes verführen zu lassen. Die Schwestern erzählten mir die ganze Geschichte, wie auch sie sich anführen ließen, als die Seife von ihrem Mutterhaus in Europa ankam, wie diese dann auf die Seite gelegt, lange Zeit vergessen und dann wiederentdeckt wurde, — um als Leckerbissen für Frühstückspakete von Besuchern zu dienen. Die Schwestern hatten Riesenfreude, als sie den Scheltbrief des Missionars erhielten. Nur eine Schwester machte ein sorgenvolles Gesicht. Sie erinnerte sich, wie sie in bester Absicht denselben Leckerbissen zum Reiseproviant einiger anderer vornehmer Besucher gelegt hatte, und darunter waren wenigstens zwei Regierungsschulinspektoren!

Dr. Mc Murtric, Mariannhill.

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus" wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Schluß) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Die ganze Tischgesellschaft lachte laut über diese Entgegnung; der Bischof aber fühlte sich an einer wunden Stelle berührt, geriet in großen Zorn und jagte den Knaben aus dem Speisesaale. Dann genoß er in seinem Ärger so viel von dem Rostbraten, daß er sich ein ernstes Unwohlsein zuzog.

Als Chatterton krank zu Bette lag, ließ er sich in Gegenwart des Knaben und seiner Gemahlin aus Foxens Buche von den „glorreichen protestantischen Märtyrern" vorlesen. Sein Weib Katharina schmähte über die Grausamkeit der „blutigen" Königin Maria, während John die katholische Herrscherin in Schutz nahm und unumwunden zugab, wenn wiederum ein katholischer Fürst den englischen Thron bestiege, so müßte er den Gesetzen zufolge gerade so handeln.

„Dann würde aber auch mein Herr und Ehewirt zum Feuertode verurteilt!" schrie Chatterton's Weib.

„Allerdings", erwiderte John lakonisch.

„Mit nichten", tröstete der Bischof seine Frau. „Denn ich würde meinem Fürsten gehorchen und nie so widerspenstig und hartnäckig sein, wie es die Papisten gegenwärtig sind. Es wäre ja meine Pflicht, als guter Untertan den Gesetzen zu gehorchen."

„Dieser Gehorsam und diese scheinbare Bekehrung möchten Euch dann wohl vor dem Scheiterhaufen sicherstellen", entgegnete der Knabe mit einem mitleidigen Blicke auf den Kranken — „aber niemals vor den ewigen Flammen der Hölle."

Gewaltig regte diese erschütternde Wahrheit aus dem Munde der Unschuld den alten Sünder auf, so daß sich infolge seines Ärgers, wie ihm die Ärzte versicherten, sein Zustand bedeutend verschlimmerte. In seinem Zorne beschloß er nun, den unverbesserlichen Starrkopf nach seiner festen Burg Chester Castle bringen zu lassen, und kündigte sofort dem Knaben sein Schicksal an. Drei Tage gab er ihm Bedenkzeit; wenn er sich bis dahin nicht zum Übertritte zu der neuen Religion entschließen sollte, so würde er in den Gewölben jenes Schlosses Zeit und Muße finden, sich eines Besseren zu besinnen, und wenn auch das fruchtlos wäre, so könnte man ihn ja, sobald er das Alter von sechzehn Jahren erreicht haben würde, zum Tode verurteilen.

Gerade jetzt kam der Entschluß des Bischofs dem Knaben doch recht ungelegen. „Wenn ich einmal in dem festen Chester Castle gefangen liege", sagte er sich, „so wird es meiner Mutter kaum mehr möglich sein, mir zur Flucht zu verhelfen." Er sann also auf eine Gelegenheit, die Sache seiner Mutter mitzuteilen. Unbemerkt war es ihm gelungen, ein paar Zeilen auf einen Papierstreifen zu schreiben, und es glückte ihm auch, den Diener, der ihm schon einigemal heimlich Briefchen seiner Mutter gebracht hatte, allein zu treffen. Er beschwor ihn, seinen Zettel zu bestellen; allein der Bursche zuckte die Achseln und meinte, probieren wolle er es wohl; aber versprechen könne er gar nichts. Er habe die Briefchen durch eine alte Pächtersfrau erhalten, deren Wohnung er nicht einmal kenne, und wisse gar nicht, ob Lady Worthington in der Nähe sei.

Das war für John nicht sehr ermutigend. Die drei Tage gingen vorüber, ohne daß er eine Nachricht von seiner Mutter erhielt, ja ohne daß er auch nur Gelegenheit fand, den Diener allein zu sprechen; er wußte mithin gar nicht, ob sie von seiner Lage unterrichtet sei. „Morgen also wirst du nach Chester Castle geführt, wenn du dich nicht eines Besseren besinnest", hatte ihm Chatterton nochmals angekündigt. Da war es dem armen Knaben doch recht bange zu Mute, als er am Abend vom Dachstübchen aus auf den im Frühlingsschmucke prangenden Garten niederschaute. Er sah, wie über den Wipfeln des Parkes das Abendrot verglühte, und gedachte seiner Mutter und jenes Abendrotes, das er an ihrer Seite in Sankey House am Vorabende des nächtlichen Überfalls betrachtet hatte. Heftige Sehnsucht nach der Mutter erfaßte das Herz des Knaben; wenn er nur gewußt hätte, wo er sie treffen könnte, so würde er augenblicklich einen Fluchtversuch gemacht haben. So blieb ihm aber nichts übrig, als sein Schicksal dem heiligen Schutzengel zu empfehlen.

„Und wenn du um deines Glaubens willen auch dieses Opfer bringen müßtest?" fragte eine Stimme in seiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brust, und mit Tränen in den Augen antwortete der Knabe: „In Gottes Namen, ich würde es bringen."

Dasselbe Abendrot, das vor den Augen Johns verglühte, hatte soeben noch die Türme von Blainsco Hall vergoldet und den alten Diener gemahnt, daß es hohe Zeit sei, Sir Richard von der Terrasse nach seinem Zimmer zu führen. Der Greis kam ihm heute sehr verändert vor; sogar Speise und Trank, die er sonst mechanisch aus seiner Hand annahm, wies er zurück.

„Es geht mit ihm zu Ende", sagte kopfschüttelnd Tom. „Wenn er nur noch eine lichte Stunde hätte und beichten könnte! Aber freilich, wo einen Priester finden, der nach Blainsco Hall käme?"

Der Diener täuschte sich nicht; es ging in der Tat mit Sir Richard zu Ende, und wie es oft mit Geisteskranken geschieht, erwachte auch er noch im Laufe der Nacht aus seinem bewußtlosen Zustande. Aber es war ein schreckliches Erwachen; die Zentnerlast auf seinem Gewissen trieb ihn beinahe in die Verzweiflung. Er rief nach seinem Diener und verlangte einen Priester. Tom schickte sofort einen zuverlässigen Boten an die katholischen Edelleute der Umgegend; möglicherweise beherbergten sie einen der verfolgten Priester, oder sie konnten dem Diener doch sagen, wo er einen solchen treffen werde. Inzwischen betete Tom seinem alten Herrn aus einem Andachtsbuche vor und suchte den Geist der Verzweiflung zu bannen, der sich des Sterbenden immer mehr zu bemächtigen drohte.

Nach unsäglich bangen Stunden war die Nacht zu Ende; der Morgen graute; im Osten stieg die Sonne auf und wandelte den weiten Weg durch den blauen Frühlingshimmel zu den westlichen Hügeln, und wieder glühte das Abendrot — aber der Bote war noch nicht zurück, und ein Priester war noch nicht gekommen.

VI

Auf dem Wege nach Chester Castle

Die ersten Strahlen der Frühlingssonne, welche in Blainsco Hall die Angst des Kranken und seines greisen Wärters sahen, trafen im Hause Chattertons den Knaben noch in süßem Morgenschlummer. Aber schon klopfte es an seiner Kammertüre, und ein Diener rief ihm, er möge sich reisefertig machen: der gewaffnete Knecht, der ihn nach Chester Castle führen solle, stehe bereit. Noch einen letzten Sturm auf die Standhaftigkeit des Knaben versuchte Chatterton.

„Wenn du auch nur ein einziges Mal gutwillig unserem Gottesdienste beiwohnen willst, so lasse ich dich zu deiner Mutter heimkehren", sagte der anglikanische Prälat.

„Um diesen Preis konnte ich meine Freiheit schon lange erkaufen", erwiderte John. „Laßt es gut sein, Herr! Mit Gottes Hilfe werdet Ihr mich nie bewegen, auch nur zum Scheine meinen Glauben zu verleugnen."

„So magst du denn in den Gewölben von Chester Castle lebendigen Leibes vermodern, unseliger Trotzkopf!" rief ihm der charakterlose Mann nach.

John war recht froh, endlich der Gegenwart dieses Menschen enthoben zu sein, dessen Schmeicheleien ihm widerlicher waren als seine Drohungen. Als er den Edelsitz im Rücken hatte und an der Seite seines Wächters zwischen Gärten und Wiesen dahinschritt, atmete er auf und sagte zu sich selbst: „Noch lieber im Gefängnisse als bei diesem bösen Manne." Der Knabe schaute sich fleißig um; er meinte, sein Auge müßte irgendwo den lieben Zügen der Mutter begegnen; aber seine Blicke suchten umsonst.

Nicht lange war John mit dem Kriegsknechte durch den fröhlichen Maimorgen in die offene Landschaft hinausgewandert, als der sonst einsilbige und heute wegen der unangenehmen Sendung besonders griesgrämige Gesell, von der freundlichen Art des Knaben angeregt, gesprächiger wurde. Während er anfangs auf die vielen Fragen Johns kaum ein kurzes Wort erwiderte, war er, er wußte selbst nicht wie, ans Erzählen seiner Erlebnisse gekommen und berichtete unter anderem, wie er vor wenigen Monaten die beiden „Hochverräter" James Bell und John Finch von Manchester nach Lancaster begleitet habe, wo sie hingerichtet wurden.

„James Bell von Warrington und John Finch von Eccleston, die ehrwürdigen Märtyrer, von denen ich so vieles hörte?" rief der Knabe erschrocken. „Bob, wißt Ihr auch, daß ich nie mehr ruhig schlafen könnte, wenn ich zu einer so schmählichen Tat mitgewirkt hätte?"

„Zum Henker auch — ich tue, was

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man mich heißt!" sagte der Scherge. „Was habt ihr Papisten so harte Schädel! Und es wird dir eines Tages gerade so gehen, wenn du deinen Trotzkopf nicht hübsch fein ducken lernst. Doch, was ich sagen wollte — dem Bell gönnte ich den Strick; aber Mr. Finch tat mir leid, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin. Er war ein Ehrenmann und hatte zu Hause in Eccleston Frau und Kind; nette Leute, ich kenne sie, und sein einziges Verbrechen war, daß er unserer Königin das Regiment in geistlichen Sachen nicht zuerkennen wollte."

„Und weshalb freut Ihr Euch denn über den Tod des ehrwürdigen Bell, den ich einmal zu Warrington sah, als ich bei Tante Allen auf Besuch war?"

„Weil der Mann früher selbst lange Jahre einer unserer Prediger war. Ich selbst habe ihn gegen den Papst und die Papisten donnern hören, und das ärgert mich immer, wenn einer den Mantel nach dem Winde hängt", sagte Bob.

„Ja, damals, als er nach dem Beispiele unserer Königin die neue Religion annahm, hat er freilich den Mantel nach dem Winde gehängt; als er sich aber für den alten Glauben martern ließ, war er doch gerade keine Wetterfahne", sagte der Knabe.

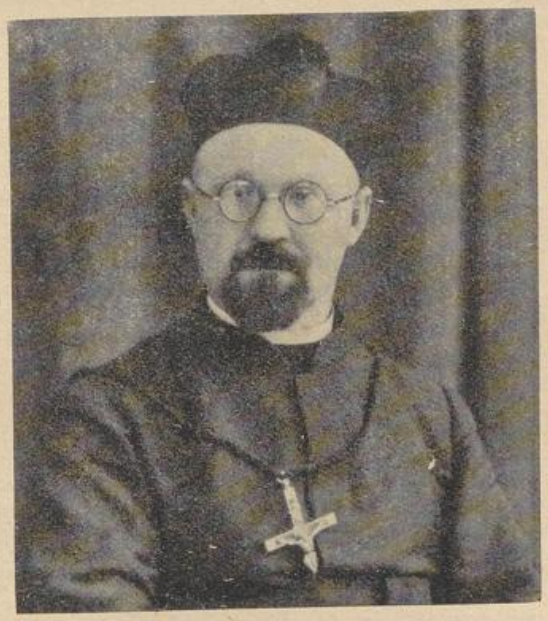
„Du hast eine geläufige Zunge, kleiner Knirps", lachte der Soldat, dem die offene Weise des Knaben wohlgefiel. „Unser Bischof hat allen Grund, dich zeitig nach Numero Sicher zu bringen; du predigst ja jetzt schon fast wie ein alter Barfüßer! Aber, Spaß beiseite, man kann die Sache auch mit deinen Augen ansehen, und dann wären eigentlich wir diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde hängen. So viel ist gewiß, daß der Bell sich nicht wie eine Memme benahm. Mit meinen eigenen Ohren vernahm ich, wie er den Richter nach Anhörung des Todesurteils bat, man solle ihm auch noch seine Lippen und seine Fingerspitzen durch Henkershand abschneiden lassen, weil er die neuen Glaubensartikel der Königin, seinem Gewissen zuwider, beschworen und unterschrieben habe.— Doch, zum Kuckuck, die Sonne brennt schon tüchtig; bald muß es Mittag sein, und das viele Reden macht unmenschlich durstig. Sie hätten uns auch einen Gaul geben können! Du mußt ja mit deinen kurzen Beinen elend müde werden, und am Ende muß ich dich auch noch tragen! Kommt denn heute kein Fuhrwerk des Weges, daß wir für ein Stündchen aufsteigen könnten?"

Die beiden standen jetzt auf der Höhe eines mäßigen Hügels und genossen einen weiten Fernblick nach Süden und Westen. Zu ihren Füßen dehnte sich ein flaches Tiefland, Moor und Heide, von Hecken und Buschwerk vielfach durchschnitten, und an seinen äußersten Grenzen funkelten im Sonnenglanze die Dächer und Türme eines Städtchens.

„Das ist Ormskirk", sagte der Kriegsknecht, „und dahin müssen wir noch vor Abend; da sind wir angemeldet, wie mir der Bischof sagte. Es mögen noch immer vier oder fünf Stunden Weges bis nach dem Neste sein. Wie steht's? Meinst du, daß du mit deinen Beinchen so weit kommst?"

„Warum könnten wir nicht nach Blainsco Hall?" fragte der Knabe. „Die waldigen Hügel da drüben sind die Höhen von Wigan, und so hätten wir gar nicht weit dorthin. Ich bin wirklich müde."

„Nach Blainsco Hall und Wigan dürfen wir nicht. Doch können wir uns meinetwegen etwas unter diese Buche setzen;



P. Fr. Graskemper,
in die Mission abgereist am 8. 4. 1928

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber besser wird es sein, du hälst noch ein Stündchen aus, bis wir in die Schenke zum „Güldenen Stern" kommen. Da magst du rasten, und ich denke, die dicke Wirtin, welche ich für eine hartgesottene Papistin halte, wird dir gerne einen kräftigen Imbiß schenken, wenn ich ihr deinen Handel erzähle. Denn für dich bezahlen kann ich nicht; der Reiseschilling reicht ja kaum zur Hälfte, meinen eigenen Durst zu löschen. Kommt denn wirklich heute kein Fuhrwerk des Weges?" fragte der Soldat nochmals und schaute den Weg zurück, der sich in weiten Schlangenlinien zwischen Hecken hinzog. „Sind das nicht zwei Reiter da hinten? Ich meine, ich hätte sie schon früher bemerkt."

„Jawohl, ich glaube, sie reiten schon mehr als eine Stunde hinter uns her", sagte John; dann folgte er seinem Begleiter, der den Weg wieder unter die Füße nahm.

Die beiden Reiter schienen das Zaudern des Knaben und des Schergen aus der Ferne zu beobachten.

„Jetzt meine ich", sagte der eine, „könnten wir einen Anfang machen. Bevor wir zum „Güldenen Stern" kommen, muß die Sache schon eingefädelt sein. Sie gehen schon seit einem Stündchen langsamer, und es sollte mich wundern, wenn es mißglückte. Vergiß deine Rolle nicht, und sein hübsch die Augen offen gehalten."

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, und ich denke, wir werden einen lustigen Spaß obendrein erleben. Freilich, wenn es fehlschlüge, so könnte es uns auch den Hals kosten", erwiderte der Begleiter.

„Nur mutig voran!" schloß der erstere, offenbar der Herr. „Es ist ja, meiner Treu, ein ehrlicher Streich, und die Verfolgten beschützen hat immer für ritterlich gegolten." Hiermit setzten die Reiter ihre Pferde in einen mäßigen Trott, und bald hatten sie auf dem jenseitigen Hange des Hügels den Schergen mit seinem jugendlichen Gefangenen erreicht. Beide trabten vorbei, ohne sich um den Knaben und seinen Wächter zu kümmern. Als sie dieselben aber einige zwanzig Schritte überholt hatten, sprang der eine plötzlich vom Pferde und machte sich mit dem Riemenzeuge zu schaffen, während sein Begleiter des Weges fürbaß ritt.

Nach wenigen Minuten erreichte Bob mit dem Knaben den Reiter und wurde von ihm mit den Worten angeredet: „He, guter Freund, haltet mir doch einen Augenblick den Rappen; der Bursche ist etwas kitzelig, und ich muß ihm den Sattelgurt anziehen. Ich will es Euch drunten im „Güldenen Stern" gedenken.

Bob lief rasch und faßte die Zügel. Die Sache war bald erledigt; dann klopfte der Reiter seinem Rosse auf den Hals und schwang sich in den Sattel. Jetzt erst schien er den kleinen John zu bemerken, der den Fremden mit seinen großen blauen Augen freundlich ansah.

„Ihr habt da einen netten Jungen; ist es Euer eigen Kind?" fragte der Reiter, mit den Fußgängern Schritt haltend.

„Mein eigen Kind!" lachte Bob aus vollem Halse. „Ihr habt es nahezu getroffen! Habt Ihr vielleicht etwas von dem jungen Worthington gehört, der seit dem letzten Gerichtstage von Preston so viel Redens von sich macht?"

„Von dem papistischen Trotzkopfe, den der Bischof von Chester nicht brechen kann?"

„Just von demselben — und hier könnt Ihr den Wundervogel leibhaftig sehen!" So stellte der Scherge seinen Gefangenen vor. Der Reiter spielte trefflich den Überraschten; er hielt sein Pferd an und musterte den Knaben mit großen Augen von Kopf zu Fuß, so daß John fast verlegen sein Barett von dem blonden Lockenkopf nahm.

„Der da?" sagte der Fremde; „er sieht bei meiner Ehre nicht so frech aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Nun, es ist gut, setze deine Mütze nur auf! Und wohin bringt Ihr ihn?"

„Nach Chester Castle. Diesen Morgen sind wir von Chorley fort, und heute abend hoffen wir bis Ormskirk zu kommen. Von da geht es über Portico und Ditton an die Mersey", antwortete Bob.

„Und Ihr habt heute schon mit dem Kinde den weiten Weg zu Fuß gemacht? Glaubt Ihr denn, der Junge werde das aushalten? Hat denn der Bischof kein Roß in seinem Stalle?" fragte der Reiter.

„Zum Kuckuck, ja, das habe ich auch gesagt", rief der Wächter. „Warum gibt man uns keinen Gaul mit? Der Junge kann jetzt schon kaum mehr gehen, und ich werde ihn am Ende noch tragen müssen. Doch, da fällt mir eben ein — Ihr könntet den Burschen wohl ein Stündchen in den Sattel nehmen; Euer Rappe würde es ja nicht spüren."

„Was fällt Euch ein? Meint Ihr, ich täte einem Papisten den Gefallen?" sagte der Fremde lachend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ei; es ist ja nur ein Kind, und dann tut Ihr ja eigentlich mir den Gefallen", bat der Wächter.

„Nun, meinetwegen", sagte der Reiter. „Ich habe gerade keine so große Eile — bis zum „Güldenen Stern" vorläufig. Wollt Ihr das Roß am Zügel führen, damit ich Euch nicht durchgehe?"

„Wird nicht nötig sein", lachte Bob. „Zudem habe ich meine Pike bei der Hand, mit der ich dem Rappen den Leib durchrennen kann, wenn er einen Schelmenstreich vollführen will."

Unter muntern Gesprächen erreichten die Reisenden, als die Maisonne im Mittage stand, das kleine Wirtshaus zum „Güldenen Stern", nach welchem sich der durstige Bob schon lange gesehnt hatte. Die dicke Frau Wirtin stand in der Haustüre und verabschiedete soeben den Mann, den wir zuerst in Begleitung des Reiters trafen, welcher John zu sich in den Sattel nahm. Er sprengte davon, bevor die Ankommenden den Schatten der prächtigen Ulmen erreichten, welche ihre frischbelaubten Äste über das freundliche Häuschen ausbreiteten.

Die Wirtin machte ihren Knicks; dann hob sie zuerst den Knaben mit fast mütterlicher Zärtlichkeit vom Pferde; wußte sie ja, wer derselbe sei. Doch sie hütete sich wohl, ihre Gefühle gar zu offen zu bekennen. Bob hatte sich an die Seite Johns breit hinter den Eichentisch unter die Ulmen gesetzt und trank aus der gewaltigen Bierkanne, welche ihm die Wirtin mit ungewöhnlich freudlicher Miene kredenzte. Dann begann das gewöhnliche Verhör über Woher und Wohin, welches alle Reisenden im „Güldenen Stern" zu bestehen hatten. Als ihre Neugier befriedigt schien, wackelte die Wirtin in den Hofraum hinüber, wo der Reiter sein Pferd abzäumte, und flüsterte ihm zu:

„Alles ist in Ordnung, Mr. Gerard. Sie war heute morgen hier und ist nun drüben bei den Swifts, und wenn nicht im letzten Augenblicke noch alles in die Brüche geht, so soll sie vor Sonnenuntergang den lieben Jungen in ihren Armen halten."

„Sind die Pferde bestellt?" fragte der Fremde.

„Von hier bis London. Unser Dick reitet voraus, und es wird alles in Ordnung sein, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Macht nur, daß ihr zur angegebenen Zeit an der Mersey seid."

„Gut — nun laßt meinem Rappen Hafer geben und sorgt dafür, daß der Wächter etwas schwere Beine bekommt, so muß es ja wohl gelingen." Der Reiter wollte nun zum Tische unter den Ulmen gehen, aber die Wirtin hielt ihn noch zurück.

„Noch eines", sagte sie. „Der alte Worthington liegt am Sterben und schreit nach einem Priester, und sie können keinen finden. Ein Reitknecht von Blainsco Hall, der heute vorbeikam, erzählte es mir. Ist das nicht schrecklich, Mr. Gerard? Der Mann ist sonst nicht so schlecht gewesen; die Angst, sein schönes Gut zu verlieren, hat ihn zum Falle gebracht."

„Was können wir da tun?" sagte Mr. Gerard, die Achseln zuckend.

„Möge unser Herr sich seiner Seele erbarmen! Sagt nur seinem Enkel nichts davon. Wenn dieser oder sein Sohn, der Priester, Kunde davon bekämen, so könnte es uns einen Strich durch den ganzen wohlüberlegten Plan machen."

Der Reiter setzte sich nun zu seinen beiden Gefährten unter die Ulme und zechte mit dem Wächter, während der kleine John, müde von der ungewohnten Fußreise, sich an den Baumstamm lehnte und bald fest eingeschlafen war.

Der Knabe hatte keine Ahnung davon, daß jemand in seiner Nähe sei, der Leib und Leben an seine Befreiung wagen wollte.

VII.
In letzter Stunde

Unterdessen schlug das Herz Lady Worthingtons in banger Erwartung. Sie weilte etwa zwei Stunden vom „Güldenen Stern" in einem kleinen Waldhäuschen jenseits der Heide. Die entschlossene Frau war ihrem Kinde überallhin gefolgt: nach Preston, nach Manchester und zuletzt nach Chorley. Wenn auch lange Zeit genötigt, sich selber verborgen zu halten, wachte sie dennoch über seinem Schicksale und bereitete voll Umsicht alles zu dessen Befreiung vor. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, für den Augenblick den Knaben den Händen des Bischofs zu entreißen; aber sie kannte keine sichere Zufluchtsstätte in Lancashire. So entschloß sie sich zur Flucht nach Frankreich, wohin auch der Oheim des Knaben sich zurückziehen mußte, bis die Flut der Verfolgung et-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

was nachgelassen hätte. Jetzt konnte der Priester so gut wie nichts wirken; Tag und Nacht waren ihm die Häscher auf den Fersen und zwangen ihn, von einem Verstecke in das andere zu fliehen.

Es fiel der Dame nicht allzu schwer, die Mithilfe einiger entschlossener Männer zur Befreiung des Knaben zu finden; wurde ja der Mut und die Glaubenstreue Johns in allen katholischen Familien Lancashires mit Bewunderung genannt. Schon früher hatte sich einmal das Gerücht verbreitet, John solle nach Chester Castle. Damals kundschaftete die Mutter den ganzen Weg aus, machte die Bekanntschaft der Wirtin zum „Güldenen Stern" und besprach mit ihr den Befreiungsplan. Als sie nun plötzlich die Zeilen ihres Sohnes erhielt, kam ihr das alles trefflich zu statten; sie brauchte jetzt die Fäden, welche sie klug und umsichtig angesponnen, nur anziehen und durfte auf einen günstigen Erfolg hoffen.

Aber freilich, es mußte alles ineinandergreifen! Wenn der Anschlag mißlang, so schlossen sich die Tore des festen Chester Castle hinter ihrem Kinde, und dann war es schwer, vielleicht unmöglich, die arme Taube den Krallen ihrer Verfolger zu entreißen. Wie stark war die Begleitung des Knaben? Sollte List genügen, oder mußte man die Befreiung mit Gewalt erzwingen? Wie leicht konnte ein unvorhergesehener Unfall alles stören!

So stritten sich jetzt, da der Augenblick der Entscheidung nahte, Furcht und Hoffnung in der Brust der Mutter. Unruhig ging sie in dem kleinen Oberstübchen der guten Leute auf und ab, an welche sie die wackere Wirtin gewiesen hatte. „Die Swifts", hatte sie gesagt, „sind grundehrlich und gute Katholiken; die gehen für jeden Priester durchs Feuer, und drüben in ihrem Waldhäuschen seid Ihr mit dem Knaben für die ersten Stunden wohl geborgen."

Der reitende Bote war inzwischen angekommen und hatte die erwünschte Kunde von der Ankunft des Knaben und seiner Begleitung beim „Güldenen Stern" gebracht. „Es ist nur ein einzelner Scherge bei ihm", hatte er gemeldet, „und wir werden den Kleinen bald bringen." Aber jetzt waren schon zwei Stunden verstrichen, seitdem der Reiter wieder aufgesessen und den Weg zurückgeritten war, um der Verabredung gemäß seinem Herrn behilflich zu sein — und die Erwarteten kamen noch immer nicht.

Stunde auf Stunde verfloß; die Sonne sank hinter den frischgrünen Wald hinab und warf die langgestreckten Schatten der Bäume über die Waldlichtung und das einsame Haus. Die Vögel in den Wipfeln sangen ihr Abendlied, während von dem nahen Moorgrund ein leichter Nebel, der Vorbote der Dämmerung, aufstieg und seine blauen Schleier über die Kronen der Bäume wob. Noch immer kamen die Erwarteten nicht.

„Mrs Swift, es muß sich ein Unfall ereignet haben, sonst wären sie schon lange da", sagte endlich Lady Worthington, an die schmale Treppe tretend, die in das Erdgeschoß hinabführte.

„Geduld, Geduld, liebe gnädige Frau", antwortete von unten ein altes Mütterchen, das geschäftig am Herdfeuer stand. „Und hübsch ruhig oben bleiben, daß nicht etwa zufällig ein Fremder Euch sieht! Sie werden absichtlich die Dämmerung gewählt haben. Meine Buben sind alle hinaus auf die Lauer. Doch stille — da höre ich Schritte!"

Rasch zog sich die Dame in die Kammer zurück, und fast unmittelbar nachher wurde an die Haustüre geklopft.

„Wer kommt so spät?" fragte die Alte.

„Ein Pilgrim zu Unserer Lieben Frau von Loreto", antwortete in gedämpftem Tone eine männliche Stimme.

„Er ist es!" sagte sichtlich erfreut das Mütterchen und schob behende den Riegel zurück. Ein stattlicher Mann mit edlen Zügen, die ein dunkler Bart beschattete, trat in die Hütte. Als er den Mantel abnahm, blitzte die reichverzierte Kleidung eines Edelmannes im Scheine des Herdfeuers. Aber trotz des funkelnden Degengefäßes an seiner Seite warf sich das Mütterchen dem Manne zu Füßen, küßte ehrfurchtsvoll seine Hand, und sagte: „Euer Hochwürden! Ich bitte um den Segen. Lady Worthington wartet oben auf den Knaben, mit dem sie jeden Augenblick kommen können."

Nach kurzer Begrüßung erzählte der Priester seiner Schwägerin mit wenigen Worten seine letzten Erlebnisse, und wie er es vorgezogen habe, die letzte Strecke auf ihm wohlbekannten Waldpfaden zu Fuß zurückzulegen. „Wir sind hier ja kaum ein Stündchen von Blainsco Hall", schloß er.

„Und habt Ihr nichts von Eurem unglücklichen Vater gehört?" fragte die Dame.

„Doch, ich traf einen Holzhacker, der ihn vorgestern noch sah. Er ist leider

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

immer noch in demselben trostlosen Zustande; aber ich hoffe zu Gott, daß er unsere Gebete erhört und ihm die Gnade der Bekehrung gewähren werde."

Das Gespräch wurde hier durch munteres Pferdegewieher unterbrochen, das durch die einbrechende Dunkelheit aus dem nahen Walde herübertönte. Lady Worthington zitterte, so daß sie sich an der Fensterbank halten mußte. Gleich darauf öffnete sich die Haustüre, und Männerstimmen, in welche sich das fröhliche Lachen eines Knaben mischte, drangen zu der vor Herzensjubel bebenden Mutter empor. Noch ein Augenblick und der kleine John lag frohlockend an ihrer Brust. „Liebe, liebe Mutter!" rief er, und „Liebes, liebes Kind!" antwortete sie, und dann hielten sie sich umfangen, und für Minuten kam kein weiteres Wort über ihre Lippen. Der Priester hatte sich still in das anstoßende Kämmerchen zurückgezogen; er wollte die ersten Augenblicke eines so heiß ersehnten Wiedersehens nicht stören.

Unten aber im Erdgeschoß des Häuschens ging es laut und fröhlich her. Da erzählten Mr Gerard und sein Gefährte das Abenteuer, das sie soeben glücklich bestanden hatten.

„Ich hätte nur den Pikinier sehen mögen", meinte einer der jungen Swifts, „als Ihr dem Rappen die Sporen einsetztet und davongaloppiertet."

„Es war auch zum Totlachen, meiner Treu!" sagte Mr Gerard. „Der Kamerad war tüchtig bezecht und konnte so schon sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Und nun machte er die tollsten Anstrengungen, meinen Rappen einzuholen. Aber nach kaum drei Sprüngen lag er schimpfend und jammernd in einer Kotlache. — Du mußt ihn noch so getroffen haben, Dick?"

„Nein", erwiderte der Angeredete, „er stand wieder auf den Beinen und keuchte außer Atem des Weges. „Im Namen des Gesetzes" schrie er mich an, „leiht mir Euer Pferd; ich muß ihn verfolgen, ich komme um Amt und Brot!" Es dauerte natürlich eine Weile, bis ich den Menschen verstand, das heißt, verstehen wollte. Dann machte ich ihm begreiflich, daß mein Fuchs die Untugend habe, jeden fremden Reiter erst ein paarmal abzuwerfen, und als er es mir nicht glauben wollte, ließ ich ihn zu seinem Schaden die Probe bestehen — ich brauchte ja den Gaul nur ein wenig mit der Gerte zu kitzeln. So hielt ich den Burschen eine gute Viertelstunde auf und schickte ihn dann zum „Güldenen Stern" zurück mit dem Versprechen, den Flüchtigen an seiner Statt nachzueilen. Als ich nach einer Stunde wieder zum Wirtshause kam, fand ich den Gesellen schon ziemlich getröstet bei einem Glase Brandy. Die Wirtin hält ihn diese Nacht fest, und die Sonne mag morgen schon hoch stehen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat und sich auf den Rückweg zum Bischofe macht, um von seiner unglücklichen Fahrt Bericht zu erstatten."

Lady Worthington kam nun mit ihrem Knaben und mit dem Priester herunter, um dem Retter ihres Kindes zu danken und die weiteren Schritte zu besprechen. „Eile ist nötig", sagte sie. „Wenigstens eine Tagereise müssen wir unsern Verfolgern voraus sein und daher noch vor dem Morgengrauen die Merley überschreiten. Sie werden unsere Spur bald finden, und ihre Eilboten reiten rascher, als wir es mit dem Kinde können."

Die Männer stimmten ihr bei, und man beschloß, unmittelbar nach dem Imbisse aufzubrechen, den das Mütterchen fertig hatte. Eben stellte die Dame, ihrer greisen Wirtin geschäftig helfend, die blank gescheuerten Zinnteller auf den Tisch, da kam einer der Burschen, die draußen Wache hielten, atemlos gelaufen und rief: „Es nahen Reiter durch den Wald; ich weiß nicht, ob Freund oder Feind!"

„Hinauf, hinauf, verstecket euch!" drängte die Wirtin.

„Nein, zu Pferd und fort!" rief Mr Gerard; „das Häuschen kann uns ja doch nicht bergen."

„Dazu ist es zu spät", sagte der Bursche; „sie kommen schon."

So eilten die Fremden die Treppe hinauf, um in den Kammern wenigstens für den Augenblick ein freilich unsicheres Versteck zu suchen. Gleich darauf hörten die ängstlich Lauschenden, wie an die Türe geklopft wurde; dann vernahmen sie folgendes Gespräch: „Mutter, da ist ein Mann, der einen katholischen Priester sucht. Ich traf ihn drüben am Kreuzwege im Valentinsbusche, wo er sich verirrt hatte. Ihr dürft ihm schon trauen, er meint es ehrlich; der alte Herr von Blainsco Hall liegt im Sterben."

„Gerechter Gott!" jammerte das Mütterchen, „der alte Sir Richard, der —"

„Der seinen eigenen Sohn verraten wollte", fuhr eine unbekannte Stimme

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fort; „ja derselbe! Und darum traut man mir auch nirgends; an wenigstens zwanzig Häusern habe ich seit heute morgen angeklopft, und überall wies man mich ab, und unterdessen schreit mein Herr nach einem Priester und ist vielleicht bereits in Verzweiflung gestorben!"

„Schrecklich, schrecklich!" klagte Lady Worthington.

„Mein Vater, mein armer Vater!" rief der Priester. „Barmherziger Himmel, laß ihn leben, nur noch zwei Stündchen!" Damit griff er nach seinem Mantel und eilte die Treppe hinab.

„Mutter", rief der Knabe, „laß uns beten!"

„Ja mein Sohn, beten, beten! Sieh, da hängt ein Bild der lieben Mutter Gottes!" rief die Dame, warf sich mit dem Knaben auf die Knie nieder und stammelte: „O du Zuflucht der Sünder, nimm ihn auf unter deinen Schutz! O du Mutter der Barmherzigkeit, erflehe für ihn Erbarmen von deinem Sohne! Erwirke ihm einen gnädigen Richter!"

„Bitte für ihn, bitte für ihn!" wiederholte der Knabe voll kindlichen Vertrauens, während heiße Tränen seine Wangen hinabrollten.

Da trat Mr Gerard in die Kammer. „Jetzt ist es nicht Zeit zu langen Gebeten", rief er. „Wir müssen fliehen — augenblicklich! Der Priester ist nach Blainsco Hall — das muß uns verraten. Wenn wir nicht vor Tag in Cheshire sind, so ist alles verloren!"

Aber der Priester?"

„Wir müssen ihn seinem Schicksale und seinem Schutzengel überlassen! Er mußte so handeln, und fällt er bei der Erfüllung seiner heiligen Pflichten den Häschern in die Hände, so dürfen wir sein Los nicht beweinen. Eure Pflicht, Mylady, ist es, für die Sicherheit Eures Kindes zu sorgen, und wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Lady Worthington erkannte die Wahrheit dieser Worte, und so sehr ihr Herz sie an das Sterbelager nach Blainsco Hall zog, fügte sie sich dem Willen des Retters ihres Sohnes. Wenige Minuten später sprengte die kleine Reiterschar auf verborgenen Waldwegen der Mersey zu, und lange vor Tagesanbruch hatten sie den Fluß überschritten und Cheshire erreicht.

Während Mutter und Kind noch in der Kammer beteten, hatte der Priester in Begleitung des Dieners das Haus verlassen. Auf einsamen Pfaden, durch Busch und Wiesen, die der Mond mit seinem weißen Lichte beschien, eilte er schweigend und betend voran, daß der Diener mit dem Pferd am Zügel ihm kaum folgen konnte. Nach einer halben Stunde erreichten sie einen Fahrweg; da schwang sich der Priester in den Sattel und sprengte fort, so rasch ihn das müde Roß nur tragen konnte.

Für den alten Tom und noch mehr für den sterbenden Sir Richard waren inzwischen furchtbar bange Stunden verstrichen. Todesähnliche Ohnmacht hatte den Tag über mit der entsetzlichen Aufregung eines fast verzweifelnden Herzens gewechselt. Hundertmal hatte er gerufen: „Kommt denn noch immer kein Priester?" Und wenn ihn dann der Diener vertröstetete, so wälzte er sich jammernd und wimmernd auf seinem Lager. Der Abend war hereingebrochen und mit der Dunkelheit wuchs die furchtbare Angst des Greises. Es stellten sich immer deutlicher die Zeichen der baldigen Auflösung ein; wiederum verfiel er in eine tiefe Ohnmacht.

„Es wird wohl die letzte sein", sagte der ehrliche Tom. „Er röchelt schon." Dann zündete er die Sterbekerze an, kniete nieder und betete laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen."

Da sprengte ein Reiter in den Hof. Tom eilte an das Fenster und seufzte: „Er ist allein — so hat er keinen Priester finden können!" Gleich darauf klopfte man an der Türe, und als der Diener mit einem Lichte hinaustrat, taumelte er bei dem Anblicke des Mannes, dem er sich gegenübersah, förmlich zurück.

„Um Gottes willen! Ihr? Ihr selbst? Das ist aber schrecklich!" stammelte er.

„Lebt mein Vater noch?" fragte der Priester atemlos.

„Er lebt noch — aber er darf Euch nicht sehen. Euer Anblick würde ihn vollends in Verzweiflung stürzen!" klagte der Alte.

„Gleichwohl muß ich es versuchen. Hoffentlich wird er mich nicht erkennen. Stellt die Lichter so, daß der Schein nicht auf meine Züge fällt, und betet, daß alles gut gehe!"

Eine Minute später stand der Sohn am Sterbelager seines Vaters und sah in das bleiche Antlitz des Sterbenden. Sein Auge war schon gebrochen, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kalter Schweiß lagerte in schweren Tropfen auf seiner wachsbleichen Stirne.

„Sir Richard!" sagte der Diener, sich über den Schweratmenden hinneigend, „Gott ist barmherzig; es ist jetzt ein Priester da!"

„Ein Priester?" stammelte der Greis. „Mein Enkel sagte ja, er bete für mich. Wo ist er? Ich muß beichten!"

Der Diener entfernte sich, und der Priester waltete seines göttlichen Amtes. Es war freilich keine eigentliche Beichte mehr möglich; aber Gott nahm, wie zu hoffen ist, den guten Willen für die Tat, und der Priester konnte mit Beruhigung die Worte der Lossprechung über ihn sprechen. Dann salbte er die Sinne des Sterbenden mit dem heiligen Öle, kniete nieder und sprach die herrlichen Gebete, mit denen die heilige Kirche alle ihre Kinder, auch die größten Sünder, wenn sie die Gnade der Bekehrung nicht von sich stießen, der Fürbitte aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit empfiehlt.

Kurz nach Mitternacht drückte der Sohn seinem Vater die Augen zu und betete mit tränenfeuchtem Blicke: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" und der Diener antwortete: „Und das ewige Licht leuchte ihm!"

Das Gebet der Unschuld hatte die Wolken durchdrungen!

„Mit dieser Szene beschließen wir die Erzählung des Familiendramas, dem wir bisan folgten und das uns einen Blick in die traurigen Wirren gestattet, welche die grausame Katholikenhetze Elisabeths in England hervorrief. Unsere Leser wünschen aber wohl, etwas über die weiteren Lebensschicksale des Knaben zu vernehmen, dessen Glaubenstreue wir bewunderten.

John entkam glücklich nach den Küsten der Normandie. In den Dokumenten, aus denen wir schöpften, finden wir ihn der Reihe nach unter den englischen Studenten der Kollegien von Reims, Eu, Sevilla und treffen ihn endlich zu Ende des Jahres 1597 in der Begleitung des berühmten P. Parsons (Personius) zu Rom. Daselbst enmpfing er zu Anfang des folgenden Jahres die heilige Priesterweihe und trat wenige Monate später (am 27. Oktober 1598) in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Zwanzig Jahre nach seiner Gefangenschaft und Flucht erwirkte John Worthington von seinen Obern die Erlaubnis, sein Leben dem Heile seiner Heimat weihen zu dürfen, und kehrte 1604 nach England zurück. Wir dürfen wohl annehmen, daß seine Mutter noch den Trost hatte, ihn am Altare zu sehen und aus seiner Hand den Leib des Herrn zu empfangen, dem ihr Herz so schwere Opfer dargebracht hatte. Während 42 Jahren wirkte nun der seeleneifrige Missionär unter der stürmischen Regierung Jakobs I. und Karls I. mit überaus segensreichem Erfolge namentlich in Lancashire. John Worthinton starb am 25. Januar 1648.

Nicht so glücklich wie die Flucht des Knaben war die des Oheims Thomas Worthington. Bei Islington in der Nähe Londons holten ihn die Häscher ein und warfen ihn in die Gewölbe des Towers, in denen er ein halbes Jahr schmachtete. Doch wurde er nicht zum Tode verurteilt, sondern zugleich mit zwanzig anderen Priestern verbannt. Im Jahre 1588 finden wir Thomas Worthington an der Universität Trier, wo er sich den Doktorhut der Theologie erwarb; von dort ging er 1590 als Professor der Moraltheologie nach Reims und hatte daselbst in der Folge unter seinen Schülern wohl auch noch seinen Neffen John. Als dann das Englische Kolleg wieder nach Douay zurückverlegt wurde, war er zu Ende des Jahrhunderts der Vorsteher dieser berühmten Pflanzschule englischer Priester und Märtyrer. Im Jahre 1613 berief Papst Paul V. den hochverdienten Greis nach Rom und ehrte ihn mit dem Amte eines Notarius Apostolicus. Aber auch Thomas Worthington zog es am Abend seines Lebens nach seiner Heimat, wo er um das Jahr 1626 sanft im Herrn verschied.

Ende!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefkasten

Unter dieser Rubrik veröffentlichen wir künftig die eingehenden Mitteilungen, die bisher unter „Briefauszüge" erschienen. Zugleich soll damit dem Wunsche vieler entgegengekommen werden auf verschiedene einschlägige Fragen Antwort zu erteilen, die ein weiteres Interesse beanspruchen dürften. Man sende also in Zukunft dahingehende Zuschriften an die Redaktion der Mariannhiller Missionsschriften, Würzburg, Pleicher-Ring 3

Wetzikon: Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen für Hilfe in Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit. Ein Heidenkind „Josefina" zu taufen war versprochen.

Luzern: Herzlichen Dank der göttlichen Vorsehung, der lb. Mutter Gottes, hl. Joseph und hl. Ignatius für erhörte Bitte.

Simplon: Tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes von Lourdes, dem heiligen Joseph und hl. Antonius von Padua, für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Ibach: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in besonderen Anliegen.

Ragaz: Anbei sende Ihnen Fr. ... Missionsalmosen als Dank für Erhörung meiner Anliegen, durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J., des hl. Antonius von Padua. Veröffentlichung war versprochen.

Nidfurn: Sende Ihnen hiermit Fr.... zur Taufe eines Heidenkindes Namens Martin, habe es versprochen zum Danke verschiedene Gebetserhörungen in schweren Anliegen.

Linz: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der hl. Maria Magdalena, des hl. Johannes, der hl. Theresia v. K. J. und dem Propheten Elias und dem hlst. Herzen Jesu und Maria für Genesung von schwerer Krankheit.

Köln: Inniger Dank der lieben Gottesmutter, der hl. Theresia v. K. J., der hl. Rita und der gottseligen Emmerich für Hilfe in Seelenleiden mit der Bitte um weitere Hilfe.

M. Gladbach: Dank den hl. Herzen Jesu und Maria sowie der hl. Theresia für Hilfe beim Examen.

Müggenhausen: Dank dem hl. Herzen Jesu und der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe.

Essen: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung im besonderen Anliegen.

Montjoie: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, St. Blasius und St. Antonius für Hilfe in zwei Krankheitsfällen.

Essen: Innigen Dank der hl. Familie, St. Antonius und der hl. Theresia v K. J. für Erhörung in schwerem Anliegen.

Würselen: Sende aus Dankbarkeit für erlangte Hilfe eine Gabe zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Jud. Thaddäus.

Carden: Innigen Dank Jesus und Maria, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung meiner Bitte um gutes Dienstpersonal, wofür ich dankbarst ein Scherflein sende.

Dinklage: Nach vertrauensvollem Gebet zum Herzen Jesu und Mariä und zum hl. Joseph nebst Gelübde wurde ein Familienvater nach fünfjähriger Geisteskrankheit geheilt.

H. Stammeln: Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Judas Thaddäus und St. Antonius für Hilfe in Krankheit.

Würselen Innigen Dank der hl. Familie, dem hl. Antonius v. Padua, den 14 hl. Nothelfern und den armen Seelen für erlangte Hilfe in einem Anliegen.

Luxemburg-Clausen: Gabe zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Joseph dankend erhalten.

V. S.: Dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und den 14 Nothelfern innigen Dank für glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Heppendorf: Sende den Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes zum Dank für erlangte Stellung.

Köln: Zum Dank für glücklichen Verlauf einer Operation laße ich ein Heidenkind taufen.

Hoven: Dank der hl. Familie, hl. Judas Thaddäus, hl. Kornelius, hl. Klara sowie der hl. Theresia v. K. J. für Genesung unseres Kindes sowie für glückliches Familienleben.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

Kandrzin: Anbei Mk. . . . Antoniusbrot für Erhörung einer Bitte. Dem hlst. Herzen Jesu, der Gottesmutter von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius sei herzlich gedankt. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen.

Kgl. Neudorf: Für erlangte Hilfe in Ohrenleiden.

Breslau A. D.: Herzinnigen Dank für Hilfe in großen Anliegen dem hl. Herzen Jesu, der Muttergottes vom guten Rate, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Mutter Anna, hl. Theresia v. K. J. Veröffentlichung war versprochen.

Heidersdorf: Anbei Mk. . . . als Dank dem hl. Joseph, Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Zdunh: Zu Ehren der hl. Theresia v. K. J., der hl. Walburga und des hl. J. Thaddäus als Dank für erlangte Hilfe Mk. . . . anbei.

Elsendorf: Mk. . . . für ein versprochenes Heidenkind für Wiedergenesung eines schwerkranken Kindes.

Geismar: Der hl. Antonius hat mir geholfen, daß ich meine wertvollen Schlüssel und wertvolle Gegenstände wiedergefunden habe. Der hl. Joseph u. der hl. Antonius haben mir geholfen in großer Geldangelegenheit.

Ebringen: Herzlichen Dank der lieben Muttergottes „vom guten Rat“ in Berghausen bei Ebringen und von „Maria Stein“ für öftere Hilfe in langer Krankheit und in sonstigen Anliegen. Die lb. Muttergottes vom guten Rat in Berghausen ist eine treue Helferin in aller Not. Ihr sei hier öffentlicher Dank.

Hafenlohr: Vielen Dank der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Genesung nach einer sehr schweren Operation und Bitte um weitere Gesundheit. Ich war von Ärzten und allen aufgegeben; nur eine höhere Macht hat hier geholfen. Nochmals tausend Dank. Anbei Mk. . .

Cosel: Innigen Dank dem hl. Joseph, der hl. Anna und dem hl. Antonius für Erhörung und Hilfe bei Magenleiden. Nochmals herzlichen Dank dem hl. Joseph, der hl. Kunigunde und dem hl. Antonius für Hilfe in Ohrenleiden. Anbei Almosen. Veröffentlichung war versprochen.

Unzhurrt: Dank dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. in einem schweren Anliegen für ihre Hilfe. Veröffentlichung war versprochen und ein Heidenkind.

Heidelberg: Dank für große Hilfe der hl. Familie, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J.

Ulm: . . . Mk. Antoniusbrot zu Ehren des hl. Antonius für Hilfe im Stall. Veröffentlichung war versprochen.

Amberg: Dank dem hl. Antonius, dem hl. Joseph, der kl. hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Krankheit eines Kindes.

Aschach: . . . Mk. Antoniusbrot als Dank dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in einem Anliegen.

Staufen: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, Judas Thaddäus und den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Weißwasser: Tausendmal Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in zwei schweren Anliegen und für Wiederfinden eines Rosenkranzes.

Augsburg: Dank dem hl. Antonius, dem hl. Joseph, dem hl. Jud. Thaddäus, der lb. Gottesmutter, der hl. Rita, der hl. Gemma und der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen.

Illertissen: Geholfen hat die allerseligste Jungfrau, der hl. Joseph und der hl. Antonius. . . . Mk. Almosen.

Ellhofen: . . . Mk. zum Dank für Gebetserhörung zu Ehren des hl. Joseph.

Lauterbach: . . . . Mk. Almosen als Dank für erlangte Hilfe in wichtigen Seelenanliegen zu Ehren des hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und des hl. Joseph.

Augsburg: . . . Mk. für ein Heidenkind als Dank für wunderbare Hilfe.

München: Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. und des hl. Joseph wurde mir in einer Wohnungsangelegenheit Hilfe gewährt. Anbei . . . Mk.

Haueneberstein: Tausend Dank dem hl. Judas Thaddäus und der lb. hl. Theresia für Hilfe in verschiedenen schweren Anliegen. Almosen . . . Mk.

Tschernowitz: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe. Veröffentlichung und Antoniusbrot war versprochen.

Willersdorf: Tausendfachen Dank für schnelle Hilfe der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und den armen Seelen.

Er. J. W.: Hiermit Betrag für ein Heidenkind oder für andere notwendige Missionszwecke, aus Dankbarkeit für göttliche Hilfe und Rettung in großer Not. Veröffentlichung und Almosen waren versprochen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

K. Als Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Theilheim: Betrag für ein Heidenkind Anna als Dank für Erhörung, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Gr.: In schweren vielfältigen Anliegen wurde auffallend geholfen; Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und Pius X. Veröffentlichung war versproch.

Dem hl. Joseph, der kleinen und großen hl. Theresia für ihre Hilfe beim Examen innigen Dank.

B. G. M.: In einem Anliegen wurde unser Vertrauen zum hl. Joseph durch Erhörung belohnt.

Grettstadt: Tausend Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der kleinen hl. Theresia für Erlangung eines tüchtigen Dienstmädchens.

Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, der hl. Theresia v. K. J. für wunderbare Hilfe. Veröffentlichung war gelobt.

Durch die Veröffentlichung vieler Gebetserhörungen nahm auch ich meine Zuflucht in einem ernsten Berufsanliegen zum hl. Nährvater. Nach beharrlichem vertrauensvollem Gebet blieb auch ich nicht unerhört. Und so spreche ich diesem Heiligen meinen innigsten Dank aus. Ein Jüngling.

M. S. G.: Tausendfachen Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. schmerzhaften Muttergottes für die Gnade und Erhörung in großen Anliegen, sowie tausendfachen Dank dem lb. hl. Antonius für auffallende Hilfe in großen seelischen Anliegen. Veröffentlichung und Antoniusbrot war versprochen. Bitte lb. hl. Antonius hilf mir weiter des Höchsten Gnade erbitten, daß mein Herzenswunsch sich erfülle und Ruhe und wahrer Friede im Herzen Einzug halte.

G. Bl.: Für ein Heidenkind Johanna Felizitas . . . Mk. Veröffentlichung war versprochen. In schweren Kämpfen um Erhaltung der Invalidenrente rief ich die Fürbitte des hl. Joseph und der kl. hl. Theresia v. K. J. an. Nach drei Jahren kam unerwartet Erhörung und Gewährung der Rente. Hilft Gott nicht zu jeder Frist, so hilft er doch wenn's nötig ist.

Gebetsempfehlungen

Buchholz: Sende ein Scherflein mit der Bitte um Erhörung in schweren Anliegen durch die Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia.

Duisburg-Laar: Eine Familie bittet um das Gebet zur hl. Theresia v. K. J. und zum hl. Joseph um eines Lebensstellung für ihren Sohn.

Warweiler: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus sowie zur hl. Theresia v. K. J. in besonderen Anliegen.

Köln-Kalk: Bitte um Gebet für eine gute Stellung.

Offenburg: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius. hl. Jud. Thaddäus, sowie zur hl. Theresia v. K. J. um Wiedererlangung der Gesundheit sowie um Hilfe in großer Not.

Duisburg-Laar: Ein Abonnent bittet in einer wichtigen Angelegenheit um das Gebet.

Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, hl. Joseph, und allen Heiligen um Aufklärung eines Diebstahles.

Ludwigsdorf: Eine Mutter bittet die Leser des Vergißmeinnicht um das Gebet für ihre Söhne, um gute Berufswahl des einen, Schutz vor Gefahren des andern, um Besserung des dritten, zu Ehren des hl. Joseph, der hl. Theresia v. K. J., des hl. Jud. Thaddäus und des hl. Antonius und hl. Aloysius.

G. H.: Bitte um das Gebet in einer bestimmten Meinung.

Hennersdorf: Eine Mutter bittet um das Gebet in drei kummervollen Anliegen.

Harthausen: Eine eifrige Leserin des Vergißmeinnicht bittet um Gebet zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph und zum hl. Jud. Thaddäus in schwerer Bedrängnis und um eine gute Anstellung.

Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Muttergottes und zum hl. Joseph um Hilfe in schwerem Anliegen. Nach Erhörung ist Almosen zur Taufe eines Heidenkindes und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen.

Ein verlassenes Waisenkind bittet um das Gebet zum hl. Joseph und zur hl. Theresia, hl. Jud. Thaddäus und zur lb. Muttergottes von Altötting und zur hl. Notburga um Hilfe.

Langenbrand: Eine Mutter bittet um das Gebet zu der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. mit Beilegung eines kleinen Al-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mosens in hartnäckiger Krankheit. Nach Erhörung ist Veröffentlichung verspr.

Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

Wehr: Es wird gebeten um das Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu und der lb. Muttergottes Maria für einen kranken Mann und ein armes Kind.

Unzhurst: Bitte um das Gebet zur Mutter Anna, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thaddäus, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius in schweren Anliegen und um Gesundheit in einem Fußleiden.

O. St.: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, Antonius und hl. Jud. Thaddäus um eine gute Heirat.

Waischenfeld: Ein Wohltäter bittet um das Gebet.

Aschau: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in der Mission um Hilfe in Not und Bedrängnis zu erhalten.

Schw.: Um Befreiung des Sohnes von einer schlimmen Leidenschaft.

. . . Eine eifrige Förderin in der Pfarrei R. bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Einhalt einer Viehseuche in der Pfarrei.

Neuweier: Zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J und zur lb. Gottesmutter um eine gute Beicht eines im Glauben tief gesunkenen Familienvaters.

Lautenbach: . . . Mk. für ein Amt zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit für guten Ausgang einer Gerichtsverhandlung.

Afferking: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph und zur hl. Theresia in einem Augen- und Halsleiden.

Lauterbach: Um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph um Erhörung in einem Anliegen.

Gunzenhausen: Um Hilfe in einem schweren Anliegen.

Amberg: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thaddäus, zur lb. Muttergottes und zum hl. Joseph in verschiedenen Anliegen.

Rosenheim: Um eine neuntätige Andacht in drei schweren Anliegen.

Alb: Um Hilfe in schwierigen Gerichtssachen und Hilfe in schweren körperlichen Leiden und wegen Trunksucht des Mannes.

Vilseck: Um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius in Seelen- und zeitlichen Anliegen.

Röttingen: Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht bittet die Leser um das Gebet zum hl. Joseph und zur kl. hl. Theresia um Erhörung in einem Nervenleiden.

Laufach: Durch die Fürbitte des hl. Antonius um Heilung von einem schweren Hand- und Fußleiden.

Haidle: Zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus, zur lb. Muttergottes und zur kl. hl. Theresia in einer Rechtssache.

Hochwang: Zum hl. Joseph um Fürbitte in Heiratsangelegenheit.

Memento

Windberg: Ehrw. Schwester Georgine Fahlenbock.

Menden: Frl. Lehrerin Scheiwe, langjährige Gönnerin unserer Mission.

Erfurtshausen: Karl Frz. Mengel, treuer Förderer unserer Mission.

Menkhausen: Frl. Klara Beste, jahrelange Förder. unserer Missionsschriften.

Würselen: Margaretha Schümmer, lebenslängliche Wohltäterin unserer Mission.

Essen: Frl. Elisabeth Sausen, langjährige tr. Förderin unserer Missionsschriften.

In Hindenburg starb Herr Lehrer Jos. Abrahamczik. Viele Jahre war er als Beförderer unserer Zeitschrift und Kalender tätig. Möge der liebe Gott ihm alles mit reichstem Himmelslohn vergelten. In Dankbarkeit werden wir seiner im Gebete gedenken.

München: Frau Berta Wallpach, verw. Trappentreu, große Wohltäterin.

Waldkirch: Herr Schweikart, Wohltäter unserer Mission.

Anwalting: Martin Streicher, unser eifriger und jahrelanger Beförderer.

Maria Rain: Therese Weixler, eine eifrige Beförderin.

Saarbrücken: Herr Kaufmann Arnold Becker. Glees: Frau Ww. Peter Richter. Schlebusch: Frau Wwe. Henseler. Grefrath: Frau Adolf Schmitz. Aldenhoven: Hubert Quast. Stommeln: Joh. Jansen. Nalbach: Johann Bastuk. Düsseldorf: Frau Jakob Schumacher. Bonn: Kath. Lieberg. Buer: Frau Middrup. Dünfuß: Joseph Mohr. Köln: Frl. Leh. Adele Werker.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder vom heiligsten Antlitz Jesu Christi

Die Verehrung des schmerzentstellten heiligsten Antlitzes ist nach Leo XIII. ein der heutigen Zeit angepaßtes Mittel, die religiöse Gesinnung, die Verinnerlichung der Menschen, zu fördern. — Papst Pius X. küßte ein Bild des hlst. Antlitzes wiederholt als man es ihm überreichte, und sprach die Überzeugung aus, daß es die herrlichsten Früchte in den das Leiden Christi betrachtenden Seelen reifen lasse. Er gewährte daher besondere Ablässe jenen, die einige Augenblicke vor einem solchen Bilde das Leiden unseres gütigen Erlösers betrachten. — Die hl. Theresia vom Kinde Jesu verehrte mehr noch wie das Jesukind, das bittere Leiden ihres Heilandes und sein schmerzentstelltes Antlitz, zu dem sie einen Lobgesang dichtete und mehrere Gebete verfaßte, wovon eines mit Ablässen versehen wurde.

Um auch unsererseits die Andacht zum hlst. Antlitz zu fördern, veranlassen wir eine Anzahl hervorragender Bilder in verschiedenen Größen zu annehmbaren Preisen. Der Erlös dient zur heranbildung von Missionspriestern.

1. Das hlst. Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Teilphotographie des hl. Leichentuches in Turin

2. Das hlst. Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von Sr. Imelda O. P. nach dem hl. Leichentuch in Turin gemalt

3. Das Bild unseres Herrn Jesu Christi

Wie es — nach dem hl. Leichentuche in Turin — in Wirklichkeit gewesen sein mag. Gemalt von Sr. Imelda O. P.

Von diesen drei Ausführungen bieten wir an:

I. Gebetbuchformat 2 seitig, Rückseite frei . . . . . 100 Stück RM. 4.—
II. „ „ mit Aufklärung . . . . 100 Stück RM. 4.50
III. „ „ mit Ablaßgebet der hl. Theresia 100 Stück RM. 4.50
IV. Gebetbuchform. 4 seitig, mit Aufklärung Begrüßung, Ablaßgebet der hl. Theresia v. Kinde Jesu und außergewöhnlichen Abläßen. 100 Stück RM. 7.—

Außerdem ließen wir Kabinettbilder und große Bilder anfertigen

Echte Handpressen-Kupferdrucke

von Bild 1. 2. 3.

in Format: 18:25 Bildgröße (11:35) . . . . . pro Stück RM. 0.85
in Format: 30:40 Bildgröße (19:24) . . . . . pro Stück RM. 1.70

Bild 1. 2. 3. Prachtausgabe auf echtem Chinapapier

in Format: 18:25 . . . . . pro Stück RM. 1.—

Diese Bilder in feine Rahmen gefaßt stellen eine wertvolle Zierde des häuslichen Heimes dar und finden viele Liebhaber.

Bild 1. ist das einzig wahre Abbild unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 8 August 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenig opferfreudige Handwerker Arbeiter, und Landwirte, die ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen und von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen. Wer Vater, Mutter Acker, Haus, und Hof um meinetwillen verläßt wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an:

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayr.-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Mariannhill: Einen herben Verlust erlitt die Missionsstation Lourdes durch das Ableben des Ehrw. Bruder Gottfried. Vierzig Jahre lang arbeitete er im Dienste der Mission, ein wackerer Ordensmann und lieber Mitbruder. Er verbrachte diese ganze Zeit fast ganz in Lourdes zu, wo er als Schuhmachermeister und Sattlermeister ungezählte schwarze Buben in diese Handwerke einführte und einlernte. In den letzten Lebensjahren richtete er trotz seiner Mühen noch eine Gerberei ein. Ein Beispiel für seine Mitbrüder, erfüllt von Missionseifer gab er betrauert von der Klostergemeinde und den eingeborenen Christen voll Zuversicht seine Seele dem Herrn zurück. Er ruhe in Frieden.

Weiter traf die Kunde ein vom Ableben eines Missionsveteranen, des guten Br. Oliver (Michael) Stelzer R. M. M. gebürtig aus Unterdietfurt, Niederbayern. Er war Tischler und hat hierin, besonders bei Missionskirchenbauten der Mission große Dienste geleistet. Geboren am 29. Dezember 1854 trat er am 20. Dezember 1889 in den Orden ein, erhielt am 16. Januar 1890 das hl. Kleid und legte am 2. Februar 1892 seine ersten und am 21. Juni 1895 seine ewigen Gelübte ab. Möge seinem arbeitsreichen Leben der himmlische Lohn zuteil geworden sein.

Reichenau (Südafrika) Ein seltenes Fest feierte in diesem Jahr die Klostergemeinde: den achzigsten Geburtstag des Hochw. P. Arsenius R. M. M., der vor 42 Jahren die Mission in Reichenau eröffnete (1886). Reichenau ist die älteste Tochter Mariannhills. Wir wünschen dem Veteran und Missionspionier, der sich noch einer seltenen Rüstigkeit erfreut, noch einen sonnig heiteren Lebensabend inmitten seiner lb. Mitbrüder und eingeborenen Gemeinde.

Würzburg: Das Mariannhiller Studienseminar für die Philosophie und Theologiestudierenden geht nun langsam seiner Vollendung entgegen. Es bleibt aber noch vieles einzurichten. Die Kleriker haben ihr Seminar bereits bezogen über vierzig an der Zahl. Ein Notaltar wurde in der Krypta errichtet, wo die Gemeinde der hl. Messe beiwohnt und ihre geistlichen Übungen abhält. Die Kirche selbst zeigt eine stille Erhabenheit, welche durch die eigenartige einfache Beleuchtung wohlgefällt. Das ganze Haus zeigt die einfachsten Linien — klösterliche Ruhe und eigenartige Atmosphäre, welche sofort den Eintretenden gefangen nehmen. An Sorgen und Entbehrungen dagegen mangelt es der Vorstehung und den Einwohnern nicht und wir bitten immer wieder um gütige materielle Anteilnahme an diesem Werke, das einem wahrhaft edlen Zwecke dient.

Briefkasten

Briefmarken: Die Missionsvertretungen bitten, die Briefmarken, welche unsere Leser einsenden, n i c h t ablösen zu wollen, sondern dieselben mit einem breiteren Rand der Unterlage, worauf sie geklebt sind zu belassen und dann zu schicken. Briefmarken, Staniol usw. sind stets willkommen.

An mehrere „Tschaka" Interessenten. Das außerordentlich spannende Buch ist vollständig vergriffen. erfährt aber in Kürze eine Neuauflage. In Vorbereitung ist ein weiterer Band. Photographien Tschakas sind leider nicht erhältlich, da es in seinen Zeiten mit dem Photographieren noch recht primitiv zuging. Es gibt Gemälde und zeitgenössische Bilder, von denen wir versuchen werden einige zu gelegener Zeit zu bringen.

Stifter: Als „Stifter" des neuen Missionsseminares in Würzburg werden solche ebenfalls in das „Gründer- oder Stifterbuch" eingetragen, welche wenigstens 50 Mark einmalig gespendet haben zur Errichtung bzw. Einrichtung dieses Seminares.

Die Anschrift des Mariannhiller Missionspriesterseminares ist folgende:

Mariannhiller Pius-Seminar, Würzburg, Mönchberg, Ufr.

Die Adresse für Vertretung und Redaktion ist dieselbe geblieben: Würzburg, Pleicher Ring 3, Ufr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Eucharistischer Kongreß in Sydney. Australische Blätter erfahren aus Rom, daß am Eucharistischen Kongreß teilnehmen werden: Der General der Karmeliter und der Augustiner, der Kardinal-Erzbischof von Paris, der Abt des Maronitenklosters in Rom als Stellvertreter der Kirche des Ostens, mehrere Bischöfe von Irland, der Erzbischof von Colombo auf Ceylon, der eine Abordnung von indischen Bischöfen und Priestern führen wird, der Erzbischof von Manila, der eine Abordnung von den Philippinen mitbringt, eine große Zahl von Laien aus Italien und Frankreich, der Erzbischof von Tokio, der Bischof von Nagasaki, der erste einheimische Bischof von Japan, Msgr. Lepicier, der apostolische Visitator von Indien und Afrika, eine hinreißende Persönlichkeit, die schon von den Kongressen in Montreal und Chicago her bekannt ist, die Erzbischöfe von Portsmouth und Southwark in England, Dr. Hoban von Chicago, der Kardinal-Erzbischof von Philadelphia, der Erzbischof von San Francisco, der Bischof von Los Angeles, ein Pilgerzug von Wien und Mailand, der berühmte Sozialoge Dr. Ryn von der Katholischen Universität in Washington, die in Australien äußerst populären Jesuiten P. Martindale und P. Knox, P. Boubee S. J., der Direktor des Gebetsapostolates, P. Barbera S. J., der Herausgeber der „Civilta Cattolica".

Prozessionsweg. Die ursprüngliche Stadt Sydney ragt in dem weit in westlicher Richtung sich ins Land erstreckenden, an Buchten und Landzungen reichen Meeresarm Port Jackson von Süden her etwa in der Mitte einer breiten, vorne nach dreizackigen Halbinsel weit nach Norden ins Meer hinein, deren Mittelstück durch den riesigen Botanischen Garten ausgefüllt ist, an den sich im Hintergrunde noch der Hydepark anschließt. Zwischen den beiden Flächen steht ganz frei die Marienkathedrale, das Wahrzeichen Australiens. Die Westseite der Halbinsel ist mit Gebäuden besetzt. Die Prozession beginnt am Nordende der Halbinsel an der Bucht zwischen dem ersten und zweiten Zacken, wendet sich gleich dem Botanischen Garten zu und geht die lange Macquariestraße am Ende des Gartens hinauf, vorüber am Parlament, führt dann in die Elisabethstraße, die sich am Rande des Hydeparks hinzieht, durchquert hierauf den Park in der Parkstraße und geht die College Street herab zur Marienkathedrale, wo sie endet. Dort wird von einer Estrade vor dem Westportal der sakramentale Segen gegeben. Dieser Platz ist sehr gut gewählt, denn die Prozession hat eben einen großen Kreisweg mit einem Radius von etwa 150 Metern hinter sich, so daß die lange Reihe der Teilnehmer sich leicht zum Segen durch die Wege des Hydeparkes sammeln kann. Die Länge des Prozessionsweges beträgt zwei Kilometer. Dies ist aber nur die sogenannte Sydney-Prozession. Eine zweite, die Manly-Prozession, bricht schon anderthalb Stunden früher von der 7 Kilometer entfernten Vorstadt Manly am North Harbour auf und kommt zu Schiff an die Bucht Sydney Cove, der einstigen Verbrecherkolonie, wo sie der Sydney-Prozession sich anschließt. Die Altstadt Sydney ist nämlich nur ein verschwindend kleiner Teil vom heutigen Groß-Sydney, das an dem ganzen 12 Kilometer langen Port Jackson auf der Südseite sich erstreckt und weit ins Hinterland sich ausbreitet. Auch auf der Nordseite hat sich bereits eine große Stadt gebildet, Alt-Sydney gegenüber.

Ungarn. 1930 — das heilige Jahr Ungarns. Eucharistischer Kongreß. Der ungarische Fürstprimas Seredi hat eine Botschaft an die Katholiken der Welt gerichtet, in der diese aufgefordert werden, sich im Jahre 1930 zum Eucharistischen Kongreß in Budapest einzufinden, der gleichzeitig mit der Feier des 900. Todestages Emmerich des Heiligen, des Sohnes des ersten ungarischen Königs, Stephan des Heiligen, verbunden werden wird. So wird das Jahr 1930 das heilige Jahr für Ungarn sein. Der Papst hat zur Einladung für den Eucharistischen Kongreß in Budapest seine Zustimmung gegeben. Die Hauptfestlichkeiten werden am 20. August, am Namenstag des Königs Stephan des Heiligen, abgehalten werden. Von Rom werden 10 Kardinäle und aus allen Teilen der Welt 300 bis 400 Bischöfe erwartet.

Ein Hoffnungsstrahl für die Katholiken Mexikos. Der Herausgeber der nordamerikanischen Wochenschrift „The Commoweal" hat vor einiger Zeit an Bernard Shaw einen offenen Brief gerichtet, in welchem er ihn bat, für die verfolgten mexikanischen Katholiken einzutreten. Die Beantwortung des Briefes hat zur Folge gehabt, daß einige englische und ameri-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 8 August 1928 46. Jahrgang

Mariä Himmelfahrt

Maria, holdes Wesen,
Wie hoch bist du gestellt!
Vom Vater auserlesen
Zur Schutzfrau dieser Welt,
Vom Sohne traut geküsset,
O selig Mutterherz!
Von Engeln hold gegrüßet,
Getragen himmelwärts.

O du, die hoch erhoben
In Gottes Glorie steht,
Wie sollte dich nicht loben
Was hier im Finstern geht?
Du bist so voll Erbarmen
Uns Sündern mild gesinnt
Und hebst auf reinen Armen
Empor das Gnadenkind.

O, möchten all' erkennen,
Wie du so liebenswert,
Dich kindlich „Mutter" nennen
Uns wäre viel beschert:
Recht innig sie zu grüßen
Die treue Mutterbrust,
Würd' Herz an Herz sich schließen
In Kindes-Lieb und -Lust.

Louise Hensel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariä Heimgang

Von A. Wibbelt

Unter den vielen Stätten des gelobten Landes ist „Mariä Heimgang" auf dem Berge Sion sicher nicht die geringste. Wo jetzt eine herrliche Kirche steht unter dem Titel „Mariä Heimgang", da hat sich einst ein Sterben vollzogen, wie vor- und nachher keins so wunderselig gewesen ist. Es war kaum noch ein Sterben zu nennen. Niemals hat der Tod eine so liebliche Gestalt gehabt; er kam als Freund, als Befreier, als Diener und Brautführer einer königlichen Braut. In Ehrfurcht knieend hat er mit scheuer Hand die makellose Seele emporgehoben aus dem Erdenlande; den reinen Leib wagte er nicht zu berühren mit seinem zerstörenden Hauche. Er tat sein Werk nur halb und trat zitternd zurück vor dem, der mit lebenspendender Hand eingriff in das Werk des Todes, indem er den Leib zur Verklärung führte. Was geschehen war, kann kaum ein Sterben genannt werden.

Als der Herr am Kreuze verblutet war, da wurde der Mutter das Leben zum Tode. Aber sie durfte die Welt noch nicht verlassen, sie sollte der jungen Kirche zur Seite stehen und harrte in stiller Geduld und in großer Sehnsucht der Stunde, die ihr gesetzt war. „Führe aus dem Kerker meine Seele, damit ich preise deinen Namen", mochte sie beten mit den Worten ihres Ahnherrn David. Sie ist die Sulamith des Hohenliedes, die sehnende, suchende, klagende Braut.

„Im Dunkel der Nacht suchte ich, den meine Seele liebt; ich suchte ihn und fand ihn nicht.

So will ich aufstehen und die Stadt durchwandern, auf den Märkten und Gassen will ich suchen, den meine Seele liebt — ich suchte ihn und fand ihn nicht."

Sie ging die blutigen Wege wieder durch die Straßen Jerusalems bis auf die kahle Höhe von Golgatha, sie suchte ihn und fand ihn nicht; ihre Seele verging vor Sehnsucht und Liebe. Die Liebe verzehrte ihr Leben.

Endlich kam die ersehnte Stunde. In ihre Einsamkeit ertönte der Ruf des Herrn.

„Siehe, mein Geliebter, er spricht zu mir: Steh' auf, eile, meine Freundin, meine Taube, du liebliche — komm!"

Das ist kein Sterben mehr, das ist überströmende Wonne, ein Aufblühen zum wahren Leben. Diese Seele ringt nicht mit dem Tode; der Tod ist nur ein Fußschemel, auf den sie tritt, um sich aufzuschwingen zur Höhe. „Wie eine Weihrauchwolke, die aus der Wüste steigt", so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leicht und lieblich eilt sie durch das Tor, das uns allen dunkel ist, ihr aber ein lichter siebenfarbiger Regenbogen über ewig grünen Gefilden. Uns allen ist die letzte Neige des Erdenlebens ein bitterer Geschmack, ihr aber aufquellende Wonne, die mit vollen Strömen heranrauscht.



A. Dürer — Holzschnitt

Mariä Himmelfahrt

Das ist kein Sterben mehr. Das ist kein noch so schöner, noch so gloreicher Sonnenuntergang, das ist die Morgenröte, die in klingender Pracht, von Purpur umweht, emporsteigt und alle Schatten mit siegreichem Fuße in den Abgrund stößt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M. (Schluß)

Dieser Markus Garvey hat von den Europäern gelernt. „Wenn", sagt er, „der Engländer England beansprucht, der Franzose Frankreich, und der Italiener Italien, dann beanspruchen die Neger Afrika und wir wollen unser Blut für unsere Ansprüche vergießen! . . . Der blutigste aller Kriege hat noch zu kommen; wenn Europa seine Stärke und Macht gegen Asien messen will, wird das die Gelegenheit für den Neger sein, das Schwert zu ziehen für die Erlösung Afrikas!" Das sind nun wohl demagogische Hetzreden und es ist bezeichnend, daß die Führer der beiden anderen Parteien ihm keine Gefolgschaft leisten. Seine Politik allerdings ist in soweit bemerkenswert, daß sie sich nicht in erster Linie mit dem amerikanischen Negerproblem befaßt, sondern die Gründung eines großen Negerreiches in Afrika sich zum Ziele setzt unter Ausschluß der Europäer. Garvey ist inzwischen zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden wegen Betrügerei; aber seine Gedanken leben, und er wird sich als „Martyrer" nach bekannten Mustern feiern lassen. Noch wogen die Kämpfe hin und her. Die einen wollen mit Gewalt ihre Rechte erlangen, die anderen verlangen entgegenkommendes Anerkennen und Gleichberechtigung aller Rassen. Gerade das starke Festhalten an den Rassenunterschieden in Amerika hat das Rassenbewußtsein der Neger geweckt. Der intelligenteste Neger fühlt die Notwendigkeit eines Landes, worin er den Brennpunkt seiner Rasseforderungen verlegen kann. Daher das Interesse des amerikanischen Negers an dem afrikanischen Bruder — im Stammlande. Sie haben verwandte Interessen. Im Afrikaner kommen sie langsamer zum Bewußtsein; aber sie sind am Erwachen, sie beginnen zu leben.

Jabavu, ein südafrikanischer Eingeborener, Professor der Bantu-Sprachen am Südafrikanischen Eingeborenen Kolleg in Fort Hare, klassifiziert unter vierzehn Hauptpunkten die Ursachen der Unruhen.

1. Der ökonomische Druck, der hart und schwer auf dem Eingeborenen lastet und der kein wirksameres Mittel hat sich Erleichterung zu verschaffen.

2. Aufeinanderfolgende Trockenheit und Mißernte, welche die Arbeit des Eingeborenen unrentabel macht, während die Gelegenheit zu besserer wirtschaftlicher d. h. landwirtschaftlicher Ausbildung im Mißverhältnis steht zu den Abgaben und Steuern, die der Eingeborene leisten muß.

3. Die Gesetzgebung nimmt nicht gebürende Rücksicht auf den Eingeborenen.

4. Die ungleiche Strafjustiz gegenüber Weißen und Schwarzen.

5. Die Inferiosität, die im Verkehr zwischen Weißen und Schwarzen, letzteren bewußt fühlbar gemacht wird und unter dessen Banne sie gehalten werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

6. Die Nachteile und die unwürdige Behandlung des farbigen Volkes auf öffentlichen Verkehrsmitteln (Eisenbahnen).

7. Die schlechten Wohnungsverhältnisse (in Städten und bei Arbeitgebern.)

8. Die Unsicherheit ihres Landbesitzes.

Das sind wohl die ernsteren Beschwerden, die übrigen tragen naturgemäß auch zur Unruhe bei; die Haltung der weißen Missionare gegenüber ihren schwarzen Mitarbeitern (ob er protestantische oder katholische Missionare meint, sagt Professor Jabavu nicht) Geringe Ausbildungsmöglichkeit; Ungleichheit in den Gehaltsfragen für Zivilbesoldete; die Ausdehnung bolschewistischer Ideen; professionelle Agitation; die Rückkehr der eingeborenen Arbeiterbataillone von Frankreich. (nach dem Krieg.)

In Zentralafrika (Uganda) und Ostafrika findet diese Rassebewegung ihre Schrittmacher teils in Eingeborenen-Zeitungen, teils in eingeführter von Ägypten und Ceylon stammender nationalistischer Literatur; aber nicht wenig gestärkt durch in Übersee gebildete Eingeborene. So protestierte bereits scharf Anfang Juni 1921 der „Verband eingeborener Baganda-Arbeiter in Nairobi" gegen die Reduzierung der Arbeitslöhne. Die „Genossenschaft ostafrikanischer Indier" unterstützte diese Proteste und nahm selber Stellung gegen die „Registrierung" der Eingeborenen, welche gleichbedeutend mit Sklaverei sei. Die sog. „Kikuyu Association" ist ein weiterer Beweis für die rasche Entwicklung der Rassebewegung und deren Ideen. Im Jahre 1895 wurde das britische Protektorat in Ostafrika begründet und der Kikuyustamm kam erst um die Jahrhundertwende mit europäischem Leben in Berührung. 1921 bereits wurde die „Kikuyu Association" gegründet und im Juli desselben Jahres entsandte sie ihren Vertreter zu einer vom „Ersten Eingeborenen Bevollmächtigten" der britischen Regierung einberufenen Konferenz. Im selben Monat noch erschien eine Mitteilung in der Lokalpresse, daß auf einer Eingeborenen Versammlung beschlossen worden sei und zwar einmütig den Titel der Kikuyu Association in „Ostafrikanische Association" umzuändern.

Mögen nun die Beschwerden der Afrikaner gerechtfertigt oder übertrieben und ihre Bewegung noch nicht allzu ernst zu nehmen zu sein, eins ist sicher, das Rassebewußtsein ist im Zuge und breitet sich über den ganzen Kontinent. Es liegt darin eine gewaltige faszinierende Kraft und es wäre Torheit, derselben keine Beachtung schenken zu wollen. Wie es speziell in Südafrika gärt, zeigt die J. C. U.-Bewegung. (vergl. Juli Nr. S. 209 ff). Es wäre wohl zu begrüßen, daß mehr und mit Maß auf die ruhige Aufwärtsentwicklung geschaut würde von den Führern, statt im Übermaße schnellste Schadloshaltung für erlittene Unbilden zu verlangen. Die Rassebewegung als solche wird wohl kaum in sich die Kraft haben, allein die schwarzen Völker zu befreien.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sie zeigt höchstens den Weg zum Rassenhaß und der daraus entspringenden unheilvollen Kämpfe. Eine Lösung fände sich wohl, wenn die Führer jener rückständigen Rassen mit dem Geiste Jesu Christi erfüllt würden und daß vor allem die weiße Rasse selber sich ihre Kraft aus derselben Quelle schöpfen würde, um ihre internationalen Verpflichtungen zu erfüllen und im religiösen Sinne das Wachsen Afrikas zu fördern auf daß auch diese Völker teilnehmen dürften an der Arbeit, am Wohle aller unter der Führerschaft des göttlichen Arbeiters Jesus Christus.

Schlafende — Schwätzende — Schaffende

Die Kirche Christi auf Erden ist eine in Kriegsbereitschaft stehende Armee. Stets ist sie bereit, das Lager abzubrechen und zu neuen Kämpfen, Eroberungen, Triumpfen auszuziehen. Streitende Kirche zu sein, ist ihre wahre Natur, erklärt ihre Geschichte und charakterisiert ihre Existenz. Am Tage der hl. Firmung wurden wir alle in diese große Armee eingereiht und schwuren den Treueid Christus dem König! Wir sind, dürfen, müssen stolz sein auf unsere Uniform, den katholischen Glauben, freudig leisten wir Gehorsam unserem Führer und nehmen teil mit stolzem Hochgefühl an der Parade, welche dieser König oft abhält. Und wenn der Befehl einmal uns trifft: den jeder gewesene Frontkämpfer nicht mehr aus dem Gedächtnis verliert: „Fertigmachen! wir gehen nach vorne!“ dann — dann — ja dann — dann drücken sich viele von der „streitenden Kirche“ in die “Etappe“. O, ja, würden wir die Kirchen gleichsam einmal wie eine Heerschau „besichtigen“ können, dann fielen uns auf die drei Typen: nicht die Aktiven, Reserven, Landsturm sondern die Schläfer, Schwätzer und dann erst die Schaffer! die Tatmenschen!

Wenn der hl. Paulus heute lebte, schrieb er auch uns, wie einst den Korinthern: „Es sind viele unter euch krank und schwach, und viele *schlafen*!“ und wie einst den Römern riefe er auch uns zu: „Es ist die Stunde vom Schlafe sich zu erheben!“ Die Schläfer bilden ein starkes Kontingent der streitenden Kirche. Sie scheinen sich der ernsten Stunden, welche die Kirche heute durchlebt, gar nicht bewußt zu sein, während sie selber sich verstricken in ihre kleinlichen Liebhabereien. Ihr Katholizismus ist gleichsam chloroformiert. Aus ihrer Apathie weckt sie nicht der Ruf der Hirtenstimme des Heiligen Vaters. Sie zahlen vielleicht ihre Beiträge, gehen auch in die hl. Messe und zu den Sakramenten, feiern die gebotenen Feiertage mit: aber ohne in den Geist einzudringen. Missionsfragen lassen sie völlig kalt. Während selbst die hastende Welt gelegentlich den Atem anhält vor großen Geschehnissen und forscht nach Wahrheit — schlafen sie. Die Stimmen aus fernen Missionsfeldern, die um Hilfe rufen, verhallen ungehört weil man schläft. Im Kampfgetümmel stehend muß die Kirche auf jeden Mann zählen können; sie erwartet wie einst der große Seeheld Nelson: „Daß *jedermann* seine *Pflicht tue*“; aber sie *schlafen*. Möge ihr Schlaf nicht ein Todesschlaf werden.

Manchmal aber wachen die Schläfer auch auf, sie schämen sich, das Gewissen stachelt und dann fangen sie an zu reden. Sie treten dem Kontingente *der Schwätzer* bei, den Phrasenmachern, -drehern, -helden, und Maulathleten. Auch sie bilden einen beträchtlichen Teil der katholischen Armee. Von ihnen läßt sich das Wort anwenden: „Ihr Name ist Legion, denn sie sind viele.“ Diese Katholiken denken nur in „Worten“ und handeln in „Entschließungen“, „Resolutionen“ usw. Die Protokollbücher ihrer Versammlungen sind Friedhöfen ähnlich. Auf jeder Seite kann man wie auf Grabsteinen lesen: „Hier liegt begraben, was hätte getan werden sollen; möge es ruhen in Frieden!“ Wenn irgend eine große katholische Tat zur Ausführung gelangen soll, dann ist die Luft mit Energie geladen. „Missionsbewegung! Weckung von Ordensberufen! Priester-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

berufen! Unterstützung der katholischen Presse! Förderung der Missionen!" um nur einiges zu nennen. Adressen werden an höchste Stellen gesandt, die „berufenen Führer" machen glauben, daß die große Armee auf dem Punkte steht, einen entscheidenden Schlag zu führen, aber wenn die Gewehre geladen werden sollen, persönlich Anforderungen gestellt werden, dann schmilzt die große Armee hinweg wie Schneeflocken in der Sonne. Wir wissen alle, was getan werden müßte; aber andere sollen es tun.

„Ich schlage vor . . ."; „Ich stimme bei . . ."; „Man sollte eigentlich . . ." Ja, die Schwätzer in der streitenden Kirche sind „Legion". Beim Schwätzen bleibt es oder sie schlafen wieder ein.

Die Schaffenden, diejenigen, welche das Gesprochene auch ausführen, das sind die wirklich streitenden Katholiken. Sie bilden die Elite der großen Armee. In der Feuerlinie, im Schützengraben, vorm Feinde — da ist der Platz wo man sie findet: die wirklich kämpfenden Soldaten. Ein Heerführer sagte einmal: „Schlachten werden nicht mit defensiver Strategie gewonnen"; das weiß übrigens jeder Soldat. Kampf erfordert Anstrengungen, Entbehrung, restlos sich hingeben für eine Sache. Und wahrhaftig der „Tatkatholik" kämpft für eine gute Sache. Gedeckt von der schweren Artillerie der unfehlbaren Lehre der Kirche, unter einer von Gott selbst geleiteten Führerschaft denkt der katholische Christ nur an das Vortragen der Kampfeslinie und an Terraingewinn im Heimlande und im Heidenlande. Er ist sich bewußt die Aufgabe der Kirche ist seine Aufgabe; ihre Kämpfe sind seine Kämpfe, ihre Niederlagen sind seine Niederlagen; ihre Siege sind seine Siege. Schwächen wir uns selber nicht; stehen wir uns nicht im Weg, sind wir auch nicht mißgünstig aufeinander: graben wir uns vor allem nicht die Kanäle ab, welche den Missionsgedanken fördern und tatkräftig nähren. Beachten wir und befolgen wir den letzten Willen des Heilandes: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret aller Kreatur die frohe Botschaft!" Schlafen wir nicht, schwätzen wir nicht, sondern handeln wir, damit nicht eines Tages die Schwäche der Kirche und des Glaubens die Folge der Sorglosigkeit unseres Lebens war.

P. D.

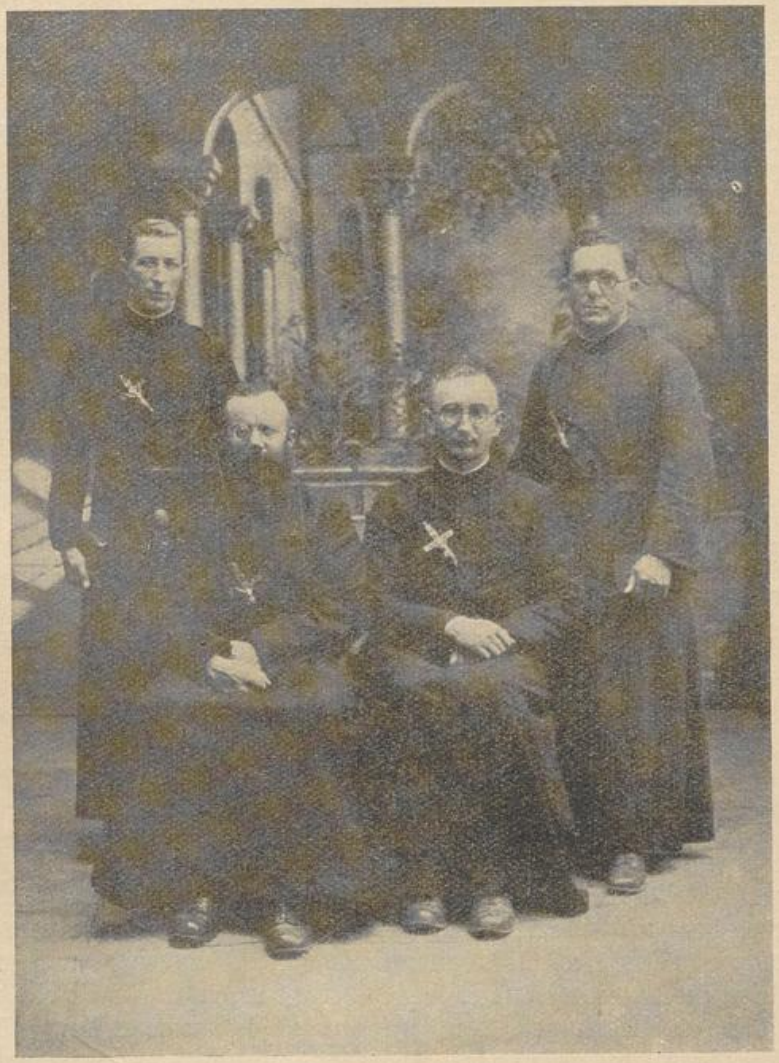
In der tiefsten Mine der Welt

An einem kalten Julimorgen stiegen ein Freund und ich, angetan mit warmem Überzieher und einem Stahlhelm auf dem Haupte zu Johannesburg in einen Förderkasten oder Korb, der an einem scheinbar dünnen Drahtseil über einem Schachte hing, und nach weiteren 18 Minuten waren wir tiefer im Innern der Erde, als je ein menschliches Wesen gedrungen war, denn die Goldmine „Deep Village" Johannesburg im Transvaal ist mit ihren 2666 Metern unter der Erdoberfläche die tiefste der Welt.

Außerhalb der Mine liegt ein hoher ausgestreckter Berg, welcher das Gestein darstellt, welches bis heute aus der Tiefe heraufgeholt wurde und aus dem 125 Tonnen reines Gold gewonnen wurden. Er stellt auch das Resultat zwanzigjähriger schwerer Arbeit dar, welche bis jetzt an Maschinerie und Arbeitslöhnen 240 000 000 Mark gekostet hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kopf der Mine stellt wie bei anderen Minen einen Aufbau dar, an welchem sechs Aufzüge mit Körben hängen, von denen jeder 5 Tonnen heben kann. Die 2 Personenaufzüge, deren Förderkasten dreistöckig sind, können je 40 Personen in die Tiefe und herauf be-



Die im letzten Jahre in Mariannhill eingetroffenen Missionsbrüder: Br. Nikolaus; Br. Korbinian; Br. Johannes; Br. Clement

fördern und sie laufen zu bestimmten Zeiten, genau wie Eisenbahnzüge. Sie befördern jeden Tag, d. h. je 24 Stunden 300 Europäer und 3 000 Schwarze in die Tiefe und herauf.

Unser Führer, welcher in der Grube Staubinspektor war, schob uns in einen der Aufzüge und wir fuhren hinunter in die Dunkelheit,

und das vollständig geräuschlos, wenn wir von dem eigentümlichen Singen, welches der Luftzug und die Reibung an den Gleitschienen verursacht, absehen. Die Schnelligkeit steigerte sich beständig und ich befürchtete schon, wir bekommen überhaupt keinen Boden mehr, da warf uns der Korb auf einmal etwa einen Meter in die Höhe. Wir waren unten. Ich sagte zu dem Inspektor, da ist aber ein guter Puffer, daß man so in die Höhe geworfen wird. Er erwiderte, das ist das dünne Drahtseil von Stahl, das Sie oben mit Mißtrauen beobachtet haben. 1000 Meter in der Minute oder 55 Kilometer in der Stunde, war die Schnelligkeit, mit welcher wir in die Tiefe gefahren waren, es ist das, sagt der Inspector die größte zulässige Schnelligkeit für Personenförderung, die Materialzüge fahren mit 250 Meter in der Minute den Schacht hinab. Genau 80 Sekunden nach der Abfahrt waren wir unter angekommen. Die Türe des Korbes öffnete sich auf eine geschäftige Straße und Wechselstelle, alles so dunkel wie ein weißer Weg in Mitternacht. Schwarze nur mit Lendenschurz bekleidet schoben kleine Rollwagen mit Erz gefüllt in Öffnungen auf jeder Seite der Elevatoren, damit sie nach oben befördert würden. Hier ist die Wechselstelle, sagte der Inspector, das Ende des ersten Abschnittes. Lassen wir die Mäntel hier, unten wird es zu warm. Wir sind jetzt in 1015 Meter Tiefe. Er führte uns zu einem Rollwagen auf Schienen, auf welchem wir Platz nahmen und nun gings auf einer Neigung von 45 Grad abwärts in ein dunkles Loch. Von der Erdoberfläche senkrecht hinabfahren, kommt einem viel natürlicher vor, als auf einer solchen Neigung ins Dunkle rutschen wie auf einer Kellertreppe. Da glühten auf einmal Lichter auf, wir kamen an einigen Stollen vorüber, in denen gearbeitet wurde, aber sie verschwanden hinter uns, wir fuhren weiter, bis wir weitere 750 Meter hinter uns hatten, und auf einmal wieder, wie oben, einen kleinen Luftsprung machten. Wir waren an einem neuen Zentralpunkt angekommen. Er kam mir außerordentlich groß vor, mit Rücksicht darauf daß wir uns mehr als $1^1/_2$ Kilometer unter der Erdoberfläche befanden. Betonwände von $2^1/_2$ Meter Dicke zeugten davon, daß man sich der Gefahr des großen Druckes von oben bewußt war und es ernst nahm. Aber am Ende unserer Bahn waren wir noch nicht. Wir wechselten wieder unser Gefährt und mußten uns diesmal in den Materialzug setzen. Jeder der vielen Stollen, die wir passierten, war wärmer als der vorhergehende. Endlich, am 37. Stollen 2689 Meter unter der Erdoberfläche machte unser Führer Halt, um Luftproben zu nehmen, und hier sagte und der Ingenieur, der für die Ventilation zu sorgen hatte, daß er täglich 10 Tonnen — 200 Zentner — Eis notwendig habe, um die frisch in die Stollen getriebene Luft zu kühlen. Am Ende des Stollens waren nackte Schwarze damit beschäftigt, unter Leitung von Weißen mittels Bohrer, welche mit komprimierter Luft getrieben wurden, Löcher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ins Gestein zu bohren. Weiße wie Schwarze trieften von Schweiß. Das Geräusch der Bohrer war schrecklich. Der Felsen, den die Schwarzen gerade bohrten, hatte eine Temperatur von 95 Grad Fahrenheit (35 C.) Diese tiefste Sohle der Mine ist wohl nur das vorläufige Ende des Schachtes, es ist elektrisch beleuchtet, 7 Meter weit und $2^1/_2$ Meter hoch. Als wir so da saßen auf den Steinen und die Felsendecke über unserem Kopfe besahen $2^1/_2$ Kilometer dick von solidem Gestein, weit ab vom Weltgetriebe von Johannesburg, machte es auf uns einen eignen Eindruck. Indessen war es da zu warm, um lange zu bleiben und sich den Eindrücken zu überlassen und so machten wir uns wieder auf den Weg zur Oberfläche und eine halbe Stunde später waren wir wieder im hellen Sonnenschein.

Die „Village Deep" allein hat, alles zusammen genommen 55 Kilometer Wege und Stollen unter der Erde, während die Wegelänge aller Transvaal-Goldminen eine Länge von 5000 Kilometern ausmachen würde. Unter Johannesburg steigt das Thermometer beständig mit der Tiefe, und die Ingenieure haben berechnet, daß die Temperatur bei 3000 Meter Tiefe 41 Grad Celsius betragen und in 9500 Meter das Wasser kochen würde. Die Zahl der in den Goldminen und was damit zusammenhängt, arbeitenden Eingeborenen beträgt über 200 000.

Missionspost

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen auf der Veranda unseres Priesterhauses in St. Henry. Es ist Sonntag Nachmittag. Soeben sind die letzten Christen heimgegangen und ich freue mich einige Stunden allein zu sein. Ich hatte heute eine vollzählige Gemeinde und eine für St. Henry große Zahl Beichten und Kommunionen. Nun, nach getaner Arbeit ist gut ruh'n und ich benutze diese Muße, um mit Ihnen ein wenig aus der Mission zu plaudern.

Um beim nächstliegenden anzufangen, St. Henry, wo ich heute Gottesdienst gehalten, ist unsere südlichste Außenstation, gut 5 Reitstunden von Mariannhill enfernt, also von unseren 25 Außenstellen noch nicht die entfernteste. Die Station hat eine reizende Lage. P. Ludger, der mich kürzlich auf einer Außentour begleitete, war ganz begeistert für St. Henry. Von der Veranda aus bietet sich eine wunderschöne Aussicht auf den nahen Indischen Ozean. Die Ozeandampfer sind in ziemlich scharfen Umrissen zu sehen. Ich glaube mit Hilfe eines Fernstechers hätten Sie damals auf Ihrer Heimreise nach Europa diesen unsern südlichsten Außenposten leicht wahrgenommen. So schön St. Henry gelegen ist, seine einstige Bedeutung für die Mission hat es ziemlich verloren. Die früher so blühende Mission ist sehr zurückgegangen, da sie nicht mehr zentral gelegen ist. Erst kürzlich wieder mußten alle Eingeborene, die zwischen der großen Hauptstraße und dem Strand wohnten, ihre Plätze räumen. Das bedeutet für unsere Mission keinen geringen Verlust. Allerdings wurden die Schwarzen für ihre Hütten reichlich abgefunden und so zufrieden gestellt. Jetzt verkauft die Regierung für hohe Summen das Land an die Weißen. Südlich rücken die Zuckerrohrfelder bis dicht an unser Kirchlein heran. So ist die Verdrängung durch die Europäer der eine Grund dafür, daß die Zahl unserer Christen hier gesunken ist.

Andererseits machen sich die verderblichen Einflüße der nahen Großstadtkultur mit ihren Schattenseiten bei den Zulus unangenehm bemerkbar. So hat hier eine böse Unsitte unter den Schwarzen Platz ergriffen. Alkoholische Getränke sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihnen versagt. Nun verschaffen sie sich für billiges Geld sogenannten „treakel“ in den Zuckerrohrmühlen. Unter Utshwala gemischt und auch sonst gebraucht wirkt diese Flüssigkeit stark berauschend. Wir müssen mit aller Strenge gegen den Gebrauch dieses Getränkes bei unseren Christen vorgehen und immer wieder gibt es Übertreter. Diese und manche andere Unsitte der Stadt erschweren unsere Seelsorge sehr. Wir müssen tun was wir können und retten was zu retten ist.

Ein anderer Übelstand ist der, daß wir so wenig Priester sind. Nur alle drei bis vier Wochen, an manchen sehr entfernten Posten noch seltener, kommt der Priester und hat dann alle Hände voll zu tun mit Beichthören und Spendung der anderen Sakramente. Sonst liegt die Seelsorgsarbeit in den Händen eines schwarzen Katechisten, der, wenn er eifrig und zuverlässig ist, sehr viel Gutes tun kann und eine große Hilfe für den Priester bedeutet. Unsere Mission hätte wohl ein ganz anderes Aussehen, wenn weniger Großbetrieb herrschte, mehr Kleinarbeit möglich wäre, wenn der Missionar den einzelnen nachgehen, nähertreten könnte. Ich habe die frohe Hoffnung, daß in kurzer Zeit sich unsere Zahl so mehrt, daß wir intensivere Arbeit leisten können. Unsere Riesenpfarrei St. Josef hätte schon vor Jahren aufgeteilt werden müssen zum großen Vorteil und Segen für Seelsorger und Seelsorge. Wie aber hätte man diesen Plan durchführen können bei unserer großen Priesternot!

Kürzlich kam ich von einer neuntägigen Tour zurück. Sie war reich an Erlebnissen und Eindrücken. In kwaZuba, in nächster Nähe der Umkomaasbrücke, las ich zum ersten Mal in einem uns zur Verfügung gestellten Kraal die heilige Messe. Außer unseren dortigen Christen hatten sich auch viele Neugierige eingefunden. Ich hatte über 20 hl. Kommunionen und noch mehr Beichten. Ein hoffnungsvoller, vielversprechender Anfang. Die Leutchen, besonders die Alten und Gebrechlichen, waren so froh der hl. Messe beiwohnen zu können und Gelegenheit zur Beicht und hl. Kommunion zu haben. Das nächste Kirchlein, St. Laurentius, ist mehrere Stunden weit entfernt. In kwaZuba haben wir auch eine kleine Privatschule. Alle sist in den ersten Anfängen. Es ließ sich dort etwas machen, wenn uns nur Geld zur Verfügung stände. Die Protestanten, sonst stark vertreten, haben noch keine Schule in der Nähe. Wissen Sie vielleicht einen Wohltäter, der ein größeres Almosen, etwa 250 Mark für die Schule stiftete! Er könnte dann auch dem Platz einen Patron geben. KwaZuba liegt an der äußersten Grenze unserer Pfarrei nach Umzinto zu. Neuer Pfarrer von Umzinto ist P. Grüter. Ich lud ihn ein, uns dort zu treffen und Missionspläne zu besprechen. Leider mußte er absagen, weil kein Verkehrsmittel zur Verfügung stand. Er denkt aber in den nächsten Monaten das Geld für ein Reitpferd beisammen zu haben.

Von kwaZuba aus kam ich nach Mavela, St. Laurentius. Auch dort gab es reichlich Arbeit. Ich hatte drei Krankenrufe und mußte auch in die protestantische Missionsreserve. Eine alte Frau, sicher schon hoch in den Siebzigern, verlangte die hl. Sterbesakramente. Vor Jahren war sie von einem katholischen Schulmädchen in schwerer Krankheit getauft worden. Das Mädchen war mir unbekannt und konnte bezüglich gültiger Taufspendung nicht angegangen werden. Ich hatte also von vorn wieder anzufangen. Es kostete viele Mühe, dem alten Weiblein auch nur die notwendigsten Begriffe von Gott und unserer hl. Religion beizubringen. Bei der Vorbereitung zur hl. Beicht hatte ich meine liebe Not, sie von Fehlern und Schwächen, viel weniger von Sünden zu überzeugen. Wo kein Schuldbewußtsein, da auch sicher keine Reue. Die energischen Beteuerungen ihrer Unschuld erregten bei der Umgebung Heiterkeit. Offenbar teilte diese ihre Überzeugung nicht. Ich schritt dann zur bedingten Taufe und Beicht und gab ihr am Schluß noch die hl. Ölung. Ich hatte bei der hl. Handlung mehrere, sehr interessante Zuschauerinnen, Schwiegertöchter der Kranken. Sie waren von all den vielen Gebeten und Zeremonien höchlich erbaut und drückten ihr Erstaunen aus, daß wir weißen Priester (abafundisi) unseren Kranken nachgehen und sie mit so vieler Mühe für die Reise in die Ewigkeit vorbereiten, da ihre schwarzen protestantischen Minister nicht einmal die Kranken besuchten. Die Kirche muß die wahre sein, so folgerten sie, die mit soviel Liebe sich der Kranken und Elenden annimmt. Leider bedeutet Übertritt zur wahren Kirche in diesen Missionsreservaten vielfach Zerfall mit den Nachbarn und den dort allmächtigen weißen und schwarzen Predigern.

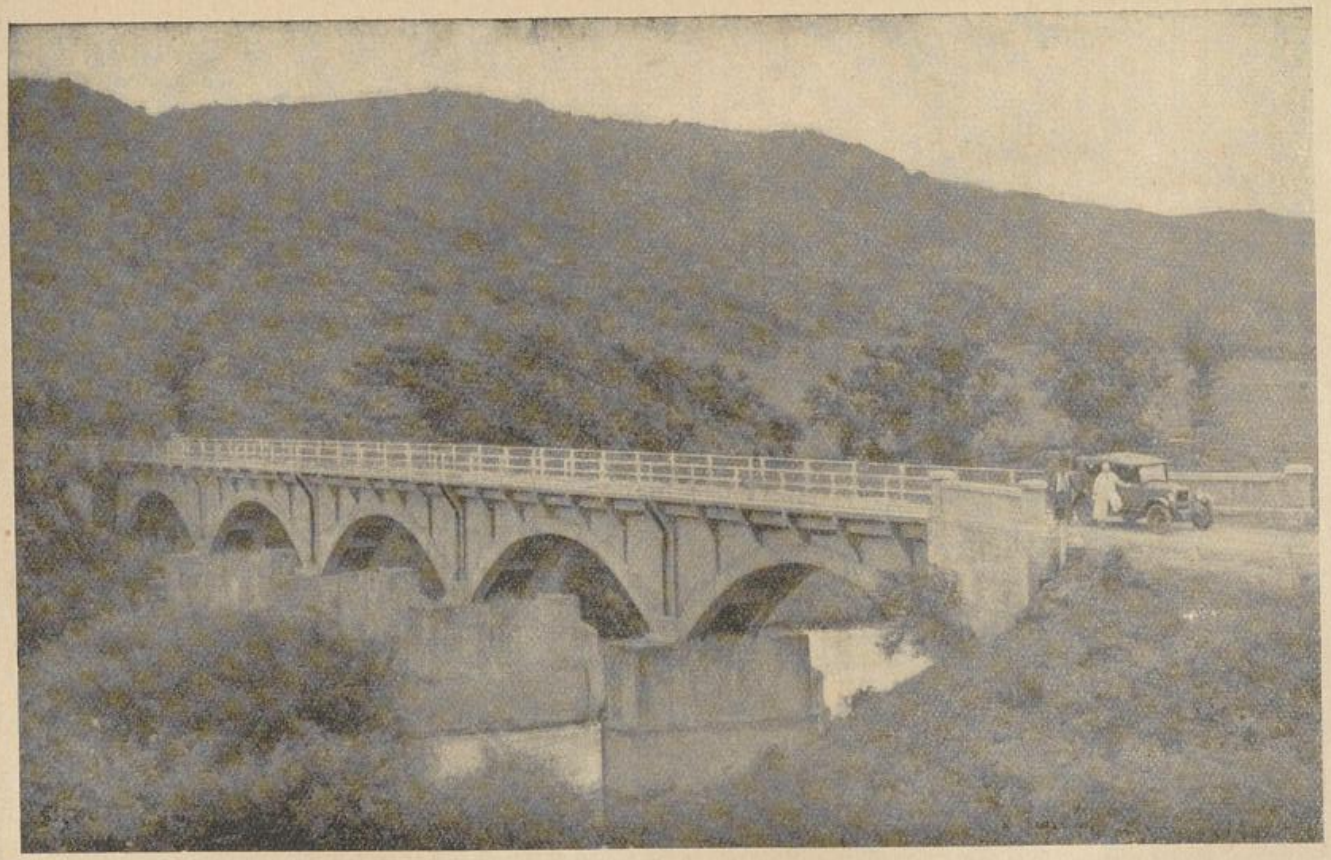
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Laurentius liegt ebenfalls am Rande der Pfarrei, immerhin ist es noch eine gute Stunde bis zum Umkomaas, der Pfarrgrenze. Unser Nachbar ist dort der Missionar von Himmelberg, P. Benedikt Frankenberg. Schon vor einiger Zeit teilte mir unser Katechet von Mavela mit, daß auf der anderen Seite des Flusses eine alte gebrechliche Frau nach dem Priester verlange. Todesgefahr sei keine da, aber den weiten, beschwerlichen Weg über den Fluß könne sie wegen hohen Alters nicht mehr zurücklegen. Ich mußte das Weiblein wegen anderer Krankenrufe in unserer Pfarrei vertrösten. Das letzte Mal war es wieder nicht möglich, da der Umkomaas während der Regenzeit hier unpassierbar ist. Immerhin bin ich entschlossen, der armen Greisin die hl. Kommunion zu bringen. Von diesem Ausfall in fremdes Gebiet dann ein nächstes Mal.

Von Mavela aus zog ich weiter nach kwaHewu, St. Agatha. Sie wissen, das Passieren der Flüsse wärend der Regenzeit ist ein zweifelhaftes Vergnügen, und schon mancher hat dabei sein Leben eingebüßt. Zum Glück fand ich noch trotz der schon eingetretenen Dämmerung die richtige Furt. Mein Speedy ging munter fürbaß, trotzdem das Wasser bis weit über die Steigbügel hinaus ging. Große Steine im Flußbett hinderten das Weiterkommen sehr, doch erreichte ich glücklich das andere Ufer. Mein Ziel lag noch in weiter Ferne. Die Dämmerung schritt voran, ich verlor den Pfad und Roß und Reiter verschwanden im hohen Gras. Um mich besser zu orientieren, lenkte ich das Pferd in ein Maisfeld, mußte aber schließlich vor einem Stumpf Halt machen. Gott sei Dank, daß ich ihn noch rechtzeitig entdeckte, er hätte mir bei einbrechender Nacht zum Verhängnis werden können. Sie glauben kaum, was für eine Fruchtbarkeit und was für ein Wachstum bei reichlichem Regen hier in Natal herrscht. Das Gras erreicht eine Höhe von drei Metern und darüber. Im hohen Gras verliert man sehr leicht die sich schlängelnden Pfade der Eingeborenen. Ich befand mich also in einer sehr fatalen Lage: Sumpf vor mir, undurchdringliches Gras hinter mir; kein Mensch weit und breit, der mir hätte Auskunft geben können. Ich wählte das Sichere, stieg vom Pferde und tastete mich den Hügel hinauf durch das hohe Gras. Dann landete ich in einem Maisfeld und atmete erleichtert auf, ein Kraal mußte in der Nähe sein. Schade um so manche Maisstaude, die mein Pferd zertrat. Endlich nach langem, mühsamen Aufstieg wies ein Feuerschein mir aus einem Kraal den Weg. Dem Schutzengel Dank, nun war ich geborgen! Ich rief die Bewohner an und bat um Auskunft. Natürlich weckte mein Erscheinen große Verwunderung. Was wollte ein Weißer zu so später Stunde hier in diesen Löchern, Abgelegen von allem menschlichen Verkehr. Ich war in meiner Lage wenig aufgelegt zur Unterhaltung, schnitt ihre vielen Fragen ab und bat um einen Begleiter, der mir den Weg zu unserer Schule wies. Sobald sie entdeckten, daß ich katholischer Missionar sei, waren sie sehr hilfsbereit. Sie wissen wohl, wenn ein Weißer es gut mit ihnen meint, dann ist es der katholische Priester. Vor einiger Zeit war ich in einer ähnlichen fatalen Lage. Ich wurde von der Nacht überrascht und sah weder Weg noch Steg. Ich fand einen Mann, der sich gleich bereit erklärte, mich zu begleiten. „Du bist ja der Priester", meint er, „der unsere Kranken und Sterbenden aufsucht." Es hat mich noch nie ein Wort aus dem Munde eines Schwarzen so gefreut, ergriffen und getröstet wie dieses. Es ist doch etwas Großes, Seelsorger der armen, von vielen verachteten und getretenen Rasse in diesem Lande zu sein! Doch jetzt zurück nach kwaHewu. Der Kraalherr selbst rechnete es sich zur Ehre an, mir den Weg zu zeigen. Das Gelände war steil und abschüssig, oft sogar gefährlich. Um mein schon stark ermüdetes Pferd zu schonen, ging ich meist zu Fuß. Ich hätte mich auch schwerlich im Sattel halten können, so steil waren manche Pfade. So ging es noch eine ganze Weile bergauf, bergab, über Löcher und Tümpel. Mein Begleiter machte mich gewissenhaft auf Hindernisse im Wege aufmerksam und trotz aller Vorsicht strauchelte ich und wäre beinahe zu Fall gekommen. Sie können mir glauben, in solchen Lagen vergeht einem alle Missionsromantik. Todmüde und in Schweiß gebadet kam ich endlich ans Ziel. Mit Dank und herzlichem Händedruck entließ ich meinen braven Begleiter in der umutha (Lendenschurz), nachdem ich ihm einen kräftigen Imbiß als Wegzehr gegeben.

Der Katechet von kwaHewu und seine Nichte, die für die leiblichen Bedürnisse des Missionars Sorge tragen, hatten schon die Hoffnung aufgegeben, daß ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Brücke über den Umkomaas. Zwischen den Missionsstationen Einsiedeln und Mariatal war früher an dieser Stelle eine Holzbrücke; über diese führte der gesamte Verkehr zwischen Mariannhill, Zentralstation und den übrigen Stationen

noch am gleichen Tage eintreffen würde. Nun war ihre Freude umso größer, waren es doch bereits 6 Wochen, seit ich dort das letzte Mal Gottesdienst gehalten. Ich weile gern in St. Agatha, weil die Leute dort sehr gastfreundlich und aufmerksam sind. Sehr notdürftig und altersschwach ist aber unser dortiges Kirchlein, das, wie gewöhnlich in der Mission, auch als Schule und Wohnung des Missionars zu dienen hat. Das alte Grasdach hat bereits Löcher, die mir des Nachts freien Ausblick auf den Klaren, südlichen Sternhimmel gewähren. Auch die Lehmwände lassen reichlich Licht und Luft durch. Daß man sich auch in einer solch primitiven Wohnung wohl fühlen kann, ist dem angenehmen, ausgeglichenen Küstenklima Natals zuzuschreiben . . . Die Leute bereiteten mir wie gewöhnlich mein Lager zu ebener Erde. Nach dem langen, ermüdenden Missionsritt ließe sich auch auf hartem Lager ganz gut schlafen, wenn es nur neben den Blutsaugern nicht auch noch viel anderes kleines Getier gegeben hätte. Ich meine hier die lieblichen kleinen Feldmäuse, die sich an dem Mais in der Nähe recht gütlich tun. Aber ihr ewiges Nagen und Piepsen in dichtester Nähe meines Kopfkissens ist doch zu viel für meine Nerven. Abrigens haben auch die hier zahlreichen Frösche ihre Todfeinde, die Schlangen, freien Zutritt zu meiner Hütte und meinem Lager. Um diese unwillkommenen Gäste zu verscheuchen, ließ ich meist das kleine Öllämpchen flackern, aber oft und oft blies es mir der Wind aus. So zog ich es denn das letztemal vor, zum Erstaunen und zur großen Heiterkeit meines dienenden Geistes dort, der geschäftigen Amalia, meinen Grassack auf den geräumigen, langen Tisch zu legen, um vor den nächtlichen Ruhestörern gesichert zu sein. So tat ich nach den Strapazen des Tages einen gesunden, ungestörten Schlaf. Am andern Morgen erhob ich mich schon früh vom Lager, oder vielmehr ließ mich hinab, es befand sich ja auf dem Tisch. Bald schon begann ein reges Leben im alten, baufälligen Hüttchen. Ein Altar wird gebaut, die kahlen, rissigen Lehmwände ringsum mit frischem Grün und Blumen geziert. Ein Holzkoffer tut sich auf, weißes Altarlinnen und priesterliche Gewänder, wohl behütet, kommen zum Vorschein. Amalia hat zahlreiche, freudige Helferinnen gefunden. Die geschäftigen Händchen der schwarzen Kinder rasten nicht, bis alles schön geordnet und an seinem Platze ist. Ich halte unterdessen draußen meine Morgenandacht und bete mein Offizium. Der junge Tag ladet zum freudigen Gotteslob ein. Die Luft ist frisch und würzig. Tiefblauer Himmel überspannt die Hügellandschaft. In der Tiefe rauscht der Illovu, bahnt sich durch Steingeröll und Felsblöcke seinen Weg. Leichte Rauchwölkchen ringeln sich aus den Hütten der Schwarzen. Offenbar, unsere Zulus sind keine Langschläfer. Aus dem nahen Urwald kreischen Affen und wetteifern in tollen Sprüngen. Hin und wieder bläst der Katechist sein Horn, daß es weit und breit durch die Täler hallt. Wieviel schöner wäre es, wenn ein trautes Glöcklein unseren Christen und den zahllosen Heiden die Anwesenheit des Priesters ankündigte! Schon kommen vereinzelt Christen zum Kirchlein. Sie grüßen mich ehrfurchtsvoll mit dem schönen katholischen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Überglücklich sind die guten Leutchen, wenn der Priester einige Worte mit ihnen wechselt. Bald meldet mir Amalia, daß alles bereit sei und ich mit dem Beichthören beginnen könne. Wie geht mir das Herz auf, da ich die Kirche betrete! Angenehmer Duft von frischem Grün und Blumen erfüllt den Raum. Der erhöhte Tisch dient als Altar und ist mit weißen Tüchern und Altarlinnen ganz verdeckt. Auch die braune Rückwand deckt ein Vorhang und zieren kunstlose, aber fromme Bilder Armut, große Armut schaut aus allen Winkeln und Ecken und doch bin ich ganz daheim und juble mit dankbarem Herzen jenen Psalm, den uns die Kirche bei der Vorbereitung zur hl. Messe in den Mund legt: „Quam dilecta tabernacula tua . . . Wie minniglich sind deine Wohnungen, o Herr der Heerscharen! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn." Ja, ein atrium Domini, lieblicher vielleicht, anziehender als manches prunkvolle, aber verstaubte und verlassene und vereinsamte Gotteshaus der glaubenskalten Großstadt . . . Ja ich bin wieder daheim, der Priester Gottes am Altare Gottes . . . Gestern kam ich mir vor wie ein armer Wanderer, verirrt und verlassen. Heute fühle ich mich wieder ganz als Priester, Priester des Allerhöchsten. Mit viel Liebe und Freude richte ich jetzt alles zum hl. Opfer her: Reisekelch, Ciborium, Hostien und Meßwein. So kann ich nach dem Beichthören gleich mit der hl. Messe beginnen. Wir katholische Missionare sind doch glückliche Menschen: überall wohin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir unsere Schritte lenken, sind wir Gefäße der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, verbreiten wir Segen, bauen wir dem Herrn Altäre inmitten der Heidenwelt, sind wir begleitet von seiner eucharistischen Gegenwart. Ohne Zweifel, auch wir sind schwache, hinfällige Menschen, auch über uns kommen schwere Stunden, wo es Mühe kostet den Kopf hochzuhalten, Stunden der Prüfung und Leiden. Aber die unversiegbare Quelle unserer Kraft ist das hl. Opfer, in dem der große Opferer und Kreuzträger uns so unmittelbar nahe tritt. Er bringt Licht und Freude und Friede ins Herz, erfüllt es mit Opfermut und Opferfreude. Ja, mit keinem Menschen in der Welt möchte ich tauschen, wenn ich am dürftigen Missionsaltärchen stehe und das hl. Opfer feiere, umdrängt von vielen schwarzen, andächtigen Betern, zuerst die liebe Jugend, ihre unschuldigen Augen und fromm gefalteten Händchen zum Altare, zu Gott erhoben. Sie sind ganz Auge und Ohr für das Große, Geheimnisvolle, das sich dort auf dem Altar vollzieht. Dann die Väter und Mütter mit ihren unruhigen Kleinen, die oft auf ihre Weise das Lob Gottes singen. Endlich, zu äußerst die Heiden, die von der Gnade und Neugierde gedrängt, noch ein Plätzchen zu erhaschen suchten oder sich an der Türe stauen. Unser schöner katholischer Gottesdienst, die vielen, geheimnisvollen Zeremonien, der Segen, unsere erbaulichen Lieder und Gebete, das alles macht auf den unverdorbenen Schwarzen einen großen Eindruck. So sah ich einmal in kwaHewu einen schlankgewachsenen Zulujüngling, nur mit dem Ziegenfell um die Lenden bekleidet, sich an den Eingang drängen, um auch noch etwas von dem zu erhaschen, was da drinnen vorging. Namushla ngibonile izintto ezinhlezimangalisayo, (Heute habe ich wunderbare Sachen erlebt.) meinte er nach dem Gottesdienst. Vielleicht senkte der Herr bei dieser Gelegenheit das erste Samenkorn des wahren Glaubens in sein Herz, das später einmal aufgeht und Frucht bringt . . .

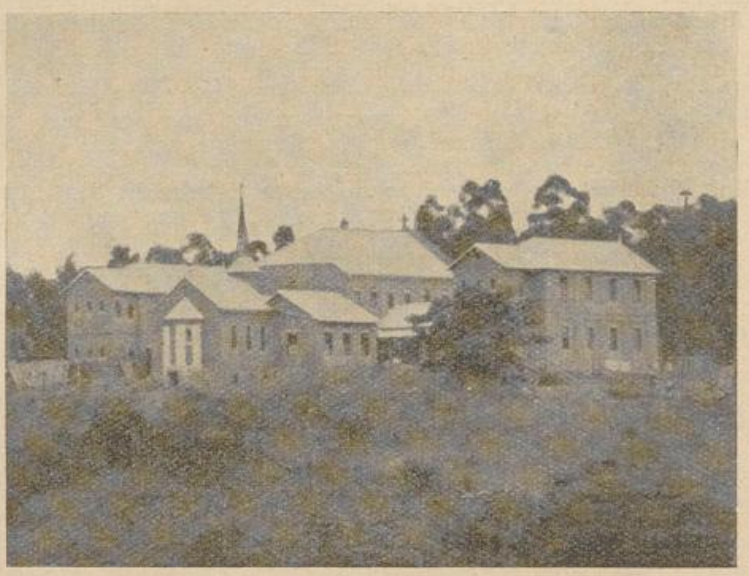
P. Raphael Böhmer, R. M. M.

Krankenfürsorge in der Mariannhiller Mission

Die ersten Anfänge der Krankenfürsorge in Mariannhill gehen zurück ins Jahr 1917, indem man drei Lehmhäuschen auf einen schon freigelegenen Hügel baute, eine für das Plegepersonal nebst Apotheke, Küche usw. eines für die männlichen und eines für die weiblichen Kranken. Diese aber wurden, wie alle Lehmbauten in Mariannhill, bald von den Ameisen (Termiten) zerfressen, welche bis ins Dach kamen und das ganze Deckgras nebst der Dachsparren zerfraßen, so daß es bald lebensgefährlich wurde, darin zu wohnen. Man überlegte lange und konnte sich zu Nichts entschließen, bis ein vom Dach auf einen Kranken gefallener Sparren an den Ernst der Sache erinnerte. Zum Glücke wurde gerade eine Wohnung leer und so zog man eiligst in dieselbe ein, obschon sie sich nicht für Hospitalzwecke eignete. Auf die Dauer da zu bleiben, war daher nicht möglich. So entschloß man sich denn zum Bau eines Hauses, welches für eine voraussichtlich lange Reihe von Jahren den Bedürfnissen genügen sollte. Bis diese Zeilen Sie, lieber Leser erreichen, wird es so ziemlich fertig sein; bezogen wurde es der dringenden Not wegen schon Ende 1927 obschon nur ein Teil in Eile fertig gestellt werden konnte. Das äußere Haus steht also gebrauchsfertig da, und eine ganze Anzahl Eingeborener hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von da aus schon die Reise zum Himmel angetreten, denn bei der Tuberkulose an der die Eingeborenen infolge der schlechten Wohnungen und Unkenntnis der Ansteckungsgefahr viel leiden, kann auch der Arzt nicht mehr viel helfen, zumal diese Kranken meist erst im fortgeschrittenen Stadium gebracht werden. Operationen der verschiedensten Art hat unser Missionsarzt Dr. Mc. Murtrie, bereits vorgenommen. Selbst weißes Missionspersonal wird dort operiert und besonders Missionsschwestern, auch anderer Kongregationen ziehen die Behandlung und eventuelle Operation im Missionshospital dem Krankenhaus der großen Stadt vor.



Rückansicht des Eingeborenen-Hospitals in Mariannhill

Damit aber das Hospital allen Ansprüchen genügen könne, fehlt noch vieles an der inneren Einrichtung. Es fehlt an Betten, Möbeln, am regelrechten Operationstisch und vielen anderen Sachen. Die St. Peter-Claver Sodalität hat uns mit ihren Almosen und Sendungen schon viel aus der Not geholfen, aber immerhin fehlt noch viel. Bis heute ist noch kein Patient im Hospital ohne die hl. Taufe gestorben und es wird überhaupt dort sehr viel auch für die Seelen der Kranken getan. Von den leiblichen Bedürfnissen der Kranken will ich weiter nicht reden, es genüge, wenn ich sage, sie nennen vielfach die Lumpen die sie am Leibe haben, wenn man sie bringt, ihre ganze Habe. Eine Entschädigung oder Bezahlung können die wenigsten leisten. Somit gehen die Bedürfnisse in einem solchen Hause nie aus. Daher mein Appell an die Leser des Vergißmeinnicht, uns zu helfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In unserem Missionsgebiet Süd-Rhodesia hatte die amerikanische Mission ein Missionsspital mit Missionsarzt in Mtoko, und dort wurden auch die Aussätzigen des Distriktes verpflegt. Im Jahre 1926 verließ der protestantische Missionsarzt seinen Posten und seitdem waren die dortigen Kranken sich selbst überlassen. Wie leicht erklärlich, war das der Regierung nicht recht, und kaum war der Mariannhiller Missionsarzt für Rhodesia angekommen, trug man ihm diese Stelle an. Nach Rücksprache mit der kirchlichen Obrigkeit nahm er sie an, und wirkt so als Missionsarzt zugleich auch für die armen Aussätzigen, welche er von der Missionsstation aus wöchentlich mehrmals besucht. Wenn ich nun oben sagte, daß hier in Mariannhill nahe der Küste die Eingeborenen einfach alles von der Hospitalleitung bekommen müssen, so ist das in Rhodesia noch viel mehr der Fall, denn der dortige Menschenschlag kann nicht mit den Zulus verglichen werden. Der Umstand allein, daß das Land so dünn bevölkert ist, zeigt auf eine langsame Vermehrung, und diese wiederum läßt auf manches andere schließen — große Kindersterblichkeit und schlechte Wohnungsverhältnisse. Die früheren Raubkriege der Matabele, welche einfach alle Männer töteten und Frauen und Kinder mitführten, will ich nur nebenbei erwähnen. Kurz und gut, es gilt, dort erst gesunde Verhältnisse schaffen, denn es liegt auf der Hand, daß mit einem siechen Volke nicht viel anzufangen ist. Deshalb bitte ich auch für die dortige Krankenfürsorge um Hilfe. Der liebe Gott wird es sicher lohnen.

Notizen eines katholischen Missionsarztes

V.

Patienten in und außer dem Hause kamen in letzter Zeit mehr denn je. Auch die Reisen mehrten sich durch den Besuch der Zweigstationen der Mission. Einmal legte ich mit meinem festen Chevrolet-Auto in vier aufeinanderfolgenden Tagen 474 Meilen zurück.

Kürzlich kamen zwei neue katholische Missionsärzte in Südafrika an. Beide entstammen dem Missionsärztlichen Institut von Msgr. Becker in Würzburg. Die eine, Dr. Anna Heukamp, arbeitet wacker unter schwierigen Verhältnissen in dem Eingeborenenviertel von Alival North in Verbindung mit den Vätern vom hlst. Herzen und den Schwestern vom Hl. Kreuz. Der andere, Dr. Johannes Pattis, soll bei den Mariannhiller Missionaren in Triashill, Rhodesia, wirken. Augenblicklich besucht er seine Kollegen in Natal und flößt uns allen neuen Mut ein durch seine frohe Begeisterung für die Arbeit, die seiner wartet.

Wir haben unsere Armenapotheke für auswärtige Patienten Christus dem König geweiht. Die fünf Räume des Hauses, die schöne kleine Statue des Christkönigs und all die Medizinen in den Fächern wurden einzeln feierlich gesegnet mit den betreffenden schönen Gebeten des Rituale. Eben feierten wir das Patronatsfest unserer Armenapotheke. Die kleine Statue war ganz von Blumen umgeben. Acht kleine Patienten vom St. Vinzenz-Waisenhaus hielten in ihren schwarzen Patschhändchen einen Strauß wilder Blumen „für Jesus". Sie hatten sie auf dem Wege vom Waisenhaus zur Apotheke gepflückt. Der gute Krankenbruder vom Kloster brachte noch eine Vase schöner Gartenblumen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unter unseren Patienten sind neben den Schwarzen auch immer einige Indier. Aber einen von diesen zu überreden im Hospital zu bleiben, ist gewöhnlich ganz unmöglich, mag sein Zustand noch so ernst sein. Vielleicht wird diese Schwierigkeit in unserem neuen Hospital beseitigt, wo die Räumlichkeiten eine getrennte Behandlung von Indiern und Eingeborenen erlauben.

Kürzlich trug ich aber doch in einem ganz interessanten Fall den Sieg davon. Ein schwerkranker indischer Knabe, 16 Jahre alt, wurde zu unserer Armenapotheke gebracht. Augenscheinlich hatte er eine akute Blinddarmentzündung gehabt, die nicht behandelt worden war. So hatte sich ein großeres inneres Geschwür gebildet. Meine Zumutung, er solle sich in unserem Spital einer Operation unterziehen, wurde sofort ganz entschieden zurückgewiesen. Dann bat ich um die Erlaubnis eine Nadel in die Geschwulst stechen zu dürfen, um mich zu versichern, daß es wirklich ein großes Geschwür sei. „Vorausgesetzt, daß er nachher heimgehen kann, darfst du das tun", sagte der Vater. So zog ich bald eine Spritze voll übelriechenden Eiters heraus und bat wieder um die Erlaubnis operieren zu dürfen. „Wenn der Bub nachher im Hospital bleiben muß, dann nicht!" Da erbat und erhielt ich die Erlaubnis, wenigstens einen kleinen Einschnitt machen zu dürfen um den Eiter heraus zu lassen mit dem Versprechen, daß der Patient nachher heimgehen könne, falls sie darauf bestünden. Das hielt ich für weniger gefährlich als ihn jetzt heimgehen zu lassen. Das Geschwür hätte ja auf dem Wege aufbrechen können. Ich gab ihm einwenig Chloroform und öffnete den Aszeß durch einen kleinen Einschnitt. In diesem Augenblick erhob sich glücklicherweise ein kalter Wind. Vor dem hatten die Eltern und Freunde des Knaben weit mehr Respekt als vor all meinen medizinischen Ausführungen. Sie entschieden, daß sie in Anbetracht des kalten Windes den Knaben mit seinem Vater für nur zwei Nächte im Hospital zurücklassen müßten. Als die zwei Nächte vorüber waren, bewahrten wir alle ein diskretes Schweigen, redeten garnicht von einem Heimgehen, und so machte auch niemand den Versuch, ihn wegzuholen. Ungefähr drei Wochen blieb er bei uns. Während dieser Zeit heilte sein Unterleibsleiden gut aus, trotzdem die Operation so unzulänglich war. Doch hatte er immer noch etwas Fieber, das augenscheinlich andere Ursachen haben mußte. Gern hätte ich ihn noch länger dabehalten, um ihn ganz kurieren, aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Als er fort war, fragte ich mich oft im Stillen ob er wirklich ganz gesund und kräftig geworden sei. Meine Zweifel wurden bald zerstreut, als der Knabe mit seinem Vater uns einen Höflichkeitsbesuch machte, nur um uns zu zeigen, wie gesund und verhältnismäßig dick er geworden sei. Mit seiner sonderbar krächzenden Stimme suchte der Knabe ein englisches „Danke schön" herauszubringen und sein Gesicht strahlte dabei vor lauter Freude.

Dr. K. Mc. Murtrie, Mariannhill

Der Europäismus im Missionsbetrieb von Mariannhill

Südafrika hat zwei Schmerzenskinder: Trockenheit, die sporadisch auftritt und die Eingeborenen-Frage, die als konstanter Faktor sich überall hineinmultipliziert. Gegen die Trockenheit möchte die Ausführung des Schwarz'schen Projektes über die Bewässerung der Kalahariwüste etwa arbeiten, und für die Lösung der Eingeborenen-Frage käme etwas guter Wille in Anbetracht.

Weil die Christianisierung der Eingeborenen innig mit der politisch-sozialen Eingeborenen-Frage zusammenhängt, so ist der Missionar gewissermaßen verpflichtet die Auswirkung der Eingeborenengesetze zu kennen, besser vorauszuerkennen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit Staunen sehen die Weißen, obschon sie die Herren des Landes sind, den größten Teil des Bodens in Besitz haben, Goldbergwerke betreiben und Diamantfelder ausbeuten, daß dies alles nicht reicht, wie ein Teil ihrer Leute augenscheinlich verarmen. Man zählt heute 120 000 — 160 000 verarmte Weiße; es sind meistens Buren.

Merkwürdigerweise kennen die Europäer die Ursache dieses Niederganges nicht. P. Franz war kaum drei, vier Jahre in Südafrika, als er das Übel in seinen leisesten Anfängen erkannte und auch praktisch Abwehrmittel gebrauchte. Leider drangen seine Ideen nicht durch.

Nun meint eine Gruppe von Weißen, an dieser ihrseitiger Abwärtsbewegung trage der Aufstieg der Eingeborenen die Schuld und da müsse ein Riegel vorgeschoben werden und so kommen heuer 1928 wieder vier neue Eingeborenengesetze im Parlament in Kapstadt zur Beratung.

Natürlich geht solchen Gesetzentwürfen immer auch in den Zeitungen ein Gedankenaustausch voraus und man sieht, wie an dieser Stelle in Südafrika sich wirklich die Geister scheiden. (In Parenthese sei bemerkt, die in Südafrika geborenen Weißen zeigen selten jene Geistesreife, die den Alteuropäer charakterisiert, vielleicht ist's ein Vorzug, wenigstens zum Aufbauen.)

Auch in europäischen Missionszirkeln scheiden sich die Geister bezüglich der Methode. Um hier klarer zu sehen, wollen wir doch einmal die geschichtliche Entwicklung der großzügigen Missionsmethode der Europäisierung in Augenschein nehmen. Die Machtlosigkeit der Einzelnen gegenüber dieser völkerpsychologischen Erscheinung wird so begreiflich werden.

Das neue in die Höhe strebende Südafrika beginnt mit dem Jahre 1820. 1806 hatte England die Kolonie am Kap der guten Hoffnung besetzt, auf dem Wiener Kongreß 1814 dauernd erhalten und in England tauchte damals die Idee, um Arbeitslosigkeit zu steuern, auf, arme Engländer nach Südafrika zu senden. 1820 wurde dieser Plan ausgeführt und so stiegen in der Algoabay etwa 5 000 Engländer als Kolonisten an's Land. Diese Leute aus der ärmsten Schicht Englands bildeten den Sauerteig für den Progreß des letzten Jahrhunderts. Das Unternehmen, so wie es geplant war, schlug gänzlich fehl. Die Leute gerieten nach dem dritten Jahre ihrer Ankunft in bittere Not; schließlich retteten sie sich durch den Handel mit den Xosa. Man hielt Wochenmärkte, vertauschte Elfenbein und Häute mit Europäer-Ware; an der Algoabay wuchs eine Stadt empor „Port Elizabeth", so benannt zu Ehren der verstorbenen Gemahlin des damaligen Gouverneurs.

Von diesem Port Elizabeth ging die Europäisierung der Bantu aus. 1820 war nichts weiter dort als Sand, und hier haben die Europäer mit den Xosa eine Stadt aufgebaut. Auf einem kleinen Platz entstand eine dichte Bevölkerung. Wie die Bevölkerung sich verdichtet, kann Ar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beitsteilung durchgeführt werden, und damit ist die Grundlage für europäische Hochkultur geschaffen. Die Bantu, welche sich dauernd in der Stadt niederließen, wurden zu Europäern umgeformt, ihr Europäertum ist aber nicht aufgeklebt, sondern sitzt so organisch, wurzelhaft wie das, der hier geborenen Weißen. Nun besteht für die Eingeborenen zwischen Stadt und Land ein Verkehr wie Ebbe und Flut und so wirkt die Europäisierung stetig; bis heute hat ein Sechstel der Bantubevölkerung das Europäertum angenommen. Soweit ist alles gut; nun finden aber die Weißen, daß es für sie besser wäre, der Fortschritt der Bantu höre gerade dort auf, wo ein etwas höherer Lohn bezahlt werden müsse und teilt die Arbeit in „skillful" (geschicktere, gelernte) und unskilled" (ungelernte) Arbeiten. Die Erstere sei für die Weißen; die letztere für die Eingeborenen. Die Eingeborenen, die heute die Bibel kennen, wenden immer und immer wieder die Stelle auf sich an, wo die Gabaoniten als „Holzhauer und Wasserträger" weiterbestehen konnten.

In den Hafenstädten Südafrikas ist ein Völkergemisch aus Asiaten von Bombay, Madras, Kalkutta, aus Chinesen, Malayen, aus Europäern von Griechenland bis Norwegen, welche letztere meistens die Fischerei an der Küste in Führung haben; doch der Bantu lehnt alle und alles ab bis auf die englische Hochkultur, die er will.

Man dürfte leicht erkennen, wie mit solchen Zuständen der Missionar wohl rechnen muß, aber diese nicht ändern kann. Die Missionstätigkeit zerlegt sich somit in zwei Teile. Der eine Teil ist die Christianisierung der Heiden, die in ihren Landbezirken wohnen, worüber in diesem Blatte immer eingehend berichtet wird, doch der andere Teil ist die Leitung der jungen Christen über die Schwierigkeiten und Hemmungen, welche die Neuzeit bietet.

An den Hemmungen der Neuzeit können aber die Erfolge, die auf dem Lande errungen wurden, wieder verloren gehen. Um eine zweckdienliche Führung herzustellen, müssen eben auch neuzeitliche Mittel angewandt werden, um dieses zu ermöglichen ist eben diese neue Zeit einem eingehenderen Studium zu unterwerfen; vor allem ist die Geschichte dieses letzten Jahrhunderts, soweit es den geistigen Horizont der Bantu beeinflußt hat, besser zu kennen.

Auch der Missionar muß sich die Frage vorlegen: Wem wird Südafrika zugehören, wer mag gewinnen, das Christentum, hier der Katholizismus gemeint, oder ein Neuheidentum?

Um den Einfluß des Europäismus auf die Bantu beurteilen zu können, gibt man, wie schon gesagt, am besten seine Geschichte; Geschichte erklärt gewöhnlich recht gut. — Auch die Buren waren anfänglich Europäer und haben ebenfalls einen Europäismus verbreitet, dieser hatte nicht das Blendende des Englischen und die Bantu haben nie die Hände nach ihm ausgestreckt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Europäismus, der von der Algoabay ausstrahlte war anfänglich ein mildes Licht. Jene Engländer, selbst mit den Zeichen der Armut gestempelt, haben in jenen Tagen keinerlei Herrschaft über die Bantu ausgeübt, sondern mußten in der Rolle des Tauschhändlers auftreten.

Weiter war bei diesen Kolonisten ein junger wesleyanischer Reverend, der jedenfalls sein Christentum sehr ideal auffaßte, unter die noch ganz selbstständigen Bantustämme ging und innerhalb von zehn Jahren ein geographisch weit ausgreifendes System von Missionsschulen gründete. Damals war dieser Europäismus eine junge noch genießbare Pflanze und die Eingeborenen vertrauten auf ihn.

Diese Missionsschulen brachten neue, große Ideen, wenn auch in protestantischer Form; in der Nacht der afrikanischen Unwissenheit waren sie noch hell genug. Dann lehrten sie die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens und vor allem erhielten die Eingeborenen durch den Erwerb der englischen Sprache ein Seil, an welchem sie sich tatsächlich emporzogen. Heute ist die allgemeine Kenntnis des Englischen der klebende Kitt, der die Bantu als Masse einigt; wie wir später sehen werden, wäre manches, das derzeit geschieht, ohne die Kenntnis des Englischen nicht möglich. So verlief das Leben rund um Port Elizabeth, East London für eine halbe Generation sehr gemütlich; als aber diese Kolonisten zu Reichtum, der in Vieh bestand, kamen, so reizte das Vieh die benachbarten Häuptlinge, die ihre jungen Leute nachts ausschickten, das Vieh zu stehlen. Die Weißen holten das Vieh auch mit Gewalt — man hieß es Krieg — und nach Friedensschluß hatten aber die Eingeborenen wieder ein Stück Land verloren. Da aber noch viel Land da war, so ward der Verlust nicht allzusehr empfunden; Mission und Handel gingen ruhig weiter. Sehr beruhigend wirkte die geniale Politik von Sir Georg Grey (1856), der die Herrschaft der Engländer in Südafrika befestigte. Er machte die Häuptlinge zu Beamten mit Gehalt und kam den Eingeborenen weitherzig entgegen. Die Bantu fürchteten die Buren und diese Furcht trieb sie an, sich unter englische Schutzherrschaft zu stellen; die Eingeborenen in der Kapkolonie erhielten unter leichten Bedingungen Wahlrecht und wurden vielfach mit den Weißen gleichartig behandelt. Das ging so bis zum Jahre 1910.

In diesem Jahre wurden — nachdem die Burenstaaten am Orange und ins Transvaal den Krieg mit England 1900 verloren hatten — diese Staaten mit der Kapkolonie und Natal zur Südafrikanischen Union vereinigt. Im gesetzgebenden Parlament zeigte sich bald die numerische Überlegenheit der Buren und 1913 war schon das erste Eingeborenengesetz, der „Landakt" da.

Die Buren haben schon lange den Zusammenhang mit Holland verloren und die Idee eines wirtschaftlich selbständigen Südafrikas liegt gleichsam in der Luft. Bis hierher hatte eigentlich niemand einen Widerspruch. Daß den Weißen die Oberherrschaft zukomme, halten diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für selbstredend, nicht aber die Bantu; die lehnen den billigen Arbeiter, den sie machen sollen, den „Holzspalter und Wasserträger" entschieden ab und verlangen Gleichberechtigung und haben sich nach 1910 ebenfalls politisch organisiert. Gerade heute bringt die Zeitung Nachricht von zwei solchen Körperschaften, die ihre Tagungen hielten; die eine tagte in East London, die andere in Bloemfontein. Beide faßten ihre Beschlüsse in modern korrekt juristischer Form, um sie an die Behörden gelangen zu lassen. Die junge Intelligenz der Bantu hat sich die parlamentarische Form zu eigen gemacht und bewegt sich da auffallend sicher und korrekt; die neue Waffe des gesetzlichen Weges versteht man zu gebrauchen und zwar mit Ausdauer.

Die angedeutete Situation hat der Missionar wohl zu beachten, um auf diesbezügliche Fragen sich gefaßt zu machen.

Wie man sieht, ist der Europäismus, in irgend einer Form, auf dem Gebiete der Mission die treibende Kraft. Ist der Europäismus eine so allgemeine Tätigkeit — oft erkennen die funktionierenden Leute ihr Tun gar nicht — so gibt es sicherlich auch Abstufungen, Arten in Ziel und Zweck und ebenso sicher steht hinter jedem einzeln Geschehnis, hinter jedem einzelnen Akt der Europäisierung irgend ein Wille — vornehmlich der Wille zur Macht.

Sieht man weiter über den Erdball hin, so zeigt der Europäismus sich als kosmopolitische Größe, eine Macht, die jedermann bearbeitet, beansprucht; hier drückt einer den anderen. Ein Beispiel wird das dartun.

In England heißt ein Metallgefäß, besonders eines von Eisen, „Pot". Diesen Namen kann man auch in der Südsee (Marschallinseln) finden: „ain-pot", eiserner Topf (der englische Einfluß zeigt sich auch in „poteto" — Kartoffel) In Zulu trifft es ebenfalls auf: „i bod=we", (eiserner Topf); hier mußten auch Zusätze gemacht werden, damit das Wort sich grammatikalisch weiter verarbeiten läßt, auch mußte es sich eine kleine lautliche Änderung gefallen lassen, der explosive Charakter des Luftaustrittes wurde geändert, man sprach das Wort verlangsamt, damit es nicht mit „i=Potwe", Name eines Vogels, gleichlautend wurde.

Der Grund, warum sich dieser Topf so erfolgreich überall einführt, ist folgender. Er ist ein guter Handelsartikel, weil er einem tiefgefühlten Bedürfnis einfachst abhilft. Er ist aus Eisen gegossen und hat drei Füße, so daß er leicht standsicher bequem irgendwo im Freien zum Kochen gebraucht werden kann.

In Afrika wird er viel verwendet. Als vor dreißig Jahren, wo es noch nicht so viele Eisenbahnen gab und der Verkehr mit Ochsenwagen vor sich ging, die Ochsen aber im Winter fast kein Futter fanden, und für einige Monate der Frachttransport aufhörte, da mußten die entlegenen Stationen für diese Monate sich verproviantieren. Man sah

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

damals viele Frachtwagen vor dem Magazin zu Mariannhill ihren Wintervorrat nehmen. Ein großer Wagen mit sechzig Zentnern befrachtet und als letzte Last kamen immer diese eisernen Töpfe, die Füße in die Höhe gerichtet; achtzehn Ochsen mit ihren Hörnern, voran ein Bub mit dem Leitseil, ein Fuhrmann mit einem drei Meter langen Peitschenstiel, das alles formte ein geschlossenes Bild, und welch ein Leben, wenn sich das Ganze bewegte.

Nun ein solches Fuhrwerk hat sicherlich seinen Beitrag zur Europäisierung geliefert und unter den Bantu die Idee des Handels, kräftigst eingeführt, auch auf die rascher arbeitende Eisenbahn vorbereitet, so daß gerade heute Eingeborene starke Benutzer der Eisenbahn sind. Die Eisenbahn erzieht aber auch, sie lehrt den Zeitbegriff ungemein verschärft.

Ähnlich wie der gußeiserne Topf wirken alle Handelsartikel, auch wenn sie gar keinem notwendigen Bedürfnis abhelfen. So wirken die Mundharmonika, die Ziehharmonika, die Zither, die Blechtrompete. Man sagt, die Wilden verstehen sich auf Musik. Dem ist keineswegs so. Es sind nur die für die Musik talentierten Leute, welche sich die Kosten für ein Musikinstrument auferlegen; die Übrigen haben kein Geld für ein Instrument. Doch gerade, weil diese Instrumente sich direkt an die Talentierung wenden, so wirken sie kulturumbildend; denn von der Betätigung der Talente hängt der Kulturaufstieg ab. So gering diese Wirkung praktisch sich fühlbar machen kann, so ist sie doch da, und erleichtert das Zustandekommen anderer Fortschritte.

Wir haben gesehen, wie der Europäismus eine Energie ist, die sich unbekümmert um den Missionar auswirkt; gewiß ist das Thema noch nicht erschöpft, im Gegenteil, es sollte auf seine verschiedenen Arten und Formen eingegangen werden. Um dem Europäismus besser beizukommen, auch damit sich die Geister leichter scheiden können, sollten ihm erklärende Zusätze beigegeben werden — ein erklärendes Beiwort, sollte vorgestellt oder ein auf die Sache bezüglicher Satz, ein Relativsatz sollte angehängt werden; man würde weniger aneinander vorbeireden.

Es liegt dem Missionsalmosen die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer an ihren Verdiensten zu machen.

Leo XIII.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Eisenbahnstation Mariannhill

Von Bruder Leonhard Weber, R. M. M.

In den achtziger Jahren wurde die erste Bahnverbindung zwischen Durban und dem Hinterland gebaut und weil das nötige Kleingeld zu kostspieligen Bahnbauten noch fehlte, wählte man die billigste Route und folgte den Höhenzügen, wo es weniger Einschnitte gab. Infolgedessen mußte man erst steigen, dann wieder senken und das in starken Gefällen, wo die Steigung manchmal bis auf 1 : 33 ging. Daß da von großen und schweren Zügen keine Rede sein konnte, lag auf der Hand, man versuchte es mit den schwersten Lokomotiven, die man erhalten konnte, sah aber bald ein, daß man so den starken Güterverkehr nicht werde bewältigen können. Erst stellte man sich die Frage, ob man die Linie nicht doppelgleisig anlegen solle, entschloß sich aber zuletzt, zu dem einzig richtigen aber auch teuersten Wege, eine neue Linie zu bauen, die in beständiger aber sanfter Steigung von 1 : 45 die Höhendifferenz überwinden sollte. Es gab da viel Erdarbeit, sind doch zwischenDurban und Maritzburg allein 11 Tunnels.

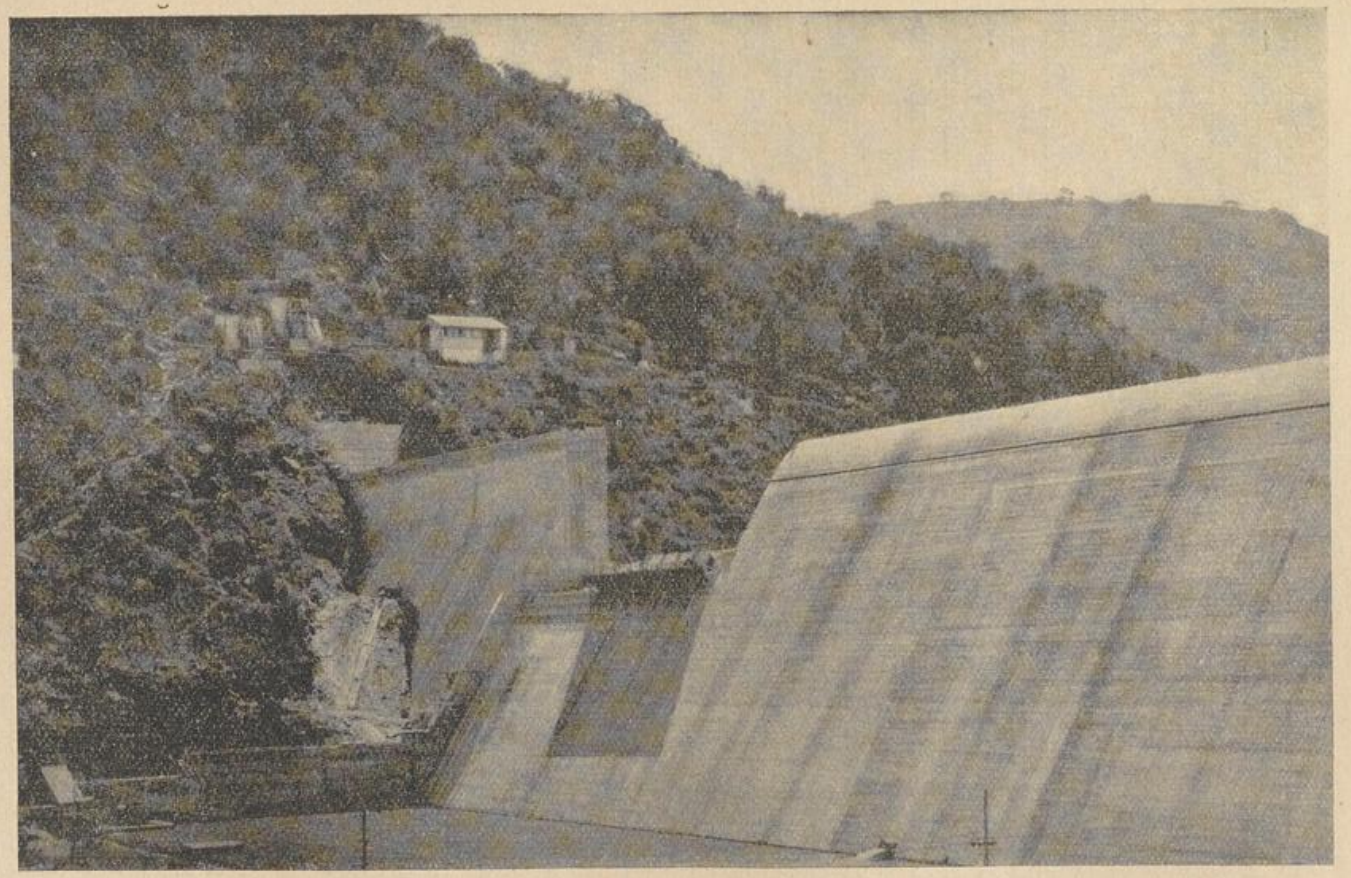
Diese Linie ist seit 1919 im Betrieb und führt durch die Mariannhiller Farm. Da kann man denn jetzt täglich eine große Anzahl schwer beladener Kohlenzüge sehen. „Mariannhill" ist eine Station an dieser Linie benannt, welcher Umstand aber schon manchen irre geführt hat, weil Mariannhill selbst von Pinetown-Station viel bequemer erreicht werden kann. Auf dieser Linie laufen auch die schweren Lokomotiven, welche in Deutschland für die südafrikanische Union gebaut worden sind.

Nahe an dieser Linie liegt auch der große Staudamm, welchen die Stadt Durban um vieles Geld errichten ließ, um das nötige Trinkwasser zu bekommen. Es sind von da ungefähr 50 Kilometer nach Durban, und es soll die Anlage etwa 20 Millionen Mark gekostet haben. Man rechnet aber schon damit, daß, wenn Durban in dem Maße wie die letzten Jahre wächst, man einen anderen Fluß, den Umgeni auch noch wird aufdämmen müssen. Von dem Einlaufpunkt des Flusses in den Damm, hat man ein eigenes Bett für den Fluß seitwärts gegraben, durch welchen bei schweren Güssen, das Wasser geleitet wird, damit es den Damm nicht mit Schlamm und Sand füllen kann.

Bald nach Eröffnung der Linie fuhren an einem Ferientag unsere Schulkinder auf der neuen Linie zu diesem Wasserstauwerk hin, damit sie etwas durch den Anschauungsunterricht lernten. Dieselben waren aber noch nie durch einen Tunnel gefahren. Als der Zug nun in den Tunnel einfuhr, stießen die Kinder alle auf einmal ein Schreckensschrei aus, sie sahen nichts mehr und meinten, nun fahren sie ins Verderben. Als aber der Zug am andern Ende wieder herauskam und wieder Licht wurde, sahen die Lehrer, daß die Kinder sich vor Schrecken auf den Boden des Waggons geworfen hatten. Neulich passierte auch in einem der Tunnels ein Unglück mit einer der neuen Maschinen. Bei der Einfahrt in den Tunnel hatte der Maschinist den Dampf abgesperrt, aber im Tunnel, man weiß nicht wie, öffnete sich vor dem Maschinisten und Heizer ein Ventil, wodurch die beiden Männer verbrüht wurden.

(Anmerk. d. R.: Mariannhill hat auch eine eigene Poststation.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eine Talsperre in Südafrika: der noch nicht vollendete Staudamm, der das 50 Kilometer entfernte Durban mit Wasser versieht. (Mariannhill)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorurteile der Eingeborenen

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Die Eingeborenen gehen nicht gerne in die Hospitäler der Weißen. Diese sind meistens in den Städten, wo Arzt, Apotheker und geschultes Personal ist. Neun von zehn ziehen es vor, außerhalb derselben ihre Krankheit zu kurieren.

Der heidnische Eingeborene hat dafür viele Gründe. Sein Argwohn und sein Aberglaube hält die Medizinen der Weißen für verzaubert oder gar für Gift.

Er zieht es vor, kuriert zu werden von seinen eingeborenen Doktoren. Diese gebrauchen Heilkräuter, Fett von gewissen Tieren, Baumrinde, Abführ- und Brechmittel, machen Einschnitte in die Haut usw. Er sagt, diese Medizinen haben schon seine Vorfahren gekannt und angewendet bei allen möglichen Krankheiten. Also müssen dieselben auch für ihn hinreichend sein.

Wandernde eingeborene Medizinmänner oder Heilkünstler bekräftigen noch diese Ansichten und den Aberglauben ihrer Mitmenschen und machen Geld von wertlosen Kuren, indem sie von Kraal zu Kraal gehen.

Manche Eingeborene sind der Meinung, daß, wenn sie in ein Hospital der Weißen gehen, sie dem sicheren Tode geweiht sind. Städtebewohner, welche Eingeborene als Arbeiter oder Diener beschäftigen, haben ihre liebe Not sie zu überreden, bei Krankheit in ein Spital zu gehen. In den meisten Fällen werden die Eltern oder Verwandten auf eine überraschend schnelle Weise benachrichtigt, welche dann kommen und den Kranken nach Hause nehmen in seinen Kraal.

Ein gebildeter Eingeborener sagte mir selbst einmal, daß manche seiner Landsleute es als ein großes Unglück ansehen, wenn einer von ihnen in einem europäischen Hospital stirbt. Sie sind der Meinung, daß nach dem Tode die Leiche seciert wird und innere Teile entfernt werden.

Noch etwas macht die europäischen Spitäler bei den Eingeborenen unbeliebt, sie lieben ein solides, festes Essen und können sich sehr schwer an die Diät gewöhnen wie Milch, leichte Suppen usw.

Nächstes Jahr wird eine, von der Regierung eingesetzte Kommission in Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal, eine Sitzung haben, um über die Spitalfrage zu beraten. Material liegt vieles vor, welches zum Teil sehr interessant ist. Die Frage über Behandlung, Pflege, Diät und Abwechselung in der Krankenkost bietet viel Stoff zum Beraten.

Vor allem ist bei der Erörterung der Frage über die Abneigung der Eingeborenen gegen die europäischen Spitäler und ihre Behandlung daselbst zu bedenken, daß Aberglaube eine große Rolle spielt.

Der Eingeborene ist konservativ. Wie zähe er am Alten festhält, davon könnten unsere P. Missionare und auch unsere Missionsärzte, wie z. B. Dr. med Kohler, vieles und Interessantes erzählen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Von Joseph Spillmann S. J. Nachdruck verboten *)

I. Eine tiefe Kluft

Der letzte Mai des Jahres 1529 war ein so wunderlieblicher Frühlingstag, wie nur einer jemals über Stadt und Amt Zug aufgegangen ist. Der klare Himmel spiegelte sich wider in der blauen Fläche des Sees; die Buchenwälder am östlichen Ufer waren dicht belaubt und von fröhlichem Vogelsange belebt; die schönen Matten mit ihrem frischen Grün, welche nahe dem Städtchen die sanften Abhänge des Zugerberges bedecken, sahen einer baldigen Heuernte entgegen, und von den Weiden her tönte das Glockengeläute der Herden und das Jodeln der Hirten. Malerisch hob sich das liebliche Seebild von dem wundervollen Hintergrunde ab, der dasselbe begrenzt. Da steht links der königliche Rigi, rechts im Westen der Pilatus mit seinen zackigen Gipfeln, und zwischen diesen beiden herrlichen Bergen hindurch genießt das Auge diese unbeschreiblich schöne Fernsicht auf die Gletscher des Berner Oberlandes, welche über die waldigen Höhen des Kiemen und die blauen Kämme von Unterwalden hinweg ihre mit ewigem Eis bedeckten Häupter hoch in die klaren Lüfte emportragen.

Zwei Reiter ritten auf dem Pfade, der damals an Stelle der jetzigen Straße längs des Seeufers von Arth nach Zug führte. Die Sonne stand schon hoch über den Bergen und sandte kräftige Strahlen ins Tal. So ließen die beiden ihre Rosse langsam fürbaß gehen, als sie den kühlen Schatten des Buchenwaldes unterhalb Walchwyl erreichten. Der eine von ihnen, ein stattlicher Mann, in reichen dunklen Samt gekleidet und einen wallenden Federbusch auf seinem Hute, schien wenig Anteil an dem blauen See und dem fröhlich grünenden Walde zu nehmen. Ernst, fast finster ritt er des Weges. Um so fröhlicher schien der schmucke Jüngling. Ein munteres Jägerliedchen summend, war er eine gute Strecke geritten, als er seiner frohen Laune die Zügel schießen ließ und eines der Spottlieder anstimmte, wie sie in jenen aufgeregten Tagen sowohl hüben als drüben gesungen wurden:

„Nichts sollen ihnen nützen
Die Papst- und Bischofsmützen:
Wir han den wahren Glauben,
Der ist besser als Bischofshauben."

Da warf der ältere Reiter sein Pferd herum und rief: „Junker Frei — wo denkt Ihr hin? Wollt Ihr Euern Hals zu Meister Hans tragen? Wahrlich, wenn Euch jemand hörte, Ihr könntet heute noch im Armensünderturme übernachten! Habt Ihr denn so bald vergessen, was wir gestern in Schwyz erlebt?"

„Beim Himmel, Herr Edlibach! Ich muß Euch für die Mahnung danken", sagte der Junker, unwillkürlich mit der Hand zum Halse fahrend. „Ja, diese Papisten lassen nicht mit sich spassen; das haben wir an dem armen Prädikanten Kaiser gesehen, den nicht einmal die Fürsprache Zürichs vor dem Holzstoße schützen konnte. Nun, wenn Zwingli nicht gelogen hat, muß er jetzt im Himmel sein; aber tauschen möcht' ich doch nicht mit ihm."

„Wir werden in einem halben Stündchen in Zug sein", fuhr der Herr fort, dem der Junker den Namen Edlibach gegeben hatte. „Da wäre es mir lieb, wenn Ihr Euch etwas unter das Volk mischtet und die Stimmung des gemeinen Mannes erforschtet, während ich bei Bannerherr Kolin vorspreche. Die Zuger sind ein gemütliches und gesprächiges Völkchen; wer mit ihnen freundlich ist, dem vertrauen sie leicht das Herz."

„Zu dem Kolin wollt Ihr? Man sagt, er sei einer der allerschlimmsten Papisten. — Doch richtig, Ihr habt ja gar seinen Sohn zu Zürich in Eurem Hause."

„Der Bannerherr Wolfgang Kolin ist ein sehr ehrenwerter Mann und wiegt viel bei den Katholischen. Ich habe ihn auf manchen Tagsatzungen getroffen und bei Marignano neben ihm gekämpft. Er zählte bisher zu meinen Freunden." Dann setzte Edlibach wie in Gedanken bei: „Ob das auch fernerhin so bleiben kann, wird sich ja heute zeigen."

Die scharf ausgeprägten Züge des Redenden hatten bei diesen Worten

*) Aus „Wolken und Sonnenschein", Herder, Freiburg im Breisgau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen herben Ausdruck angenommen. Er faßte die Zügel strammer, beide ritten in einem kurzen Trab voran. Bald bogen sie um den letzten Vorsprung des Berges, und das freundliche Städtchen mit seinen Türmen und Mauern lag vor ihnen.

„Ei der Tausend!" rief der Junker, „das Nest ist ja gar nicht so übel. Was ist denn das für eine stattliche gotische Kirche, deren schlanker Turm dort so hoch über die Stadtmauern hinwegschaut?"

„Das ist Sankt Oswald. Hans Felder — derselbe, der in Zürich die Wasserkirche baute — hat sie aufgeführt. Es ist aber nicht ihre Pfarrkirche; die heißt Sankt Michael und steht droben am Berge. Die Zuger wollten sie zwar auch innerhalb der Ringmauer bauen; aber da hätten die Engel jede Nacht die Steine auf den Berg getragen — sagen sie — Doch da sind wir ja."

Als Edlibach die letzten Worte sprach, dröhnte der Hufschlag der Pferde bereits auf der Zugbrücke, und jetzt ritten sie durch das Oberwyler Tor ein. Manches Fenster wurde geöffnet, als die stattlichen Reiter vorübertrabten.

Da hieß es: „Was ist denn das, Frau Nachbarin?"

„Weiß nit — wißt Ihr es nit, Kreszenz?"

„He, es werden Luzerner oder Züricher sein, den weißblauen Federbüschen nach. Wird sich gleich zeigen, wenn sie da drunten an der Kirche vorbeireiten. Da haben wir es — Zwinglische Ketzer sind's; hat keiner auch nur um eine Hand breit seinen Hut gerückt. Doch da biegen sie um die Ecke — muß doch die Magd, die Grete, auf den Platz hinunter schicken, damit wir erfahren, ob und bei wem sie absteigen."

„Jedenfals beim Bannerherrn Kolin; verlaßt Euch drauf, Frau Nachbarin; der hat noch am meisten Verbindung mit den Zürichern."

„Aber nicht in der Religion, das lass' ich ihm nicht nachsagen. Er ist ein frommer Herr; hat noch vorletzten Sonntag gar erbaulich seine Andacht gehalten."

„Je nun, was läßt er denn seinen Sohn die ganze Zeit in Zürich draußen? Wenn der nicht eines Tages als ein leidiger Ketzer heimkommt, so will ich Hansjörg heißen."

Solches uund ähnliches verhandelten die um das Wohl des Nächsten allzeit bekümmerten Frauen von Zug, bis die Glocke vom Zeitturme her die Mittagsstunde verkündete.

Die beiden Reiter waren inzwischen auf dem Platze unter der Linde angekommen und beim Gasthofe zum Ochsen abgestiegen. Der Junker blieb daselbst, Edlibach aber schritt sofort quer über den Platz der Wohnung Kolins zu — das stattliche Eckhaus mit seinen altertümlichen Formen ist heute noch eine Zierde des Städtchens. Wer gerade des Weges kam, blieb stehen und schaute verwundert der stolzen Gestalt des Züricher Ratsherrn nach, bis sie in der Türe des Kolinschen Hauses verschwand.

Man hatte den Fremden kommen sehen. Der Bannerherr eilte ihm auf der Treppe entgegen und bot dem Gast mit einem herzlichen „Willkomm" die Rechte. Kolin war ein Mann in seinen besten Jahren, voll Kraft und Entschiedenheit. Ein offenes Wesen und ernste Würde sprach aus den edeln männlichen Zügen und leuchtete in dem hellen, sichern Blicke. Das einfache Hauskleid aus dunkler Wolle, wie es der vornehme Bürger damals zu tragen pflegte, stach seltsam ab gegen den prächtigen Anzug des in Samt und Seide prunkenden Züricher Patriziers.

Der Bannerherr führte seinen Gast in die Stube.

„Ihr müßt entschuldigen, Edlibach, wenn die Bewirtung etwas langsam ist. Ihr wißt es wohl, seit die Lisbeth selig" — und er deutete auf ein mildes Frauenbild an der Wand — „droben bei Sankt Micheal ruht, führe ich ein Witwerleben. Doch, Gott sei Dank, mein Töchterchen, die Hedwig, ist noch da, und in ihr lebt mehr und mehr die selige Mutter wieder auf. Und was macht denn mein Bub, der Wolfgang?"

„Ist gesund und wohl und verspricht ein ganzer Schweizer zu werden", erwiderte der Züricher.

„Gut, gut! Jetzt nehmt Platz — gleich werde ich zurück sein", sagte Kolin, im Begriffe, die Stube zu verlassen.

„Wie ich es ihm nur sagen werde? — Aber, mußte ich nicht? Was man nicht ändern kann, soll man gewähren lassen." So sprach Edlibach zu sich selbst, indem er langsam die Stube auf und ab schritt. Dann fiel sein Blick auf ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches, mit frischen Maiblumen geschmückt, in einer Nische stand. Aber er wandte das Auge rasch weg, als hätte er etwas

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unangenehmes geschaut. So ließ er es durch die Stube schweifen, über die Wände, die mit dunklem Eichenholz getäfelt und mit Schnitzwerk geziert waren, und über die hohen, hellen Fenster, in denen schmucke Wappenschilder im Sonnenstrahle glühten. Schließlich blieb er vor einem blanken Helme und Brustharnische stehen, der an des Zimmers Rückwand hing.

So traf ihn der Bannerherr, als er mit Bechern und einer Kanne Wein zurückkam.

„Kennt Ihr ihn noch, Edlibach? Es ist derselbe, den ich bei Marignano trug, wo Ihr mir das Leben gerettet habt."

„Erinnere mich! Ihr hattet Euch zu kühn vorgewagt und waret wirklich arg im Gedränge. Mancher Zuger hatte an jenem blutigen Tage seine Rettung dem Züricher Gewalthaufen zu verdanken — das solltet ihr uns nicht vergessen."

„Wir sind zu jedem Dank bereit, den man getreuen, lieben Eidgenossen zumuten kann."

„In der Tat! Und wie steht es denn mit dem Bündnisse, das ihr und die Waldstätte mit König Ferdinand zu Feldkirch verabredet und zu Waldshut beschworen habt?"

„Herr Edlibach", sagte Kolin, sich mit Würde erhebend, „habt Ihr als alter Gastfreund hier vorgesprochen, oder als Bote des gestrengen Rates von Zürich?"

Als beides" — war die kurze Antwort.

„Ich bin nicht Ammann, wie Ihr wißt; Oswald Toß ist Ammann", sagte Kolin.

„Ich weiß es. Aber ich möchte lieber erst mit Euch, meinem alten Freunde, verhandeln; sind wir zwei einer Meinung, so können wir miteinander zu Toß gehen."

„Wie Ihr wollt. So will ich erst den Gastfreund bewirten und nachher den Gesandten vernehmen."

Jetzt öffnete sich die Türe, und eine Jungfrau voll Zucht und Milde trat ein. „Da kommt mein Töchterlein", rief Kolin.

„Komm, Hedwig, grüße unsern vielieben Hausfreund!"

Das Mädchen trat heran und reichte dem Gaste nach Landessitte die Hand. Dann breitete sie reines Linnen über den Eichentisch, setzte die blankgescheuerten Zinnteller zurecht und sagte: „Herr Edlibach, Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist heute Freitag, und den halten die Zuger noch."

„Ah, so; die Freiheit des lautern Evangelii ist euch eben noch nicht aufgegangen. Ihr habt den Zwingli noch nicht über das Wort predigen hören: „Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht."

„O das wissen wir auch!" erwiderte Hedwig. „Unser würdiger Pfarrer Weingärtner, ein Mitbürger von Euch aus Zürich, der aber, dem alten Glauben treu, hierher flüchtete, hat uns die Stelle ausgelegt. Nicht die Speise, sondern der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Kirche verunreinigt den Menschen, wie auch Adam und Eva nicht durch den Apfel, sondern allein durch den Ungehorsam dem Tode verfielen."

„Ei, Jungfer, Ihr seid des Kolin Tochter, das sehe ich", sagte der Züricher lachend. „Schade, daß Ihr bei dem Religionsgespräche auf dem Rathaussaale in Zürich nicht zugegen waret — ich glaube, Ihr hättet dem Magister Zwingli warm gemacht. Doch ein gut Stück gebratenen Fisches, etwa ein Zuger-Röteli, ist auch nicht zu verachten."

Hedwig antwortete nicht; sie schaute auf den Vater, als wollte sie sagen: „Hörst du es? Edlibach ist nicht mehr katholisch." Eine Magd trat ein und brachte die Speisen. Kolin erhob sich und betete laut den Tischsegen; seine Tochtet antwortete. Dann setzten sie sich zur einfachen Mahlzeit. Nachher räumte Hedwig den Tisch ab und entfernte sich.

Die beiden Männer saßen sich jetzt allein gegenüber. Der Bannerherr schaute Edlibach offen und frei ins Angesicht und sagte: „Herr Säckelmeister von Zürich, was bringt Ihr uns?"

„Eine Klage und eine Forderung", erwiderte dieser. „Die Klage lautet: Schwyz hat soeben trotz der Fürsprache Zürichs den Prediger Kaiser verbrannt."

„Der hohe Stand Zürich muß wissen, daß die Kantone in Ausübung der Rechtspflege unabhängig sind", antwortete Kolin. „Übrigens lautet das Urteil genau nach gemeinem Landrechte. Auf Ketzerei steht seit urdenklichen Zeiten der Feuertod. Kaiser hat, obwohl er dies wußte, auf Schwyzer Gebiet die neue Lehre gepredigt. Ich kann den Spruch nicht ungerecht nennen, obschon er hart scheinen mag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wir uns der Zudringlichkeit der Neuerer nur mehr mit Strenge erwehren können — und, Herr Säckelmeister, auch mit Strenge sind wir gewillt, unseren alten, katholischen Glauben zu verteidigen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„So schroff antwortet das kleine Zug dem mächtigen Zürich?" sagte fast spöttisch Edlibach. „Doch freilich — die Waldstätte stehen ja nicht allein; sie sollen, der alten Bünde vergessend, mit dem Erbfeinde der Schweiz, mit Österreich, sich verbunden haben; sie sollen dem Könige Ferdinand ihren tapfern Arm leihen wollen, um die ganze neue Lehre in der Schweiz und Deutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie steht es damit, Bannerherr?"

„Laßt uns ohne Leidenschaft reden", erwiderte Kolin. „Wer das Feuer der Zwietracht angezündet hat, brauche ich Euch nicht zu sagen. Es waren letzten Neujahrstag gerade zehn Jahre, seit der unselige Mann zum ersten Mal in Zürich predigte. Wie hat sich seither so manches geändert! Herr Edlibach, sagt nur selber, wie wird Euch, wenn Ihr in eure kahlen Kirchen tretet, die vormals so reich und herrlich geschmückt waren? Als ich voriges Jahr zu Zürich war, besuchte ich die Wasserkirche. Erbaut nach den gloreichen Siegen über Karl den Kühnen, war sie mir immer das Denkmal des Ruhmes und frommen Sinnes der Züricher. Die eroberten Banner schmückten sie; die heiligen Reliquien der Stadtpatrone Felix, Regula und Exuperantius wurden in kostbaren Schreinen aus edlem Metalle verehrt. Jetzt sind die Altäre abgebrochen, die Reliquien entfernt, die Glasmalereien zerstört, das Allerheiligste ist nicht mehr da, und nichts ist übrig geblieben als die nackten Mauern. Und wie jener Mann mit der steinernen Kirche verfuhr, so trat er auch zerstörend in den lebendigen Bau, den Christus auf den Felsen Petri gegründet hat. Das hochheilige Sakrament, die glorreiche Mutter Gottes, die lieben Heiligen — alles, was unsern Vätern hoch und teuer war, hat er mit frevelnder Hand hinausgestoßen. Aber nicht damit zufrieden, das alte, fromme Zürich verderbt zu haben, warf er die Brandfakel seiner neuen Lehre auch in die übrigen Kantone der Schweiz. Die Regierungen der größten und mächtigsten haben sich durch den Mammon der Kloster- und Kirchengüter, den er ihnen als Lockspeise vorlegte, schmählich verleiten lassen — Gott verzeihe es ihnen! Das Volk wurde betört, auch wohl, wie im Berner Oberland, mit roher Gewalt gezwungen. Nur die Waldstätte und Zug blieben noch treu. Und nun, was tut Zwingli? Da er sieht, daß seine Lehre nicht in Frieden angenommen wird, predigt er offen den Krieg gegen uns; Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen, die Vogteien, der Graue Bund stünden auf seiner Seite — so solle man den Bauern mit der Hellebarde das Evangelium predigen. Ist es nicht so, Edlibach? Sagt „nein", wenn Ihr könnt!"

„Und da seid ihr hingegangen und habt die alten Bünde verraten und euch dem Könige Ferdinand gegen uns verbrieft", warf der Züricher hin.

„Die Bünde verraten!" rief Kolin unwillig; „wer hat das getan? Ich denke doch wohl derjenige, der den alten Glauben verriet, welcher die Grundlage unserer Bünde bildet. Übrigens haben wir nur ein Schutzbündnis mit Ferdinand geschlossen; von Ausrottung des neuen Glaubens ist keine Rede."

„Also doch!" sagte Edlibach. „So wißt, daß Zürich die gemessenste Forderung stellen wird, den Brief sofort auszuliefern, und ich richte an Euch das Ansinnen, auf der Tagsatzung in Luzern alles aufzubieten, um die hartnäckigen Waldstätte zu seiner Herausgabe zu vermögen. Euer Ansehen ist groß; es handelt sich darum, einen Bürgerkrieg zu verhindern, der leicht die Freiheit der Schweiz zu Grabe tragen könnte."

„Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Kolin ernst. „Wenn aber solches geschähe, so müßte es der Mann verantworten, dessen Hand die Saat ausgestreut hat, welche uns nun blutig zu reifen beginnt!"

„Ist es möglich? Das ist Euer letztes Wort?" rief der Züricher. „Ich kenne sonst Eure große Liebe zum Vaterlande und weiß, was Ihr für die Schweiz getan habt."

„Meinen letzten Blutstropfen für sie, aber nie und nimmer den heiligen Glauben unserer Väter", sagte der Bannerherr mit Nachdruck.

„Also Krieg?" fragte der Züricher.

„So will es ja Zwingli."

„Ihr kennt unsere Übermacht nicht!"

„Ich kenne sie; aber wir stehen in Gottes Schutz."

„Ihr weigert Euch demnach, bei Ammann Toß mit mir für die Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand zu sprechen?"

„Entschieden."

Edlibach erhob sich und griff nach seinem Hute. Der Bannerherr faßte ihn aber bei der Hand und hielt ihn zurück.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Unsere amtliche Unterredung ist beendet", sagte er ernst; „allein ich habe noch ein Wort als Freund mit Euch zu reden. Voriges Jahr noch habt Ihr mir versichert, Ihr seiet dem alten Glauben immer noch treu ergeben, müßtet aber aus Klugheit Eure Gesinnung in Zürich verbergen. Obschon mir das nicht ganz gefallen wollte, hoffte ich damals doch mit Euch, Zürich werde von seinem Reformationsfieber gesunden. So konnte ich Euern Plan, mit noch andern Patriziern von gleicher Gesinnung dort zu bleiben, um im rechten Augenblicke die Fahne des alten Glaubens zu erheben, nicht ganz mißbilligen. In dieser Hoffnung habe ich meinen Sohn nach wie vor in Eurem Hause gelassen. Jetzt aber, da die Neuerer im Begriffe stehen, gegen ihren katholi-Miteidgenossen das Schwert zu ziehen, müßt Ihr wohl die Überzeugung gewinnen, daß Zürich nicht so bald von seinem unglücklichen Wege umkehrt."

„Diese Überzeugung habe ich gewonnen", erwiderte Edlibach finster.

„So ist es an der Zeit, Eure Gesinnung offen auszusprechen: verlaßt Zürich, wenn Ihr es nicht zum alten Glauben zurückzuführen vermöget."

Der Patrizier senkte vor dem offenen Blicke des Freundes verlegen sein Auge und stotterte, seine Hand aus der Kolins zurückziehend: „Ich bin jetzt . . . ich denke in der Tat nicht mehr so wie früher; mit einem Worte: ich habe meine Überzeugung geändert."

Sprachlos starrte der Bannerherr den Züricher an; er mußte sich erst einen Augenblick sammeln, dann rief er: „Wie? Also doch wahr, was mir Gerüchte bereits meldeten? Ich glaube es nicht! Ihr ein Zwinglianer? O sagt „nein"! Ihr verstummt? Schändlich, schändlich! So habt Ihr mich betrogen, so habt Ihr gar meinen Sohn, den Wolfgang, auch zur Neuerung verführt?"

„Mäßigt Euch", entgegnete Edlibach, mit Gewalt seine Bewegung niederkämpfend, „das habe ich nicht getan."

„O, ich will Euch nicht beleidigen", rief Kolin; „verzeiht dem Schmerze eines Vaters! Ihr habt mir einst das Leben gerettet: wie gern würde ich jetzt dafür Eure Seele retten! Edlibach, gebt mir die Hand; ich weiß, Ihr seid nicht Zwinglianer; Ihr könntet es nicht sein aus Überzeugung. Das Opfer, Euer liebes Zürich, das Haus Eurer Väter, Eure glänzende Stellung zu verlassen, wird Euch zu schwer. Bringt es dennoch um Eurer Seele willen! Fliehet von Zürich! Kommt zu uns nach Zug herüber. Mein Haus ist geräumig genug; es steht Euch offen. Und wenn Ihr alles verliert, Gott Dank, ich bin noch mit Gütern gesegnet; Hungers sterben wir nicht. Und dann werden wir unsern Plan verwirklichen; mein Wolfgang wird Eure Agnes heimführen — wir haben sie ja, als sie noch Kinder waren, so gut wie verlobt, und Gott wird sie und uns segnen. — Das Opfer ist Euch schwer — kommt, kommt, kniet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und betet mit mir um Kraft und Stärke."

(Fortsetzung folgt)

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus" wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Rorschach: Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. und des hl. Joseph ist uns wunderbar geholfen worden in gar schwerem Anliegen.

Herbriggen: Innigen Dank den armen Seelen, dem hl. Antonius von Padua und der hl. Theresia v. K. J. für Bewahrung vor Unglück im Stall. Ein Almosen war versprochen.

Schüpfheim: Dank der lb. Maienkönigin für Erhörung in schwierigen Anliegen. Ein Heidenkind Joseph zu taufen war versprochen.

Visp: Sende anbei Fr . . . zur Taufe eines Heidenkindes namens Martin. Als Dank dem hl. Antonius und der heiligen Theresia v. K. J. für Hilfe in einer wichtigen Kaufangelegenheit.

Herzlichen Dank für die gütige Sendung von Fr . . . als Missionsbeitrag. Der liebe Gott vergelte es Ihnen tausendfach mit zeitlichen und ewigen Gütern.

Öffentlichen Dank dem hl. Joseph hl. Antonius, den armen Seelen für die schon viel erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen und Nöten, und im Vertrauen auf weitere Hilfe.

Oberegg: Senden Ihnen Fr . . . zu Ehren des hl. Antonius für Antoniusbrot, die versprochen wurden bei Hilfe durch obigen Heiligen in einem Anliegen.

Gallneukirchen: Missionsalmosen als Bitte um Frieden und Einigkeit in der Familie und unter Verwandten.

Weiz: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Vater Joseph für erlangte Gesundheit.

Mehrnbach: Missionsalmosen als Dank zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria, des hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen Anliegen, und Bitte um fernere Hilfe.

Hopfgarten: . . . Schilling Missionsalmosen als Dank und Bitte zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius in Erhörung verschiedener Anliegen.

Ilz, Stmk.: Öffentlicher Dank der lieben Mutter von Lourdes, der heiligen Theresia v. K. J., dem hl. Antonius, für Erhörung eines sehr dringeden Anliegens. Veröffentlichung und Almosen für die Mission waren versprochen.

Zeillern, b. Amstetten: Dank dem hl. Antonius für glücklichen Ausgang eines Unglückes im Viehstall.

St. Valentin: Missionsalmosen, als Dank zu Ehren des hl. Antonius für erhörte Anliegen in der Wirtschaft, und Bitte um fernere Hilfe.

Pornoapati, Ungarn: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für wieder erlangte Gesundheit.

Altach: Durch eine Novene zum hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, und hl. Antonius, Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. und ein Almosen für die Mariannhiller Mission ist uns in einer schweren Krankheit geholfen worden.

Ried, i. Innkreis: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und armen Seelen für Erhörung in schweren Anliegen.

Ried, Tirol: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Krankheit

Wetzelsdorf, b. Graz: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und hl. Antonius, für auffallende Hilfe im Viehstall, sowie auch innige Bitte diesen Heiligen um Hilfe in sehr schweren Familienangelegenheiten.

Fohnsdorf, Stmk.: Innigen Dank dem hl. Joseph,hl. Leonhard, hl. Antonius v. Padua und den armen Seelen für Hilfe im Viehunglück.

Altach, Vorarlberg: Eine schwer kranke Frau bittet um das Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit.

Judenburg, Stmk.: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, Judas Thaddäus, für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen.

Dornbirn: Dank dem heiligst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen.

Ebersdorf: Innigsten Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, Judas Thaddäus, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung und Spende zum Liebeswerk war versprochen

Dörnsteinbach: Dank den armen Seelen für Errettung aus schwerer Krankheit.

Salach: . . . Mark Almosen zum Dank für Erhaltung einer guten Lehrstelle. eröffentlichung war versprochen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kanische nichtkatholische Weltblätter ihre bisherige Gleichgültigkeit überwanden. „The Commoweal" vom 21. März 1928 teilt mit, daß das amerikanische „Komitee für die Rechte der religiösen Minderheiten" demnächst wahrscheinlich seinen Aufgabenbereich auch auf die Rechte religiöser Mehrheiten ausdehnen wird, um so die vom Herausgeber der katholischen Wochenschrift angeregte unparteiische Untersuchung in Mexiko durchführen zu können. Dem Komitee gehören fast durchwegs führende Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten an, so u. a. W. H. Taft, Mitglied des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, Herausgeber und Redakteure der „New York Times", der bekannte Bankier Otto H. Kahn, Erzbischof Curley von Baltimore, sowie eine Reihe Führer der protestantischen und jüdischen Religionsgemeinschaften. Auch der protestantische Förderal-Kirchenrat der Vereinigten Staaten hat sich für eine solche Untersuchung ausgesprochen. Der Londoner „Daily Expreß" hat einen Sonderkorrespondenten nach Mexiko entsandt, der auch mit den vertriebenen mexikanischen Bischöfen Fühlung genommen hat und sich bemüht, möglichst objektive Berichte zu bringen. In Deutschland hat jüngst sogar der Berliner „Reichsbote", das Blatt des Vorkämpfers des Evangelischen Bundes, Döhring, die Ungerechtigkeit der Verfolgung in Mexiko und deren ungeheure Grausamkeit zugegeben. Die „Daily News" geben die Zahl der bisher in Mexiko getöteten katholischen Priester mit rund 200 an, die der vertriebenen Bischöfe mit 21, der vertriebenen Priester mit etwa 500. New-Yorker-Blätter, welchen die Berichte über das Terrorregiment des Calles zur Verfügung gestellt wurden, erhielten die Mitteilung, daß das amerikanische Staatsdepartement eine Veröffentlichung dieser Artikel nicht wünsche, weil sie „nicht im Interesse der mexikanisch-amerikanischen Beziehungen gelegen sei"! In einem Bericht des „Daily Telegraph" in London, heißt es, „daß das Auswärtige Amt in Washington mit Mexiko dahin zusammenarbeitet, daß jede Veröffentlichung in der Presse, die die mexikanische Regierung kritisiert, bis nach der mexikanischen Präsidentenwahl im Juli zurückgehalten wird". Auch „The Commonweal" vom 11. 4. 1928 ist der Ansicht, daß die plötzliche Beilegung aller Gegensätze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten wegen der Ölkonzessionen auf die Bereitwilligkeit der Vereinigten Staaten zurückgehen dürfte, Calles finanzielle Hilfe zu gewähren. Auch soll die Zurückhaltung Washingtons damit erkauft sein, daß Mexiko den Vereinigten Staaten in Nicaragua freie Hand läßt. Abwarten!!

Briefauszüge

Bruckmühl: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für seinen väterlichen Schutz.

Dresden: Beitrag zu einem Heidenkinde zu Ehren der hl. Theresia v. K. J. als Dank für wunderbare Erhörung, erhalten.

Staufen . . . Mark Almosen zu Ehren des hl. Joseph als Danksagung für Erhörung.

St. Leon: . . . Mark zu Ehren des hl. Joseph als Dank für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Waldthurn: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in der schweren Krankheit eines Kindes.

. . . Mark Almosen zu Ehren des hl. Br. Konrad. Er hat geholfen und soll weiter helfen.

Pettenreuth: Innigsten Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Bernard und dem hl. Wendelinus für Hilfe im Stall. Missionsalmosen Mk. . .

H. A. K.: Ihnen ein herzliches Vergelts Gott für den Betrag von . . . Mk. für ein Heidenkind.

Oberleichtersbach: Dreimal wurde ich nach jeder der drei Novenen zum hl. Joseph und Antonius wunderbar erhört in schweren Anliegen. Deshalb der Baustein zum Seminar.

Escherndorf: Innigsten Dank der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schwerer Krankheit.

München: Dem hl. Herzen Jesu und der kl. hl. Theresia vielen Dank für die Erhörung in einem Anliegen.

Ungenannt: Dank dem heiligst. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der kl. hl. Theresia für glückliche Operation und Befreiung von schwerem Magenleiden. Missionsalmosen Mark . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Waldstetten: Auf die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius, der Mutter Gottes und der armen Seelen ist mir in schwerem Anliegen geholfen worden.

Bochem: . . . Mark zu Ehren der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph, Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in besonderen Anliegen.

Meschede: Dank dem hl. Joseph und St. Antonius für Gebetserhörung in schwerer Krankheit.

Herne: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und Br. Jordan Mai für Gebetserhörung in einem Seelenanliegen.

Köln-Ehrenfeld: Dank dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Lommersum: Innigen Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und Judas Thaddäus für Wiedererlangung der Gesundheit.

Krefeld-Bockum: Dank der lb. Gottesmutter für schnelle Heilung einer Hautkrankheit.

N. N. Dank der immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Klemens Hofbauer, dem heiligen Gerhard, der hl. Theresia v. K. J. und Bruder Jordan Mai für mehrmalige Gebetserhörung.

N. N. Sende ein Scherflein aus Dankbarkeit für Erhörung meiner Bitte in einer Berufsangelegenheit meiner Tochter.

Kervenhein: Dank dem Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Schutzengel und den armen Seelen für Hilfe im Stall.

Ungenannt: Herzlichsten Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus sowie den armen Seelen für auffallende Hilfe in schwerer Krankheit. Lasse aus Dankbarkeit ein Heidenkind loskaufen.

Nonkenroth: Nach Abhaltung einer neuntägigen Andacht zu Ehren der kl. hl. Theresia v. K. J. hat mein Neffe sein Schulsemester glücklich überstanden; tausendfachen Dank. Veröffentlichung war versprochen, mit der Bitte um weitere Gebetsempfehlung in körperlichen und geistigen Anliegen.

Jägerndorf: Dank dem hlgst. Herzen, dem hl. Joseph und dem lb. Namenspatrone für Rettung aus großen seelischen und leiblichen Nöten

Neudorf: Durch die Fürbitte des hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes allen Heiligen und der armen Seelen bin ich in schwerem Anliegen erhört worden.

Kleinzell: Dank der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schwerem Krankheitsanliegen.

Oberpleichfeld: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph für Hilfe in schweren Anliegen.

Harthausen: Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in 3 schweren Anliegen.

Wasserlosen: Dank dem hl. Joseph und der Mutter Gottes für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Gebetsempfehlungen

Oberndorf: Um Glück im Stall.

Der schwer kranke Bruder eines Beförderers der Mission

Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur Mutter Gottes und hl. Judas Thaddäus um Hilfe in schweren Anliegen, um Bekehrung eines Kindes und Hilfe in Familienanliegen.

Kempten: Eine langjährige Abonnentin des Vergißmeinnicht bittet um das Gebet.

Um das Gebet für einen im Glauben tief gesunkenen.

Kappelwindeck: Ein Abonnent bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur lieben Mutter Gottes, zur hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen um Hilfe in einem Leiden.

Wei . . . Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in einem besonderen Anliegen zum hl. Herzen Jesu und Maria, zur hl. Ottilia und zur hl. Rita. . . . Mark Antoniusbrot.

Beilngries: Um das Gebet für die armen Seelen, zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. J.

Sallingberg: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für Waisenkinder um die Gnade eines guten Berufes und Bewahrung der Unschuld.

Amorbach: Für ein armes Waisenkind, welches nach Amerika ist, um Schutz und Beistand.

Oberzenzheim: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für einen schwerkranken jungen Mann.

Augsburg: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet für ihren Sohn in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedenen Anliegen zum hl. Joseph, zur lb. Gottes Mutter und zum hl. Schutzengel.

Nordrach: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zur hl. Familie von Nazareth, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius.

Wallenhausen: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet für ein schwer krankes Mädchen das schon 3 Jahre seelisch leidet zur unbefleckten Empfängnis, zur kl. hl. Theresia v. K. J., zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und Judas Thaddäus um Hilfe.

Regensburg: Bitte um das Gebet für gutes Studium eines Kriegerwaisen.

M. N. Kinderreiche Mutter bittet herzlich um das Gebet zur hl. Familie, hl. Antonius, hl. Theresia v. K. J., hl. Meinrad, 14 hl. Nothelfer und den armen Seelen um Hilfe in mehreren Anliegen. Missionsalmosen folgt, später ein Heidenkind.

Theilheim: Ich möchte bitten um das Gebet in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörung will ich die Gaben für drei Heidenkinder einsenden.

Krappitz: Eine Leserin bittet um das Gebet in besonderen Anliegen zum hl. Joseph, zum hlgst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zum hl. Antonius. Veröffentlichung und Almosen wird nach Erhörung gelobt.

München: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, dem göttlichen Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in ihrem schweren Leiden, bestehend aus Bauchfelltuberkulose mit der ich schon 11 Jahre behaftet bin und vor 5 Wochen die 5. Operation mitgemacht habe. Als Dank sende Missionsalmosen.

Memento

Altenbochum: Hochw. Herrn Pfarrer Vogel, lebenslänglicher Gönner unserer Mission.

Bruckmühl: Johann Seidl, langjähr. Abonnent.

Münster (Westf.) Frau Johanna Schröder. Lohne: Frau Agnes Bellersen. Oberhausen: Anna Francois. Holzheim: Frau Wwe. Heinrich Lyrmann. Söder: Frl. Antonie Tielitz. Merl: Hochw. Herrn Pfr. Fürst. Witzerath: Louise Offermann. Mehrhoog: Klemens Leie, Theodor Leie. Grefrath: Hubert Lintermann, Frau Maria Porsch. Baselscheid: Maria Bach. Schakanau: Jos. Kiowski. Biskupitz: August Ernst. Breslau: Emil Auchten. Schodnia: Clemens Jonczyk. Antonia: Johanna Panitz. Hennersdorf: Emilie Kerlein. Rauenzell: Lina Eder. Bergtheim: Fr. Göbel. Würzburg: Margareta Rückel, Frau Geheimrat Maria Anna Frisch. Mindelstetten: Joseph Hunner. Komorn: General a. D. Rudolf v. Uhereck. Andreasberg: Hermine Stifter. Neustadt: Frau Albertina Eiche. Kirchhasel: Thekla Dietz, Theresia Vogt. Neustadt: Albertine Fischer. Steinbach: Elisabeth Weber. Kirchdorf: Anna Schrott. Fürstenfeldbruck: Maria Kellnberger. Raubling: Maria Wagner. Grub: Franz Bruckeder. Feldkirchen: Franziska Grotz. Hielgersdorf: Maria Maaz. Osterbuchberg: Andreas Schröder. Mergentheim: Michael Herz. Königsdorf: Alois und Anna Poschenrieder, Anastasia Rummelsberger, Helena Bromberger. Herbach: Kath. Gerl. Au: Johannes Meßner, Bürgerm. Oberroth: Kreszenz Pistel. Betschau: J. Stump. Bonndorf: Maria Nanner. Frau Ww. Vogel. Weidental: J. Roos. Ebing: Ambrosius Gunzelmann. Unterbierwang: Susanna Eder. Nürnberg: Frau Kaufmann Pfaff. Marbach: Maria Susanna Dietz. Laupheim: Vinzenz Nüßle. Glonn: Johanna Grasberger. Eschbach: Magdalena Weiß. Heilberg: Veronika Heil. Daim: Bonifatius Nangstl. Todterwied: Maria Triebenbacher. Birndorf: Joseph Hüßle. Pflaumdorf: Maria Schöttl. Wasserburg a. J.: Rosina Seitz. Untertraubenbach: Johann Haberl Poxau: Rosina Kißlinger, Elisabeth Obermeier, Maria Neudecker. Bamberg: Burkard Dellermann.

Köln-Ehrenfeld: Dora Seidel. Südlohn: Theodor Schrote. Heppendorf: Fr. Wwe. Kruk. Dortmund: Frau Rüsing. Grafft: Lambert Freden. Högldorf: Anna Asen. Harthausen: Marg. Denninger. Lengenfeld Maria Hämmerle. Mühlhausen: Paul Stegmair. Weisenau: Kath. Hetzel. Au: Notburga Kohlschmid. Vilsheim: Kaspar Schmid. Oberleichtersbach: Hauptlehrer Arzt. Wernez: Ther. Muth. Pferdsfeld: Eva Pabst. Großensees: J. Grillmeier. Benningen: Hildegard Wiedemann. Hofstetten: Barbara Vögele. Grimingen: Joseph Bertsch. Egenhausen: Kaspar Fick. Kaufbeuren: Toni Bschorr. Sonnenwichs: Josepha Lechner.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Buch für Lehrer und Lehrerinnen!

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem

des ehrwürdigen Don Johannes Bosco

Von D. W Mut

120 Seiten mit einem Titelbild; **Preis kart. RM. 1.50**

Der Erziehungsweise des ehrwürdigen Don Bosco, nämlich dem sogenannten „Präventivsystem", das so glänzende Erfolge in all seinen Häusern in allen Ländern erzielt, ist in deutscher Sprache leider noch kein eigenes Schriftchen gewidmet worden. Das Vorliegende ist das erste. Die deutsche Ausgabe gibt die gut gewählten Abhandlungen in klarer und leicht verständlicher Sprache wieder. Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlichster Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Jugend gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, so will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

ca 350 Seiten, mit einem Titelbild

Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

P. Bleienstein S. J. schreibt über dieses Buch, daß es das Beste sei, was bis heute in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom heiligsten Antlitz geschrieben wurde.

Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel? — Konnersreuth

Von W. Wanger

ca 96 Seiten, **Preis brosch. 95 Pfennig**

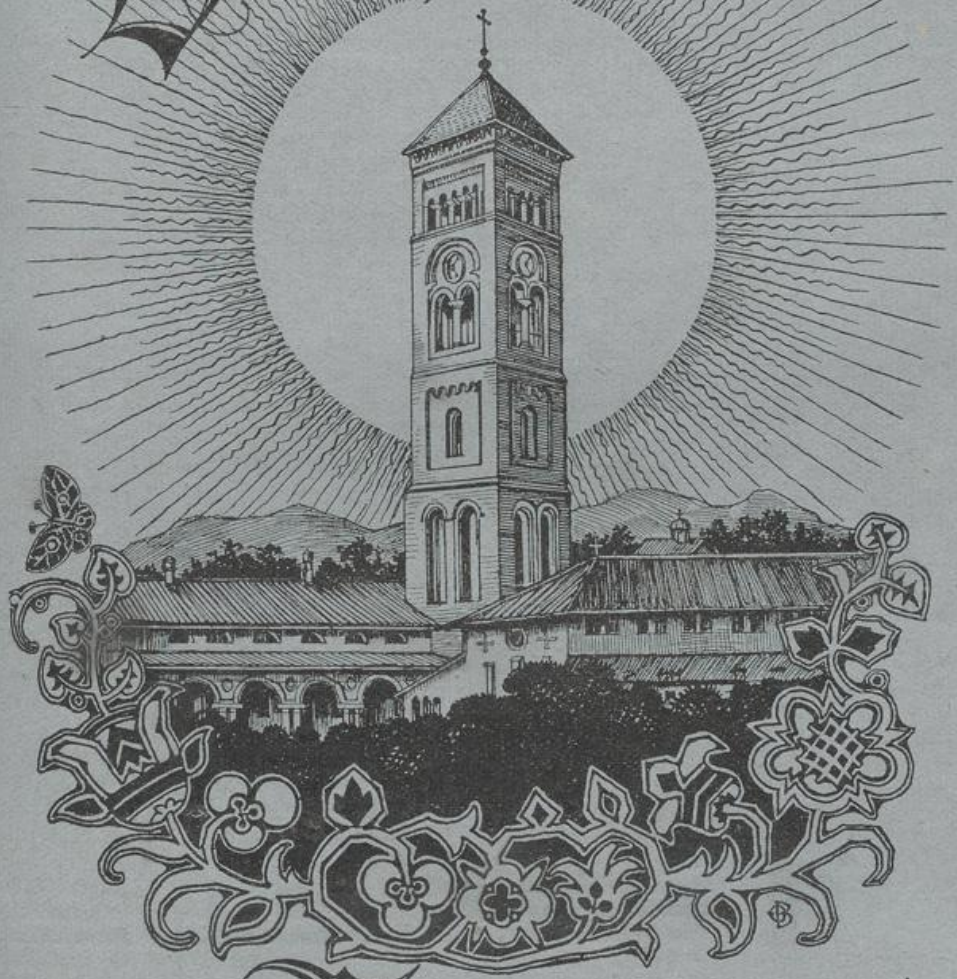
Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein **„Gibts auch heute noch Teufel"** (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden nimmt W. Wanger, sachliche Stellung. Zugleich weist es die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Zu beziehen vom

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 9 September 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	**Italien**	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	**Österreich**	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	**Einzelbezug**	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	**Jugoslawien**	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	**Ungarn**	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	**Rumänien**	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenig opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen und von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an:

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayr.-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Mariannhill: Am Feste Peter und Paul wurden wieder mehrere Mariannhiller Kleriker zu Priestern geweiht und und wir hoffen, von den hochw. Neupriestern bald einige Bilder bringen zu können. Die jungen Missionare haben bereits in der Mission Verwendung gefunden. Wir wünschen allen eine vielgesegnete Tätigkeit.

Würzburg, Pius-Seminar. Das neue Seminar beherbergt bereits eine stattliche Anzahl von Philosophen und Theologen; doch müssen sich alle noch mit einer Notkapelle behelfen, da die größere Seminarkapelle noch nicht ausgestattet ist. Wir empfehlen unseren Freunden und Wohltätern auch weiterhin das so dringend notwendig gewordene Seminar.

St. Benedikt, Ebenrod. Der Hochw. Herr P. Paulus Quiotek feierte im August sein silbernes Priesterjubiläum. Wir wünschen dem Hochwürdigen Herrn Jubilar, der eine segensreiche und langjährige Missionstätigkeit hinter sich hat, noch lange Jahre zum Nutzen und Segen der jungen Brüderkandidaten, deren Erziehung er sich widmet.

Hilfsmissionare! Laienbrüder! Wir bitten die geehrten Leser des Vergißmeinnicht, insbesondere die Hochw. Herren Geistlichen, geeignete Kandidaten, die sich im Laienbruderstande der Mission widmen wollen, auf unser Institut aufmerksam zu machen. Auskunft wird gerne erteilt von dem Provinzialat der Mariannhiller Mission in Reimlingen, Schwaben.

Briefkasten

Wir warnen die verehrten Hochw. Herren Geistlichen und Laien vor einem Schwindler, der sich als Missionsbruder der Mariannhiller Mission ausgibt, und Almosen sammelt für unser Seminar und die Mission. Der Gauner macht einen sehr sicheren Eindruck. Zeichen: Der Zeigefinger an der linken Hand fehlt. Er wird steckbrieflich verfolgt. Bitte gegebenenfalls der Polizei übergeben und die Würzburger Polizei benachrichtigen.

Auf Wunsch mehrerer Leser machen wir die Mitteilung, daß „kinderlose Eheleute" oder alleinstehende Personen, überhaupt solche weitherzige und religiös denkende und fühlende Menschen in ihren Testamenten auch der Mission gedenken können. Näheren Aufschluß gibt gerne die Redaktion oder eine der Vertretungen(siehe zweite Umschlagseite.)

Meßbund: Wer Mitglied des Mariannhiller Meßbundes werden will, sende einen Beitrag von 1—3 Mark nach Vermögen an eine der ihm zunächst erreichbaren Vertretung und gebe seinen Namen und Wohnort an. Auch Verstorbene können aufgenommen werden. Näheres über den Meßbund siehe auch im Mariannhiller Missionskalender.

Missionskalender: Interessenten mögen frühzeitig bei den Förderern bestellen und gleich den geringen Betrag einzahlen. Der Kalender wird dann zugestellt.

Das Karmeliterinnen-Kloster Regina Pacis in Rödelmaier, Post Neustadt a. S. (Bayern) nimmt jede Bestellung von Näharbeiten (Herren und Damenwäsche usw.) dankbarst an. Wir bitten, diese Ordensfrauen mit Aufträgen zu beehren, da sie von ihrer Handarbeit leben.

Aus Welt und Kirche

Katholische Eheanbahnung.

In katholischen, insbesondere in Seelsorgekreisen, beschäftigte man sich schon lange damit einen Weg zu finden, um die so viel Unheil bringenden Mischehen zu verhindern oder wenigstens zu verringern; außerdem suchte man eine Möglichkeit um katholische Heiratslustige die zurückgezogen leben, Gelegenheit zur Anbahnung einer Ehe zu geben. Viele der Besten und Edelsten, die für die Ehe wie geschaffen sind, bleiben unverehelicht, weil sie keinen gesellschaftlichen Verkehr pflegen und keine Bekanntschaften machen können oder weil sie in einer Kleinstadt bzw. auf dem Lande wohnen, wo Mangel an Gleichgesinnten herrscht.

Der Umstand, daß für einen großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Teil von Katholiken die Auswahlmöglichkeit eine sehr geringe ist, führt häufig zur Mischehe. Wenn nun auch in solchen Ehen der katholische Teil in der Regel katholisch bleibt, so gehen unserer Kirche doch eine erschreckend große Zahl Seelen verloren, weil die Kinder sehr oft nicht katholisch erzogen werden. Die Erfahrung lehrt, daß bei Mischehen die Entscheidung über die Religion der Kinder zu unliebsamen Auseinandersetzungen und zu dauerndem Unfrieden und zu zahlreichen Ehescheidungen Anlaß gibt — ein Unglück für die Einzelnen und für das ganze Volk.

Der Neuland-Verlag in Pasing vor München hat mit Fühlungnahme des bischöflichen Ordinariates München und der Hochwürdigen Geistlichkeit einen „Bund für katholische Ehe-Anbahnung" ins Leben gerufen und es wäre im Interesse unserer katholischen Kirche zu begrüßen, wenn alle Ehelustigen sowie deren Eltern, denen es um eine katholische Ehe zu tun ist und die sich nicht dem trügerischen Zufall oder dem bestechenden Schein des gesellschaftlichen Lebens ausliefern wollen, diesen Bund in Anspruch nehmen würden. Es handelt sich um keine Heiratsvermittlung und es ist auch keine Provision bei Zustandekommen einer Verbindung zu entrichten.

Die Bedingungen hier anzuführen, verbietet der Raum. Soviel kann jedoch gesagt werden, daß durch die zeitgemäße Organisation, katholischen Ehelustigen Gelegenheit geboten wird, in durchaus vornehmer und diskreter Form, ohne Rücksicht auf Alter, berufliche oder gesellschaftliche Stellung, Familien- und Vermögensverhältnisse einen katholischen Lebensgefährten zu suchen und zu finden. Da die Bundesleitung (ohne Namensnennung) über die Verhältnisse der in Frage kommenden genaue Auskunft gibt, so kann sich jeder sofort überzeugen, ob die Dame oder der Herr für ihn geeignet ist. Dadurch werden nachträgliche Enttäuschungen, die sich bei sogenannten Gelegenheitsbekanntschaften so oft zeigen, zur Unmöglichkeit. Da solche Ehen ein Segen der katholischen Familie, unseres kirchlichen Lebens und damit auch ein Segen unseres Vaterlandes sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Der Neuland-Verlag Pasing vor München stellt bereitwilligst und ohne Verbindlichkeit die Bedingungen gegen 50 Pfennig in Marken zur Verfügung.

Was ist eine Eisenbahn? Über diese Frage gibt das Reichsgericht Band 1 Seite 252 der gesammelten Entscheidungen eine Definition, die an Kürze und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie lautet wörtlich:

„Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu erzielen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer, menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usw.) bei dem Betrieb des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist."

Die Vatikanische Bibliothek besitzt etwa 300 000 Werke, außerdem nahezu 32 000 Handschriften und zwar 21 000 lateinische, 4000 griechische, 900 hebräische, 1000 arabische, 500 syrische, 90 koptische, 5 samarische, 80 äthiopische, 70 persische, 20 armenische, 80 türkische, 30 indische, 30 slavische, 3 iberische, 10 chinesische.

Die Einführung der Kartoffel in Europa. Wer die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht hat, ist unbekannt. Daß weder Francis Drake noch Walter Raleigh hierfür in Betracht kommen, ist neuerdings von W. E. Safford einwandfrei erwiesen worden. Wem das Verdienst zuzumessen ist, kann nicht mehr ermittelt werden.

Der erste Bericht stammt von Pedro de Ciezo de Leon 1538, ein weiterer Bericht stammt von dem Jesuiten Jose de Acosta, 1571 bis 1576 in Südamerika. Die ersten Botaniker, welche die Kartoffel beschreiben, sind John Gerard und Carolus Clusius, 1588. Die Namen Solanum tuberosum stammt nicht von Linne, sondern, wie ein großer Teil der Linneschen Namen überhaupt, von Kaspar Bauhin, 1596.

Etwas viel auf einmal. Selbst in dem so praktischen Amerika ist folgende in einer amerikanischen Zeitung kürzlich erschienene Anzeige an Vielseitigkeit nicht mehr zu übertreffen. Sie enthält in kürzester Form gleichzeitig zehn verschie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 9 September 1928 46. Jahrgang

Kreuzesblüten

Kreuzesblüten mannigfaltig
Liebe hat hervorgebracht,
Als der Herr für uns gerungen
Angstvoll in der Leidensnacht.

Kreuzesblüten dieser Liebe,
Allertreuestes Unterpfand,
Schenkt der Heiland allen Seelen,
Die er ihrer wert erfand.

Und vom Kreuze jene Blüten
Er für jede Seele bricht,
D'raus am schönsten sich die Krone
Für das ew'ge Leben flicht.

Freiin M. Theresia v. Dalberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mehr Berufe?

Man hört oft, seltsamerweise auch von kirchlichen Persönlichkeiten, daß es „zu viele Missionsanstalten" gäbe, welche den Nachwuchs des Seelsorgeklerus in der Welt stark beeinträchtigten. Dem Schreiber dieser Zeilen erscheint es befremdend, daß heutzutage ein Wettlauf zwischen Ordens- und Weltklerus einsetzen soll um Gewinnung von Berufen. Man hat weder im Elsaß noch in Luxemburg noch in Belgien oder Holland je bemerkt, daß mit der Zunahme bzw. mit dem Blühen der Missionshäuser eine Abnahme von Berufen für die Weltseelsorge zu bemerken gewesen wäre und gewisse deutsche Diözesen im Norden hatten oft eine ganz ansehnliche Schar von Berufenen zum Weltklerus, sodaß zeitweise sogar die Aufnahmen beschränkt werden mußten, ganz abgesehen davon, daß es noch andere Gründe zeitgemäßer Art dafür gibt, die hier nicht erörtert werden sollen. Der Hl. Vater, der doch die ganze weite Welt und die Kirche überschaut, hat in seinem Rundschreiben (27. 2. 26.) unseres Erachtens kein Land europäischen Kulturbodens für Missionshäuser gesperrt, er findet dagegen sehr ernste Worte zur Pflege des Missionsgedankens und der Missionsberufe. Wenn die heilige Kirche dieses ihr größtes Herzensanliegen vorläufig „Freiwilligen" anvertraut, so ist sie sich des Ernstes der Lage bewußt. Man kann eben niemand zu einem Berufe zwingen, dem er geistig und körperlich nicht gewachsen ist. Wir wollen also Gott danken, daß es Missionsinstitute gibt, welche unter größten Opfern die Arbeiten gerne auf sich nehmen, von denen Statistiken und gelehrte Arbeiten doch kaum einen Überblick geben, wie auch noch so weite, mehr oder weniger lange Studienreisen von Missionstheoretikern von den Mühen der Missionsboten kaum einen Bruchteil den etwaigen Interessenten mitzuteilen vermögen. Es beackert eben jede Missionsgesellschaft ein besonderes Feld, für das auch eine ganz besondere Schulung notwendig ist. Die Zahl der Glaubensboten ist, an den Bedürfnissen der Weltmission gemessen, gering. Etwa 9 000 weiße Priester, 3 200 weiße Brüder, 13 000 weiße Schwestern, dazu etwa 4 000 einheimische Priester, 800 einheimische Brüder, 11 000 einheimische Schwestern sind zusammen 41 000 Missionare. Von den mehr als 300 000 Priestern unserer Weltkirche stehen also nur 13 000 in der Heidenmission. Auf einen Missionspriester kommen also durchschnittlich 80 — 100 000 Heiden; daneben hat jeder dieser Priester gemäß den statistischen Angaben im Durchschnitt noch ungefähr 800 — 900 Katholiken, in manchen Missionen 2 000 und mehr zu betreuen. Wie soll bei dieser erdrückenden Überbürdung das Werk der Heidenbekehrung gehörig fortschreiten können?

So war die Gründung eines Missionspriesterseminares für die Mariannhiller Missionsgesellschaft geradezu eine Lebensfrage für die ganze Tätigkeit in dem ihr anvertrauten Missionsgebiete in Südafrika.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die alten Veteranen, die dort im harten Kampfe stehen, müssen endlich von jungen, gut einexerzierten und wohlvorbereiteten Kräften unterstützt werden, soll das Werk weiter wachsen, blühen und gedeihen. Nach wie vor ergeht die dringende Bitte und der Notruf um weitere tatkräftige Unterstützung des Weiterausbaues unseres Pius-Seminares in Würzburg. Die Hilfe, die diesem Unternehmen zuteil wird, wirkt sich segensreich in der eigentlichen Mission aus. Berufe sind notwendig und die Förderung derselben ist notwendig! Tut das christliche Volk das, dann lebt und fühlt es mit der Kirche katholisch und apostolisch! P. D.

Acht Tage aus meinem Missionsleben

Von P. W. Holzschneider. R. M. M.

Es ist Sonntag Morgen am Feste der hl. Magdalena. Die ganze Nacht hat es geregnet; schwere, schwarze Wolken bedecken den Himmel. Auf unserer kleinen Station Maria Einsiedeln ist es ruhig wie im Grabe, niemand läßt sich blicken; denn draußen ist es bitter kalt. Heute wirst du wohl mit den Schwestern und ein paar Kindern den Gottesdienst allein halten müssen, so dachte ich bei mir selbst. Doch ich irrte mich sehr. Kaum war ich in der Kirche, da kamen sie schon, einer nach dem andern, die Mädchen eingehüllt in die dicken Mäntel ihrer noch heidnischen Brüder, und als die Zeit kam, den Gottesdienst zu beginnen, war unser Kirchlein fast ebenso besetzt als an anderen Sonntagen. Ich staunte über den Opfermut dieser armen Leute, die meisten kamen zwei, drei, ja vier Stunden weit her. Gewiß ein großes Opfer, drei bis vier Stunden mit nackten Füßen durch nasses Gras zu gehen bei bitterer Kälte und noch dazu nüchtern; denn die meisten wollten beichten und kommunizieren. Wie beschämend für so viele laue, weiße Christen! Um die Leute nicht zu lange aufzuhalten in dieser Kälte, machte ich es kurz. Mit der Messe verband ich nur eine kurze Ansprache und den Segen, dann entließ ich sie. Und eine halbe Stunde später war es wieder ruhig auf der Station; alle beeilten sich, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Auch die wenigen Bewohner der Station zogen sich zurück in ihre Wohnräume. Es war Ferienzeit, deshalb waren nur wenige Kinder anwesend.

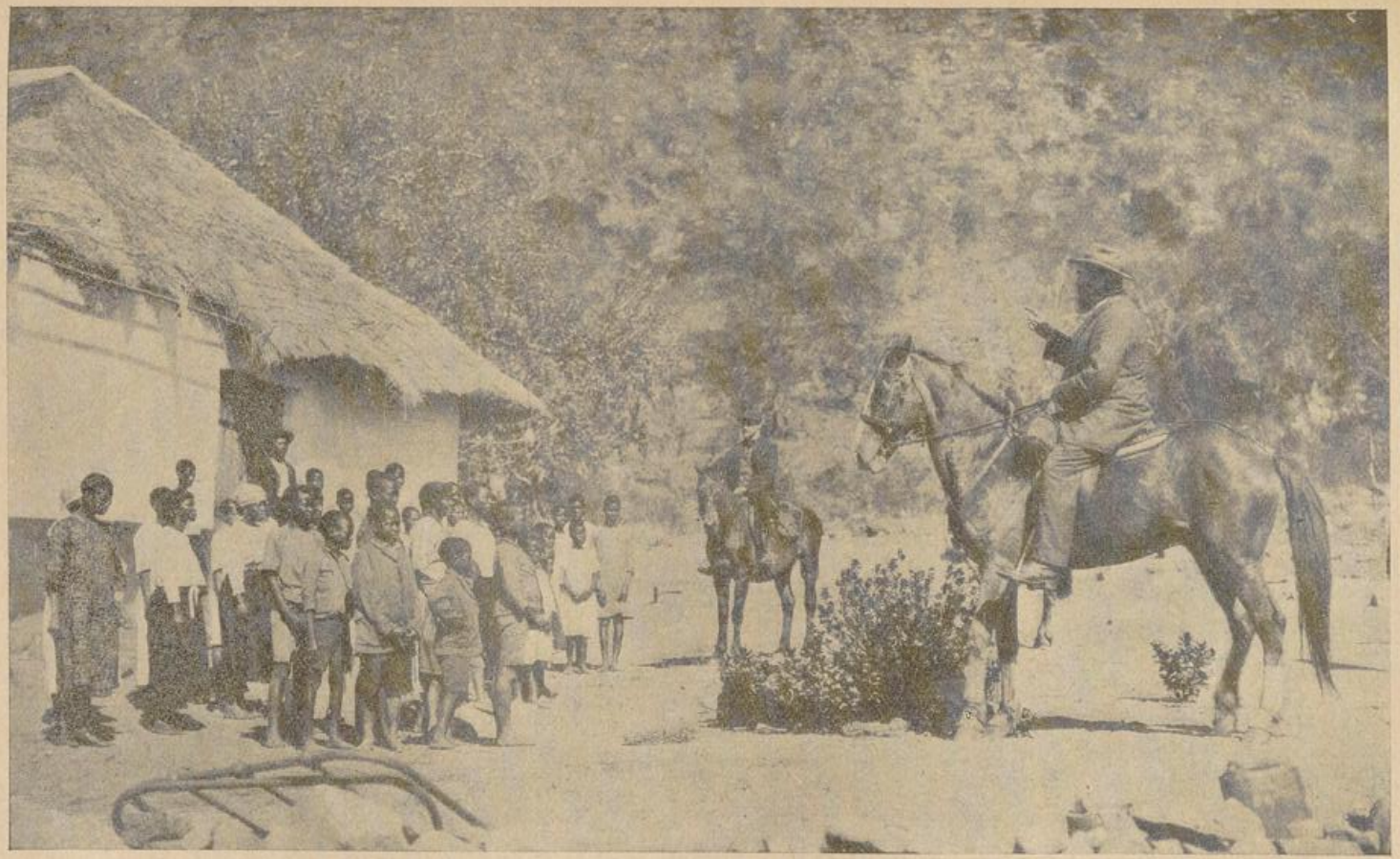
Auch ich hätte mich gerne zurückgezogen in meinen alten Kraal. Doch nein, ein Brautpaar wartete noch auf mich. Maria Magdalena, die älteste Tochter eines Häuptlings, die ich vor 14 Tagen in die Kirche aufgenommen (sie und ihre ganze Familie waren Wesleyaner, eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

protestantische Sekte), wollte am nächsten Tag mit einem katholischen Manne, der Witwer war, Hochzeit halten. Und so mußte ich denselben noch den vorgeschriebenen Brautunterricht geben. Nachdem dieses geschehen, zog ich mich zurück. Ich bedauerte im Herzen die armen Brautleute, da sie bei so nassem, kaltem Wetter so weit hergekommen waren. Es regnete wieder fast die ganze Nacht und zum Regen gesellte sich noch ein eisig kalter Wind. Und am nächsten Morgen war es kälter als den Tag vorher; erst gegen Mittag ließ sich die liebe Sonne für eine Zeit blicken.

Am nächsten Morgen mußten die Brautleute sowohl als auch ich eine Geduldsprobe bestehen. Die Braut hatte nämlich nur ihre gewöhnlichen Sonntagskleider bei sich. Ihr Vater, der Häuptling, und ihre Schwestern hatten ihr versprochen, früh morgens zu kommen und ihr die Brautkleider zu bringen. Aber es verging eine Stunde nach der andern und niemand von ihrer Verwandschaft ließ sich blicken. Die Braut war sehr betrübt und wohl zehnmal im Laufe des Morgens stieg sie mit einigen Mädchen auf einen kleinen Hügel, von wo sie den Weg weit überschauen konnte, um nach ihren Freunden zu schauen, doch vergeblich. Gegen 11 Uhr kam sie betrübt zu mir und sagte: „Vater, ich kann dich nicht länger warten lassen, ich weiß nicht, was geschehen ist zu Hause, daß meine Verwandten nicht kommen. Du kannst mich in meinen gewöhnlichen Kleidern trauen." „Nein", sagte ich, „ich kann noch warten, ich will dir deine Freude nicht verderben; deine Verwandten werden schon kommen; das schlechte Wetter hat sie so lange aufgehalten." Und wirklich nach kurzer Zeit erscholl fröhlicher Gesang vom Berge herab, und in zwei Wagen kamen ihre Verwandten angefahren; außerdem kamen noch einige zu Pferde. Im ersten Wagen hatte der Häuptling mit seinen Brüdern und ältesten Söhnen Platz genommen, im zweiten hatten die vier Schwestern der Braut, alle staatlich geprüfte Lehrerinnen, und ihre Freundinnen Platz genommen (die Braut selbst war auch eine geprüfte Lehrerin). Mit Jubel wurden dieselben begrüßt. Jetzt hieß es, die Braut schmücken und ich mußte mich noch ein Stündchen gedulden. Es war schon 12 Uhr vorbei, als ich die Trauung vornehmen konnte, worauf ich die Brautmesse lesen konnte. Der Häuptling und sämtliche Protestanten wohnten der hl. Messe mit großer Andacht bei; während derselben wurden die schönsten Lieder gesungen. Nachdem alles vorbei war und die Hochzeitsleute draußen sich belustigten, wartete draußen schon ein junger heidnischer Bursche auf mich und bat mich, ich möchte mit ihm gehen in seinen Heimatkraal, ein kleines krankes Mädchen zu taufen. Man sagte mir, ich könne an den Kraal mit dem Pferde nicht herankommen, da derselbe überall mit Drahtzäunen umgeben sei. Nachdem ich etwas gegessen, machte ich mich also mit meinem Begleiter zu Fuß auf den Weg. Nachdem wir etwa $1^1/_2$ Stunden in gerader Richtung durch Feld

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Missionar kommt auf die Außenstation und wird von den Schulkindern begrüßt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Gras auf dem weichen Boden gewandert waren, erreichten wir einen großen, noch ganz heidnischen Kraal, ganz zwischen Bergen versteckt. Der Kraal bestand aus sechs großen Hütten. Auch hier war Freud und Leid vereint. Es waren wohl einige hundert Menschen anwesend, alles meistens nackte Heiden; nur eine alte Christin und eine Abgefallene fand ich später unter der Gesellschaft. Diese Menge war nicht des kranken Kindes wegen gekommen, sondern es war ein großes heidnisches Biergelage, mehrere Betrunkene machten sich schon bemerkbar. Als ich kam, schauten alle verwundert auf, ich ließ sie aber unberücksichtigt und ging gleich zur Hütte, wo das kranke Kind war. Hier fand ich das Kind und seine Mutter, eine noch junge heidnische Frau, vor. Das Kind, ein etwa dreijähriges Mädchen, war schon ganz abgezehrt.

Es war meine Gewohnheit, wenn ich in einem Kraal taufen mußte, die Sache so feierlich wie möglich zu machen, weil dieses stets auf die anwesenden Heiden und Protestanten einen guten Eindruck machte. So machte ich es auch hier, auf ein paar Kisten machte ich mir einen Altar zurecht, die Sachen dazu hatte ich mitgebracht. Während ich dieses tat, füllte sich die sehr geräumige Hütte mit Zuschauern. Ich taufte nun die Kleine, gab ihr den Namen Christine, deren Fest wir am nächsten Tage feierten. Alle schauten gespannt auf alle meine Handlungen. Es war wohl für die meisten das erste Mal, daß sie so etwas sahen. Obschon die Hütte voll Menschen war, war es doch mäuschenstill in derselben, keiner rührte sich. Nachdem die Taufe vollendet, hielt ich eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte sie, auch endlich einmal sich zu bekehren, denn sie könnten nicht wissen, wann der Tod auch an ihre Türe klopfen würde. Sie versprachen alle, meinen Worten zu folgen. Dann packte ich meine Sachen wieder zusammen und marschierte nach Hause, es war schon dunkel, als ich dort müde und hungrig ankam. Nachdem ich mein Abendessen verzehrt und meine Gebete verrichtet, legte ich mich zur Ruhe, denn ich hatte am nächsten Tag wieder einen weiten Weg vor mir.

Am Dienstag, in aller Frühe, gleich nach der hl. Messe, saß ich schon wieder auf meinem Rößlein und trabte den Berg hinauf. Mein erster Besuch galt einer über 90 Jahre alten Frau, welche ich vor einigen Wochen getauft hatte. Ich wollte mit ihr etwas beten, ihr noch etwas von der Religion beizubringen war unmöglich. Nachdem dieses geschehen, ritt ich weiter. Auf den Bergen wehte ein eiskalter Wind. Nach einem Ritt von etwa drei Stunden sah ich den Kraal des Häuptlings und des Brautpaares in der Nähe des Umlasflusses auf einem kleinen Hügel liegen. Ich hatte denselben versprochen, wenn möglich, einen Besuch abzustatten. Nach einer halben Stunde war ich in die Nähe des Kraales gekommen, wo die Hochzeitsgäste sich versammelt hatten; doch etwa fünf Minuten von diesem Kraale entfernt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte ich einen anderen Kraal zu passieren, nahe Verwandte des Häuptlings und der Braut. Dort sah ich ein anderes Bild. In der Nähe der Umzäunung für das Vieh saß die Herrin des Hauses auf dem Boden und hatte ihr einziges Kind, ein etwa 9jähriges Mädchen, auf dem Schoße und bemühte sich, ihr Medizin zu geben. Ein trauriges Bild! Drüben die größte Freude, hier großes Leid. Ich stieg ab und frug, was mit dem Mädchen wäre. Man erzählte mir, sie habe vor mehreren Jahren sehr starke Influenza gehabt, seitdem habe sie immer einige Schmerzen in der Brust gefühlt. Es war ein sehr stark gebautes Mädchen, von Schwindsucht konnte hier keine Rede sein. Man sagte, sie habe sich seit einigen Tagen sehr erkältet und huste seitdem viel. Ich sagte den Eltern, sie sollten doch mit dem Kinde ins Haus gehen, der kalte Winter könnte ihr noch mehr schaden. Sie folgten auch meinem Rate und brachten es ins Haus. Dasselbe war nach europäischem Stile gebaut und geräumig und gut eingerichtet. Der Vater war Protestant, die Mutter aber seit einem Jahre Katholikin, das Mädchen war protestantisch getauft, aber seit einem Jahre Katechumene. An der Wand hing ein schönes, weißes Kleid, das sie sich selbst verfertigt, um damit der Hochzeitsfeier ihrer Verwandten beizuwohnen; es sollte nun bald ihr Sterbekleid werden. Obschon noch keine eigentliche Todesgefahr vorhanden war, bat ich doch den Vater, er möchte mit einem guten Pferde so schnell als möglich zur Station reiten, und mir alles holen, was ich vorschriftsmäßig brauche, um sie in die katholische Kirche aufzunehmen.

Nachdem er weg war, ging ich zu Fuß hinüber in den Hochzeitskraal, um hauptsächlich den Häuptling und seine Beamten zu begrüßen. Die Braut bekam ich nicht zu sehen, denn nach den Sitten jener Gegend, besonders der Protestanten, begannen die Hochzeitsfeierlichkeiten erst nach 1 Uhr nachmittags und bis dahin durfte die Braut sich nicht öffentlich zeigen. Nachdem ich mich eine Zeitlang mit dem Häuptling, einem sehr freundlichen und gebildeten, aber streng gläubigen Protestanten — er hatte seiner ältesten Tochter, der Braut, nur mit größtem Widerwillen erlaubt, katholisch zu werden — unterhalten, kehrte ich wieder zu der Kranken zurück, um sie bis zur Rückkehr ihres Vaters etwas vorzubereiten und zu prüfen. Ich fand sie ziemlich gut unterrichtet, und so kam mir der Gedanke, sie nicht nur in die hl. Kirche aufzunehmen, sondern ihr auch gleich die hl. Kommunion zu reichen. Ich frug sie deshalb, ob sie gern den göttlichen Heiland in der hl. Kommunion empfangen möchte. Sie anwortete mir und sagte, sie hätte den sehnlichsten Wunsch, aber sie hätte sich gefürchtet, es mir zu sagen, weil sie erst ein Jahr Katechumene sei. Ich sagte ihr, sie brauche sich deshalb keinen Kummer machen, ihr Wunsch solle erfüllt werden. Nach 2 Uhr nachmittags kam ihr Vater zurück; aber leider hatte man auf der Station vergessen, ihm alles zu geben, was ich brauchte;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besonders fehlte das Rituale. Ich war eigentlich froh, daß es so kam, denn ich hatte mir inzwischen die Sache anders ausgedacht. Ich sagte den Leuten nun, daß ich wieder kommen wolle, und auch zugleich das Allerheiligste mitbringen würde. Und da die Kranke noch ziemlich bei Kräften war und eine augenblickliche Todesgefahr nicht vorhanden war, versprach ich, daß ich am Donnerstag Morgen in aller Frühe kommen werde, morgen am Mittwoch hätte ich viel Arbeit zu Hause und könnte deshalb nicht so weit reisen. Wenn sie aber verlangte, daß ich am nächsten Tag schon kommen solle, so würde ich kommen. Sie meinte aber, ich solle erst am Donnerstag kommen. Ich kehrte nun nach Hause zurück, wo ich wieder im Dunkeln ankam. Am nächsten Morgen nach der hl. Messe war meine erste Arbeit, die sterbliche Hülle der kleinen Christine, die ich am Montag getauft, der Mutter Erde zu übergeben. Die hl. Christina hatte ihren seligen Schützling an ihrem Festtag in den Himmel abgeholt, um sie vor fernerem Erdenleid zu bewahren und damit sie für ihre noch heidnischen Verwandten bete. Und dieses hat sie auch schon getan, denn einige Tage später meldete sich die oben erwähnte Abgefallene bei mir und bat mich, ich möchte sie doch wieder aufnehmen in die Kirche. Nach der Beerdigung der Kleinen erteilte ich bis Mittag katechesischen Unterricht. Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe früher als gewöhnlich, um beizeiten bei der Kranken zu sein. Es war noch früh am Tag, als ich nach einem dreistündigen Ritt dort ankam. Ich fand das Haus voll von Leuten, fast nur Frauen und Mädchen; die meisten waren katholisch. Man hatte alle aus der Nachbarschaft zu dieser Feier eingeladen. Auch das ganze Haus war geschmückt, ein Tisch war hergerichtet und die Kranke lag auf ihrem Bette. Auch dieses war so gut als möglich schön hergerichtet. Die Kräfte der Kranken hatten indessen bedeutend abgenommen, doch war sie noch stark genug, um sie ganz nach Vorschrift der Kirche feierlich abschwören zu lassen und sie dann in die hl. Kirche aufzunehmen. Nachdem dieses geschehen, betete ich mit der Kranken und den übrigen Anwesenden die Vorbereitungsgebete zur hl. Kommunion. Darauf sangen wir einige schöne Lieder, und dann reichte ich der Kranken ihre erste hl. Kommunion als Wegzehrung zur weiten Reise in die Ewigkeit. Nachher machten wir ebenso gemeinschaftlich die Danksagung nach der hl. Kommunion. Inzwischen war es Mittag geworden. Nachdem ich mich noch eine kurze Zeit mit der Kranken unterhalten, sie getröstet und ihr von der Schönheit des Himmels erzählt, wonach sie ein großes Verlangen hatte (sie hatte gar keine Furcht vor dem Sterben), wollte ich aufbrechen und nach Hause zurückkehren. Doch die armen Leute baten mich, ich möchte doch erst etwas essen, und offen gestanden, die Einladung war mir nicht unangenehm, denn ich war nüchtern von zu Hause weggeritten. Ich folgte also der Einladung. Dann nahm ich Abschied von den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Taufbewerber der Missionsstation von Enkanyezi

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eltern und der kranken Julia. Die übrigen Christen begleiteten mich noch ein gutes Stück Weges.

Am Freitag las ich zu Hause gewöhnlich keine hl. Messe, sondern reichte den Schwestern die hl. Kommunion und reiste dann nach einer 2 Stunden entfernten Außenstation, um dort für solche die hl. Messe zu lesen, die den weiten Weg bis zur Station nicht machen konnten. So machte ich es auch an diesem Freitage. Nachdem ich etwa 50 Beichten gehört, las ich die hl. Messe und unterrichtete die Leute, und half ihnen, so gut ich konnte, in ihren Anliegen, und an solchen fehlt es in den Missionen niemand. Gegen Abend war ich wieder zu Hause. Am Samstag Morgen, es war noch dunkel, standen schon zwei erwachsene Mädchen an meiner Tür und brachten die Nachricht, daß Juliane am Freitag Abend gestorben sei. Ich ließ dem Vater sagen, er möge die Verstorbene, womöglich zur Station bringen, damit sie auf dem Kirchhof beerdigt werde. Doch der ganze Samstag ging vorüber und niemand kam. Erst am Sonntag Morgen, kurz vor der Messe, kam der oben erwähnte Bräutigam geritten, um mich im Namen des Häuptlings und der übrigen Verwandten zu bitten, ich möchte kommen und die Verstorbene zu Hause begraben, da sie dieselbe nicht bringen könnten; die Nachbarfarmer wollen nicht erlauben, daß sie mit ihren Ochsen über ihre Farm fahren. Es geschieht dieses nicht aus Haß oder Feindschaft; hier in Südafrika gibt es viele Krankheiten, besonders unter dem Vieh; bald hier, bald dort bricht die Krankheit aus und, um sich gegenseitig zu schützen, hat jeder Farmer sein Land mit einem Drahtzaun umgeben, damit das Vieh des einen nicht zu dem Vieh des andern kommen kann. Und so dürfen auch die Schwarzen kein Vieh treiben ohne spezielle Erlaubnis der Regierung und der Farmer, an welchen der Weg vorbeiführt, auch wenn es eine öffentliche Straße ist. Was sollte ich nun machen? Die Schwestern meinten, ich solle am Montag gehen, aber der Mann bat mich, ich möchte heute kommen, da alles bereit und viel Volk zusammengekommen sei. Ich sagte also, ich würde gleich nach der hl. Messe abreisen. Nachdem ich die hl. Messe gelesen und den Segen erteilt hatte, sagte ich den Leuten, ich hätte keine Zeit, heute zu predigen, ich müsse noch weit reisen, um jemand zu beerdigen. Da ich bis ungefähr an den Kraal fahren konnte, ließ ich unsere alte Kutsche zurecht machen — einen wahren Martyrerkasten — und unseren alten Grauschimmel — nicht grau an Farbe, sondern an Alter — anspannen, nahm alles mit, was ich zur feierlichen Beerdigung brauchte. Die Schwestern hatten alles, was es an Blumen zu dieser Jahreszeit hier gibt, zusammengesucht, und so fuhr ich gleich nach dem Gottesdienst mit einem jungen Burschen als Kutscher ab. Es war schon drei Uhr nachmittags, als wir an Ort und Stelle kamen. Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, wohl der halbe Mkizestamm, zwei Häuptlinge mit ihren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Indunas (Beamten) und wohl über 500 Personen, Männer und Frauen. Fast alle waren Christen, aber meistens Wesleyaner. Nur mit Mühe konnte ich an die Leiche heran kommen. Man hatte für sie als die nahe Verwandte mehrerer Häuptlinge einen schönen Sarg gekauft. Die beiden Häuptlinge saßen in der Nähe des Sarges. Ich sagte, man möge den Sargdeckel wegnehmen; derselbe war nur lose aufgelegt. Da lag sie nun, geschmückt mit dem schönen, weißen Kleide, das sie selber sich verfertigt für die Hochzeit ihrer Verwandten. Unter den Blumen, die wir mitgebracht, befand sich auch ein Kränzchen. Ich ließ es ihr auf des Haupt setzen; die übrigen Blumen verteilte ich schön über die Verstorbene und fügte noch einige schöne Bildchen hinzu. Da lag sie, nun selber eine Braut, eine Braut des Himmels.

Alle wollten die Verstorbene noch einmal sehen; ich ließ sie gewähren. Ach, sagten die meisten, wie schön! Die Schwarzen sind im Tod nicht so abschreckend, so entstellt wie die Weißen, selbst nach langer, entstellender Krankheit nehmen sie im Tode eine schöne Gestalt an. Diese Verstorbene war wirklich schön zu nennen. Dann nahm ich die vorgeschriebene Einsegnung vor und ließ den Sarg schließen. Die Häuptlinge und alle beobachteten alle meine Handlungen aufs genaueste. Jetzt wurde der Sarg unter Gebet und Gesang der anwesenden Katholiken hinausgetragen, etwa 300 Meter außerhalb des Kraals, wo schon einige Mitglieder der Familie in ewigem Schlummer ruhten. Nachdem ich die vorgeschriebenen Gebete und Zeremonien verrichtet, wurde der Sarg in die Grube gesenkt und das Grab geschlossen. Hierauf hielt ich eine längere Ansprache an die Versammlung. Die Worte meines Vorspruches waren: „Mutter, weine nicht, das Mägdlein schläft." Ich wies hin auf die Auferstehung und das Wiedersehen im Himmel, redete über den Tod eines guten und schlechten Christen und sprach von der Belohnung oder Bestrafung, die im Jenseits auf uns wartet. Als ich geendet, betete ich noch mit den Christen 6 Vaterunser für die Verstorbene, wobei sogar die meisten Protestanten miteinstimmten. Als alles vorüber war, kamen die beiden Häuptlinge und ihre Großen und dankten mir für alles und sagten: „Durch das, was du gesagt hast, hast du allen Schmerz und Kummer entfernt."

Doch wir konnten uns nicht mehr lange aufhalten, es war schon fünf Uhr geworden und wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, wir mußten sorgen, daß wir wenigstens vor der Dunkelheit auf die Straße kamen. Wir nahmen also kurz Abschied und fuhren ab, langsam die Höhe hinan. Oben angekommen, schaute ich noch einmal zurück. Da kam mir der Gedanke: O könntest du doch auf einem Hügel der schmerzhaften Mutter eine Kapelle bauen! Wie schön müßte es sein, wenn morgens und abends das Aveglöcklein schallen würde und diese Armen alle in ihren Hütten niederknieten und der schmerzhaften Mutter und ihrem Kinde ihre Huldigung darbrächten! Aber es war nur ein Wunsch,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Und vergib uns unsere Schuld!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der wohl niemals in Erfüllung gehen wird. Abgesehen davon, daß mir alle Mittel dazu fehlen, kommt noch ein Umstand in Betracht. Der ganze Distrikt vom Umlaasfluß bis zum Umkomaasfluß gehört Farmern. Die Schwarzen wohnen auf diesen Farmen nur als Arbeiter. Diese Farmer sind meistens Schotten, gehören der schottischen Kirche an und wollen von uns Katholiken nichts wissen. Protestanten erlauben sie Schulen und Kirchen auf ihren Farmen zu erbauen, uns aber nicht. Schon zweimal seit einigen Jahren ist es geschehen, daß ein Engländer uns erlaubte, eine Kapelle auf seiner Farm zu bauen. Beide verkauften später ihre Farmen an Schotten und sogleich wurde unsere Kapelle zerstört.

Als wir auf die Straße kamen, war es bereits dunkel, wir hatten keine Laterne und mußten langsam fahren, denn der Weg ging bald bergauf, bald bergab. Auf der Station war man in Unruhe, man glaubte, es wäre uns ein Unglück zugestoßen. Als wir an den Ilovu-Fluß kamen, standen dort zwei Schulknaben, die auf uns warteten. Wohlbehalten kamen wir auf der Station wieder an. Und so schließe ich meine kleine Erzählung von „Freud und Leid im Missionsleben".

„Freunde sterben, Nationen gehen dahin, Denkmäler fallen zusammen; gute Werke aber bleiben ewig."

Und vergib uns unsere Schuld!

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
O so vergiß es eilig,
Die Liebe, die sich selbst vergißt,
Sei deinem Herzen heilig.
In dieser Welt voll Müh und Streit
Was frommt dem Herzen Bitterkeit:
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
Schnell bitt' es ab statt seiner,
Und hast du sonst ihn lieb gehabt,
So wird dein Lieben reiner.
Und wenn's dir noch so bitter scheint,
O denk, es war nicht bös gemeint,
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
Schau, Seele, an deß' Lieben,
Den deine Unbarmherzigkeit
Ans Marterholz getrieben,
Der „Vater!" bat, „sie wissens nicht,
Geh nicht mit ihnen ins Gericht!"
Vergesse und vergebe.

Ja, wenn dir jemand Leid's getan,
Vergiß, vergiß es eilig,
Die Liebe, die sich selbst nicht kennt,
Sei deinem Herzen heilig.
Wer nicht vergibt, was ihm getan,
Den klagt des Nächsten Engel an: —
Vergesse und vergebe!

Karl L.

Das Salesianische Erziehungssystem des ehrw. Don Johannes Bosco

Eine wichtige Neuerscheinung!

Ich habe das Büchlein „Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Johannes Bosco" von A. Auffray S. S. — Deutsche Ausgabe von D. W. Mut — mit großem Interesse gelesen und ich wünschte nur, daß jeder, der mit der Jugend zu tun hat oder an ihr arbeitet, es gleichfalls täte. Und wenn sich dabei der Leser aus der Fülle der erhabenen Grundsätze und der vortrefflichen Anregungen auf dem Gebiete des so schweren Erziehungswesens aus diesem wertvollen Büchlein nur das eine oder andere zu eigen machte, er würde schon dabei für sich und die ihm Anempfohlenen großen Gewinn davontragen und reichen Segen ernten! Ein Befolgen aber des ganzen, hier so schlicht und doch so musterhaft vorgetragenen Erziehungssystems würde ihn geradezu zu einem Ideal von Erzieher machen. Und gerade im heutigen harten Kampf um die Seele des Kindes, wo jeder christliche Erzieher nicht genug Hilfe und Ermutigung im Schrifttum haben kann, ist dieses Büchlein für ihn ein Lichtblick, bei dessem Studium einem wieder das Herz warm werden kann und man mit doppeltem Mut auch diesen Kampf wieder aufnimmt. Hätten wir nur noch viele solcher erhebenden, wertvollen Schriftchen und noch mehr deren Leser, dann wäre vieles — vielleicht alles gewonnen!

An alle Eltern und die Berufskollegen aber hätte ich die aufrichtige Bitte, für den geringen Preis das Büchlein ihrem Bücherschatz beizufügen, es zu studieren und alsdann selbst weiter zu empfehlen; damit tut man bestimmt ein gutes Werk, und ein „Gotteslohn" wird nicht ausbleiben.

Joseph P., Lehrer.

(Im St. Josephs-Verlag soeben erschienen; 120 Seiten; Preis RM. 1.50.)

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen . . . ."

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppelten, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält . . . ."

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein echt heidnisches Bierfest bei den Tembus

Mount Frere erfreut sich einer sehr schönen Lage. Es ist von sanften Hügeln umgeben, die mit Kraalen geradezu besät sind, welche man nach Hunderten zählen kann. Viele dieser heißblutigen Bewohner gehören bereits verschiedenen Konfessionen an und mehrere hundert Kinder besuchen die protestantische Schule. Aber auch Tausende dieser armen Chamskinder sind noch Heiden, die ihren Himmel in Vielweiberei und Trinkgelagen suchen. Unverhofft kamen wir dieser Tage zu einem echt heidnischen Bierfeste. Unsere Absicht war eigentlich, einen schwer kranken Mann zu besuchen mit dem geheimen Wunsche, vielleicht seiner Seele habhaft zu werden. Selbiger war jedoch dort nicht zu finden und niemand konnte oder wollte uns Auskunft geben.

An diesem Tage bot sich unseren Augen ein Schauspiel, das wir noch nie in Natal gesehen hatten, es war ein echt heidnisches Bierfest. In etwa dreißig Kraalen, die in einiger Entfernung auseinander lagen war Bier gebraut worden und große gebrannte Lehmtöpfe wurden damit gefüllt. Der dazu entsprechende Tanz war jedenfalls schon Wochen vorher geübt worden

Als erster Aufzug erschienen die Männer, etwa 300 an der Zahl. Alle ritten auf schmucken Basuto-Ponnies. Ihr Festanzug bestand aus einem Hemd und einer Wolldecke und die anderen trugen mehr oder weniger das Adamskostüm, d. h. nur um die Lenden hatten alle einen kleinen Schurz. Auf dem Kopfe hatten viele schwarze Federbüsche. Den Männern folgten die heiratsfähigen Burschen, ebenfalls alle zu Pferde. Der Königssohn hielt Aufsicht. Seine ganze Kleiderpracht bestand aus einem Hemd. Zu bemerken ist, daß hier die Schwarzen vielfach Pferde anstatt Rindvieh haben, die auf der Weide herumlaufen und Gras fressen ohne auch nur einen Stall nötig zu haben. Wenn die Männer einen Kraal erreicht hatten, so stiegen sie teilweise ab und teilweise blieben sie auf den Pferden und verkosteten so in langen Zügen von dem bereiteten köstlichen Naß. Wenn der Durst gestillt war setzte sich der Zug wieder in Bewegung zum nächsten Kraal.

Die dritte und wohl interessanteste Gruppe waren die Mädchen. Eine Partie war in Sesuto gekleidet und die andere in Amabaca. Fast ihre ganze Körperbedeckung war glitzernder Perlenschmuck. Alle hatten nur ein Handtuch um die Lenden geschlungen, das kaum bis zu den Knien reichte. Die Amabaca-Mädchen hatten am Halse lange gestreifte Bahnen von Stoff, sechs bis acht Meter lang befestigt und schleppten dieselben hinten nach. Auf dem Wege von einem Kraal zum andern schlangen sie den Stoff um sich. Sobald sie aber ihre Tänze aufführen wollten, traten die kleinen schwarzen Schleppenträger, die aus ganz kleinen Buben und Mädchen bestanden, ihren Dienst an und suchten die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bahnen immer schön auseinander zu halten. Die Haarfrisuren waren alle verschieden und die Perlen glänzten nicht wenig in den schwarzen Wolllocken. Die Sesuto-Mädchen trugen ebenfalls Handtücher um die Lenden und jede hatte vier bunte Tücher so groß wie eine Serviette rings herum am Gürtel befestigt, das heißt, nur an einem Zipfel, sodaß der andere Teil herunter hing und erst beim Tanzen recht zur Geltung kam. Die Beine waren noch von unten herauf bis beinahe zu den Knien mit Perlenschnüren und Blechschellen verziert. Von den letzteren waren etwa sieben an jedem Bein. Alle Mädchen hatten Messingpfeifen und weiße Kuhschwänze, die in der Luft geschwungen wurden oder sich senkten, wie die elastischen Körperschwingungen es verlangten, während sie mit ihren Blechpfeifen lärmten und die Schellen an den Füßen in Bewegung brachten. Die Sonne war glühend heiß und so rannen die dicken Schweißtropfen unaufhörlich zwischen den Perlenschnüren herunter. Als der Tanz beendet war, wurden schwere Bierkrüge in die Mitte gestellt und der kühlende Inhalt wurde sofort ausgetrunken. Jetzt ging es dem Männerzuge nach zum nächsten Kraal. Zwei heidnische Frauen waren die Führerinnen. Sie waren mit Ziegenfellen bekleidet, die mit Perlen verziert waren und um den Hals hatten sie drei Reihen kleiner Ziegenhörner. Zuletzt kam ein Troß von Gesindel, bestehend aus Weibern verschiedenen Alters mit Kindern groß und klein, von denen manche kaum laufen konnten und mit oder ohne etwas am Körper sich nachschlichen um zu schauen, ob die vorhergehenden Prozessionen etwas in den Töpfen gelassen hätten.

Die Heiden interessierten sich jedoch auch für die Schwester und umringten dieselbe, fühlten den Schleier an und schauten auf das Kreuz halb mit Mitleid und halb mit Entsetzen und stellten viele Fragen, wer der sei, der so angenagelt ist und warum die Menschen das getan hätten. Als sie hörten, daß die Sünden der Menschen schuld seien, sagten sie, daß sie nie etwas davon gehört hätten und daß sie auch nichts dazu getan hätten. Es war jedoch kein geeigneter Tag Erklärung zu geben und so versprachen wir es, ein anderes Mal zu tun. Nun ging es wieder auf den Heimweg zu dem wir mehrere Stunden brauchten.

Unterwegs bemerkten wir noch etwas Bemerkenswertes. Da waren auf einem Platze vier Buben mit fünf Hunden beim Vieh hüten. Der älteste Bube schien das Haupt zu sein und wollte uns zeigen, wie er seine Hunde dressiert hatte. Er tat einen Pfiff und die Hunde liefen was sie konnten und holten aus der Mitte einen scheckigen Ochsen heraus, der sich zuerst nicht wenig weigerte, aber ob er wollte oder nicht, er mußte heran und auf einen Wink trieben sie ihn wieder zurück und dann stellten sie sich wieder bereit für einen neuen Befehl. Der Bursche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulufrauen mahlen das Getreide und bereiten das Utschwahla-Bier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pfiff zweimal und in ein paar Augenblicken brachten sie zwei scheckige Kälber und dann auch wieder zurück. Er gab zum dritten Male drei Pfiffe und wieder ebenso schnell wurde ein weißer Ochse gebracht. Jedenfalls hatte jeder Ochse sei verschiedenen Pfiffe und es zeigt, was für ein gewecktes Volk die Amaxosa sind. Als die Sonne gerade unterging, erreichten wir wieder Mount Frere sehr ermüdet und erhitzt., jedoch mit der Hoffnung, daß dieser Missionsgang nicht umsonst gewesen sein wird. Und richtig, schon am nächsten Tage kam eine Heidin von dort gelaufen und lud uns ein, wieder zu kommen und ihnen etwas über das Kreuz zu erzählen. Möge Gott geben, daß es in dieser Gegend bald aufgepflanzt wird und das Christentum tiefe Wurzeln schlage.

Das nächtliche Gebet

Von P. Solanus. R. M. M.

..... und er brachte die Nacht im Gebete zu, berichtet uns die Hl. Schrift von Jesus.

Vier große Nächte im Leben Jesu sind besonders heilig, nämlich: die Nacht der Geburt Christi; die Nacht am Ölberg; die Todesnacht auf Kalvaria und die Nacht seiner Auferstehung zu Ostern. Wahrlich, ernste große, heilige und gnadenreiche Nächte!

Es war im Monat Juni dieses Jahres 1928, so erzählt mir ein Mitbruder, der Missionar auf der Station N. N. ist, als mir an einem Samstag Morgen ein Mädchen ein ganzes Bündel Briefe mit verächtlicher und siegesbewußter Miene übergab und sagte: „Tu das mal lesen —"

Ich ging auf das Zimmer und fing an zu lesen. Es waren 22 Seiten voll geschrieben, nichts als Spott und Hohn und Drohung gegen mich.

Dieses Mädchen hat die Regierung als Lehrerin angestellt und zahlt ihr monatlich 70 Schilling Lohn. In den profanen Fächern steht diese Schule gut, aber was Katechismus oder Biblische Geschichte und die Sittlichkeit der Kinder anbelangt, so liegt alles sehr im argen. Es ist das ganz natürlich und es muß so kommen, wenn ein hiesiger Lehrer nur Schule hält wegen des Gehaltes und um bei dem Schulinspektor gut zu stehen.

Ist die Schule aus, so greift unsere Lehrerin nach dem Spiegel, dem Kamm, der Pomade und nach den Haarnadeln und nun werden die Haare gekämmt und gedreht und ganz entsetzlich groteske Figuren gemacht, worin die Wilden Afrikas große Meister sind.

Manche von diesen entsetzlichen Figuren erinnerten mich an die Haartracht der polnischen Juden in Galizien, an die Frisuren der

Zigeuner und Drahtbinder der Ungarischen Steppen und an die der wandernden böhmischen Musikanten.

Nachmittags ließ ich diese merkwürdige Lehrerin rufen und gab ihr die 22 Seiten zurück, ohne auch nur ein Wort zu sagen und ging dann zur Kirche. —

Es kam die Nacht und ich ging zu Bett. Nach Mitternacht wachte ich auf, kroch aus dem Bett heraus und betete für das irrende Schaf einen Rosenkranz, dann noch einen und noch einen, sodaß der Psalter voll war, schickte dem stolzen Herzen den hl. Segen und dem dicken Kopf der Lehrerin ein paar Tropfen Weihwasser und kroch wieder ins Bett und schlief weiter. Da weckt mich ein Klopfen an der Türe. Ich stehe auf, hänge den Mantel um, mache die Türe auf und frage, wer da ist und was es gibt.

Es war die Lehrerin, die an der Türe stand und sagte: „Vater, ich möchte beichten."

„Du hast mir ja erst gestern diesen Schmähbrief von 22 Seiten geschrieben, wie vereinbart sich das jetzt mit einer hl. Beicht?"

„Vater mir brennt das Herz und es schwirrt mir der Kopf, ich habe die Schmähbriefe verbrannt und ich bitte um die hl. Beicht."

„Nun gut, bereite dich gut vor, beruhige dein Gemüt und wenn es Tag geworden, dann kannst du beichten." Und so geschah es auch. Soweit unser Gewährsmann und Mitbruder.

Fürwahr, der göttliche Heiland hat nicht umsonst das nächtliche Gebet gepflegt. Auf dem nächtlichen Gebete ruht ein ganz besonderer Segen.



„. . . Niemand muß für so arm und so nakt angesehen werden, niemand für so schwach und dürstend, als jene, die der Erkenntnis und der Gnade Gottes bar sind. Jedermann muß auch mit Leichtigkeit einsehen, daß jene, die den Ärmsten aller Menschen Mitleid erweisen, der göttlichen Erbarmungen und Belohnungen nicht verlustig gehen können." (Rundschreiben des Hl. Vaters Pius XI. über die Förderung der katholischen Missionen.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Notizen eines katholischen Missionsarztes

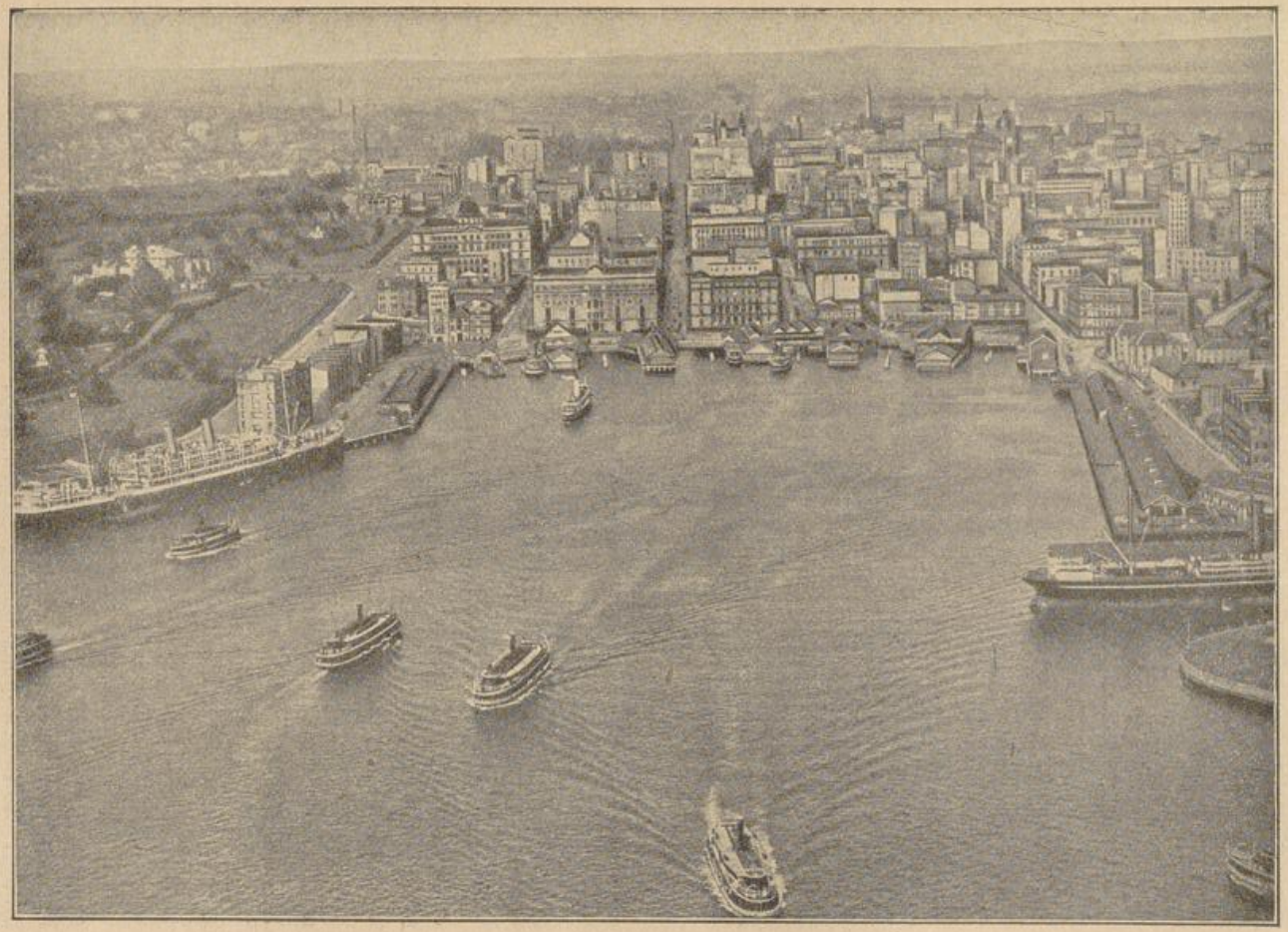
Vor einigen Wochen war ich in der glücklichen Lage, einen missionsärztlichen Kollegen bei mir zu haben, Dr. J. Pattis, jetzt in Rhodesia, der das tägliche Leben und die tägliche Arbeit mit mir teilte. Mehr als je kam ich zur Überzeugung, daß Missionsärzte ebenso wie Missionspriester stets zu zweit arbeiten sollten. Es ist ganz klar, daß die Zusammenarbeit von zwei Missionsärzten von greifbarerem Nutzen sein würde als die Einzelarbeit von drei oder vier solchen Ärzten. Bei den Missionspriestern existiert die Regel, daß auf jeder Station stets zwei beisammen sein sollten, wenn auch die Not gebietet, diese Regel mehr durch die Ausnahme als durch die Beobachtung zu bestätigen. Was die Missionsärzte betrifft, so stehen wir dem Beginn der Entwicklung noch zu nahe, als daß wir für jetzt mehr erwarten dürften als hie und da einen einzelnen Missionsarzt auf den größten Stationen. Nach meiner Überzeugung aber verlangt der praktische Nutzen, daß die Ärzte sobald als möglich paarweise arbeiten.

Während wir beisammen waren, stellte sich eine Anzahl Operationsfälle ein, die wir zusammen in Angriff nahmen. Zusammen besprachen wir noch manche andere Fälle und missionsärztliche Probleme im allgemeinen, ein außerordentlich wertvolles Erlebnis. Zweimal trafen sich alle drei Mariannhiller Missionsärzte 130 Meilen landeinwärts im Hauptquartier von Dr. Kohler zur Vornahme von Operationen.

Im Dezember vorigen Jahres brach eine kleine Typhusepidemie in unserer Knabenschule aus. Innerhalb weniger Tage traten 15 Fälle auf. Die Vorsichtsmaßregeln jedoch, die mit der gütigen Ministerialabteilung für Gesundheit getroffen wurden, verhinderten neue Fälle in der Folgezeit. Die Missionsdruckerei lieferte schnell große Regelplakate in Zulu zur Verhütung der Krankheit. Diese wurden überall aufgehängt und streng auf ihre Beobachtung gesehen.

Wie es scheint, sollen wir auch die Ehre haben, uns so gut wir können, manchen Schwesternklöstern in Natal und Zululand nützlich machen zu dürfen. Gerade vor Weihnachten brachte man uns eine Schwester eines Klosters im Norden, die sich einer ernsten Operation unterziehen mußte. Gott sei Dank hat sie sich davon gut erholt. Verschiedene Schwestern eines anderen Ordens, die öfter in Mariannhill sind, haben sich auch unserer Behandlung anvertraut. Ein dritter Orden bat um unseren Besuch, und mit der Hilfe des Ortsarztes operierten wir drei Schwestern. Augenblicklich haben wir im Spital eine eingeborene Lehrerin, von einem Kloster eines vierten Ordens uns gesandt zur Vornahme einer schwierigen Operation. Rechnen wir unsere eigenen Schwestern vom Kostbaren Blut hinzu, so hatten wir kürzlich die Ehre, für fünf verschiedene Schwesternkongregationen arbeiten zu dürfen. Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Hafen von Sidney, wo vom 5. — 9. September der eucharistische Kongreß stattfindet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alle versichern uns ihres eifrigen Gebetes. Wieviel Segen für unser Werk dürfen wir da nicht in Zukunft erhoffen!

Bald nach Weihnachten wurde auf unserer Missionsstation Lourdes ein „Katholisch-afrikanisch-sozialer Kurs" abgehalten und war von 200 Lehrern besucht. Dabei durfte ich fünf Vorträge über „Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen" halten. Eine aufmerksamere Zuhörerschaft hätte ich mir nicht wünschen können. Zuversichtlich hoffen wir, daß die meisten Lehrer nun wenigstens eine Ahnung von den Elementargrundsätzen der Präventivmedizin haben und diese Ideen auch auszubreiten sich bemühen werden. Alle behandelten Gegenstände fügten sich großartig ineinander. So ist z. B. die Armut die Ursache für einen großen Teil von Krankheiten. Viele Vorträge nun erklärten, wie durch das praktische Genossenschaftssystem die Eingeborenen ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse aufbessern könnten. Andere Vorträge lehrten die besten landwirtschaftlichen Methoden zur Erzielung von besseren und abwechslungsreicheren Ernten, Milchwirtschaft, Bienenzucht usw. Die Kenntnis von Gesundheitsregeln unter den Eingeborenen nimmt immer mehr zu. Zu unserer Freude hat unsere katholische Zeitung für Eingeborene, die Izindaba Zabantu (in vier Sprachen), dieses Jahr begonnen, eine Artikelreihe über diesen Gegenstand zu veröffentlichen.

Dr. K. F. Mac Murtrie.

Schutz unseren Glaubensboten

In einem großen Missionsrundschreiben (Rerum ecclesiae gestarum) empfiehlt Papst Pius XI. die missionsärztliche Tätigkeit ganz besonders als Mittel um die Heiden für Christus zu gewinnen. Der medizinischen Abteilung war darum auch im Jahre 1925 ein ganz besonders weiter Raum bei der vatikanischen Ausstellung in Rom gewidmet. Es war aber auch vor allem die Absicht des Papstes, dadurch die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den so nötigen gesundheitlichen Schutz des Missionspersonals zu lenken. Reiche Ernte hält unter ihm ein früher Tod infolge des Mangels an sachgemäßer ärztlicher Hilfe. In einer indischen Mission muß man schwerkranke Missionare oder Schwestern in Tragkörben auf dem Rücken von Männern 3—4 Tage weit über Stock und Stein, auf gebirgigen Pfaden und durch Flüsse tragen lassen, um den nächsten Arzt zu erreichen. Im Innern Afrikas ist das oft noch schlimmer. Von den Gilbert-Inseln schreibt ein Missionar, daß er von den zwei nächstgelegenen Ärzten dringend eine Medizin erbat. Bei den weiten Entfernungen und schlechten Verbindungen traf sie von dem einen nach zweieinhalb, von dem anderen nach achteinhalb

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Monaten ein. Wenn man bedenkt, was die lange Studien-, Ausbildungs- und Vorbereitungszeit kostet, wie schwer und unter welchen Auslagen neues Missionspersonal herbeigeschafft werden muß, wie lange es braucht, bis entstandene Lücken ausgefüllt und andere Kräfte wieder eingelebt sind, dann dürfte es wohl als kein Luxus erscheinen, auch das wertvolle Gesundheitskapital der Missionare durch ärztliche Fürsorge entsprechend zu schützen und sich nicht einfachhin in Gleichmut mit Verlusten abzufinden, als ob sie unvermeidlich wären und notwendig zu dem zu zahlenden Preis des missionarischen Opferlebens gehörten.

Es bedeutet darum eine große und wertvolle Hilfe für das Missionswerk, daß im missionsärztlichen Institut zu Würzburg Ärzte ausgebildet werden, die außer der Arbeit im Dienste des Apostolates sich auch die gesundheitliche Obsorge für das Missionspersonal angelegen sein lassen. Die Förderung des Institutes sollte darum die Herzensangelegenheit eines jeden Missionsfreundes sein.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürichers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!“ Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch herüberkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen.“ Dann setzte er kalt bei: „Ins Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden.“

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schickt mir Morgen meinen Sohn zurück.“

„Nicht einmal die Hand zum Abschiede!“ — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken.“ Hastig verließ er das Haus.

Bald ertönte der Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch dieses Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen.“

Kolin eilte zu Ammann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwielichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater sagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet.“ Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben.“

Hedwig holte ihre Harfe herbei und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sang nach kurzem Vorspiel mit einfachem, frommem Ausdrucke:

„In deinen Schutz und Schirm wir fliehn,
O heilige Gottesgebärerin!
In allen Nöten woll' zu uns stehn.
Verschmäh nicht deiner Kinder Flehn,
Verscheuche jegliche Gefahr,
Du Jungfrau stark und wunderbar.
Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,
Barmherzigkeit und Mittlerin."

„Amen", sagte Kolin, als der letzte Ton verklungen. „Hedwig, bete für Wolfgang; er wird in diesen Tagen unseres Gebetes bedürftig sein."

II. Vom Feinde umgarnt

Edlibach hatte Zürich am späten Abende erreicht. Sofort ritt er zum Bürgermeister, um über seine Sendung Bericht zu erstatten. In der Frühe des andern Morgens war außerordentliche Ratssitzung; auch Zwingli wohnte ihr bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach vom Rathause heim. Er legte Halskrause und Kette auf den Tisch und sagte zu Regula, der alten Magd, die ihm behilflich war, das bequeme Hauskleid anzulegen: „Rufe mir den Wolfgang!"

„O der junge Herr Kolin wird gleich hier sein", sagte die Alte. „Er war die ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der Herr Säckelmeister aus den Kantonen für eine Zeitung bringen werde. Der Herr hätte ihm auch heute früh — doch nein, ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen vor, und gar so wichtige! man munkelt ja, der Zwingli habe es durchgesetzt, daß nun einmal Krieg sein müsse", — hier machte das neugierige Mütterchen eine Pause, und als statt einer Antwort ein strenger Blick des Ratsherrn sie traf, sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckelmeister nicht aushorchen! Übrigens weiß der Herr, daß die alte Regula nicht eine von denen ist, die alles an die große Glocke hängen. Nein, nein, das tu' ich nicht!" So redend trippelte sie von dannen.

Bald ging die Türe auf, und ein schlanker Jüngling von kaum zweiundzwanzig Jahren trat ein, in der Tat eine Gestalt voll frischen Lebensmutes. Edlibach reichte dem Jüngling schweigend die Hand, und dieser fragte hastig: „Was bringt Ihr mir Gutes von Zug?"

„Den Krieg", lautete die kurze Antwort.

„Unmöglich!" rief Wolfgang. „Mein Vater kann den Untergang der Schweiz nicht wollen."

„Und doch wählt er den Krieg. Nimm Platz, ich will dir alles erzählen." Der Patrizier zog den Jüngling auf seine Seite auf einen Stuhl. Dann setzte er ihm auseinander, wie die fünf Kantone um keinen Preis die Predigt des Evangeliums gestatten wollen; wie dieselben, was sein eigener Vater eingestanden, den alten Bünden entgegen sich mit König Ferdinand eingelassen, offenbar um das lautere Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch am letzten Sonntage gepredigt, „nicht dem Großtürken, nicht dem Woiwoden gelte die Rüstung des Österreichers, sondern der Bekämpfung des gemeinen evangelischen Wesens."

„So geht denn", schloß der Züricher Patrizier, „die Einheit und wohl auch die Freiheit der Schweiz, für welche unsere Väter so viel Blut vergossen, an dem Starrsinne der Waldstätte zu Grunde, wenn nicht Zürichs rasches Handeln und scharfes Schwert Rettung bringt. Die Lehre Zwinglis will ich dir nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat sie in öffentlichem Religionsgespräch aus der göttlichen Schrift erwiesen. Daß im päpstlichen Regimente mancher Mißbrauch herrscht, auch vieles sich auf eitel Menschenwort gründet, wird kein Vernünftiger bestreiten. Und doch soll um dieses Pfaffentruges willen das Vaterland zerstört werden!"

Die Worte Edlibachs weckten einen mächtigen Sturm in der Brust des Jünglings. Obschon mitten im Glaubensstreite aufgewachsen, war ihm nie die Ahnung gekommen, daß dieser eine so ernste Gestalt annehmen werde. Mit vielen hatte er bis dahin die Hoffnung gehegt, die Parteien würden sich aussöhnen; das Falsche und Unwahre, welches sein klarer Verstand in der Lehre Zwinglis erkannte, werde ausgeschieden und verlassen; aber auch auf der andern Seite müßten die Mißbräuche beseitigt werden, welche die Kirche Gottes entweder wirklich entstellten oder ihr in jenen Tagen massenhaft angedichtet wurden. Diese Ansicht hatte in dem Herzen des Jünglings um so leichter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wurzel gefaßt als sie mit seinen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang teilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm teuer; hier hatte er seit dem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung geweilt und war im Hause

So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen heftigen Kampf in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie feindlich gegenüber. Auf welche Seite sollte er sich jetzt stellen? Auf der einen Seite fiel



Unser tägliches Brot gib uns heute!

Edlibachs fast wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Großmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, welcher den heranwachsenden Jüngling in die Handelsgeschäfte einführte.

der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Wagschale, aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen. Auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und Freiheit des Vaterlandes scheitern könnten. Die Lehre Zwinglis ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber der Bundesbruch der Kan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tone — denn dafür hielt er gleichfals ihr Bündnis mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitssinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patrizier beobachtete mit scharfem Blicke den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Billigst auch du das Bündnis mit Ferdinand?"

„Nie — solange ich lebe!" rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern."

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Äußerste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Überzeugung nicht zum Opfer bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?"

„Unbedenklich!" sagte Wolfgang rasch.

„Gut", erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblick sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes „Lebewohl" sagen."

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter des Patriziers in einem Erkerfenster am Stickrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes", redete er die Tochter an, „Wolfgang will uns verlassen."

„Ihr scherzt nur, lieber Vater", sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze auffahrend.

„Nein, liebe Agnes", erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf bestimmte Zeit „Behüt' Gott" sagen. Morgen reite ich nach Zug."

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ den beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr tut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmal sähet, und doch wohnt ihr nun so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht allzuschwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemütliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrot bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute Abend werden die Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir, Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken."

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin", sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schnöden Abschied! — Dein Sohn ist unser."

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes", hob er endlich zagend an, „wirst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?"

Als der Jüngling aufschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geschenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Stickrahmen. Agnes liebkoste die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern."

Da fragte der Jüngling mutiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euern Glauben nicht annehme?"

„Ei", sagte das Mädchen verwundert, „du hast ja neulich dem Vater versprochen, unsern Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleiches täten, weil ja, wie du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet."

Wolfgang wollte anwarten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Abendessen die blanken Teller zurecht. Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Eingeladenen, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andere junge Patrizier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Großmünsterschule besucht hatten. Der Becher kreiste fröhlich, und der perlende Neftenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Ehren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Züricher redeten viel und hitzig vom „lautern Gotteswort", vom „papistischen Unrat", von den „bundesbrüchigen Kantonen"; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheidetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hände, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile gesteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Gäste.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Großmünsterturm herab schlagen. Es war ihm eigentümlich zu Mute. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild für Bild an seiner Seele vorüber und verscheuchte den Schlummer von seinen Augen. Er fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten?

Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Butzenscheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf dem Arm. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren von Rats wegen die Bilder in den Kirchen zerbrochen wurden. Jetzt kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte blaß erhellte Bild schaute ihn gar ernst und wehmütig an. „Heilige Maria", sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen." Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und kühlte seine glühenden Wangen. Alles war still; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Majestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen, wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Kaum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Waldmann das Einfügen der letzten Steine die Türme zum Abschlusse gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Turme die Riesengestalt Karls des Großen, des Stifters, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht. Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held dereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit gezücktem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs teilhaftig zu machen. „Nein", antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben."

Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg", den trotzigen Gefängnisturm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Kahne gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volksweisen zur Laute gesungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Kahne; aber noch viel Volk, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzten. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobenem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn; aber der Recke zerschmetterte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit dem ersten Streiche den Kahn, und alle waren am Versinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Muttergottesbild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand, zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten: „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln bringen!" In diesem Augenblicke wurde der Jüngling durch lautes Pochen an die Türe geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnte, die Sonne steige bereits hinter den Bergen herauf. Rasch warf sich Wolfgang in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz, aber herzlich, wenigstens von seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch vielliebe Grüße mit an seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt' Gott" und „Auf Wiedersehen", und der Jüngling schwang sich in den Sattel.

Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wamse mit den weißen Schlitzen, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhause vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein Auge zum Münsterturme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgensonne verklärt, schaute die Riesengestalt majestätisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flammte wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmetbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Rößlein an eine Buche und setzte sich am Waldessaume in den Schatten einer Haselstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach Nord, West und Ost ein wunderbarer Fernblick. Tief unten lag der liebliche blaue Zürchersee mit seinem frischgrünen Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf einen Punkt, auf die stolzen Türme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so teuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte:

„Agnes muß mein Weib werden um jeden Preis!"

„Auch um den Preis meines Glaubens?" fragte sein Gewissen.

„Nein, nein!" — „Aber darum wird es sich auch nicht handeln", suchte er sich zu beruhigen.

III. Auf abschüssiger Bahn

Wolfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlicher Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu gehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, da Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nötig es sei, das Herz des Bruders die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie tat dies um so mehr, als ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel. Sein sonst so fröhliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernste gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren!

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rates auf eine Tagsatzung nach Luzern geritten. Plötzlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ah, Wolfgang! Gut, daß du da bist. Der Züricher Ketzer hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Edlibach im Auftrage des Rates von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt heute noch mit unserem Aufgebote gen Kappel!" Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathaus.

Eine Stunde später liefen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rates, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Vesperläuten auf dem Platze unter der Linde zu versammeln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hätten. Was wollte Wolfgang tun? Die Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffnen. „Im Lager", dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Edlibachs zu wirken."

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Tags darauf, es war am zehnten des Brachmonates, traf auch das Hauptbanner an der Züricher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Züricher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Glarner Landammann Ubli, zu vermitteln, und mit Not kam auf den Tagen zu Aarau und Steinhausen der „Landfriede" zu stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündnis mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes willen diesen Bund mit Österreich auf! Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zermalmen. Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündnis mit Ferdinand."

„Es handelt sich wohl um den Glauben", hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „der Bundesbrief mit Ferdinand ist nur ein Vorwand, um das Gehässige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen auch diesen Vorwand entwinden."

„Gott sei Dank!" hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinen klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben beteuert und ich glaube deinem Worte. Aber", fügte er mit erhobenem Finger bei, „nimm dich in acht! Ich kenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen." Und als Kolin sah, wie Wolfgang errötete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Edlibachs Tochter."

Damit hatte er den Jüngling seinen Gedanken überlassen.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen.

Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle bebauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes, und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachtetsten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Auch dann nahmen bei der Einfachheit des Rezimentes die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitläuften wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venezianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet: jetzte dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können."

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Züribote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die Aufschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He", sagte der Peter, „ich dächte doch, das Briefchen wäre des Botenpfennigs wohl wert."

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier!" Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbätzner, so wahr ich der Zürichbote bin", rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte ja, daß das Briefchen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?"

„Gewiß, Peter, sprecht morgen vor", sagte Wolfgang.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Brief war wirklich von Agnes Edlibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sankt Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Adligenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „alter Jugendgesell, auch vielliebster Bruder und Gespiele", auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jüngling lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Dutzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Aktenstücke beschäftigt war.

„Vater", rief er, die Türe aufreißend, „die Edlibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese."

„Wer schreibt?" fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes", erwiderte Wolfgang errötend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin."

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Änderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!" rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will keine Zwinglianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Edlibachs Hause. Und jetzt nun einmal gar nicht. Der Säckelmeister Edlibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir."

„Vater, Ihr seid unbillig", sagte Wolfgang voll Unmut.

„Verblendeter Knabe!" erwiderte der Bannerherr.

„Edlibach ist ein Ehrenmann", fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch das Leben gerettet —"

„Und jetzt hat er seinen Glauben verleugnet", unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Jetzt kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!"

Glühend heiß schoß dem Jünglinge das Blut in das Antlitz und Tränen traten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der streng vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstickte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwebte. Zitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürmte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfade zwischen Haselhecken berganſteigend den schönen Buchenwald erreicht hatte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großenteils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag; die Landschaft lag mild und klar da; nur im äußersten Westen schwebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Tale der Reuß. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falbes Blatt von seinem Zweige. Zitternd fiel es nieder, und der Waldbach, der in kecken Sprüngen längs des Pfades von Felsblock zu Felsblock eilte, nahm es mit und trug es talwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knupperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er sah aber nichts von all der Schönheit und dem milden Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur widerspiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

Am glatten Stamm einer hohen, weitgeästeten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Busen, und er rang nach einem Entschlusse. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!" Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle wie ein Mann!" Und dann trat Agnesens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Alsdann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und barg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusuchen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischerstuben". Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Eckhause gegenüber, „zum Schwanen", abstieg. In der Fischerstube vermutete Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirtin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in den düstern, von einem Kienspane nur dürftig erhellten Hausflur treten sah. Mit gewaltigen Knicksen empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herrn", wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrens sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?" war die Frage.

„O ja, der sitzt im hinteren Stübchen und läßt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zeche machte, warf er einen blanken Sechsbätzner auf den Tisch — so hoch hat er's nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen. — Peter! reib dir den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat mit dir zu schaffen."

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling in ein Hinterstüblein eintreten und schloß die Türe, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen, und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling und erklärte ihm, wie er inskünftig die Briefe von Zürich ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben sollte.

Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe", sagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen —"

„Still!" rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirtin es hört, so weiß es morgen die ganze Stadt."

(Fortsetzung folgt.)

Helft mit an der Ausstattung des Pius-Seminares in Würzburg. Alle Vertretungen nehmen auch die geringsten Gaben dankbar entgegen!

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus" wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Kleinrinderfeld H. H.: Herzlichsten Dank der lb. kleinen hl. Theresia für große Linderung der Nervenschmerzen.

Breslau M. W.: Innigen Dank dem hl. Joseph, der Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und zu Ehren des mit dem Tode ringenden Herzen Jesu. Zum Dank für erhörtes Anliegen in 10 jähriger Wohnungslosigkeit und Geldnot.

München: . . . Mark Almosen zum Danke für wunderbare Hilfe beim Abitur zu Ehren der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, Judas Thaddäus, hl. Antonius und der kl. hl. Theresia und um Bitte für weitere Hilfe.

Bl. S.: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für auffallende Hilfe in zwei schweren Anliegen. Mark . . . zur Heranbildung von Missionspriestern. Weitere Bitte um glückliche Lösung einer wichtigen Berufsangelegenheit.

Bobenheim: . . . Mark Antoniusbrot. Dem hl. Antonius Dank für Erhörung in mehreren Anliegen.

Friedrichheim: . . . Mark Missionsalmosen als Dank und Bitte zu Ehren der Maienkönigin, des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J.

Eggolsheim: Almosen Mark . . . zum Dank. Die armen Seelen haben geholfen.

Kötsch: Der hl. Antonius hat geholfen in einem Ohrenleiden.

Bohlingen: Besonderen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schwerem Anliegen.

Kasan: Dank der hl. Theresia v. K. J. für wunderbare Hilfe in schweren Augenleiden.

Weiden Th. M.: . . . Almosen mit der Bitte um das Gebet zum hl. Joseph, der lieben Mutter Gottes und zum hl. Antonius um Wiedererlangung der Gesundheit und in einem besonderen Anliegen.

Dietersch: Dem hlst Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und der hl. Theresia v. K. J. sei Dank gesagt für den Schutz und die liebevolle Hilfe in meiner Krankheit, so daß ich jetzt wieder gehen und zur Kirche kommen kann.

Tuntenhausen: . . . Mark Almosen zum Dank für die Hilfe in der Krankheit dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und dem hl. Joseph.

R. b. M.: Übersende der Mariannhiller Mission . . . Kronen mit der Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und Antonius, der kl. hl. Theresia um Wiedererlangung der Gesundheit.

Irlach: Herzliches Vergelts Gott für die Gabe von . . . Mark.

Lemberg, K. D.: . . . Mark als Opfer für die Mission aus Dankbarkeit dem hlgst. Herzen Jesu und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung der Bitte in wichtiger Angelegenheit.

Regnitz: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius für Hilfe in sehr schlimmer Krankheit. . . . Mark Antoniusbrot beigelegt.

Oppeln: Tausendfachen Dank dem hl. Antonius, der hl. Rita, der Mutter Gottes von Czenstochau, der Himmelskönigin, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und allen armen Seelen in einem schweren Anliegen. Sie haben wunderbar geholfen. . . . Mark Antoniusbrot beigelegt.

Dresden: Dank der lb. Gottesmutter für Heilung im Halsleiden.

Konstadt: Als Dank der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in einer glücklich überstandenen Operation meiner 68 Jahre alten Tante. . . . Mark Almosen für die Mission sind beigelegt.

Leobschütz: . . . Mark Missionsalmosen zu Ehren der lb. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. um Wiederfindens meines verlorenen monatlichen Einkommens. Weiteres Almosen und Veröffentlichung gelobt.

Lindlar: Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für glücklich überstandene Operation. Zum Dank . . . Mark zum Loskauf eines Heidenkindes auf den Namen Joseph.

Saarlouis: War eineinhalb Jahre wegen Gesichtsleiden in ärztlicher Behandlung, jedoch ohne Erfolg. Ich nahm meine Zuflucht zur lb. Gottesmutter und zum hl. Joseph, worauf ich in kurzer Zeit wieder hergestellt war. Sende hiermit das versprochene Missionsalmosen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dene Mitteilungen, worüber man sich erst nach einigem Nachdenken klar wird. Sie lautet in der Übersetzung: „Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, meinen Freunden und Bekannten mitzuteilen, daß meine geliebte Frau gerade in dem Augenblick gestorben ist, als sie mir einen Sohn schenkte, für den ich nun eine Pflegerin suche, bis ich eine neue Lebensgefährtin finde, jung, schön und im Besitze von etwa 20 000 Dollar, um mir bei der Leitung meines bekannten Wäschegeschäftes behilflich zu sein, das ich meinen Kunden bei dieser Gelegenheit in Erinnerung bringe, zumal ich jetzt einen Ausverkauf zu Gelegenheitspreisen veranstalte, bevor ich mein Geschäft in das Haus verlege, das ich jetzt in der 12. Avenue habe bauen lassen, in dem auch noch einige Appartements frei sind, die ich für 500 Dollar vermieten will, und für das ich auch noch einen Portier suche."

Über das Einkommen amerikanischer Sportgrößen. Der Schwergewichtschampion Tunney bezieht ein jährliches Einkommen von 1 Million Dollars, Dempsey, ebenfalls Schwergewichtschampion, 400.000 Dollars, Tex Rickard, Veranstalter von Sportwettkämpfen, 300.000 Dollars, Babe Ruth, Baseball, 150.000 Dollars, Gertrude Ederle, weibliche Meisterschwimmerin, 60.000 Dol., Hagen, Golfchampion, 40.000 Dollars. Mindestens ein Dutzend Baseballspieler bezieht Gehälter von 20.000 bis 30.000 Dollar jährlich. Der Golfchampion Hagen hat ein drei- bis viermal so großes Einkommen als der Gouverneur des Staates New York. Gertrude Ederle durchschwamm den Ärmelkanal, und sofort wurden ihr Kontrakte von Vaudeville-Konzernen, Zeitungssyndikaten und Badeanzugsfabrikanten im Gesamtbetrage von über eine Million Dollars angeboten. Suzanne Lenglen verdiente auf ihrer Tennistour 50.000 Dollars. An Eintrittsgeldern bringen ein: ein Meisterschaftsboxkampf durchschnittlich 2,000.000 Dollars, ein Fußballspiel 1,000.000 Dollars, ein Baseballspiel 200.000 Dollars, ein Billardturnier 500 Dollars und ein Schachturnier gleichfalls 500 Dollars.

Briefauszüge

Duisburg — Saar: Herzlichen Dank für Gebeterhörung der lb. Gottesmutter, St. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. Sende das Patenschaftsgeld zur Taufe eines Heidenkindes.

Dülken: Der kl. Theresia v. K. J. herzlichen Dank für Erhörung des Gebetes.

Hackenburg: Herzlichen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus für oftmalige und auffallende Hilfe in einem Anliegen, das mir schon so viel seelischen Kummer machte.

Rötgen: Innigen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der kl. Theresia v. K. J. für Erhörung in einem hoffnungslosen Anliegen.

Saarlouis: Sende ein Scherflein und sage zugleich innigen Dank dem heiligen Antonius für Wiederfindung verlorener Sachen.

A. A. Mir drohte lange Zeit eine schwere Krankheit. Ich betete zum hlgst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius und wurde dadurch von dieser Krankheit befreit.

M. i. R. Dem hl. Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen sage ich an dieser Stelle herzlichen Dank für erlangte, wunderbare Hilfe in schwerem Anliegen.

Weilheim: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria Hilfe der Christen, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Judas Thaddäus für Genesung meines Kindes von einer schweren Krankheit. Veröffentlichung und ein Heidenkind zu taufen war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Eine Abonnentin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, zum hl. Joseph um Hilfe in einem Kopf- und Seelenleiden und mehreren Anliegen. Nach Erhörung ist Veröffentlichung versprochen.

Kirchdorf: Eine schwergeprüfte Frau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augsburg: Für einen kranken Priesterkandidaten.

Oberl.: Eine kranke Wohltäterin.

Gangkofen: Eine Abonnentin bittet um eine Novene zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zum hl. Antonius in verschiedenen Anliegen.

Reigersdorf: Eine langjährige Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zu Ehren der hl. Familie und zum hl. Wendelin um Glück im Haus und Stall.

Beilngries: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Notburga um Erlangung eines guten Dienstboten.

Königstein: Herzliche Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in schwerem Anliegen.

Um Hilfe in Magenleiden.

Gießen: Für ein schwerkrankes Kind um Genesung. . . . . Mk. Antoniusbrot und Heidenkind.

F. M. in A.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, sowie zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Hilfe in schweren geschäftlichen Angelegenheiten. Bei Gebetserhörung trifft versprochenes Almosen ein.

H. T., Strehlitz: Bitte um Gebet um Genesung von der Krankheit. Herzliche Bitte zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J., und zum hl. Jud. Thad. um Erhörung einer Bitte. Nach Erhörung Veröffentlichung und Almosen gelobt.

Kl. Helmsdorf: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur hl. Familie, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J. und zum hl. Judas Thaddäus um Heilung ihrer Schwester von einem schweren Magenleiden und um Hilfe in mehreren schweren Familienanliegen. Nach Erhörung ist Veröffentlichung versprochen.

Dresden: Bitte um das Gebet in zwei großen Anliegen zur hl. Familie, hl. Antonius, hl. Andreas und zur heil. Theresia v. K. J. Bei Erhörung ist Veröffentlichung sowie Beitrag für die Mission versprochen.

Gangkofen: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, hl. Jud. Thaddäus, hl. Theresia v. K. J., zur lb. Muttergottes von Altötting und zu den Armen Seelen in zwei schweren Anliegen. Bei Erhörung folgt Missionsalmosen.

Wiedergeltingen: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Anna in einem großen Anliegen.

Hohenpeissenberg: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Monika um eine gute Entbindung.

Driesen: Dem Gebete der Verg.-Leser werden vier große Anliegen empfohlen.

Geseke: Eine Vergißm.-Leserin bittet in einem schweren Anliegen um das Gebet.

Weilerswist: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, z. hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph und zum hl. Herzen Jesu um Hilfe in einem schweren Anliegen und um Arbeit für ihren Mann.

Die Verg.-Leser werden gebeten, für einen verirrten Priester zu beten.

Zaborze: Eine Verg.-Leserin bittet die Leser des Vergißmeinnicht um ein Ave Maria zur lb. Gottesmutter, hl. Antonius, hl. Joseph, zu den 14 Nothelfern und zum hl. Jud. Thaddäus um baldige Lösung eines Verkaufes. Ein größeres Almosen ist versprochen.

Piastenthal: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in mehreren Anliegen zum hl. Herzen Jesu und zur Mutter Gottes.

Honnef: Eine langjährige Abonnentin bittet in einer langen Krankheit um Gebetshilfe. Bei Erhörung ist die Taufe eines Heidenkindes versprochen.

N. N.: Eine Verg.-Leserin bittet dringend um das Gebet in einer Gerichtssache.

N. N.: Zwei Schwestern bitten um das Gebet zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph, zur lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in schwerer Operation ihres Vaters und glücklichen Geschäftsgang.

Niederzissen: Eine Familie bittet in einem besonderen Anliegen um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia und zum Bruder Jordan Mai.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur immerwährenden Hilfe der Christen, um eine vollkommene Gesundheit für die ganze Familie und um Einigkeit unter den Geschwistern zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius. In einem ganz besonderen Anliegen zum hl. Herzen Jesu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Emmerich: Augusta Greve. Sie war bis in ihr hohes Alter eine unermüdliche Förderin unserer Mission.

Köln-Nippes: Ign. Schneck. Krah: Ww. Kefenförster. Malberg: Frau M. Schon. Imgenbroich: Karl Mertens. Hattingen: Frau Lise. Lippspringe: Fr. Ehl. Witzerath: Louise Offermann. Seppenrade: Frl. Klara Farwick. Essen: Heinr. Sausen. Essen-Borbeck: Wilh. Kreul. Krefeld-Oppum: K. Fendler. Kevelaer: Herhard van Straelen. Arnstein: Frau Babette Leußer. Freudenfier. Berlin-Schöneberg: Mar. Stary. Oppeln: Fr. Dr. Simon. Neustadt: M. Pohl. Breslau: Theresia Klimpke, Hedw. Wendelstadt. Nasdorf: Heinrich Kothe, Aug. Kraus, Johanna Hoffmann. Coesfeld: Kath. Menrad. Burgstall: Adelg. Leikeim. Oberleichtersbach: Maria Art. Westerheim: Therese Heim. Dietelhofen: Max Graf, Pfarrer. Krautheimtal. Jos. Feger. Leutkirch: Marzell Bauhofer. Kirchhasel: Maria Schüler. Willing: Kreszenz Graf, unsere eifrige Förderin. Grabenhäuser: Maria Pirzer. Allfeld: Wilhelmina Steinbach, Frau Fähndrich. Eisingersdorf: Ulrich Barl.

Empfehlenswerte Bücher

Pater Michael Pro S. J. und seine Gefährten. Die Märtyrer von Mexiko-Stadt. 40 Seiten mit 17 Bildern. Preis 40 Pfennig. Bei Mehrbezug Nachlaß. Der Reinertrag der Schrift gehört unseren Glaubensbrüdern in Mexiko. Verlag: Eucharistischer Völkerbund, Wien IX., Kanisiusg. 23.

Vor zwei Jahren wurde auf Verordnung Pius XI. das Christkönigsfest zum erstenmal auf der ganzen Welt gefeiert; bald darauf hatte „Christus der König" seine Martyrer in Mexiko. Mit dem Rufe: „Es lebe Christus der König!" gingen und gehen sie bis zur Stunde in den Tod.

Ein erschütterndes Martyrerbild aus der neuen Mexikanischen Christenverfolgung mit authentischen Photographien, angefertigt auf Wunsch der Bolschewisten selber, um die Katholiken zu erschrecken.

Mexiko. Die Katholikenverfolgung nach authentischen Quellen von Albert Drexel. Verlangsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 48 Seit. Kartoniert RM. 0.60.

Die vorliegende Broschüre, mehr als die anderen bisher erschienen ähnlichen Schriften, nach authentischen Quellen bearbeitet, greift erschütternde Bilder aus den ungeheuerlichen Geschehnissen heraus, Grausamkeiten, die an die Zeiten eines Nero erinnern und in den Tagen der ersten Christenverfolgung nicht entsetzlicher erdacht werden konnten.

„Im Feuer des Hl. Geistes," von Dr. Klemens Oberhammer. 2. Auflage. 4.—7. Tausend. 332 S. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. Ganzleinen RM. 4.20.

Das liturgisch-eucharistische Buch, das so viel Beifall und Verbreitung gefunden hat, erscheint jetzt in verbesserter und vermehrter Auflage. Es war ein glücklicher Gedanke, die Texte der jeweiligen Tagesmesse zu einer gemütstiefen eucharistischen Vorbereitung und Danksagung auszuwerten.

Christel. Erzählung von Maria von Hutten. 141 Seiten. Ganzleinen RM. 3.30. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Eine übermoderne Geschichte ist dies nicht; und doch geht's darin um die ernstesten Fragen, die unsere heutige Jugend bewegen: Freiheit und Liebe. Wenn viele unserer Mädchen diese Geschichte lesen würden, vielleicht ginge ihnen ein Ahnen auf von fraulicher Art oder sie würden bestärkt darin. Bloß vielleicht? Nein, ich glaube bestimmt daran, so wie ich an den Idealismus unserer Jugend glaube — trotz allem. W.

Reimmichls Volserzählungen sind in mehreren Hunderttausend Bänden in allen deutschen Gauen verbreitet. Sie verkörpern eine eigene Heimatkunst voll frischer Lebendigkeit, blühender Lebensfreude, gläubigen Volkstums.

1. Gruppe: Jeder Band in Halbleinen geb. RM. 2.50.

Alpenglühen, Erzählungen 187 Seiten. **Bergschwalben** Geschichten 206 Seiten. **Der Fexpeter und andere Schwänke** 208 Seiten. **Das Geheimnis der Waldhoferin** Erzählung 232 Seiten. **Die Geschichte eines bösen Buben,** Humoristische Erzählung 164 Seiten. **Das Heimweh** Roman 268 Seiten. **Im Tirol drinn** Erzählungen 278 Seit. **Der Nant,** Eine lustige Studentengeschichte 144 Seiten. **Die Schützen,** Eine vaterländische Geschichte 272 Seiten. **Die schwarze Frau,** Erzählung 206 Seiten. **Stille und laute Wasser,** Lustige Geschichten 193 Seiten. **Weihnacht in Tirol,** Ein Volksbüchlein 196 Seiten. **Der Wetzsteinhans,** Erzählung 176 Seiten.

2. Gruppe: Jeder Band in Halbleinen geb. RM. 3.50.

Das Auge der Alpen, Roman 330 Seiten. **Aus den Tiroler Bergen,** Erzählungen 338 Seit. **Bergblumen** Erzählungen 355 Seiten. **Esau und Jakob,** Roman 420 Seiten. **Die Glocken von Hochwald,** Roman 280 Seiten. **Der Kreuzkaspar,** Eine Abenteurergeschichte 280 Seiten. **Das Mädchen von St. Veit** Erzählung 410 Seiten. **Die Tochter des Landschelms,** Erzählung 378 Seiten. **Der Teufelemaler** Erzählung 316 Seiten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München.

Aus dem Bilderbuch eines Lebens. Von W. Siegfried. Luxusband von 320 Seiten in Groß-Oktav. Preis gebunden RM. 11.70. Verlag von Aschmann und Scheller, Leipzig und Zürich.

Der Schweizer Dichter Walther Siegfried gehört zweifellos zu den literarischen Charakterköpfen der Gegenwart. Das beweist auch wieder sein „Bilderbuch eines Lebens". Dieses Werk gewinnt über das rein Persönliche hinaus Bedeutung, weil es die Resultate eines reichen Lebens und Strebens, einen köstlichen Schatz wertvoller Lebensweisheiten ohne den leisesten Anflug von Belehrung bietet. Es drängt geradezu die Verinnerlichung des Lebens. Man sollte dieses schön ausgestattete Buch womöglich der reiferen Jugend und vorwärts strebenden jungen Männern auf den Tisch legen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein gutes Buch für jedes Haus!

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut

120 Seiten, mit einem Titelbild; **Preis kart. RM. 1.50**

Eltern, Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlichster Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnersreuth

Von W. Wanger

96 Seiten; **Preis brosch. 95 Pfennig**

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein **„Gibts auch heute noch Teufel"** (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist es die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

352 Seiten, mit einem Titelbild

Preis geheftet RM. 3. 80, geb. RM. 4. 80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis, wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.

Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hlst. Antlitz geschrieben wurde.

Zu beziehen von jeder Vertretung unserer Mission oder vom

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 10 Oktober 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	**Italien**	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	**Österreich**	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	**Einzelbezug**	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	**Jugoslawien**	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	**Ungarn**	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	**Rumänien**	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Würzburg: Pius-Seminar. Sonntag, den 12. August empfingen die Fratres Hermann Kraft und Valentin Faulhaber die Subdiakonatsweihe und am Feste Maria Himmelfahrt die Diakonatsweihe aus den Händen des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Matthias Ehrenfried von Würzburg. Wir wünschen den beiden Klerikern die Erreichung der letzten ersehnten Stufe, damit sie bald einrücken in die Front zum Kampfe mit der Heidenwelt um Christi Reich.

Der hochwürdigste Herr Bischof, der einen Autounfall erlitten hatte auf einer Fahrt zu einer Kirchenkonsekration, befindet sich wieder seit langem wohl und hat der Mariannhiller Mission für das ihm ausgesprochene Bedauern seinen freundlichsten Dank ausgesprochen.

Der Zuwachs an Missionspriesterberufen nimmt erfreulich zu, doch ist es nach wie vor den meisten Kandidaten nicht möglich, ganz für die bescheidene Pension aufzukommen. Für Hilfe und Unterstützung des Studienfonds ist die Mission stets dankbar.

Mariannhill: Bei einem Besuch des Hochwst. Herrn Bischofs Hinsley, Rektor des englischen Kollegs in Rom, der ein großer Schulmann und Jugenderzieher ist und der im Auftrage des Hl. Vaters sämtliche Missionen der britischen Gebiete in Afrika besucht, sprach sich lobend über Mariannhill aus: „Ich hatte nicht die geringste Idee, daß in Südafrika und besonders im Vikariate Mariannhill schon so viel Großes geleistet worden ist. Solch große Missionsstationen! Solch schöne Kirchen! Solch schöne Schulen! So viele Christen! Eine ungeheure Arbeit, gesegnet von Gott! Mit glühenden Worten werde ich dem Hl. Vater von Mariannhill berichten!" An diesem Lobe haben unsere Missionsfreunde und Missionshelfer reichsten Anteil.

Briefkasten

Der Hochstapler, ein früherer Kellner, der sich als Ordensoberer verschiedener religiöser Genossenschaften, als Missionsarzt der Mariannhiller, Bruder der Mariannhiller Mission usw. in Pfarrhäusern, bei höheren Geistlichen und Ordensinstituten ausgegeben hat, wurde von der Polizei dingfest gemacht in Freiburg in Baden. Er wird wegen mancherlei Betruges seiner Strafe nicht entgehen. Es ist aber nach wie vor dringend angezeigt, bei Besuchen Unbekannter vorsichtig zu sein und solche Schädlinge, welche die Gutmütigkeit der kirchlichen Kreise ausnützen, den Organen der öffentlichen Sicherheit zu übergeben, wenn sich Verdachtmomente ergeben: z. B. Mangel an Ausweispapieren.

Gibt's auch heute noch Teufel? Wir machen auf die interessante Gegenschrift aufmerksam, welche mit den Angreifern des Büchleins sich auseinandersetzt.! (Erschien im St. Josephs-Verlag, Reimlingen. 96 Seiten. Siehe Anzeigenseite.)

Gebetsempfehlungen wolle man stets getrennt von den brieflichen Mitteilungen einsenden oder sie wenigstens so formulieren, daß der Wortlaut druckbereit sei. Dadurch wird ein Herausschreiben für die Redaktion vermieden und die Drucklegung beschleunigt.

An mehrere Leser: Es ist sehr richtig und es wurde auch von uns verschiedenerorts darauf hingewiesen, daß es zweckmäßiger und für die Mission von größerer Hilfe sei, wenn man die Bestimmung der Almosen der Missionsleitung selber überläßt. Die Unterstützung der Missionskandidaten bzw. Missionshäuser — augenblicklich des Pius-Seminars in Würzburg ist von größter Dringlichkeit. Zuerst Missionare, dann Mission! Alle Vertretungen der Mission nehmen Unterstützungen der Mariannhiller Missionsseminarien an.

Aus Welt und Kirche

Da in diesem Jahre der Eucharistische Kongreß in Sidney, der Hauptstadt Australiens stattfand, richtet sich das Interesse der Katholiken naturgemäß auch auf die Geschichte der katholischen Kirche in Australien und vor allem auf die Ordensgemeinschaft der Passionisten, die bei dieser Gelegenheit ihr 85jähriges Jubiläum feiern können. Die Passionisten waren nach den englischen Benediktinern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die ersten Ordensbrüder, die nach Australien kamen und hier eine Gemeinschaft gründeten. Augenblicklich besitzen sie 3 Niederlassungen, 2 Missionshäuser in den Diözesen Sidney (1887 gegr.) und Adelaide (1895) und ein Noviziat in der Diözese Coulburn (1890). Sie gehörten der irländischen Ordensprovinz an, gründeten im Jahre 1923 aber eine eigene Provinz. In der Geschichte der Christianisierung Australiens gebührt ihnen ein ewiges Angedenken. Das Pionierwerk dieser Missionäre, von denen zwei aus Rom, einer aus der Schweiz gebürtig waren, war äußerst mühselig. Sie hatten sich auf einer Insel in der Nähe von Brisbane niedergelassen. Ohne daß die Einwohner direkte Feindseligkeit zeigten, war die Zahl der Bekehrten doch sehr gering. Nachdem sich die Missionäre zwei Jahre lang die erdenklichste Mühe gegeben hatten, den Inselbewohnern näherzukommen, um sie dem Geist des Evangeliums zugänglich zu machen, verschwanden diese plötzlich eines Tages spurlos von der Insel, nachdem sie alle von den Missionaren gebotenen materiellen Vorteile restlos ausgenützt hatten. Sie verblieben mehrere Monate lang auf einer der Nachbarinseln, und da die Missionare von der Regierung keinerlei Unterstützung, vom Erzbischof von Sidney nur sehr geringe Hilfsmittel bezogen, so mußten sie ihr Werk aufgeben. Nach 12 Jahren fand ein Missionar, der jene Insel zufällig besuchte, nur mehr einen einzigen Eingeborenen, der sich daran erinnern konnte, einmal einer Messe beigewohnt zu haben, dem aber weder das Kreuzeszeichen noch das Vaterunser im Gedächtnis geblieben war. Von den vier ersten Missionaren sah nur einer die Heimat wieder. Der eine wurde durch einen Schiffbruch an die Küste von Peru verschlagen und beschloß sein Leben bei den Franziskanern in Lima; ein anderer wirkte bis an sein Lebensende als Srachlehrer in Adelaide und nur einer setzte das Missionswerk in Australien fort, gemeinschaftlich mit dem Bischof von Adelaide. Dieser Missionar war der einzige Priester, der in Adelaide zurückblieb, als die große Goldjagd nach Viktoria begann. Er starb vier Tage vor einer beabsichtigten Abreise nach der Heimat.

Die deutsche Diaspora. In der katholischen Diaspora des deutschen Reiches leben insgesamt 3 315 194 Katholiken unter einer Gesamtbevölkerung von rund 39 Millionen. Der weitaus größte Teil des deutschen Reiches, fast zwei Drittel, ist also für die Katholiken Diasporagebiet. Im Durchschnitt machen die Katholiken in diesem Gebiet 8.52 Prozent der Bevölkerung aus, also noch nicht einmal ein Zehntel. Das ist eine kleine Minderheit, die — zumal da sie auch noch meist den sozial und wirtschaftlich niedriger stehenden Klassen angehört, — in ihren gesamten Lebensbedingungen abhängig ist von der andersgläubigen Mehrheit. Immerhin sind —9 Prozent eine nicht unbeträchtliche Minderheit. Aber diese Durchschnittsziffer ist nur deshalb verhältnismäßig bedeutend, weil auf Süddeutschland und auf die Westprovinzen Westfalen, Rheinland und Hessen-Nassau so günstige Ziffern kommen. Zieht man diese Gebiete ab, so beträgt die durchschnittliche Katholikenziffer für das ganze übrige nord-, mittel- und ostdeutsche Diasporagebiet noch nicht sechs Prozent.

Vom Gesamtgebiet der deutschen Diaspora macht die preußische Diaspora ungefähr zwei Drittel aus. Die günstige Durchschnittsziffer der Katholiken daselbst (9.10 Prozent) ist, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf Rechnung der Westprovinzen zu setzen, in deren Diaspora die Anteilziffer der Katholiken 18.46 bzw. 16.32 Prozent beträgt. Auch Niederschlesien (18.52 Prozent) fällt schwer in die Wagschale. Von den übrigen preußischen Diasporagebieten hat nur noch Brandenburg mit Berlin eine beträchtlichere Diasporaziffer aufzuweisen (8.19 Proz.), was durch das Zusammenströmen von Zuwanderern aus allen Teilen des Reiches, auch den katholischen, nach der Reichshauptstadt erklärt wird. In den übrigen Diasporagebieten Preußens geht die Katholikenziffer über sechseinhalb Prozent nicht hinaus, sinkt aber im Diasporagebiet der Provinz Sachsen auf 4.91, in Pommern auf 3.51 und in Schleswig-Holstein auf 2.72 Prozent. Auf dem gleichen niedrigen Niveau stehen die Katholikenziffern der Freistaaten Sachsen (3.60 Prozent) und Thüringen (2.84 Prozent), während auf die kleineren norddeutschen Freistaaten fast durchschnittlich 5.40 Prozent kommen.

Das Diasporaproblem ist für die deutschen Katholiken ein sehr ernstes. Beinahe ein Sechstel der deutschen Katholiken lebt in der Diaspora, umgeben von einer erdrückenden andersgläubigen Mehrheit, unter Verhältnissen, die für die Erhaltung des Glaubens und der von den Vätern ererbten guten Sitte äußerst gefahrbringend sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 10 Oktober 1928 46. Jahrgang

Rosenkranzfest

O hehre Himmelskönigin,
Wir knien vor deinem Throne hin,
Dein königlich Haupt, das Sterne umglänzen,
Mit duftigen Rosen fromm zu bekränzen!

Nimm hin die Rosen, glänzend weiß,
Die deiner jungfräulichen Mutterschaft Preis!
Nimm hin die Rosen voll roter Gluten,
Voll blutiger Leiden und Tränenfluten!

Nimm hin die Rosen, wie Sonnenschein klar,
Wie deine Freude am Ostertag war,
Die Rosen, wie goldene Morgensonne,
Voll Siegesfreuden und Glorienwonne!

Nimm hin die Rosen alle zumal,
Die fromm dir bietet das Erdental,
O Königin, hehre, des Rosenkranzes,
Im Reiche des ewigen Himmelsglanzes!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rosenkranzfest-Rosenkranzmonat

Das Rosenkranzfest verdankt seine Entstehung dem Seesieg der Christen unter Don Juan d'Austria über die türkische Flotte bei Lepanto am Sonntag, den 15. Oktober 1571. An diesem Tage fanden die Prozessionen der Rosenkranzbruderschaft statt. Pius V. hatte angeordnet, daß dies Ereignis, das Zurückschlagen der Türken am 7. Oktober unter dem Titel: „Gedächtnis U. L. Fr. vom Siege" gefeiert werden sollte. Gregor XIII. aber ersetzte durch Dekret vom 1. April 1573 die Kommemoration durch das Fest „U. L. Fr. vom hl. Rosenkranze", dessen Feier er auf den ersten Sonntag im Oktober festlegte. Nach einem neuen Siege der Christen über die Türken bei Peterwardein (Ungarn) am 5. August ordnete Klemens XI. die Feier des Festes in der ganzen Kirche an. Leo XIII. fügte am 24. Dezember 1883 die Anrufung „Königin des hochheiligen Rosenkranzes", in die Lauretanische Litanei ein und erhob das Rosenkranzfest 1887 zum Doppelfest II. Klasse. Auch daß im Monat Oktober täglich beim öffentlichen Gottesdienst der Rosenkranz gebetet wird, geht auf Leo XIII. zurück. In zehn apostolischen Briefen wird die christliche Welt von ihm zur Verrichtung des Rosenkranzgebetes und zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau ermahnt und angeleitet, zugleich wurde die Rosenkranzbruderschaft reorganisiert. (1898)

Diese überaus schätzenswerte Form der Marienverehrung sollten sich alle Christen und Marienkinder deutscher Zunge zu eigen machen, zumal sie auch eine echt deutsche Gebetsart ist. Den beiden Karthäusermönchen P. Dominikus von Preußen und P. Adolf von Hessen gebürt das Verdienst, die Betrachtung der Geheimnisse des Lebens und Leidens Jesu in den Rosenkranz eingeführt zu haben.

Wir wollen nicht vergessen, daß unsere ganze übernatürliche Macht auf Erden aus den Verdiensten fließt, die der Heiland in seinem irdischen Leben erworben hat und daß sie uns durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zugewendet wird. Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf das Rosenkranzgebet selbst, in dem die Betrachtung der Geheimnisse mit der Wiederholung des Gegrüßet seist du, Maria, verbunden ist. Wir erflehen durch Maria die Zuwendung der Verdienste Jesu Christi. So wird gewiß das Rosenkranzgebet ein mächtiges Gebet. Im Rosenkranzgebet aber finden wir auch wirklichen Trost: „Bitte für uns" rufen wir Maria zu, die immer bei ihrem lieben Sohne Erhörung findet und die mehr als jeder andere teil hat an den Verdiensten ihres Sohnes. „Jetzt" soll sie für uns bitten, d. h. in allen gegenwärtigen Bedürfnissen „und in der Stunde unseres Todes" in dem entscheidenden Augenblick. Diese Bitte richten wir, wenn wir den Rosenkranz beten, fünfzigmal nacheinander an die erhabene Mutter des Herrn. Wahrhaft, das Rosenkranzgebet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Originalradierung B. Zwiener

O gütige Jungfrau, bitte für uns!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist ein tröstliches Gebet! Was gibt es denn Trostvolleres in Not und Bedrängnis, als das Bewußtsein, daß uns jemand seine allesvermögende Hilfe leistet? Um das aber zu erreichen, müssen wir mit Überzeugung und frommem Herzen beten. Wir müssen den Rosenkranz als wahre Christen beten, denen das Heil der Welt am Herzen liegt. Beachten wir, was Leo XIII. im Offizium des Festes zu uns spricht: „Werden wir nicht müde, der Mutter Gottes den Tribut einer Huldigung darzubringen, der ihr wohlgefällig ist, damit wir, die wir sie mit dem hl. Rosenkranz anrufen, der schon so oft den treuen Anhängern Jesu Christi den entscheidenden Sieg über die irdischen Feinde verliehen hat, auch über den höllischen Feind triumphieren mögen." Wir sind heute in besonderer Weise den Angriffen der Hölle ausgesetzt: da muß der Rosenkranz unsere Waffe zum Heile der Kirche sein!

— d —

Die Sonne Satans!

Luzifer, der Lichtträger, der oberste Engel wollte seinen Thron setzen neben Gott, höher als Gott. Satans Licht sollte das ewige Licht überglänzen, verdunkeln — aber aus dem Lichtträger wurde der Fürst der Finsternis, der seinen Thron in düsterer Pracht und Majestät, umlodert von den Gluten einer ewigen Hölle, in der Welt errichtet. Die Sonne Satans! betitelt sich ein Buch, das ein Franzose geschrieben, in dem er den Riesenkampf des Bösen mit einer Priesterseele schildert. Man soll ja wohl den Teufel nicht an die Wand malen, und vielen ist der Satan unbequem, d. h. wenn man sie daran erinnert. Die Sonne Satans überstrahlt aber bereits das wahre Licht des Glaubens, ja auch schon in vielen Seelen der „Auch-noch-Katholiken". Man hat sich an das Licht Luzifers gewöhnt! Die Sonne Satans! Die Milliarde von Ungetauften wird von der neuheidnischen, materialistischen Kultur einzufangen versucht. Die letzten Länder der sogenannten „dunklen Erdteile" werden der „Zivilisation" heute erschlossen. Ihre Dampfer, Eisenbahnen, Autos, Flugzeuge; ihr Handel, die unersättliche Raffgier, das Ausbeutertum, kirchenfremdes, kirchenfeindliches Schulwesen dringen voran. Der glaubenslose Materialismus mit seinem schrankenlosen, krassen, schamlosen Genießertum breitet sich aus. Habsucht und Waffengewalt „öffnet" die äußersten Winkel bisher unbekannter Länder. Die Erde ist im Begriff aufgeteilt zu werden in kultureller und religiöser Hinsicht. Der europäische Riesenkampf zwischen Christusglaube und neuheidnischer Scheinbildung breitet sich mit Blitzesschnelle auch über die entlegensten Völker und Länder hin. Sonne Satans und Licht des Evangeliums ringen miteinander. Hunderte von Millionen lassen sich blenden vom gleißenden Licht der „laizierenden" Weltanschauung unserer Modernen, von ihrer Gottlosigkeit, dem „Freidenkertum". Die Völker Asiens und Afrikas schauen nach dem falschen Lichte, halten es für Wegweiser, jagen einem Irrlicht nach. Die Sonne Satans! Das trügerische Licht der Gottlosigkeit hat seine Trabanten: den Nationalismus, der seit dem Weltkriege den Haß der „zurück-

gebliebenen" Völkerschaften aufwiegelt gegen den Europäer; das brodelnde Chaos des russischen Bolschewismus. In fürchterlichen Sturzfluten bricht der Unglaube über das Christentum und über die Missionsvölker herein!

Soll das Licht des Evangeliums, die göttliche Sonne keine Leuchtkräfte mehr besitzen, keine Kraft- und Lichtquelle mehr sein für ungezählte Seelen im Heim- und Heidenlande? „Ich bin auf die Erde gekommen", sagt der Heiland, „um das Feuer zu bringen und was will ich anders, als daß es brenne!" (Luk. 12, 49.) Dieses Feuer des Hl. Geistes, der Liebe, soll und muß die Sonne Satans überstrahlen. Auf die Erde hat es der Heiland gebracht und es muß genährt werden, genährt werden von der Gottes- und Nächstenliebe. Beten müssen wir, daß in uns und in allen Seelen sich das Feuer der göttlichen Liebe entzünde. Deshalb drängt mehr als je die Missionspflicht; sie brennt uns, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts in vermehrter Stärke auf der Seele. Da wo der Glaube Wurzel faßt, wird jedes Götzenbild in den Fetischhainen und in den Menschenherzen vom Sockel gestoßen. „Hinausgeworfen wird der Fürst der Finsternis." (Joh. 12, 31.) Die Macht der Hölle wird gebrochen; Satans Sonne zum Erlöschen gebracht.

Das Feuer Christi soll weitergetragen werden, licherloh soll es brennen. Das Licht der Welt dringe in die finstersten Höhlen, wo Lüge und Laster brüten. Hilf ihm den Weg bereiten, der da kommt zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Baue Altäre, Tabernakel, Kreuzbilder, Gotteshäuser, in deren Brennpunkt derjenige wohnt, und in Liebe sich geheimnisvoll vervielfältigt, der bei den Menschenkindern sein will. Hast du beigetragen, daß auch nur eine Seele gerettet, ein geistiger Sieg erfochten, ein Gottessucher in seinem heiligsten Hunger gesättigt, ein Herz aus der Sklaverei der Sünde erlöst, ein Kind im Wasser und Gottesgeist wiedergeboren wird — so erwächst daraus mehr Ehre für den ewigen Gott, als durch alle Schätze der Welt.

Deshalb fördere die Missionsberufe, unterstütze die Missionsanstalten. Wir denken, handeln apostolisch und stehen mit der Kirche, mit dem Stellvertreter Christi auf Erden sind wir solidarisch, wie es katholischen Christen geziemt, wenn wir die Missionen fördern und deren Anstalten unterstützen. Lassen wir uns nicht durch Unkenrufe, auch aus dem eigenen Lager, abschrecken. Wo Klöster, Missionsanstalten erstehen, erblüht und kräftigt sich das religiöse Leben; wo offene Hände sich finden, die materiell die Missionen unterstützen, da öffnen sie sich auch zu heimatlichen guten Zwecken; wo Ordensberufe erstehen, sorgt auch der liebe Gott für Seelsorger in der Heimat. Klöster sind wie Wälder, welche den Regen herabziehen auf die Lande; wo man die Wälder abtreibt, da versiegt das Leben, so urteilt die große hl. Theresia. Eine solche Lichtstation, eine solche Segensquelle soll auch das neue Mariannhiller Pius-Seminar in Würzburg werden. Alle, die an dem Erstehen und Erhalten desselben mitwirken, werden daran mitarbeiten, dem Lichte des Evangeliums Bahn brechen zu helfen, auf daß es die Sonne Satans verdunkle und zum Erblassen bringe! P. Dominikus.

Die Mission ist die edelste Aufgabe der Kirche. Sie zu unterstützen das vornehmste und verdienstvollste Werk!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Südafrikanische Schulinspektoren-Konferenz in Mariannhill

Von Fr. Otto Heberling, R. M. M.

Mariannhill hat in den letzten Jahren schon allerlei große Tagungen gesehen. So: Bischofszusammenkünfte, Soziale Kurse, General-Kapitel der Kongragation, Ferien-Kurse usw. An all diese Tagungen darf eine neue, für ganz Südafrika sicher hochbedeutende und erste in ihrer Art, würdig angereiht werden. Vom 1. bis 20. Juli 1928 kamen in Mariannhill über 100 auserlesene, speziell eingeladene, weiße und schwarze Vertreter des Schul- und Erziehungswesens für die Eingeborenen zusammen. 70 schwarze „Headteachers and Superiors", (Hauptlehrer und Schulinspektoren) und 35—40 weiße Schulinspektoren, Professoren der Universitäten von Kapstadt und Johannesburg, Direktoren der verschiedenen anderen Hochschulen und Lehrerseminarien und Hauptlehrer der ganzen Union von Südafrika und Basutoland. Auch einige Patres von Mariannhill, vier Oblaten-Patres, zwei von Basutoland und zwei von den Vikariaten Kimberley und Johannesburg, einige Schwestern vom Kostbaren Blut, eine Benediktinerin von Zululand und drei „Notre Dame-Schwestern" aus der Präfektur vom hl. Geist in Kronstadt, ferner zwei Ritualisten und zwei Minister von der „High Church" nahmen an der Tagung teil. Ähnliche vorangegangene Tagungen in früheren Jahren waren in der Hauptsache nur provinzialer Natur gewesen. Dieser Kurs soll der erste in einer Reihe sein, die in den folgenden Jahren stattfinden sollen und stets aus Vertretern des Schulwesens von ganz Südafrika, von Weißen und Schwarzen zusammengesetzt sein werden. Das Zustandekommen der imposanten Tagung wurde möglich gemacht durch die Zusammenarbeit der „Carnegie Corporation" von New York mit den verschiedenen „Education Departments" in Südafrika und der Zustimmung Mariannhills. Der Grundton dieses und aller folgenden Kurse soll „Adaptation" (Anpassung) sein, oder „der Gebrauch der Schule und der ganzen Maschinerie der Erziehung, um die Eingeborenen für das Leben, das sie heute und morgen leben müssen, tauglich zu machen." Die Teilnehmer der Tagungen sollen, durch die Vorlesungen belehrt, darauf hinarbeiten, daß die Eingeborenen auf ihre Hautfarbe stolz werden, stolz darauf, eine eigene Rasse zu sein; daß sie ihre Muttersprache lieben, die Geschichte und Tradition ihres Volkes achten und hochschätzen; daß sie aber auch einsehen, daß verschiedene Eingeborenen-Gebräuche veraltet sind und nicht mehr in die neue Zeit und in die neue Welt, in welcher sie jetzt leben, hineinpassen. Damit der Eingeborene ein guter „Patriot" werde, soll er die Struktur seiner Sprache gelehrt und erklärt bekommen. Ferner die Gründe für die Gewohnheiten seines Volkes, die Geschichte und Methode der Regierung und Verwaltung der afrikanischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stämme. Da der Eingeborene Südafrikas mit Europäern, Farbigen und Indiern zusammenleben muß, soll er lernen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Auch auf seine Gesundheit besser zu achten, soll der Eingeborene lernen.

Vor allem will der Kurs auch den „Supervisors of native schools" mit guten Ratschlägen an die Hand gehen. Die „Supervisors" sollen sich nicht bloß mit der Überwachung ihrer Anzahl von Schulen und Lehrern und deren Fortschritt und weiteren Ausbildung begnügen, sondern sie sollen das Interesse des Volkes, der Kommunität, für ihre Schulen anfachen und dem Volke zeigen, wie das Werk der Schule ihnen nützen und wohltun kann. Die Schule soll zum Mittelpunkt des Lichtes und der guten Entwicklung für das Volk gemacht werden.

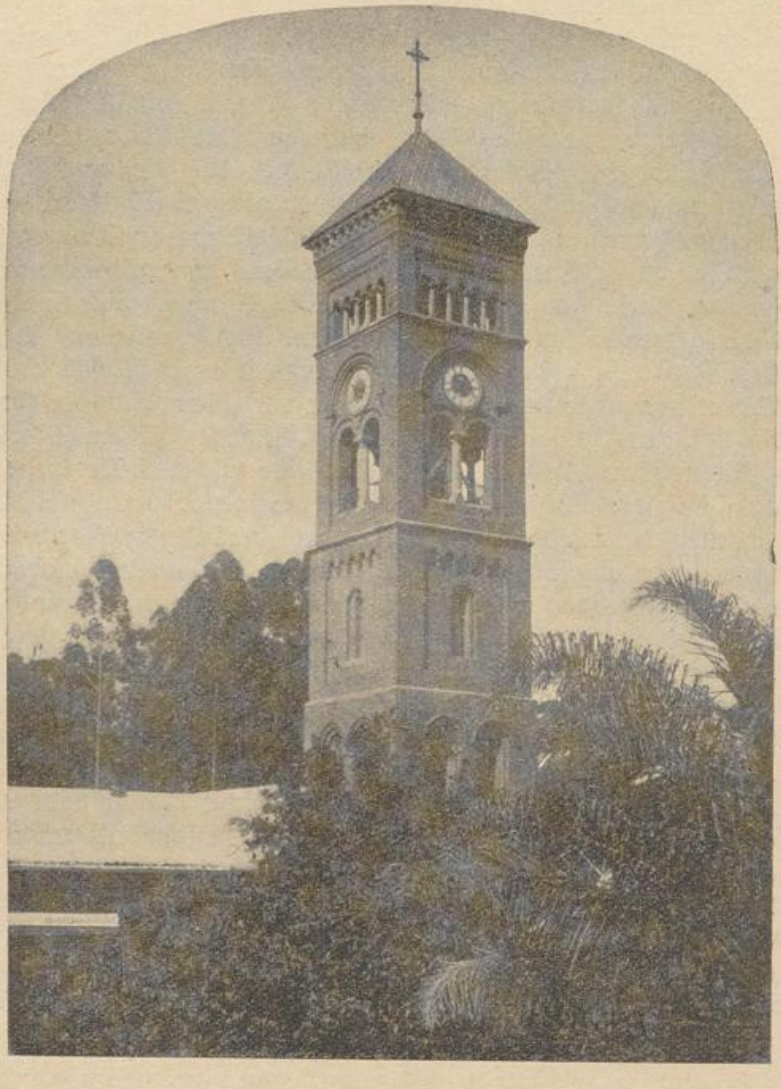
Die Tagung wurde am 1. Juli, abend 7.30 Uhr von Dr. C. Loram, Mitglied der „Kommission für Eingeborenen Angelegenheiten" in Pretoria und z. Z. Hauptvorsteher für Erziehungswesen in Natal, eröffnet.

Der Redner hob in seinen Ausführungen vor allem auch die Gründe hervor, die ihn, den Einberufer der Tagung, bewogen hätten, Mariannhill als Tagungsort auszuwählen. Er sagte unter anderem: „Als es feststand, daß die Winterkurse, die seit einigen Jahren nicht mehr gehalten worden waren, dieses Jahr in etwas veränderter Form wieder aufgenommen werden sollten, gingen meine Gedanken sofort nach Mariannhill. Sie fragen mich vielleicht: Warum nach Mariannhill? Sind Sie denn ein Katholik? — Ich antworte: Nein, ich bin kein Katholik. Aber nichtsdestoweniger habe ich verschiedene für mich ausschlaggebende Gründe gehabt, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten will. Ein Hauptgrund war der: Der letzte Kurs, welcher vom Departement für Erziehung von Natal arrangiert worden war, hat vor einigen Jahren als letzter in seiner Art auch in Mariannhill stattgefunden. Wir haben dem Kloster und den Klosterinsassen von damals noch eine Dankesschuld abzutragen. Deshalb wollten wir als Gentlemen handeln und den ersten Ferien-Kurs für ganz Süd-Afrika auch wieder in Mariannhill beginnen."

Darauf folgte noch eine Reihe anderer maßgebender Gründe: „In Mariannhill haben wir beständig das Beispiel der emsigen Arbeit und Pünktlichkeit vor Augen. Auch wir wollen während dieser Tagung und nachher im Berufsleben fleißig und gewissenhaft arbeiten für das Wohl und Wehe Süd-Afrikas; wir wollen pünktlich sein, wie die guten Patres und Brüder von Mariannhill, die auf das Glockenzeichen aufstehen, in die Kirche gehen, beten, arbeiten, beten und wieder arbeiten. Auch wir wollen jetzt und später das „Ora et labora" auf der Mariannhiller Klosterpforte in die Tat umsetzen. — Dann genießen wir in Mariannhill die zu unserer Arbeit so notwendige Ruhe in der Klosterstille und im Klosterfrieden; ferner die wohltuende Gastfreundschaft, Freundlichkeit und den Frohsinn der Patres, Brüder und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwestern; am Morgen weckt uns das melodische, anziehende Glockengeläute und der Gesang in der Kirche; außerdem ist jetzt zur Winterszeit in Mariannhill das angenehmste Klima und die Umgebung immer



Der „Kampanile" von Mariannhill, das Wahrzeichen Mariannhills. Bekanntlich führen die „Mariannhiller" Missionare ihren Namen nach dieser ersten Niederlassung in Natal

schön. Auch die verschiedensten Arbeitsräume stehen uns offen, wo wir am Nachmittag uns in der Handarbeit üben und allerhand nützliche Gegenstände mit unsern eigenen Händen verfertigen und zur Erinnerung an Mariannhill mit nach Hause nehmen können." Am Schluß

sagte er noch: „Ich bin überzeugt, daß alle Teilnehmer der Tagung, Weiße wie Schwarze, Mariannhill in den 20 Tagen recht liebgewinnnen werden, als bessere Menschen fortgehen, — ich gehe von Mariannhill bei jedem Besuch als besserer Mensch fort — und ein andermal gerne wieder kommen werden." So der Vorsitzende und Leiter der Tagung (ein Protestant) in der Eröffnungsrede.

Am nächsten Tage wurden dann die Arbeiten aufgenommen. Von 7 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags waren jeweils Vorlesungen. Dazwischen einige Pausen für Frühstück, Gebet usw. Mittagessen war um 1 Uhr. Dann war von 2—3.30 Uhr Handarbeit. Darauf bis 5.30 Uhr freie Zeit, dann wieder Vorlesungen und anschließend Abendessen. Von 7.30 Uhr an wieder Vorlesungen, Konzert und Spiele bis 9 Uhr. Darauf Schlafengehen.

Die Vorlesungen wurden gegeben von:

1. Dr. Loram, über: „Erziehung und Kommunität." — „Schul-Inspektion und Schul-Aufsicht." — „Die Eingeborenen Afrikas und wie sie regiert werden."
2. Dr. Malcolm, Chef-Inspektor für Eingeborenen-Erziehung in Natal, über: „Schulsystem in Natal."
3. Professor A .Reid, Direktor des Natal Training Colleges, in Maritzburg über: „Angewandte Physiologie." — „Wissenschaft für den Alltag."
4. Professor Dr. Doke von der Universität Witwatersrand, Johannesburg, über. „Bantu-Philologie."
5. Dr. Barnard, Professor an der Universität in Kapstadt, über: „Das Studium der sozialen Systeme der Bantuvölker."
6. Dr. Mc Murtrie, Missionsarzt von Mariannhill, über: „Erste Hilfe bei Unglücksfällen." — „Bekämpfung der Tuberkulose."
7. Den Inspektoren der Provinzen und Distrikte über: „Zahl der Schulen und der Schüler, Qualität der Lehrer, Resultate bei den Prüfungen." usw.

Neben den Vorlesungen hatten, wie oben schon erwähnt, die Teilnehmer der Tagung am Nachmittag Gelegenheit sich in den Werkstätten von Mariannhill von den Brüdern praktische Anweisungen in den verschiedensten Handwerken geben zu lassen. Und die Gelegenheit wurde von den meisten Teilnehmern eifrig benutzt.

Am Mittwoch den 11. Juli traf auch der Indier, Sir Sastri, General-Agent sämtlicher Indier in Süd-Afrika, ein. Noch nicht sehr lange wurde diesem vom König von England die höchste Ehrung zuteil. Er wurde in den Kronrat berufen und ist somit einer der angesehensten Männer in Süd-Afrika. Nach einer kurzen Begrüßungs- und Einführungsrede vonseiten des Vorsitzenden der Tagung ergriff der hohe Sohn aus Asien das Wort und sprach eine Stunde lang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über: „Die Schulverhältnisse der alten und neuen Zeit in Indien." Sir Sastri war früher in Indien auch lange Zeit Lehrer gewesen und hatte später zu der angesehenen Vereinigung der „Diener von Indien" gehört. Nach seiner Rede dankte ihm zuerst ein schwarzer, dann ein weißer Teilnehmer des Kurses.

Am Ende der zweiten Woche der Tagung machten die Teilnehmer zusammen einen Ausflug nach dem nahen Durban, um das dortige Museum, verschiedene Schulen, die Hafenanlagen, die Ozeandampfer und anderes anzusehen. Aus all dem Berichteten ist zu sehen, daß es den maßgebenden Stellen schon darum zu tun war, allen Teilnehmern der Tagung, der Elite des Schulwesens für die Eingeborenen-Erziehung etwas zu bieten und ich glaube, daß die Ziele, die sich die Oberleitung der Tagung gesteckt hatte, schon in etwa, je nach der Kapazität des einzelnen Individuums, erreicht wurden. Auf alle Fälle wurden durch die gut durchdachten Vorträge und Vorlesungen viele fruchtbringende Ideen ausgestreut. Die Zukunft wird es lehren, ob die Samenkörner auf gutes Ackerland gefallen sind.

Zum Schluß sei auch noch kurz berichtet, daß während der ganzen Tagung eine Gemälde-Ausstellung eines werdenden Eingeborenen-Malerkünstlers großes Aufsehen und das allgemeine Interesse und die Bewunderung sämtlicher Kursteilnehmer und Besucher von Mariannhill erregte. Der junge Zulu-Malerkünstler, Gerard Bhengu, lebt auf unserer Missionsstation Centocow. Der dortige Missionsarzt, Dr. Kohler, wurde vor ungefähr zwei Jahren auf ihn aufmerksam, unterstützte ihn, gab ihm Anleitung, kaufte ihm Pinsel, Papier und Farben, war ihm seither Freund und Gönner und stand dem jungen Künstler mit Rat und Tat zur Seite. Der Erfolg ist staunenerregend und vielversprechend für die Zukunft. Der junge Künstler, der während der Tagung mit seinem Mäzen, Dr. Kohler, für einige Tage nach Mariannhill gekommen war, macht nicht bloß schon Kopien von Gemälden berühmter Meister mit großer Genauigkeit, sodaß ein Nicht-Fachmann kaum einen Unterschied feststellen kann, sondern er schafft und malt auch schon nach eigenen Ideen und bei der Ausstellung waren schon eine Reihe wertvoller Bilder dieser Art aus dem Leben der Eingeborenen. Vielleicht erscheint bald ein längerer Artikel mit Bildern über das Werden und Wirken des gottbegnadeten jungen Zulu-Malerkünstlers. Er sei aber schon heute allen Kunstfreunden und Freunden der Mariannhiller Mission aufs wärmste empfohlen.

„Die Kirche ist in ihrer Missionsarbeit neben der göttlichen Gnade auf die Unterstützung der katholischen Heimat angewiesen. Versagt dieselbe, so versagen die Missionen selbst." Benedikt XV.

Von Elephanten getötet

Nicht weit von Dunbrody, wo die Mariannhiller ihren ersten Gründungsversuch in Süd-Afrika gemacht haben, hielten sich früher viele Elephanten auf, die allmählich auf den Aussterbeetat kamen. Bevor sie aber alle weggeschossen waren, trat die Regierung ein und reservierte eine Strecke Landes, wo kein Elephant geschossen werden durfte und schaffte so einen großen Zoologischen Garten für Elephanten. Dort kamen im Laufe der Jahre folgende Fälle vor. — Ich lasse sie einen dort wohnenden Europäer erzählen. Es sind Fälle von gewaltsamen und frühen Todesfällen, in denen Europäer und Schwarze die Opfer waren, die von Elephanten getötet wurden.

Im ersten Falle, dessen ich mich erinnere, war es ein Hottentott, der mit einem Briefe zur nächsten Post geschickt worden war. Der Weg führte ihn durch einen viel von Elephanten besuchten Busch. Auf seinem Wege, es war gegen Abend, wurde er von einem wilden Elephanten gewittert. Dieser griff ihn an; der Hottentott aber rannte so schnell ihn seine Beine trugen, davon und als er das Loch eines Ameisenbären sah, kroch er schnell hinein. Dieses war aber nicht tief genug, sodaß dar Elephant ihn bei den Beinen fassen konnte. So zog er ihn heraus und zerstampfte Kopf und Körper zu einer unkenntlichen Masse. Den Brief fand man später neben der Leiche liegen.

Ein anderer Schwarzer ging in diesen Busch um Honig zu suchen, und wurde des Abends zu Hause vermißt. Drei seiner Leute gingen ihn am nächsten Tage suchen und fanden die Leiche zerissen und zerstampft in einer Lichtung des Busches liegen. Die Spuren eines großen Elephanten in der Umgebung des Körpers zeugten von der Ursache des Todes.

Ein Europäer ging in Begleitung seines kleinen Hundes verlorene Ziegen suchen. Sein Bruder ging auch mit. Nachdem sie eine Weile miteinander gegangen waren, gingen sie auseinander, um so eine größere Fläche absuchen zu können. Der kleine Hund lief in einiger Entfernung vor seinem Herrn her, und stieß bald auf einen großen Elephanten, den er mit ganzer Kraft anbellte. Der Elephant dadurch gereizt, ging auf den Hund los, welcher nun Angst bekam und zurück lief, um sich hinter seinem Herrn in Sicherheit zu bringen. Der Elephant folgte ihm und als der Herr das Trompeten des Elephanten hörte und den Körper sich durch das Unterholz zwängen sah, schaute er sich nach einem Platze um, wo er sich sicherstellen könnte. Er sah aber nur einen großen Strauch, in den er so hoch kletterte, als ihn die Äste tragen konnten. Hier, etwa 3—4 Meter über dem Boden erwartete er den Angriff und seinen Tod, den er als sicher vor Augen haben konnte. Der Hund führte den Elephanten auf seine

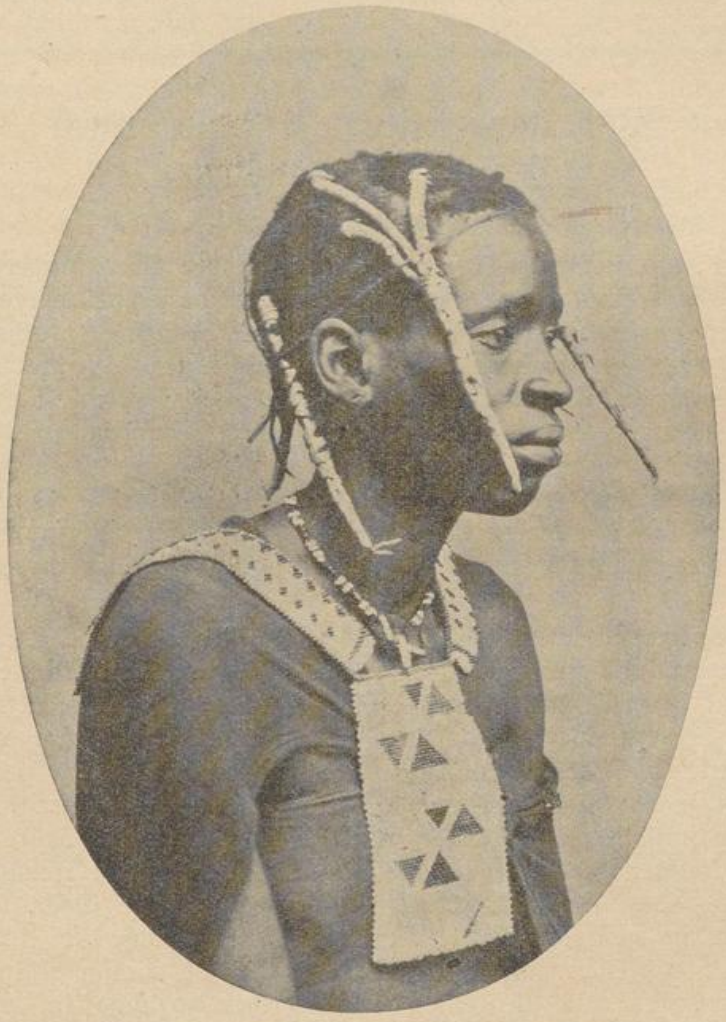
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spur, der dann sein Opfer vom Strauch herunter holte und zerstampfte. Daher die Lehre, daß man niemals einen Hund mitnahm, wenn man irgendwohin ging, wo Elephanten sein konnten.

Es war schon eine Reihe von Jahren, bevor die Regierung das Schutzgebiet bestimmt hatte, da schoß ein Farmer eine Elephantenkuh. Er hatte ziemlich nahe gestanden, durch einen dichten Busch gefeuert und er hatte die Kuh fallen sehen. Als er sich nun näherte, fand er bei der toten Kuh ein Elephantenkalb. Er kehrte schnell nach Hause zurück, um Riemen und Leute zur Hilfe zu holen. Nach vieler Mühe brachte er schließlich das Elephantenkalb in seine Wohnung, wo sich seine Frau riesig über den Zuwachs freute. Sie gab sich alle Mühe, das Kalb aufzuziehen, aber nach einigen Wochen krepierte es doch. Sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, er solle doch noch einmal sein Glück versuchen und ein anderes Kalb bringen. Die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Elephantenkuh mit Kalb im dichten Busch ausfindig zu machen, sich ihr zu nähern und die Mutter zu töten, schreckte den Farmer nicht ab und er beauftragte seine Arbeiter eine Herde ausfindig zu machen und ihm den Platz zu melden. So kam denn sein Vorarbeiter und meldete ihm eine Elephantenherde in einer Schlucht, ungefähr eine halbe Stunde von seiner Wohnung. Er nahm sein Gewehr und der Vorarbeiter begleitete ihn, auch bewaffnet mit einem Gewehr. Als sie schließlich am oberen Rande der Schlucht angekommen waren, sahen sie etwa 250 Meter unter sich die Herde. Sorgfältig den Wind meidend, damit die Elephanten sie nicht wittern sollten, näherten sie sich den Tieren mit größter Vorsicht. Infolge der Dichtigkeit des Busches kamen die beiden Jäger hier auseinander. Plötzlich sah der Farmer in kurzer Entfernung eine Elephantenkuh stehen, von der Herde getrennt. Die Kuh sah nun auch ihn und griff ihn sofort an. Der Farmer erhob sein Gewehr, zielte und drückte — aber er hatte vergessen, das Gewehr zu entsichern und dazu hatte er jetzt keine Zeit mehr. Das war sein Unglück. Im nächsten Augenblick war der Elephant auf ihm. Der Vorarbeiter war nicht weit weg und als er die Trompete des Tieres und den Schrei des Farmers hörte, eilte er zur Hilfe herbei. Er kam zu spät, er sah die Kuh mit ihrem Hinterteil auf dem Farmer sitzen ihn erdrücken, indem sie in einem fort trompetete und ihr Opfer mit ihrem riesigen Gewichte platt drückte. Er gab zwei Schüsse auf das Tier ab, das darauf von ihrem Opfer ließ und ihn angriff, der sich durch das dichte, dornige Gestrüpp rettete. Die Herde hatte unterdessen die Flucht ergriffen und so dem Mann den Weg für die traurige Heimkehr frei gemacht. So konnte er der Witwe seines Herrn melden, welches Opfer ihr Mann bringen mußte, um ihren Wunsch zu erfüllen. Ich bin nicht mehr sicher, ob man die Elephantenkuh später gefunden hat. Vor langen Jahren war in der Gegend ein großer wilder Elephant, der wegen eines kleinen Fleckens am Bein „Weißfuß" genannt wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er war bei allen Schwarzen in der Gegend gefürchtet. Man sagte, er habe schon zwei oder drei Menschen getötet. Sein letztes Opfer war ein Weißer, nicht weit von der jetzigen Eisenbahnlinie. Er war eines Abends mit der Flinte ausgegangen, um Hasen zu schießen. Als er nicht heimkehrte, ging man ihn suchen. In einer großen offenen Lich-



Eingeborene Heidin mit merkwürdiger Haarfrisur

tung fand man seinen Körper schrecklich zugerichtet. Des Weißfuß Spuren in der Umgebung zeigten an, wer der Täter war. Um das Tier endlich los zu werden, legte man einen Selbstschuß und bald darauf hatte Weißfuß den Lohn für seine Tat erhalten.

Dieser Erzählung kann man noch beifügen, daß vor wenigen Jahren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch eine Elephantenherde sich in Rhodesia dem Bahnzug in den Weg stellte, wobei zwar ein Elephant das Leben einbüßte, aber auch die Lokomotive zur Entgleisung gebracht wurde. Während die Lokomotive wieder auf's Gleis gehoben wurde, zerlegten die Leute den Elephanten. Die schwarzen Passagiere erhielten das Fleisch und die Europäer die Haut. — Jetzt sind die Elephanten selten geworden in Süd-Afrika.

Wer möchte als Missionar nach Mount Frere gehen?

Von Schwester M. Julia, C. P. S., St. Francis

Immer und immer wieder muß als eine der Haupthindernisse der Glaubensverbreitung der große Priestermangel bezeichnet werden. Wenn man hier in Süd-Afrika das große Transkei-Gebiet durchreist und die hunderte und tausende von Kraalen betrachtet, die sich von ferne nur wie große Maulwurfshaufen auf den grünenen Ebenen und Bergabhängen erheben, wird es einem ganz wehmütig um's Herz in Anbetracht der unzähligen dunkelhäutigen Bewohner, denen der katholische Glaube noch fremd ist. Welch große Arbeitsfelder ständen nicht nur einem sondern vielen katholischen Priestern zur Verfügung. Man muß immer wieder sagen: die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.

Vor einigen Wochen ließen sich hier in Mount-Frere zwei Schwestern vom Kostbaren Blute und vier schwarze Kandidatinnen nieder um durch Gebet, Arbeit und Opfer Seelen zu gewinnen und dem Priester vorzuarbeiten. Ein kleines Steinkirchlein wurde vor etwa dreißig Jahren von den damals hier wohnenden Europäern gebaut, die aber jetzt zum größten Teil verzogen sind. Der Priester, der 60 Meilen von hier stationiert ist, konnte nur ein paar Mal im Jahre kommen und so konnten die Ameisen, die anscheinend hier ihre Heimat haben, unbehelligt an ihrem Zerstörungswerk arbeiten. Die Decke über dem Altar ist an mehreren Stellen durchgefressen, so daß der Regen nicht viel Schwierigkeiten hat, durchzukommen. Es ist manchmal interessant, den Tausenden und Millionen von Tierchen zuzuschauen, wie sie in größter Eile und in geregelten Prozessionen durch die Zimmer und an den Wänden hinauf ihren Geschäften nachgehen.

In den ersten Tagen ließen uns die Plagegeister nicht einmal unsere Nachtruhe und bald krabbelte das Bett von ihnen, bis wir uns durch Gegenmittel ihrer etwas erwehrten. Noch schlechter war es, als ich einmal in einem Kaffernkraal schlief, der förmlich von Ratten besetzt war. Munter sprangen sie über mich und wedelten mir mit ihren langen kalten

Schwänzen um die Nase. Mit einem Stock konnte ich ihnen jedoch wieder für einige Minuten Ruhe gebieten.

Nun wieder zurück zu unserem armen Kirchlein, das an Paramenten nur einige Stücke hat. Für den sakramentalen Segen haben wir weder Rauchmantel noch Velum noch Rauchfaß und die braune Schutzdecke des Altares ist aus einfachem Kleiderstoff gemacht. Jedoch, was macht es, wenn wir arm sind mit unserem Heilande, hätten wir nur einen Priester. Wir beneiden alle Katholiken, die in der Nähe einen Priester haben, denn uns ist nicht einmal das Glück beschieden, am Sonntag eine heilige Messe zu haben. Sechs verschiedene andere Sekten sind hier auf dem kleinen Platz schon vertreten und des Sonntags rufen ihre Glocken die Weißen sowohl wie die Schwarzen zum Gottesdienste herbei, während unser lieber Heiland im hl. Altarssakrament verlassen bleibt; kein Aveglöcklein ist da, um zum Gottesdienste zu rufen und noch mehr, es ist kein Priester da, der an den Altar träte, um das heilige Opfer darzubringen.

Vor einigen Tagen besuchte ich die protestantische Schule, eigentlich waren es eine ganze Reihe alter Strohhütten mit 220 Schulkindern. Alle schienen sehr lernbegierig, besonders eine große Anzahl kleiner ABC-Schützen saßen in der glühend heißen Sonne draußen und jeder hatte ein Häufchen kleiner dürrer Stecken bei sich, für die Rechenstunde. Ich wurde von den kleinen Amaxosas vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet, denn viele von ihnen hatten gewiß in ihrem Leben noch keine Schwestern gesehen. Ein Mädchen bekannte mir einmal, daß sie geglaubt habe, wir Europäer hätten Milch in den Adern. Vor etwa zwei Monaten ist hier eine zweite Schule aufgemacht worden und hat auch schon wieder gegen 50 Kinder, während eine etwa 20 Minuten von hier entfernte gegen 100 Schüler zählt. Diese Gegend ist hier sehr dicht bevölkert und wir zählen von hier aus gegen dreihundert Kraale. Auf unseren Missionswanderungen fanden wir außerdem noch fünf andere Schulen von den Andersgläubigen und die katholische Kirche hat noch keine. Hätten wir ein Gebäude, so könnten wir auch sofort eine Schule aufmachen. Es waren schon eine ganze Reihe Kinder und Eltern da, die um Aufnahme in die katholische Schule baten. Es ist dieses auch fast der einzige Weg zu den Herzen der Kinder und der Erwachsenen zu gelangen, zumal da schon viele protestantisch sind. Möge uns der heilige Vater Joseph bald helfen in unserem Anliegen.

Unsere schwarzen Kandidatinnen arbeiten fleißig mit uns und gehen öfter weit in die Mission hinaus. Auf mehreren Stellen haben uns die Eingeborenen schon Kraale zur Verfügung gestellt für den katechetischen Unterricht. Auf der einen Stelle hatten wir dieser Tage 26 Heiden zum lernen.

Ein Priester hätte hier gewiß ein schönes großes Arbeitsfeld und könnte viele Seelen für den Himmel retten. Täglich beten wir zur

Königin der Missionare und rufen sie an um Hilfe in diesem Anliegen. Möchte sie doch bald einem Priester leise ins Ohr flüstern, er solle als Missionar nach Mount Frere in den Transkei in Süd-Afrika ziehen. Die Freude über unsere Gebetserhörung würde dann eine sehr große sein und das Werk der Bekehrung würde sicher bald Wurzeln fassen.

Glockenweihe in Engelosini

Von Bruder Isidor, R. M. M

Am Sonntag den 7. August hat Centocow eine kleine, aber schöne Feier gesehen. Es wurde in Engelosini, einer unserer Außenstationen, eine neue Glocke konsekriert. Der hochwst. Herr Bischof kam am Tage vorher und wurde feierlich empfangen. Das Wetter versprach zwar nicht besonders günstig zu werden, aber am Sonntag Morgen verzogen sich die Regenwolken, das Wetter wollte unsere Festesfreude nicht stören.

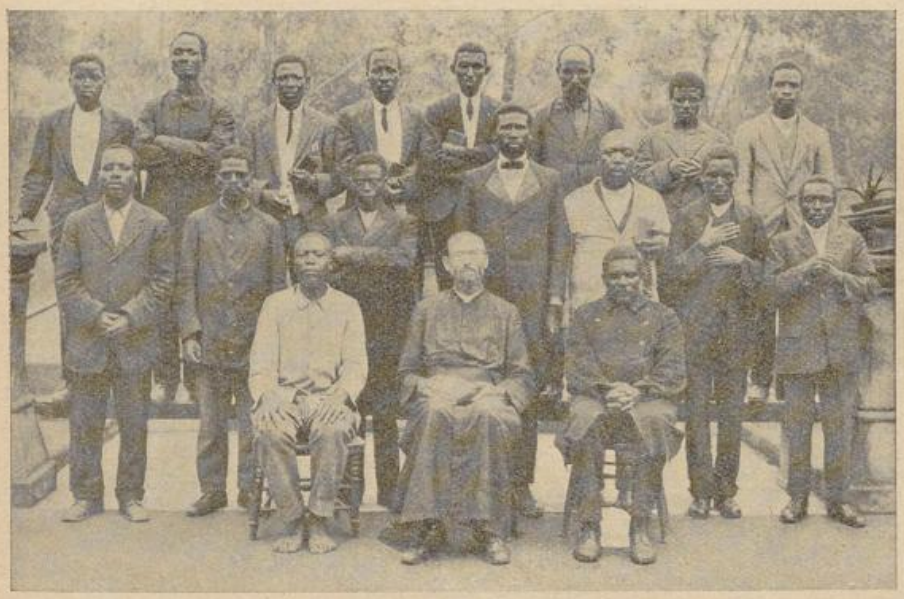
In der Frühe las der hochwst. Herr Bischof die hl. Messe. P. Apollinaris, der Rektor der Station, mußte beim Austeilen der hl. Kommunion helfen. Um 8.30 Uhr las der zweite Missionar, P. Fischer, die Pfarrmesse für diejenigen, die nicht zur Außenstation Engelosini gehen und der Feier beiwohnen konnten. Wer sich aber freimachen konnte, machte sich auf den Weg nach dem $1^1/_2$ Stunden entfernten Engelosini hinauf. Fast die ganze Station flog aus, alt und jung, groß und klein, alles wollte einmal eine Glockentaufe sehen. Der Bischof und der Missionar ritten um 8 Uhr hinauf. Wer sonst noch ein Pferd erhaschen konnte, tat es. Viele hatten das Glück nicht, die meisten spannten Schusters Rappen ein. Ich selber schob schweißtriefend mein Rad den Berg hinan in der stillen Hoffnung, wenigstens auf dem Heimweg das Vergnügen zu haben, mich daraufsetzen zu können, ähnlich wie weiland die Schwaben, die das Züglein den Berg hinaufschoben, um dann die andere Seite im Hurra hinunterzufahren.

Der hochwst. Herr Bischof und P. Apollinaris hörten in Engelosini noch vielen Christen Beicht. Es war bereits 11 Uhr, als der Gottesdienst begann. Beim feierlichen Hochamt tat der Sängerchor von Centocow sein Bestes. Es war gut, daß das Kirchlein aus Quadersteinen erbaut ist, sonst wäre wohl bei dem wuchtigen Anprall der Melodien dasselbe eingestürzt. Dem Hochamt folgte gleich der Segen und eine kleine Pause.

Dann kam der eigentliche Festakt. Die neue Glocke hing schon auf dem „Turm" d. h. auf dem hohen freistehenden Glockenstuhl, der aus kräftigen Baumstämmen zusammengezimmert war. Um die Glocke bei der Konsekration zu erreichen, mußte ein hohes Gerüst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebaut werden. Auf einer Außenstatioon aber gibt es nicht viele Bretter und Stangen und was man sonst zu einem Gerüst braucht. Da mußte alles herhalten, was zu finden war: Tische, Bänke, Schemel, Kisten usw. So kam zuletzt doch noch etwas zustande, dem der Bischof und der Festprediger ihr Leben anvertrauen konnten. Aus Schemeln, Bänken und Tischen wurde auch eine Treppe gebaut, deren Stufen zwar ungleich und ziemlich hoch waren, aber doch ihren Zweck erfüllten. Eine kleine Turnübung muß der Missionar unter solchen Umständen schon mitnehmen, sogar ein Bischof kann sich ihr nicht immer entziehen. Das Ganze wurde mit Decken behangen, mit Grün bedeckt und sah garnicht mehr so schlecht aus.



Hochw. P. Cyprian, der Missionar von Mariannhill, mit dem Katechistenstab P. Cyprian ist zur Zeit auf der Reise nach Europa

Die Glockenweihe begann mit der Festpredigt des P. Apollinaris. Er stand hoch oben auf dem Gerüst. Noch nie in seinem langen Missionsleben hatte er von so luftiger Höhe aus seinen schwarzen Pfarrkindern das Wort Gottes verkündigt. Er sprach von den Zeremonien der Glockenweihe und von der Bedeutung der Glocke für das religiöse Leben der Christen. Alle Augen waren bei der nun folgenden Konsekration auf den amtierenden Bischof und die assistierenden Priester gerichtet. Der schöne, sinnvolle Ritus machte offensichtlich tiefen Eindruck auf das Volk. Der wurde noch verstärkt, als nach der Weihe auch der Bischof noch einige väterlich mahnende Worte an seine schwarzen Diözesankinder richtete. Sie waren ganz begeistert für ihren „Baba

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

omkulu", ihren „großen Vater". Und nicht nur die Katholiken, auch die Protestanten und Heiden, die in großer Zahl zum Feste gekommen waren. Sie hatten ja noch nie einen Bischof in seinem prächtigen Ornat auf einer Außenstation gesehen, mitten unter ihren armseligen Hütten. Es war wirklich, wie der Missionar launig bemerkte, das erste Mal seit Erschaffung der Welt, daß ein katholischer Bischof dahin seinen Fuß gesetzt hatte.

Zur Freude aller Anwesenden führten die Schulkinder einige Spiele und Reigentänze im Freien auf und dann ging es heimwärts. Beim Eintritt der Dunkelheit waren auch die letzten daheim. Nur die neugeweihte Glocke blieb einsam zurück.

Was mag sie wohl alles erleben, die Glocke im Heidenland! Wird sie einmal den Tag sehen, wo all die Heidenhütten, über die ihre vollen Klänge dahinfluten, in christliche Familienhäuser umgewandelt sind? Oder wird sie einmal einen Verfolgungssturm einläuten müssen, der das junge Bäumchen der Christengemeinde entwurzelt? Das eine erwartet der Missionar von der Gnade Gottes und der Mithilfe der christlichen Heimat. Daß Gottes Güte das andere von seinen Schäflein fernhalten möge, das erbittet er vom guten Hirten. Daß die Glocke aber an ihrem Weihetage manch guten Entschluß in die Herzen der schwarzen Kinder hineingeläutet habe, daß sie noch recht viele Jahre ihres heiligen Amtes walten, eine große Christenschar regelmäßig zum Gottesdienste einladen und ihr so Wegweiserin und Gefährtin auf dem Wege zur ewigen Heimat werden möge, in dieser Hoffnung trabten Bischof und Missionar heim zur Station Centocow.

Erziehung zur Ehrfurcht

Von P. Hoche, Rektor

Wir leben in einer Zeit, die an vielem rüttelt, was bisher fast als unumstößlich galt. Alte Ideale werden gestürzt und neue Ziele aufgestellt. Gewiß ist ein Kampf um gute, neue Wahrheiten, die wirklich weiter bringen, nur zu begrüßen. Jedoch darf man nicht übersehen, daß in dem Ringen und Neugestalten der Gegenwart auch viel nichtiges, trügerisches Blendwerk schimmert und täuscht. Vorschnell ist man oft bei der Hand, das Alte schonungslos beiseite zu werfen. Kein Wunder daher, wenn die noch unfertige Jugend, die sich leicht durch klingende Worte berauschen läßt, die noch zu ungefestigte Urteile hat, der die Erfahrung des Alters fehlt, wenn die davon erfaßt wird und es in mancher Beziehung an der nötigen Ehrerbietung, an der rücksichtsvollen Schonung und Zurückhaltung fehlen läßt. So wächst leicht ein Geschlecht heran, daß sich immer weniger den natürlichen Autoritäten

unterordnet, bei dem sich leicht manche Bande frommer Scheu lösen. Weil aber die Gegenwart der Ehrfurcht wenig günstig ist, hat das Haus umsomehr die Pflicht, an seinem Teile Gefährdetes zu schützen. Früher gedieh die Ehrfurcht von selber mehr als reife Frucht eines von bestimmten, gleichmäßigen Grundsätzen geleiteten Familienlebens. Heute mangelt es häufig an der Ernsthaftigkeit und Stetigkeit einer gediegenen häuslichen Erziehung, und außerdem wirken in viel größerem Maße als früher die unendlich vielen Miterzieher auf den empfänglichen jungen Menschen ein, besonders in jenen Jahren, wo er sich zum ersten Male dem Einflusse der Familie, die sonst noch einen schützenden Wall bildet, entzogen sieht. Außerdem scheint der Zeitgeist dem Selbstbewußtsein der Jugend allzusehr entgegenzukommen. Bezeichnend ist es, daß ein neuerer Dichter den Satz formen mochte: Und wenn von Sohnespflicht zu dir dein alter Vater spricht; gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!

Mißerfolge in der Erziehung durch Gewaltmittel zu verhindern führt meist ebenso wenig zum Ziel, wie wenn man im Gegenteil die Jugend zu übernachsichtig sich selber überläßt. Durch Zwang, durch polizistische Dressur allein pflanzt man wohl Furcht, aber keine Ehrfurcht in die jungen Gemüter, man erreicht jene „feine, äußerliche Zucht", die aber wenig Bestand und Wert hat. Kommen so erzogene junge Menschen erst in die Lage, keinen unmittelbaren Leiter mehr über sich zu haben, dann fällt das Aufgezwungene wie brüchig gewordener Firnis doch bald wieder ab.

Die Ehrfurcht ist nach ihrem ganzen Wesen etwas Freiwilliges, sie ist Hochachtung, heilige Scheu vor etwas, was sich eben durch seinen Wert selber Achtung abnötigt. Die Erziehung muß darauf ausgehen, alles, was der Hochachtung wert ist, so darzustellen, daß die Achtung davor in der Jugend von selber lebendig wird. Den Wert des Alten, das bewährte Gute, das muß ihr vor Augen gestellt werden. Überhaupt wird ein gründliches Wissen und Verstehen mit das Hauptmittel zur Pflege der Ehrfurcht bleiben; denn zum großen Teile ist Pietätlosigkeit immer auch Oberflächlichkeit und im Grunde genommen Beschränktheit und Unreife. Es ist eine alte Erfahrung, daß derjenige mit seinem Urteile viel behutsamer und sparsamer hervortritt, der eine Sache gründlich versteht. Bei unziemlichem, vorschnellem Aburteilen wird es durchaus angebracht sein, den jungen Menschen entweder zu widerlegen oder ihn auf das Unschickliche seines Betragens aufmerksam zu machen. Zum großen Teile ist die Erziehung zur Ehrfurcht nichts anderes als die Gewöhnung zur Bescheidenheit. Der junge Mensch soll lernen sich zu beherrschen, er soll warten können. Und in diesem Punkte läßt sich durch eine vernünftige Erziehung manches erreichen. Nun verlangt die Pädagogik allerdings mit Recht, daß der Zögling auch zur Persönlichkeit erzogen werde, und da entsteht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leicht der Glaube, als ob diese Forderung im Widerspruch mit der Pflege der Ehrfurcht stünde. Das ist aber irrig. Denn schon die Beobachtung, daß die ausgeprägtesten, edelsten Persönlichkeiten auch fast immer am meisten wahre Ehrfurcht bezeugen, beweist das Gegenteil.

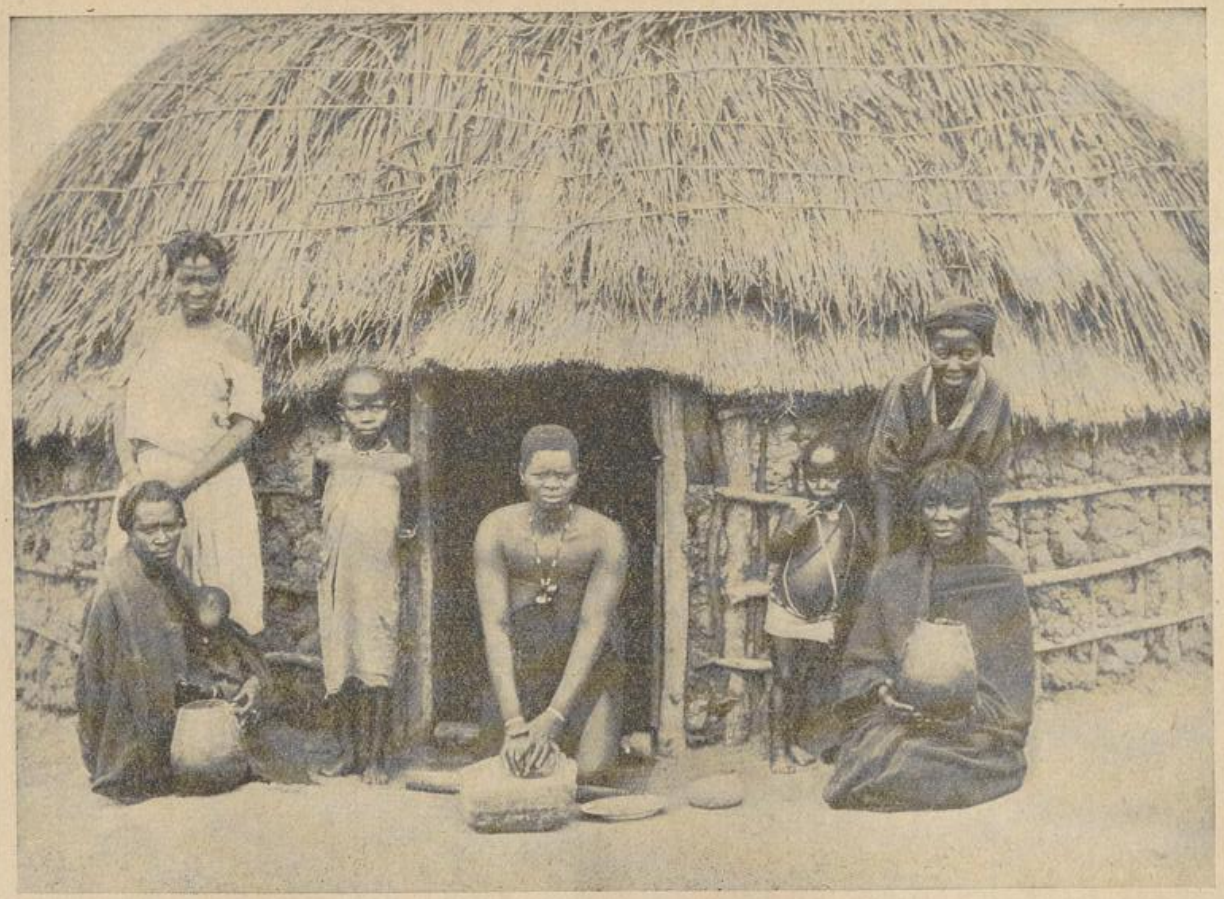
Die Forderung: Mehr Ehrfurcht! an die Jugend ist zugleich eine dringende Mahnung an unser Familienleben. Wenn im Hause Zucht und gute Sitte keine Stätte haben, wenn das Kind die Entwertung und Bespöttelung des Guten an den Eltern und Geschwistern sieht, woher soll ihm dann selber die Ehrfurcht kommen? Nicht anders als pietätlos kann sich kaum ein junger Mensch zeigen, an dem in der Welt tausend Gleichgesinnte dieselbe Erziehung fortsetzen. Wo dagegen das Kind an seinen Eltern musterhafte Vorbilder erblickt, wo ein guter Ton, der rechte Geist im Hause herrscht, wird es schon seltener vorkommen, daß Anmaßung, Verrohung, Hinwegsetzung über die Schranken der guten Sitte bei ihm durchbrechen.

Freilich darf man in dieser Beziehung auch nicht zu schwarz sehen. Es ist in der Jugend etwas Gärendes, Ungestümes, Stürmendes zu eigen; sie glaubt in der Regel, das Rechte und Gute zu tun, wenn sie an manchem rüttelt, woran das Alter verehrend festhält. Auf diese seelische Verfassung in den Jahren des Werdens und Reifens heißt es natürlich Rücksicht nehmen. „Da ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war." Diese Apostelworte treffen auf den reifenden Menschen fast immer zu. Aus unruhigem, gärenden Moste pflegt der klare, edle Wein zu reifen. Diese Wahrheit mag immerhin trösten, wenn unsere Erziehung nicht immer Erfolg hat.

Es gibt allerdings auch eine „goldene Rücksichtslosigkeit", die der Dichter erfrischend wie Gewitter heißt. Die steht aber nur dem erfahrenen und gereiften Menschen zu, weil er weiß, wo sie ausnahmsweise am Platze ist. Die Jugend jedoch ist vor allem auf das Ziel hinzulenken, das der Dichter mit den bekannten Worten kennzeichnet: Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht!

„Durch unsere geringen, im Verborgenen vollbrachten Werke der Liebe bekehren wir die Seelen in weiter Ferne, helfen den Glaubensboten und errichten Jesus wahrhaft geistige Wohnungen in den Seelen."

Hl. Theresia vom Kinde Jesu



Eingeborene vor dem väterlichen Palaſt!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Moderne Missionsmittel

Ein Missionar aus dem früheren Deutsch-Ostafrika, der schon bald 40 Jahre auf dem afrikanischen Missionsfeld arbeitet, schreibt einmal: „Die Notwendigkeit und die Nützlichkeit eines praktischen Missionsarztes steht für mich außer allem Zweifel." Als Beleg hierfür gibt er ein Beispiel aus seiner eigenen Missionstätigkeit. Durch eine glückliche Operation konnte er einen Häuptling vom Star befreien und ihm das Augenlicht wieder geben. Die Folge davon war, daß er in Zukunft die katholische Mission und nur diese für den Unterricht der Kinder und seiner Untertanen zuließ.

Der Mangel an ärztlichen Hilfskräften wird von manchen Missionaren bitter empfunden. So schreibt einer vom oberen Nil: „Manchmal blutete mir das Herz während meiner 10jährigen apostolischen Wirksamkeit, wenn ich infolge meiner geringen medizinischen Kenntnisse den Sitz der Krankheit nicht erforschen konnte, um sofort das richtige Heilmittel anzuwenden. Oft stand ich am Krankenlager eines Knaben oder Jünglings, dem ein kleiner, operativer Eingriff das Leben gewiß gerettet hätte. Ich konnte ihn unmöglich wagen, weil ich keinerlei medizinische Ausbildung genossen hatte. Blutenden Herzens mußte ich macht- und und hilflos zusehen, wie der Kranke in der Blüte der Jahre dem Übel zum Opfer fiel, wie der Todesengel sich nahte und das teure Leben aus dem jugendlichen Leib entfloh."

„Soll die katholische Mission", so schreibt die Generaloberin der Missionsbenediktinerinnen nach eingehender Besichtigung ihrer Missionen in Afrika, „ihren ungeteilten Einfluß in Ungoni behalten und Peremiho zum Mittelpunkt des katholischen Lebens in dieser Gegend werden, dann müssen wir unbedingt, mehr noch als bisher an der leiblichen Wohlfart der Leute erbeiten können. Dies wird nur möglich sein durch opferwillige Missionsärzte und Ärztinnen. Wurde ja die Ausbreitung des Christentums von Anfang an gerade durch Ausübung der Werke der Barmherzigkeit mächtig gefördert. Sehr oft bahnten sie den Weg zur Annahme der Glaubenswahrheiten. Dies ist auch heutzutage noch der Fall. Für den Missionsarzt gibt es noch etwas Höheres als ein Pionier der Wissenschaft, ein Nothelfer der Leidenden zu sein. Seine erhabenste Freude ruht in dem Bewußtsein, daß seine Tätigkeit der Lehre unseres göttlichen Herrn die Wege und Herzen bereitet."

Wo die missionsärztliche Tätigkeit systematisch einsetzt, bleiben die Erfolge nicht aus, mag es sich um Heiden, Mohamedaner oder auch die sonst kaum erreichbare Frauenwelt Indiens handeln. Das beweisen die bisherigen Erfolge in der kurzen Zeit, seitdem man auch katholischerseits zu diesem medizinischen Hilfsmittel gegriffen hat.

Als Ergebnis einer mehr als 70jährigen Erfahrung gibt eine protestantische Missionsgesellschaft Englands, welche die größte Zahl von Ärzten und Ärztinnen in den Missionen beschäftigt und sie geradezu als ihre Kerntruppe zur Lösung der schwierigsten Aufgaben verwendet, folgendes an: „Wenn wir uns zur Erfahrung hinwenden, so finden wir eine geradezu glänzende Rechtfertigung der ärztlichen Missionstätigkeit. Durch sie sind wir in Berührung mit Menschen gelangt, an die auf andere Weise nicht heranzukommen war; durch sie konnten wir Schranken von Aberglauben und Vorurteile niederreißen und die Menschen in größeren Scharen zu Christus hinführen als durch irgend ein anderes Missionsmittel."

Leider sind wir Katholiken auf dem Gebiete der missionsärztlichen Fürsorge weit hinter den Protestanten zurückgeblieben; da ist es hohe Zeit, daß wir die junge katholische Bewegung, die ihren Mittelpunkt im missionsärztlichen Institut in Würzburg hat, mit allen Kräften unterstützen.

„Das Marienkind in der Heimat, das sich an dem Missionswerk nicht beteiligt, läßt ein herrliches und großes Stück im Rosengarten Unserer Lieben Frau unbekannt liegen." P. Meschler

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Chief Lebewu

Von Schwester Amata, C. P. S., Mariatrost

Etwa zwei Stunden von Mariatrost entfernt wohnt der Chief Lebewu. Sein Großweib starb vor einigen Jahren, erhielt aber noch die hl. Taufe und wurde auf unserem Friedhof begraben. Auch deren Tochter, ebenfalls getauft, folgte ihr bald nach. Nicht lange dauerte es, so starb ein anderes Töchterlein Emma mit Namen. Fast jedes Jahr hatte er einige Tote in seiner großen Familie. Da rief er eines Tages seine Räte zusammen und sagte: „Ihr wißt, jedes Jahr trägt man einige Tote aus meinem Kraal hinaus, die fast alle an ein und derselben Krankheit sterben, kein Arzt oder heidnischer Doktor kann helfen; so stirbt meine Familie bald aus; saget mir, was ist da zu machen?" Alle antworteten einstimmig: „Laßt uns zum Wahrsager gehen, damit wir die Ursache erfahren." Bald darauf ließ der Chief den Befehl ergehen, daß alle seine Untertanen an einem bestimmten Tag vor ihm zu erscheinen hätten. Alle kamen dann an dem bestimmten Tage. Er fragte dann: „Was ist das, das meine Familie zu Grunde richtet, wer bringt alle jene um?" Einer nach dem andern sagte: „Ich weiß es nicht, Herr." Darauf erwiderte er: „Nun was meint ihr, daß ich tun soll?" „Laßt uns zum Wahrsager gehen", riefen alle. — „Gut" sagte der Chief, „wenn aber einige unter euch vom Wahrsager ausgerochen werden, was soll ich dann mit jenen anfangen?" Alle antworteten: „Jage ihn weit fort von deinem Gebiet." Dann fragte der Chief weiter: „Werdet ihr auch das nötige Geld bringen, damit ich zum Wahrsager gehen kann?" Alle stimmten zu. Er hieß dann alle fortgehen mit dem Befehl, an einem von ihm bestimmten Tage mit dem Gelde zu kommen. Jene aber, welche nicht kommen würden, sollten schwer bestraft werden. Nach einigen Tagen ließ er dann alle Männer und Jünglinge kommen; jeder mußte 1.50 Mk. zahlen. Dann suchte er einige Männer aus, die ihn mit seinen Räten zum Wahrsager begleiten sollten. Alle waren der Meinung, weit fort zu gehen, zu einem Wahrsager in einem anderen Bezirk. So machten sie sich denn auf den Weg zu einem Wahrsager einige Tagereisen weit fort. Der Chief sagte zu den Männern: „Sollte jemand unter euch sein, der meinen Kraal behext hat, der kehre am besten gleich zurück, denn vom Wahrsager wird er nicht mehr heimkehren, sondern dort gleich getötet werden."

Alle mußten beisammen bleiben, keiner durfte vorausreiten. Als sie nahe zum Kraal des Wahrsagers kamen, kam ihnen dieser schon entgegen und zeigte ihnen den Platz, wohin sie sich begeben sollten und nannte dann alle mit Namen. Er wandte sich dann zum Chief und sagte: „Warum hast du alle Zauberer daheim gelassen, nur einige wenige hast du mitgebracht?" Er nannte dann eine Menge Personen, auch einige von denen, die anwesend waren, und sagte dann: „Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind alle Zauberer, Herr, und streben dir und deiner Familie nach dem Leben." Dann erhoben sich seine Räte und riefen: „Gebt uns Speere und Stöcke und laßt uns die Zauberer umbringen!" Drei Männer wurden tüchtig geschlagen, einer konnte nicht gleich wieder heimgehen. Der Wahrsager fragte dann den Chief, ob er möchte, daß er zu seiner Wohnung käme, er werde ihm dann alle Zauberer zeigen. Der Chief gab es zu mit der Bemerkung, alle Zauberer müßten getötet werden. Zu Hause angekommen sagte der Chief nichts von dem, was vorgefallen war. Einer von jenen Männern, der den Chief zum Wahrsager begleitet hatte und von demselben als Zauberer angegeben worden war, hatte nach dessen Aussage einen Imfene, Pavian, der ihm bei all seinen Zaubereien beistand und auf dem er wohl nachts herumritt. Am folgenden Nachmittag nun sahen die Hirtenbuben bei der Herde des Chiefs den Pavian, wie er gleich einem Kälbchen an der Kuh trank. Die Knaben eilten herbei und so zeigte derselbe dann zuerst auf sein Maul und dann auf seinen Bauch zum Zeichen, daß er Hunger habe. Er lief dann in den nächsten Kraal. Die Knaben machten Lärm und so kamen denn die Männer mit Stöcken bewaffnet und mit ihren Hunden herbei und setzten dem Pavian nach. Sie töteten ihn, nachdem derselbe fünf Hunde verwundet hatte. Er wurde dann zum Kraale des Chiefs getragen.

Der Chief rief mehrere Männer und auch den vermeintlichen Eigentümer herbei. Am folgenden Tage ließ er alle Männer und Jünglinge kommen und der Pavian wurde dann aufgeschnitten. Im Bauch des Tieres fanden sie gutes Futter, gestampften Mais und dergleichen, ein Zeichen, daß der Eigentümer wohlhabend sei. Es wurde viel Fett herausgenommen. Dann befahl der Chief, das Fleisch in Stücke zu schneiden und zu braten und alle mußten davon essen, damit der Eigentümer erkennbar werde; denn, hieß es, ißt derselbe ein Stückchen Fleisch, so kann er es nicht herunterschlucken, sondern stirbt gleich. Der vermeintliche Eigentümer verzehrte ganz gemütlich das Stück Fleisch, starb aber doch nicht.

Bald darauf kam der Wahrsager. Alle Männer und Jünglinge mußten wieder zusammenkommen, ja sogar die Frauen und Greise kamen. Eine sehr große Volksmenge war auf einer Ebene versammelt. Der Wahrsager saß hinter einer Strohmatte und rief dann eine Menge Leute als Zauberer aus. Er wandte sich zum Chief und sagte: „Jene sind es, die deine Familie zugrunde richten." Einige standen auf und leugneten es, zuletzt aber stimmten alle zu, was der Wahrsager sagte, da sie auf diese Weise leichter davon zu kommen glaubten. Alle wurden fürchterlich geschlagen, manche erhielten sogar große Wunden. Dann mußten alle den Bezirk des Chiefs Lebewu verlassen.

Alle fürchteten den Wahrsager, weil er vorgab, von der Regierung angestellt worden zu sein. Er trieb sein Handwerk auch noch bei einem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anderen Chief, Ngamula mit Namen. Auch dort wurde ein Mann arg verwundet. Nun kam die ganze Sache zur Regierung, der Wahrsager wurde eingesperrt und der Chief Lebewu sowie der Chief Ngamula wurden vorgeladen und mit Geldstrafen belegt, die natürlich wieder die armen Untertanen zahlen mußten. Damit war die ganze Zauberei zu Ende.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeeilt und hatte den schönsten Humpen aus Steingut mit zinnernem Deckel blank geputzt. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort", rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweiset der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemütlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Rate über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier beileibe nicht Euern Herrn Vater — ja, der läßt noch fünf gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören."

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Haken ein Kessel hing. Rund um den Herd saß etwa ein Dutzend fröhlicher Brüder, meist junge Gesellen, um einen Graubart, dessen verwettertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließ. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih' mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: „Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein." He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir herumgetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen Anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die verwegensten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des „tollen Lebens" teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschatzten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Küfer, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink' ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einen so durstig wie den Fisch auf trokkenem Sande!"

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs", sagte die Wirtin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Na, Alte, ich krieg' ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn."

„Der ist Euch schon verrechnet", war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung", sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid", rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?" rief er. „Tut mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaukelt, hab' ich nicht?"

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euern Heldentaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg."

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart liefen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Kappen aufsetzen, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und Anno 15 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht! Als es losging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!" Das war noch ein frömmerer Mann als sein Bub, der Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden."

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verzweifelnder Gebärde herein: „Daß sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!" Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhaftige Gottseibeiuns", rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt."

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald", sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein."

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?" fragte ein anderer.

„Hm, kann wohl sein", entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau."

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?" forschte ein stämmiger Bursche.

„Je nun", erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem neuen Bündnisse zwischen unseren gestrengen Herren und Papst und Kaiser."

„So", brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —"

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mitanhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläst der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Rate sagt!"

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es stille.

Im Kolinschen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte", sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln."

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater hatte ihr alles gesagt. „Mutter", flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!"

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage zwar nicht den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfade getan.

IV. Verstoßen

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, hoffnungsreich und zukunftsbang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahre 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun blies schon seit langem der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh emporschlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Klemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätte beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedensbruches auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur eines — so meinte er wenigstens, — seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heute Abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten." Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, aber er beachtete sie kaum; wie er sich der Siehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenze des Kantons hinter sich; rüstig schritt er fürbaß, und am Nachmittag stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entschwand. Edlibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abend fand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patrizier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto kühler und besonnener antwortete der Züricher. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein", sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht."

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen", sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformierten Glauben annehmest — willst du?"

„Edlibach, Edlibach!" rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für Eure Agnes tun, aber laßt mich bei meinem Glauben."

Der Ratsherr schien bewegt. „Es sei", sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen." Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesen bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersetzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz als auf das Urteil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle", schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem jetzigen Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein."

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen." Hätte er das feine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biedern Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hat die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Dürchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jodokus Müller, ebenso heiratslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Züricher See nachliefen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Tat nicht wenige.

Unter den von Edlibach genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischerstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte: bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allzeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urkantone. So legte eines Abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgangs Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hat ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß bei der nächsten Landgemeinde den Sturmlauf gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantsperre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeiten zu hetzen, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhaßten Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange", sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Krieg."

Der Patrizier zuckte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich wolle. Man müsse das mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maifahrt nach Baden gemacht; der Junker Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdroß ihn nicht wenig, aber spornte ihn auch an, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzungen zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantsperre immer drückender.

Da versammelten sich am 9. Weinmonat zum letzten Mal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenschützen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:
O Jesu, Gott und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin bei dir —
Daß es so bleibe für und für!
Du bist die Rebe, durch die ich lebe
Und so nur süße Früchte gebe.
Du bist die Ähren, so mich ernähren,
Daß ewig meine Wonnen währen."

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entrissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zur ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?"

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte", sagte der Bruder.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gott sei Dank!“ rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammenkünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglisch Gesinnten zusammenkommen, und du seiest auch dabei.“

„Laß dir das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?“

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!“ Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit flinker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?“ fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übervoll werden.“

„Die Banner hier — wozu?“ fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit“, antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen.“

„Also offener Landesfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus“, lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann schwoll seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und laß mich mit dem da allein.“ Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen“, hob der Bannerherr wieder an, „für unsern alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?“

Der Jüngling erwiderte trotzig: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!“

„Schweige, Knabe!“ rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biedern Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?“

„Nein.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja — aber hört, Vater —“

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Edlibachs Tochter, sie habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg seiest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!“

Überwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschrak; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestoßen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entrüstet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!“

Der Jüngling wankte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?“ rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, knie mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr.“

„Vater, Vater! Ihr stießt den Wankenden von euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?“

„Er hat den Glauben verleugnet“, sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht“, rief das Mädchen, „dafür bürge ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!"

„Ich kann nicht; er weigert sich, mit auszuziehen, und so würde ich genötigt sein, ihn als Fahnenflüchtling zu behandeln."

„O lieber will ich ihn im Turme wissen als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient", rief Hedwig entschlossen.

„Du hast recht, Mädchen", antwortete der Vater und eilte fort, dem Baarertore zu.

Dort rief er aus der Torstube einen der Stadtknecht und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Torweges und redete leise mit ihm. „Habt Ihr mich verstanden?" schloß er, „Ihr sollt jeder einen Kronentaler erhalten, wenn alles wohl und im geheimen ausgeführt wird."

„Soll alles nach Wunsch des gestrengen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?"

„Da hinauf", sagte Kolin, auf den Torturm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seine Freiheit muß er ein paar Tage entbehren."

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Torstube, um seinen Gesellen den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt durch einige Gassen geirrt. Auf einmal fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen Aufruhr aufzufordern; aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er tun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Michel! schließt mir das Pförtchen auf", sagte Wolfgang, an die Torstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?" rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid flink zur Hand", sagte der Torwart dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querhölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Atem. Der Wächter öffnete statt der Torpforte die Turmtür, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen als gedrängt. In der Turmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde.

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?" rief bebend vor Zorn der Jüngling.

„Ereifere sich der junge Herr nur nicht", war die Antwort, — „sein gnädiger Herr Vater!"

(Fortsetzung folgt).

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus" wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Kosel H. H.: Innigen Dank für die edle große Gabe von Fr . . . zum besten der Mission. Gott der Allgütige lohne es Ihnen mit zeitlichen und ewigen Gütern.

Wintersdorf: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für schnelle Hilfe in einem Gemütsleiden.

Herzlichen Dank der Mutter Gottes dem Herzen Jesu, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, hl. Theresia v. K. J., hl. Anna, dem hl. Joseph, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen für Hilfe in einer Krankheit.

Dank den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Poppelau: Tausendfachen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius von Padua für Hilfe in einer schweren Krankheit des Vaters.

S. M. Tausendfachen Dank dem hl. Vater Joseph und der kl. hl. Theresia für auffallende Hilfe in einem Anliegen, mit der Bitte um weiteren Segen.

Aßamstadt: Tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, den lb. armen Seelen, dem hl. Judas Thaddäus, der kl. hl. Theresia, der hl. Gertrud für Erhörung in mehreren Anliegen.

N. Kr. Usingen: Eine Vergißmeinnichtleserin sendet Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes zum Danke für Gebetserhörung in schweren Anliegen.

Wewelsburg: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung.

Düsseldorf: Innigen Dank dem hl. Antonius für Erhörung, zugleich der Beitrag für ein Heidenkind.

Herne, N. N.: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der hl. Mutter Anna und den armen Seelen für glücklich überstandene Geburt.

Oberholz: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. sei inniger Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.

Wasserbillig: Dem hlgst Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes und dem hl. Joseph sei Dank für Erhörung in drei schweren Anliegen.

Oberhausen: Von N. N. Mark . . . Almosen als Dank für Erhörung in mehreren wichtigen Anliegen.

N.: . . . Mark als Dank, für glücklich verlaufenen Umzug, und sonstige Verhältnisse. Veröffentlichung war versprochen.

D.: Als Dank für Erhörung in schwerer Krankheit (Lungenleiden), Beitrag zu 3 Heidenkindern.

Marktbreit: Herzlichen Dank dem hl. Wendelinus, dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe im Stall. Veröffentlichung und Antoniusbrot war versprochen.

Tauberrettersheim: Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der kl. hl. Theresia bin ich von einer schweren Krankheit geheilt worden.

Herzogenaurach: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Amendingen: . . . Mark Missionsalmosen. Das hlgst Herz Jesu und der hl. Joseph haben geholfen in Geschäftsanliegen und werden weiter helfen.

Ungenannt: . . . Mark Antoniusbrot erhalten, herzliches Vergelts Gott hierfür.

Karlsruhe: Herzlichen Dank; Veröffentlichung war versprochen. Der hl. Antonius und der hl. Joseph haben geholfen. Beitrag für ein Heidenkind.

Mannheim-Käfertal: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius für Hilfe in verzweifelter Angelegenheit. Mark . . .

Altenstadt: . . . Mark erhalten. Herzliches Vergelts Gott.

Waldstetten: Dank der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Judas Thaddäus und allen Heiligen für Gebetserhörung.

Hauenebentein: Gabe Mark . . . als Dank für Genesung in schwerer Krankheit, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia herzlichen Dank.

Nürnberg: Den Betrag von . . . Mk. erhalten. Inniges Vergelts Gott hierfür. Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, hl. Joseph und der kl. hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in großem Anliegen.

Weinberg: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was man vergessen soll.

1. Erlittenes Unrecht, damit die Wunde nicht ewig blutet.

2. Erwiesene Wohltaten, damit man sich vor Enttäuschungen bewahrt.

3. Bezahlte Steuer, damit man nicht immer schmerzlich zahlt.

4. Verlorenes Kapital, damit man nicht unfähig wird, sich des Erhaltenen zu freuen.

5. Harte Jugend, damit man nicht die Sonne aus seinem Leben verbannt.

6. Trübe Tage, damit die Nebel der Trübsal nicht ständig uns den frohen Blick in die Zukunft hindern.

7. Bereute Sünden, damit wir nicht die Barmherzigkeit Gottes stören.

8. Die Schwäche eines Starken, damit wir ihn nicht zum Zorne reizen.

9. Üble Erfahrungen, damit man nicht den Glauben an die Menschheit verliert.

10. Unerfüllte Wünsche, damit wir nicht an dem gegenwärtigen Guten den Geschmack verlieren.

11. Alles, was nicht wert ist, daß man es behält, damit man aus seinem Gehirn keine Rumpelkammer macht.

Export aus der Union in Südafrika im Jahre 1927. Von über 35 000 00 Schafen, die in der Union sind, wurden 2 000 000 Zentner Wolle exportiert.

An getrockneten Früchten wurden 3777 Tonnen von je 1 000 Killogramm exportiert. Orangen 54 771 Tonnen.

Die Maisernte beträgt je nach den Jahren zwischen 15 000 000 und ca 26 000 000 Sack. Von dieser Ernte werden etwa 11 500 000 Sack im Lande verbraucht, der Überschuß exportiert.

Andere Ausfuhrprodukte sind: Erdnüsse, Zucker (Rohrzucker), Gerbrinde, Baumwolle, Straußenfedern, Häute, Mohair, Wolle, Tabak, Eier, Käse, Butter, verschiedene europäische Obstarten werden in großen Quantitäten nach Europa geschickt, weil dieselben in Südafrika reifen, wenn in Europa keine mehr vorhanden sind.

Städte mit über 5 000 weißen Einwohnern in der Union von Südafrika.

Capetown	113 027
Johannesburg	168 545
Pretoria	42 456
Port Elizabeth	29 418
Durban	53 347
Bloemfontein	20 037
Pieter Maritzburg	19 180
East London	18 643
Germiston	16 545
Kimberley	16 287
Benoni	14 899
Krugerdorp	14 542
Boksburg	12 144
Potschefstroom	9 336
Brakpan	8 450
Uitenhage	8 121
Roodepoort	7 217
Grahamstown	7 652
Paarl	6 678
King Williamstown	6 444
Oudshoorn	5 649
Springs	5 363

Man beachte aber, daß dies die Zahlen der weißen Einwohner sind, denn in den Goldminen zu Johannesburg wohnen allein 200 000 Schwarze. Eine jede Stadt aber hat eigens abseits gelegene Quartiere für die schwarzen Arbeiter mit ihren Familien.

Die mathematische Stadt. Es gibt, wie Bienstock und Curnonsky in ihrem Buch „Le Livre de Chevet" erzählen, eine französische Stadt namens Albert, über die ein statistisches Amt folgende exakte Feststellungen gemacht hat: „Die Stadt Albert, die auf dem 50. Breitengrade liegt, ist genau 5555 Kilometer, 55 Meter und 56 Zentimeter vom Aequator entfernt und genau 4444 Kilometer, 44 Meter und 44 Zentimeter vom Nordpol."

Was versteht man unter einem Schoppen? — Schoppen war früher ein offizielles Flüßigkeitsmaß, etwa der halben Weinflasche entsprechend, gewöhnlich ein Viertel der „Maß". 1868 bis 1884 war Schoppen die Bezeichnung für einen halben Liter. Der Ausdruck entstand im 16. Jahrhundert und hängt wahrscheinlich mit Schöpfen zusammen.

Was ist Kommunismus? Nach alten Versen von 1852 ergänzt.

Was unter Kommunismus man versteht?
Wenn keiner dem andern aus dem Wege geht
Wenn jeder befiehlt und keiner sich fügt,
Wenn keiner wahr ist und jeder lügt,
Wenn keiner was weiß und jeder lehrt,
Wenn alle schreien und keiner hört,
Wenn keiner mehr etwas lernen will,
Wenn niemand mehr strebt nach höherem Ziel,
Wenn keiner was ist und jeder sich prahlt,
Wenn keiner was hat und niemand zahlt,
Wenn jeder schneidet und keiner sät,
Wenn jeder zerreißt und keiner näht,
Wenn keiner forstet und jeder schlägt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn jeder jaget und keiner hegt,
Wenn jeder vor jeder Arbeit sich drückt,
Und keiner sich schaffend zur Erde bückt,
Wenn jeder tanzen will, keiner spielt,
Wenn keiner kaufen will, jeder stiehlt,
Wenn jeder zerstört und keiner baut,
Wenn jeder trinkt und keiner braut,
Wenn keiner was hat und jeder verzehrt,
Wenn nichts mehr in Ordnung und alles verkehrt,
Wenn jeglicher zu erreichen eilt,
Daß wer mehr hat, gleich mit ihm teilt,
Wenn jeder in deine Wohnung geht,
Und mitnimmt, was nicht gemauert steht,
Wenn jeder sich deine Rosen pflückt,
Und jeder mit deinen Kleidern sich schmückt,
Wenn jeder in Kot zieht, was lieb dir und wert,
Wenn jeder dein eigenes Weib begehrt,
Wenn keiner mehr je dem andern traut,
Und jeder stets mißtrauisch um sich schaut,
Wenn keiner des anderen Ehre mehr acht',
Wenn jeder Zucht und Sitten verlacht,
Wenn alles ruiniert ist, was einst war Kultur,
Vernichtet von allem Vernünft'gen die Spur,
Dann, lieber Mitbürger, daß du es weißt,
Dann triumphiert der kommunistische Geist!

Gebetsempfehlungen

Saarlouis: Eine eifrige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. um Wiederlangung der Gesundheit. Bei Erhörung verspreche ich Veröffentlichung sowie den Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes.

Emmerich: Bitte um das Gebet zur hl. Familie und zum hl. Antonius um Wiedererlangung einer Lebensanstellung und in einem besonderen Anliegen.

Frankfurt: Eine Wohltäterin und langjährige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet in der Mission um Hilfe in Not und Bedrängnis zu erhalten. Ferner um Befreiung des Sohnes von einer schlimmen Leidenschaft.

Schw.: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und Mariä, zur hl. Familie, zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus, zur Mutter Gottes von Lourdes, zur hl. Rita und hl. Theresia v. K. J. in einem schweren Nerven- und Gemütsleiden.

B. W.: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. J. Thaddäus, hl. Theresia v. K. J. hl. Antonius, zur lb. Mutter Gottes in besonderen Anliegen. Veröffentlichung ist versprochen.

L. G.: Ein Vergißm.-Leser bittet um eine neuntägige Andacht in einem schweren Anliegen zur lb. Mutter Gottes v. der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, hl. Theresia v. K. J., zum hl. Jud. Thaddäus. Veröffentlichung und Almosen sind versprochen.

N. N.: Um Gesundheit der Mutter u. um Glück im Stall.

Westerholt: Um besseren Geschäftsgang und um Hilfe in vielen schweren Sorgen bittet eine Verg.-Leserin.

Elsdorf: Um Familienfrieden.

Eine Augenleidende, die sich einer Operation unterziehen muß.

Eine Person, die schon 30 Jahre ein Gesichtsleiden hat, um Geduld.

Schmidmühlen: Um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur schmerzhaften Mutter Gottes um Hilfe in dringenden Anliegen.

B. H.: Eine langjährige Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zu Maria von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um baldige Anstellung und Glück und Segen im Ehestande. Bei Erhörung ist Veröffentlichung und Missionsalmosen versprochen.

Drosendorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. J. in großen Seelenleiden. Bei Erhörung ist ein Beitrag zum Seminarbau versprochen.

Biskupitz: Bitte um das Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, zur Muttergottes, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thaddäus und zum hl. Antonius von Padua um Hilfe und Erhörung in besonderen Anliegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Rasdorf: Frl. Maria Vogler; langjährige und überaus eifrige Mitarbeiterin unserer Mission.

Rotzendorf: Herr Stangl; langjähriger Abonnent.

Assenhausen: Michael Stauderer. Nattenheim: Frau Marg. Stockemer. Indersdorf: Frau Brunner. München: Thekla Bürchner. Neumarkt a. Rott: Magdal. Fürlauf. Lengenfeld: Lehrer Joseph Eckert. Kahl: Frau Kl. Malchus. Duttenbrunn: Maria Ebert, Eugenia Mehler. Barbara Ruckes. Wertenstein: Alexander Elgaß. Zwiefalten: Karl Fischer. Oberleichtersbach: Josephine Muth. Freiberg: Maria Sturm. Freinberg: J. Elsberger. Xaver Steinberger. Sand: Josepha Haupt. Rosina Hofmann. Joh. Magdalerner. Ergoldsbach: Frau Kolbinger, eine eifrige Missionsfreundin.

Empfehlenswerte Bücher

Das heilige Meßopfer mit seinen Weltanschauungs- und Lebenswerten. Seelenerzieherisch behandelt von Paul Bergmann, Dresden. Mit acht farbigen Tafeln. Broschiert RM. 2.50, gebunden in Leinen RM. 3.50. Verlag Butzon & Berker, Kevelaer 1928.

Diese Schrift will der katholischen Erzieherwelt eine wertvolle und sichere Stütze an die Hand geben, das Verständnis für die übernatürlichen Wahrheiten des heiligen Meßopfers in den Schülern zu erschließen, den Gebetsgeist des Confiteor, Kyrie, Gloria, Credo, der Präfation, dieser uralten liturgischen Gebetsperlen, zu wecken und dadurch die Liebe zu Christus zu fördern und das Verlangen nach Christi verklärtem Leibe in der heiligen Kommunion zu entzünden.

Das heilige Meßopfer in der Grundschule. Grundsätzliche und schulpraktische Erwägungen u. Beispiele. Von Johannes Lohmüller, Duisburg. Broschiert RM. 1.80, in Leinen geb. RM. 2.80. Verlag Butzon & Berker, Kevelaer 1928.

Das Buch faßt Beobachtungen und Ergebnisse einer jahrelangen Erziehungs- und Unterrichtspraxis zusammen. Es zeigt, wie im Ringen und Suchen nach wirksamen Wegen, dem religiösen Niedergang und der religiösen Verflachung in unserer Jugend mit Erfolg zu begegnen, der Verfasser zu dem einzigmöglichen Ergebnis gekommen ist, zu dem letzten Endes jeder katholische Erzieher vordringen muß: „Das heilige Meßopfer über alles. Hin zum Gnadenborn unseres Glaubens. Hin zur Eucharistie.

Maria Ward. Ein kleines Buch von einer großen Frau. Von Maria Veronika Rubatscher, mit Vorwort von Enrika von Handel-Mazetti. 116 S., mit fünf Kupfertiefdruckbildern. Broschiert RM. 1.50, in hochfeinem Leinenband mit Goldprägung RM. 2.20. Verlag Butzon & Berker, Kevelaer.

„Das Werk ist wirklich schön und apart. Vor mir liegen die Druckbogen. Veronika hat aus ihrem jungen, künstlerisch angeregten Temperament heraus ein Lebensbild der Maria Ward, des größten pädagogischen Genies der Barockzeit, entworfen, das sich neben den anerkannten Werken von Riesch und Kluge in allen Ehren sehen lassen kann. — Reiches, chronikalisches Detail ist mit Geschmack in die Darstellung verwoben, dichterisch schön ist die jungfräulich lichte Gestalt Mariens gegen den Hintergrund von Feuer, Blut und Waffen der wildesten No-Poperyzeit abschattiert." Enrika von Handel-Mazzetti.

Liga-Broschüren; äußerst aktuell und billig, hervorragende Mitarbeiter. Die beiden neuen Bändchen von Dr. Fr. Mack sind außerordentlich zeitgemäß und aufklärend: 1. Wie wirken wir mit an der katholischen Weltmission! 2. Die katholische Weltmission und ihre Schicksalsstunde. Weniger wie 10 Stück werden nicht abgegeben. 10 St. RM. 1.50; 50 St. RM. 7.—; 100 St. RM. 13.—; 500 St. RM. 60.—. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen Rhld.

Für Klerus und Volk von größter Wichtigkeit, sollten diese beiden Broschüren weiteste Verbreitung finden. P. D. Sauerland.

Geist des hl. Franziskus. In 10 Bändchen neu gedruckt kostet das Einzelbändchen RM. 1.—, bei portofreier Zusendung RM. 1.20. Alle Bändchen zusammen RM. 9.—. Kapuziner-Missionsverlag Altötting, Kapellplatz 9.

Die Titel der einzelnen Bändchen (kartoniert) lauten: 1. Wahre Nachfolge Christi. 2. Gottesstreiter. 3. Heiliger Kreuzzug. 4. Im Dienste des Welthellandes. 5. Bannerträger der hl. Kirche. 6. Höhenwege zur Vollkommenheit. 7. Feuerseelen. 8. Stilles Heldentum. 9. Das Geheimnis des Glückes. 10. Das wiedergefundene Paradies.

Spannende, mustergültige, edle Lektüre für Jung und Alt. P. Dom.

In den Vorhöfen des Herrn! Zusammengestellt aus der Hl. Schrift des alten und neuen Testamentes von Fr. Decker. 100 Seiten. Preis elegant gebunden in Rotschnitt RM. 2.—, in Goldschnitt RM. 2.50. Verlagsbuchhandlung „Unitas" in Bühl, (Baden).

Freudig wird dieses schöne Büchlein begrüßt werden von allen Freunden der liturgischen Bewegung und den Anhängern der Hl. Schrift. Es will hinausziehen in die unruhige Welt, Trost, Segen, Ruhe und Frieden bringend allen denen, die mit Ehrfurcht und Liebe eintreten in seine heiligen Hallen.

Sittenverderbliche Frauenkleidung. Ein Verzeichnis von Schriften hierüber, welche die kirchliche Druckerlaubnis haben und günstig beurteilt sind, wird an jedermann auf Verlangen unentgeltlich versandt durch die Buchhandlung Dorn in Ravensburg, Württemberg. — Genaue Anschrift mitteilen, deutlich schreiben. — Nachdruck dieser Mitteilung ist erwünscht.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein gutes Buch für jedes Haus!

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem
des ehrw. Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut
120 Seiten, mit einem Titelbild;
Preis kart. RM. 1.50

Lehrern, Lehrerinnen, Eltern und Erziehern wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnersreuth

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibts auch heute noch Teufel" (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist er die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Von W. Wanger
96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut
352 Seiten, mit einem Titelbild
Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.
Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hlst. Antlitz geschrieben wurde.

Zu beziehen von unseren Missionsvertretungen oder vom

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 11 November 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 16.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schillina 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Lourdes, Südafrika. Zum erstenmal seit die Missionsstation Lourdes (Natal) besteht, fand hier eine Priesterweihe statt. Die Weihekandidaten waren die Hochw. Patres Drossard aus Aachen; Grimm aus Oberschlesien, Jakob aus Nürnberg, Müller aus dem Rheinland. Ihr nächster Wirkungskreis wurden die Missionsstationen Kevelaer, Mariannhill, Maria Zell und Czenstochow. Trotz der Ungunst der Witterung verlief die Feier in hervorragend schöner Weise. Wir wünschen den jungen Missionaren, daß ihre Arbeit im Weinberge des Herrn segensreich und fruchtbar sich gestalte. Das walte Gott!

Das Totenglöcklein läutete im vergangenen Sommer einem alten, treuen Missionsveteranen, dem ehrw. Bruder Garcia Leyendecker, einem Kinde des Moselandes. Er war geboren in Bernkastel a. d. Mosel. Mit 26 Jahren trat er in die südafrikanische Mission der Mariannhiller ein und empfing am 15. Juli 1889 das hl. Kleid. Am 1. November 1896 legte er seine ewigen Gelübde ab. Er hatte das Maurerhandwerk erlernt und stellte diese Fertigkeit mit größtem Eifer in den Dienst der Mission. Wie er so materiell am Aufbau so mancher Station mitgewirkt hat, so hat er durch sein Beispiel auch am geistigen Aufbau des Reiches Gottes auf Erden mit beigetragen. Seinem treuen Arbeiter im schwierigen Weinberg des südafrikanischen Heidentums wird der gute und gerechte Hausvater den Lohn nicht vorenthalten. Die Mission aber wird das Andenken des Verblichenen ehren.

Pius-Seminar, Würzburg. Kommende Weihnachten wir eine ansehnliche Schar unserer Alumnen die hl. Tonsur erhalten. Obwohl noch vieles fehlt im neuen Seminar, sind doch die Studien bereits im zweiten Semester im Gange. Da die Beschaffung der Kirchenstühle Schwierigkeiten macht, so bitten wir recht herzlich unsere Gönner uns auch weiter zu helfen. Tausend Vergelts Gott!

Briefkasten

Zur leichteren Einsendung des Abonnementsbetrages liegt dieser Nummer eine Zahlkarte bei, mit der Bitte, dieselbe gütigst benutzen zu wollen. Diejenigen Leser, welche das Abonnement schon entrichtet haben, mögen dieselbe bei Gelegenheit für andere Zahlungszwecke gebrauchen.

Die verehrten Einsender sind gebeten, recht deutlich ihre Adresse anzugeben und zwar auch auf dem Umschlag und vor allem auf guten Verschluß der Briefe zu achten. Infolge fehlerhafter Angabe der Adresse ist es nicht möglich, geäußerte Wünsche zu erfüllen.

An einen Einsender: Gewiß, es wird über die angebliche „Kalenderflut" sich oft mißbilligend geäußert. Aber gerade die katholischen Kalender und Missionsschriften leisten auch ihre guten Dienste gegen den überhand nehmenden Schund und Schmutz. Wo keine katholischen Hefte, Kalender und Zeitschriften hinkommen in die Volkskreise, da wird eben anderes gelesen. Es ist wahrlich besser, auch die Jugend bekommt solchen guten Lesestoff, als daß sie nach den nichtssagenden „Kinderschriften" greift. Was aber die Vernachlässigung der großen katholischen Presse nach sich zieht, zeigen die Länder, in denen der Kulturkampf tobt und die Kirche verfolgt wird.

Bücherbestellungen werden am besten durch unseren St. Josephs-Verlag in Reimlingen besorgt. Bestellungen bei den Vertretungen werden auch nach dort weiter gegeben.

Laienbrüderkandidaten können jederzeit eintreten. Sie machen gewöhnlich ein halbes Jahr Postulat und zwei Jahre Noviziat durch, wonach die ersten Gelübde folgen. Sie werden nach Fähigkeit und Eignung in den heimischen und überseeischen Posten verwendet. Aufnahmegesuche richte man an Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Die Leistungen der katholischen Weltcaritas. Im Rahmen der internationalen nichtstaatlichen Wohlfartspflege nimmt die Liebestätigkeit der Religionsgemeinschaften wohl den ersten Platz ein; in ihrem Rahmen steht wieder die katholische Caritas an erster Stelle. Nach einer Zusammenstellung der „Kipa" unterhält die katholische Weltcaritas 15 700 Anstalten der geschlossenen Gesundheitsfürsorge mit 752 000 Betten und 153 Pflegekräften; ferner 13 400 Anstalten der Erziehungsfürsorge mit 668 000 Betten und 70 600 Pflegekräften, 96 300 Horte usw. deren tägliche Besucherzahl durchschnittschnittlich 2 389 000 beträgt; 140 000 Beratungsstellen, Fürsorgestellen usw., zusammen 265 000 Einrichtungen und 1 420 000 Betten. In der katholischen Weltcaritas sind insgesamt 502 000 amtliche Kräfte tätig, unter ihnen 350 000 Mutterhausschwestern und 32 000 Ordensbrüder. Die Zahl der ehrenamtlich caritativ tätigen Katholiken beträgt 6 650 000. Die katholische Weltcaritas hat sich zu einem internationalen Caritaskomitee zusammengeschlossen, dessen Präsident Prälat Dr. Paul Müller-Simonis mit dem Sitz in Straßburg und dessen Vizepräsident Caritasdirektor Kuno Jörger (Freiburg i. Br.) ist.

Eine interessante Gegenüberstellung. — Der protestantische Reichsbote bringt folgende Notizen nacheinander:

Deutschland — das klösterreichste Land. Nach einer neueren statistischen Zusammenfassung hat Deutschland alle Aussicht, das klösterreichste Land zu werden. Im Jahre 1925 gab es bereits 536 Niederlassungen männlicher katholischer Orden mit 9 972 Mitgliedern (1 577 Benediktiner, 1 528 Franziskaner, 450 Jsuiten) und 6 489 Niederlassungen weiblicher Genossenschaften mit 71 720 Ordensschwestern.

Mangel an Nachwuchs in Diakonissenhäusern. Trotzdem mehr als 24 000 evangelische Diakonissen, die allein im Kaiserwerther Verband zusammengeschlossen und auf 12 000 Arbeitsfeldern beschäftigt sind, um der deutschen Not entgegenzuarbeiten, wächst die Nachfrage nach Diakonissen in steigendem Maß. Immer mehr ergehen an die Diakonissenhäuser Bitten der Gemeinden, Schwestern zu schicken. Die Mutterhäuser müssen solche Gesuche vielfach ablehnen, weil ein Mangel an Schwesternachwuchs da ist. Mehr als die doppelte Zahl von Schwestern könnte eingestellt werden; vor allen Dingen fehlen Mädchen aus den gebildeten Kreisen. Es scheint bei ihnen eine gewisse Scheu davor zu bestehen, den Diakonissenberuf zu ergreifen, weil sie durch ihn eine zu starke Bindung ihrer persönlichen Lebensgestaltung befürchten. Man sucht auch hier neue Wege, um die evangelische Frauenwelt für den Diakonissenberuf zu gewinnen.

Wie kommt es doch, daß wir in Deutschland bei einem Verhältnis der Protestanten zu den Katholiken von 3 : 1 umgekehrt nur 25 000 Diakonissen, dagegen aber an die 70 000 Krankenschwestern haben?

Die Zeitschrift „Wort und Tat" bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten Sekten in Deutschland, von denen zur Kennzeichnung der religiösen Verwirrung in manchen Kreisen des deutschen Volkes einige Titel genannt seien: Adventisten, Anthroposophen, Bahaibund, Baptisten, „Benediktiner", Brüder vom deutschen Haus, Bund der religiösen Freiheitskämpfer, Buddhisten, Bund freier evangelischer Gemeinden, Bo-Yin-Ra-Leute, Christengemeinschaft, Darbysten, Engel Jehovas, Ernste Bibelforscher, Friedensreichbund, Heilsarmee, Hirt und Herde, Hochkirche, Horpeniten, Ist-Ist-Bund, Lorbeianer, Lorenzianer, Mariaviten, Masdaznan, Mennoniten, Methodisten, Mormonen, Neugeistbund, Neuapostoliker, Pfingstbewegung, Quäker, Christliche Religionsgemeinschaft, Ritter vom großen Walde, Schafferbund, Schwesternschaft Bergpredigt, Spiritisten, Tempelgesellschaft, Theosophen, Völkerversöhnungsbund, Christliche Wissenschaft, Weißenberger — und die schlimmste, der evangelische Bund! (D. Red.)

240 000 Hunde — aber nur 200 000 Säuglinge. Im Berliner Kirchenblatt schreibt Dr. Sonnenschein: „In Berlin gibt es 200 000 Säuglinge. Von Monat eins bis sechs. Aber 240 000 Hunde. Vierzigtausend mehr als Kinder. Sie hängen den Müttern im Arm. Sie verdrängen das Kind aus der Wiege. Sie thronen im Beiwagen des Motorrades. In Neukölln hat mit Helene Stöcker und Max Modan zusammen Richard Schmincke die Beratungsstelle für Geburtenrückgang eröffnet. Wir wollen bereit sein. Für die neue Großstadt, die dörfliche, die dezentralisierte, die wieder Platz für Kinder, nicht für Hunde hat. Solche Bereitschaft fordert, daß die Flamme wach bleibt. Auch durch die gedrückte, gequälte, unmögliche Zeit."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 11 November 1928 46. Jahrgang

Novemberabend

Nun schließ die Fenster beide
geschwind, geschwind.
Schon wehet über die Heide
Novemberwind.

Die dunklen Föhren klagen
Am Waldesrand,
Und ihre Zweige tragen
Ein schwarz Gewand.

Die Wintereiche verdunkelt
Des Gartens Raum.
Nur in der Ferne funkelt
Ein Stern im Traum.

Und durch die Lüfte zittert
Ein weher Klang . . .
Hörst du der armen Seelen
Klagesang?

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

November-Gedanken

November! Der rauhe Nord fegt über kahle Felder, reißt die letzten falben Blätter von den Bäumen. Die Felder haben ihre Aufgabe erfüllt. Der Landmann hat die Früchte seiner Arbeit eingeheimst. Nun mag der Winter kommen.

November! Selbst im leichtfertigsten Menschenkind dämmert wohl auch der Vergleich mit der absterbenden Natur und dem Menschenleben auf. Dem Ernste dieser Jahreszeit entsprechend und dem äußeren Bilde der Natur sich anpassend, weckt die hl. Kirche in den Herzen lebhafter als sonst das Andenken an den Tod. Der Tag kommt gewiß! Das ist eine Tatsache so offenkundig und unleugbar. Aus den Spalten der Tageszeitungen tönt uns das Memento mori entgegen. Der Briefträger bringt uns den schwarzumrandeten Todesgruß ins Haus, drahtlos wird die Nachricht in die Welt gefunkt: Memento mori! Der Tod macht vor niemand Halt. Er wirft den rasend dahineilenden Fernzug aus dem stählernen Geleise und schreit sein memento mori den entsetzten Menschen in die Ohren. Der Tod greift hinauf in die blauen Lüfte und holt den surrenden Wundervogel, den der Mensch geschaffen, mit einem Ruck herunter und zerschmettert Mensch und Menschenwerk im Augenblick. Der Tod reißt die Planken der schwimmenden Paläste auseinander und brüllt dazu seine schauerliche Musik vom Sterben. Der Tod greift in das Lenkrad des schnellen Kraftwagens und zerschellt in Sekundenschnelle Maschine und Menschenleben. Der Tod umnebelt den Steg des einsamen Wanderers und lockt ihn in Moor und Sumpf. Er macht nicht Halt vor groß und klein, vor reich und arm, nicht schaut er die blühende Jugend, noch hat er Ehrfurcht vor dem Alter. Er hat kein Mitleid mit der Unschuld und rächt plötzlich die Schuld.

„Er kommt wie der Dieb in der Nacht!" (Math. 22. 43) „Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben." (Hebr. 9. 28) Was gäbe wohl der Mensch drum, wenn er den Tag und die Stunde erfahren könnte, in der das Blatt seines Lebens abfallen wird vom Baume der Welt. „Was ich aber euch (den Aposteln) sage, allen sage ich es: Wachet!" (Mark. 13. 37). Wie klug handelten die Jungfrauen, die den Vorrat an Öl nicht ausgehen ließen und deshalb mit brennenden Lichtern dem Bräutigam zu mitternächtiger Stunde entgegengehen konnten! Der hl. Glaube, die Erfüllung des Gesetzes Gottes, wahre Gottes- und echte Nächstenliebe, verbunden mit Gebet und Selbstverleugnung sind ein weitstrahlendes Licht, gleichsam ein Wachtfeuer, das uns den nahenden Tod nicht fürchten läßt. Sie sind ein Licht, welches das Dunkel des Grabes und des Jenseits mit friedlichem Hoffnungsschimmer erhellt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Originalheliotadierung V. Zwiener

Allerseelen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergessen wir aber nicht im eigenen Gedenken unseres Todes und im Wachsein — derjenigen die schon hinübergerufen wurden, oft unerwartet schnell und kommen wir ihnen mit Gebet und Opfer zu Hilfe.

—d—

Förderung, nicht Verhinderung

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Im Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über die Förderung der hl. Mission (28. Febr. 1926) findet der Stellvertreter Christi auf Erden Worte und nachdrückliche Hinweise auf die Missionsaufgabe und Missionspflicht, welche leider noch lange nicht durchgedrungen sind bis zu allen Orten, wo noch katholisches Leben sich entfaltet. Die Missionsarbeit in der katholischen Heimat wird im ersten Teil dieses Rundschreibens entworfen. Es wird gezeigt ‚was noch alles zu tun ist, bis die Missionsidee einmal im Volke Fuß gefaßt hat. Jeder Pfarrer, jeder Kaplan, jede Oberin, jede Schwester, jeder Lehrer und jede Lehrerin finden hier, würden hier finden, reiche Anregung zur Missionsarbeit.

Eine weitere Unterstützung der großen Missionsarbeiten aber ist die Förderung, nicht Verhinderung der Missionsberufe. Der Hl. Vater stellt den bedeutungsvollen Satz auf, daß auch heute noch genau so viele Jünglinge zum Priestertum berufen werden wie früher, daß nur nicht mehr alle diesem Rufe Folge leisten. Die Berufe sind also da, wir müssen sie nur schützen und hüten und pflegen. Die Pflege der Berufe verlangt heute eine besondere Aufmerksamkeit, weil durch die modernen Verhältnisse so viele Berufe schon früh vernichtet werden. Auch auf dem Lande sind die Berufe noch heute vorhanden; es muß nur gesorgt werden, daß sie nicht infolge von finanziellen Schwierigkeiten zugrunde gehen. Die Förderung der Priesterberufe ist daher auch eine Lebensfrage der Missionen, denn nur dann werden wir den Missionen jeden wahren Missionsberuf zuführen können, wenn kein einziger Priesterberuf mehr verloren geht. Es herrscht selbst unter Seelsorgern, an welche Berufe zuerst herantreten, vielfach Ungewißheit über die Einrichtungen und Gelegenheiten überhaupt, wohin solche Suchenden gewiesen werden können. Es herrscht vielfach Unkenntnis, was von den Kandidaten verlangt werden muß, wenn sie sich einem solchen hohen Ziele zuwenden wollen. Es mangelt wahrhaftig nicht an Literatur darüber. Man wird es verstehen, daß die Berufe vor allem erst der eigenen Diözese zugewiesen werden, man wird aber auch keinem Ordens- oder Missionspriesterberuf sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in den Weg stellen dürfen. Man hat Gelegenheit genug um alle Vorteile der Berufsfrage zu propagieren für den eigenen Bedarf und braucht keine Angst zu haben, daß etwa die Missionspropaganda zu aufdringlich sei. Wie sagt doch der Hl. Vater den Bischöfen des Erdkreises: „Darum schämt euch nicht, und laßt euch nicht verdrießen, Ehrwürdige Brüder, gleichsam Bettler zu werden für Christus und das Heil der Seelen und bedrängt Euer Volk durch Schriften und das tief aus dem Herzen kommende Wort, daß es die jährliche Kollekte für das Werk der Glaubensverbreitung durch seine Freigebigkeit und Herzensgüte erhöhe und viel reichlicher gestalte . . . Jedermann muß auch mit Leichtigkeit einsehen, daß jene, die dem Ärmsten aller Menschen Mitleid erweisen, der göttlichen Erbarmungen und Belohnungen nicht verlustig gehen können." „ . . . Das einträchtige Zusammenarbeiten aller Bischöfe muß dahin gehen, daß die Zahl der Glaubensboten immer weiter vermehrt und gehoben wird. Wenn ihr also in Eurer Diözese Jünglinge, Kleriker oder Priester habt, die zu diesem erhabenen Apostolat von Gott berufen sind, dann sollt Ihr — weit entfernt einem solchen Entschluß Widerstand zu leisten — einem so heilsamen Vorhaben und Bestreben mit Eurem Wohlwollen und Eurer Autorität fördernd zur Seite stehen . . . Euer Volk, das doch die Heilmittel sozusagen in der Hand hat, ist ja viel weniger weit von seinem Heile entfernt, als die Heiden . . . denn der göttliche Stifter der Kirche wird Euch den Gehilfen und Teilhabern Eurer Diözese um so reichlichere Gnaden gibt, sei es daß er dafür andere neue Berufe weckt." (Rundschr. P. Pius XI. 28. 2. 1926).

Die Missionsanstalten selber kommen den Berufsbewerbern im weitesten Maße entgegen und bieten soziale Erleichterungen und Hilfen unter eigenen größten Opfern und getragen von der Großherzigkeit und Opferwilligkeit des katholischen Volkes. So verlangt die Missionsgesellschaft der Mariannhiller Missionare für die Studenten der Humaniora (Gymnasium) eine bescheidene Pension, die bei Würdigkeit noch teilweise oder ganz erlassen wird. Das gesamte Hochschulstudium dagegen samt Unterhalt in sechsjähriger Ausbildung wird völlig von der Gesellschaft getragen. Ist das allein schon eine soziale Tat, daß berufsfreudige und edle Jünglinge aus den weniger mit Erdengütern bedachten unteren Ständen, — wie es der Heiland wünscht — hinaufgeführt werden, um wahrhafte Führer des Volkes, Priester Gottes zu werden, so wird man es weiter verstehen müssen, wenn auch für diesen Nachwuchs alle Mittel zur vollendeten Ausbildung geboten werden müssen. Mehr denn je muß heute der Priester und Missionar auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe sein. Erzogen in persönlicher Armut und im Gemeinschaftsgeist muß aber auch diesen nicht nur das Beste für die Seele geboten werden sondern auch, wenn auch in be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

scheidener Weise, für des Leibes Notdurft gesorgt werden und ebenso für die gesunde leibliche Entwicklung und entsprechende Wohnung gesorgt werden. „Mens sana in corpore sano." „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!" um widerstandsfähig zu sein für die Arbeiten dereinst im Weinberge des Herrn. Es ist also viel Pharisäertum dabei oder Unverstand, wenn man sich über die Errichtung von Klöstern und deren Ausbau absprechend äußert. Es gibt wahrhaftig überflüssigere Dinge in der Welt, welche Geld verschlingen und von den Steuergroschen der Bürger hergerichtet werden müssen. Man verhindere deshalb nicht sondern fördere! Mit herzlichster Freude und mit Dank stellen wir fest, daß unsere Freunde uns in unseren schweren Zeiten nicht im Stiche ließen, daß das Interesse auch an unserer Mission erhalten bleibt. Im neuen Priesterseminar haben bereits die Studierenden ihr zweites Studiensemester begonnen. Es fehlt ja noch manches: Kirchenbänke und Kirchenwäsche, Paramente und so vieles Nötige. Aber mit festem Vertrauen auf Gottes Vorsehung und unserer Freunde und Helfer Unterstützung werden wir das Werk zu Ende führen. Zu Gottes Ehre wollen wir eine Pflanzstätte echten Missionsgeistes, eine Hochburg gegen die Heidenwelt im Heim- und Heidenlande, eine Segensquelle für Heimat und Ferne, ein Denkmal missionsbegeisterten, echt katholischen Sinnes errichten!

Die Missionsschwestern in unseren Schulen in Südafrika

Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet die Mariannhiller Mission an der Bekehrung und der religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Erziehung und Hebung der Eingeborenen Südafrikas und in all den Jahren standen den Mariannhiller Missionaren stets treu zur Seite die Missionsschwestern vom kostbaren Blut, (gegründet wurde diese Kongregation in Mariannhill im Jahre 1885 vom Hochwst. Abt Franz Pfanner).) Es fehlte zumal nie an frommen, fähigen und praktischen Lehrschwestern, bis in den letzten Jahren ein empfindlicher Mangel an Nachwuchs fühlbar wurde und gerade jetzt, wo Schulen und Anforderungen sich mehren und viele Stellen mit tüchtigen Lehrkräften besetzt sein wollen.

Die ehrwürdige Mutter Paula hat alles getan, was in ihren Kräften stand, um der Mariannhiller Mission zu Hilfe zu kommen, und mit weitem Blick in die Zukunft eine eigene Missionsschule in Neuenbecken bei Paderborn gegründet, wo Mädchen von 14 Jahren an für das Lehrfach in den Missionen vorbereitet werden und Jungfrauen von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

19 bis 22 Jahren mit Vorbildung Gelegenheit zu weiterer Ausbildung finden.

Da ich speziell seit meiner Berufung als Direktor des kath. Lehrerseminars Mariannhill an den Missionsschwestern vom kostbaren Blut eine besondere Stütze fand und ohne deren opferwillige und tatkräftige Mithilfe das Seminar nicht hätte leiten können und gerade in schweren Stunden und in schwierigen Verhältnissen den größten Verlaß an ihnen hatte, so möchte ich nicht nur im Interesse ihrer Genossenschaft, sondern auch in meinem eigenen und dem der ganzen Mission Mariannhill weitere Kreise auf die Schultätigkeit dieser Schwestern aufmerksam machen und mit der ganzen Wärme meines priesterlichen Herzens um den Eintritt frommer und begeisterter Kandidatinnen in diese Genossenschaft werben.

Im ersten Vierteljahrhundert (1885 — 1910) waren in den zahlreichen Elementarschulen der Mariannhiller Mission in Natal, Ostgriqualand und Rhodesia meistens nur Missionsschwestern vom kostbaren Blut tätig. Sie legten mutig Hand ans Werk, bemeisterten die eingeborenen Sprachen und lehrten den Kindern Religion und christliche Sitten, Lesen, Schreiben und Rechnen und alle nützlichen Handarbeiten. Das war eine schwere, opfervolle Arbeit, begleitet von den Hindernissen, die heidnische Eltern und Verwandte ihnen in den Weg legten, und von dem Widerwillen der Naturkinder gegen allen Zwang, welchen Zucht und Gesittung von selbst mit sich bringen. Aber mit Gottes Gnade gelang das Werk. Dazu kamen noch die stets wachsenden Forderungen der Schulbehörde. Englisch und Geographie, zumal Heimatkunde und die Geographie des Britischen Reiches waren von Anfang an Gegenstände des Lehrplanes.

In den Jahren nach 1910 nahm das Schulwesen einen ungeahnten Aufschwung. In fortschreitender Reihenfolge wurden Geschichte, Gesundheitslehre, Naturgeschichte und ein gründlicherer Unterricht im Englischen und in den Eingeborenen Sprachen in den Lehrplan aufgenommen. Die Missionsschwestern vom kostbaren Blut machten mit, unterzogen sich den Examina und bestanden sie. Gegen Ende des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts kamen die sogenannten „Intermediate" Schulen auf, eine Art Mittel- oder erweiterte Elementarschulen, in welchen außer den bereits oben erwähnten Gegenständen Physiologie, eine vertiefte Kentnis des Englischen und der Muttersprache (Zulu), sowie vertiefter Religionsunterricht (täglich eine halbe Stunde), etwa wie auf deutschen Realschulen besondere Pflege finden. Wiederum erschienen die Missionschwestern vom kostbaren Blut auf dem Plane, und leiteten blühende „Intermediate" Schulen z. B. in Centocow, Reichenau, Mariathal, Maria Ratschitz usw.

Inzwischen war die Bildung unter den Eingeborenen tiefer eingedrungen, sodaß man auch schwarze Lehrkräfte mehr als bisher in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unseren Missionsschulen heranziehen konnte. Das wäre aber nie möglich gewesen ohne die langjährige, opferreiche Lehrtätigkeit unserer Missionsschwestern. In der großen Missionsstation Mariazell waren über zwanzig Jahre lang zwei Schwestern, Schwester Junipera und Schwester Eusebia, in dem dortigen Lehrerseminar tätig, so daß Hunderte von männlichen und weiblichen Eingeborenen dem Unterrichte dieser beiden Schwestern ihr Lehrerexamen verdanken.

Es ist unmöglich, die vielen Missionsschwestern vom kostbarsten Blut mit Namen zu nennen, welche als ehrwürdige Veteraninnen und Katechetinnen mit unermüdlichem Eifer wirkten wie die am 8. Dezember 1924 verstorbene Schwester Philippina, welche 32 Jahre in der Schule tätig war (1885 — 1918), Schwester Engelberta fast ebenso lang, Schwester Rudolfina, Schwester Venantia (gest. am 4. April 1926), die jetzige Mutter Provinzialin Hilaria, Schwester Amiliana die jetzige Generalleiterin der Kongregation der eingeborenen Schwestern, der Töchter des hl. Franziskus, und viele, viele andere. Eine derselben Schwestern wirkte etwa 26 Jahre lang an derselben Schule als Lehrerin und Katechetin auch bei Erwachsenen, so daß sie im Laufe der Jahre deren Kinder und Kindeskinder unterwies.

Inzwischen wurden auch die abzulegenden staatlichen Prüfungen immer schwerer, aber die Schwestern bereiteten sich mutig vor und bestanden dieselben mit Gottes Hilfe. Schwester Lucia und Schwester Maxima besuchen sogar die Universität in Maritzburg, der Hauptstadt Natals.

Nun ist es an mir, der Ehrwürdigen Mutter Paula persönlich meinen Dank auszusprechen für die großen Dienste, welche die ehrwürdigen Schwestern mir seit 12 Jahren im katholischen Lehrerseminar Mariannhill leisteten, zumal die am 9. März 1925 infolge eines Sturzes vom Pferde verstorbene Schwester Ignatia (eine Deutsch-Amerikanerin und leibliche Schwester der bereits erwähnten Schwester Amiliana) ferner Schwester Clementia, Schwester Generosa, Schwester Gustavina und die jüngeren Schwester Hieronyma und Edista. Ich erkläre, daß ohne dieselben das Lehrerseminar Mariannhill nicht zu dieser Blüte gelangt wäre. Ja, infolge der unermüdlichen Hingabe und Berufstreue sowie der gründlichen Unterrichtsmethode dieser Schwestern überflügelte das Mariannhiller Seminar mit Gottes Gnade sogar die längst bestandenen protestantischen Seminare in vielfacher Hinsicht. Hunderte von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen verdanken den Schwestern ihre Ausbildung und jetzigen guten Stellungen.

Die guten Lehrschwestern vom kostbaren Blut haben im Stillen gewirkt, zum Artikel- und Aufsatzschreiben über ihre Tätigkeit fehlte es ihnen an Zeit. Sie mochten es wohl auch für unbescheiden halten, über ihr Wirken in die Welt hinaus zu berichten. Da aber jetzt infolge des Mangels an neuen Berufen, zum Teil wegen der Verborgenheit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eine respektable Basutofamilie in ihrer eigenartigen Wolldeckenlandestracht in unserer Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des in Holland ziemlich abseits gelegenen und wenig bekannten Mutterhauses Heilig Blut bei Helmond, ihrem segensreichen Wirken Nachteil droht, so will ich wenigstens meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. Südafrika ist reif zur Ernte, aber die Schnitter und Schnitterinnen sind wenige. Mögen dieses wohl bedenken fromme, für das Lehrfach geeignete Jungfrauen in allen deutschen Gauen, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Österreich, in der Schweiz, in Holland, in Polen und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsch-Amerikanerinnen scheinen besonders geeignet für die südafrikanische Mission zu sein, wegen ihrer in Südafrika unerläßlichen Kentnis der englischen Sprache und wegen des den Amerikanern eigenen praktischen Sinnes, dessen die apostolischen Arbeiterinnen neben kindlichem Gottvertrauen, gediegener Frömmigkeit und echter Tugend gerade in der Mission sehr bedürfen.

Auf zum heiligen Werke der Mission, auf nach Heilig Blut, dem Mutter- und Noviziatshause der Missionsschwestern vom Kostbarsten Blut, (bei Helmond in Holland, Post Beek en Donk) oder in das Filialhaus: Missionskloster der Heiligen Familie in Neuenbecken bei Paderborn (Westfalen). Es handelt sich um Gottes Ehre und das Heil unsterblicher Seelen.

Möge der liebe Gott das hier Gesagte segnen und die heiligen Schutzengel ihr heiliges Werk an den Seelen durch fromme Eingebung beginnen!

Das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heile der Seelen.

P. Bernard Huß R. M. M.
Direktor des Lehrerseminars Mariannhill.

Obigen Ausführungen kann ich nur von ganzem Herzen beistimmen. Wir Mariannhiller Missionare sind den Missionsschwestern vom kostbarsten Blut zu innigem Dank verpflichtet für ihre treue Mitarbeit in der Mission hier in Südafrika, besonders in den Schulen. Mögen besonders in unserer Zeit, wo die protestantischen Missionen sich alle Mühe geben, ihre Missionschulen auf die zeitgemäße Höhe zu bringen, wo ferner auch die Regierungen sich bestreben, die Schulen ganz unter ihren Einfluß zu bringen, recht viele junge Mädchen sich melden, um hier in Südafrika als Lehrerin zu helfen, daß dem lieben Heiland die ihm so fernen Kinder gerettet werden.

P. H. Arndt R. M. M.
General-Superior der Mariannhiller Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Indischen Ozean

Von Schwester M. Julia, C. P. S., St. Francis

Wunderbar ist das Meer und dessen Aufruhr, so muß man mit dem Psalmisten sprechen, wenn man zum ersten Male an seinem Ufer steht. Ja, wirklich großartig und wunderbar sind die Einrichtungen Gottes in diesem ungeheueren und flüssigen Elemente. Bald liegt es vor unserm kleinen Portiunkula Klösterlein wie eine herrliche dunkelblaue Decke, die am Ufer einen prachtvollen Abschluß findet durch einen Streifen von blendend weißem Schaum. Schöne Schiffe in allen Größen heben sich majestätisch von dem Wasserspiegel ab und promenieren mit Lust der Küste entlang, wo ihnen die grünen Palmen und wilde Bananenstauden säuselnd einen Gruß zunicken. Auch Fischerboote mit ihren Insassen sind bei ruhigem und besonders trübem Wetter fleißig an der Arbeit, um sich ihr tägliches Brot zu verdienen. Die beste Zeit für einen erfolgreichen Fang ist der Abend bei der Laterne. wo die vielen leuchtenden Käfer dem Ganzen ein fast geisterhaftes Aussehen geben. Wenn der volle Mond sich dann aus der ungeheuren Wassermasse wie aus einem erfrischenden Bade erhebt und sich wie auf leisen Schwingen an dem sternbesäten Himmelsgewölbe emporhebt, dann läßt er lächelnd die Riesenfläche wie eine schillernde Silberscheibe erscheinen und die sanften Wellen am Ufer lassen ein behagliches Murmeln vernehmen, als huldigten sie ihrem Herrn und Gebieter.

Doch auch nicht so erfreuliche Wahrnehmungen haben wir bereits am Meere gemacht, so wenn in rabenschwarzer Nacht ein Ungewitter losbricht und es ist dann, als kämpften die Elemente miteinander. Zuckende Blitze schießen in die brausenden Wogen und für einige Augenblicke glaubt man ein Feuermeer vor sich zu sehen, während der Donner kracht und den Boden unter unsern Füßen zittern macht. Aus weiter Ferne dringen manchmal die Töne der Sirene von bedrängten Schiffern an unser Ohr. Stürme sind hier überhaupt sehr zahlreich und die haushohen Wogen werfen sich dann mit ungeheuerer Kraft und Geräusch an das felsige Ufer. Am August vorigen Jahres kamen die Salmon-Fische ganz nahe ans Ufer. Es waren Milliarden, so daß die Oberfläche des Wassers ganz schwarz war. Alles was konnte lief zur See, mit und ohne Angel in der Hoffnung, einen guten Fang zu machen. Die schlauen Fischlein blieben jedoch einige Meter entfernt, so daß die zudringlichen Fischer bei aller Anstrengung ihrer nicht habhaft werden konnten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den tückischen Wellen in die Tiefe gezogen zu werden. Die Seemöven hatten jedoch Festtag. Nachdem sie sich reichlich gesättigt hatten ,schwammen sie auf dem Meere und ließen sich von den Wellen hin und her schaukeln. Ganze Rudel von Delphinen etwa

1 — 1½ Meter lang, ziehen öfters der Küste entlang und machen Luftsprünge aus Übermut. Auch der gefräßige Haifisch läßt sich hie und da blicken. Vor nicht langer Zeit wurde ein junger Haifisch, etwa 1½ Zentner schwer, aus dem Wasser gezogen mit einer starken Angel, ganz in unserer Nähe. Die langen Zähne waren scharf wie die Messer. Das Baden im Meere ist sehr beliebt bei den Weißen sowie bei den Schwarzen, aber es ist auch nicht ganz ohne Gefahr. Vor nicht langer Zeit wurde einer Dame beim Baden ein Stück Fleisch aus dem Bein gebissen von einem Haifisch. Auch die sehr giftige Meerschlange sahen wir schon. Sehr merkwürdig sind auch die Meerkrappen. Gegen Abend machen sie sich kleine Grübchen in den dick ausgeschichteten Sand am Ufer. Kommt jemand in ihre Nähe, so laufen diese kleinen komischen Tierchen in Windeseile dem Wasser zu und verschwinden in den schäumenden Wellen.

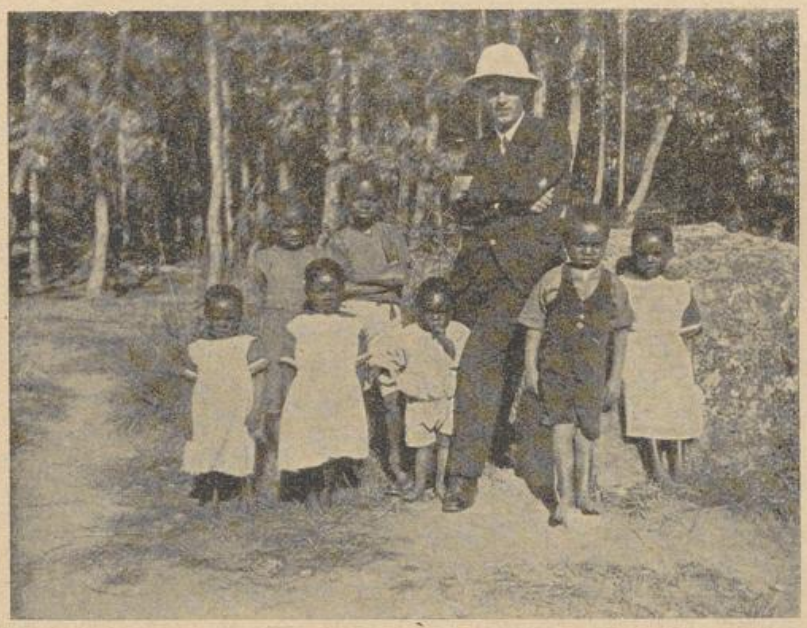
Vor einigen Wochen zeigte mir ein indischer Knabe einen eigenartigen Fisch. Selbiger war 2½ Fuß lang und hatte sieben Schwänze. Diese waren nahezu ein Fuß lang und nach innen mit Warzen besetzt. Im ganzen hatte er das Ansehen eines Aales und gibt eine ausgezeichnete Lockspeise für andere Fische. Beachtenswert sind auch die anderen Sachen, die das Meer herauswirft. Wenn die Flut zurückgegangen ist, findet man Muscheln aller Art, auch eßbare und auf das künstlichste geformte Steine, die jedenfalls in der Tiefe des Meeres von noch vielen unbekannten Bewohnern geformt wurden. Auch ganze Bäumchen und moosartige Gewächse werden manchmal herausgeschwemmt und wenn sie nicht aufgelesen werden, nimmt sie die nächste Flut wieder mit. Ja das Meer ist wirklich eine stumme Predigt, aber hier an der Küste sind sehr wenige, die ihren Schöpfer aus seinen Werken erkennen.

Der erste katholische Missionsarzt in Rhodesia

Von P. Kammerlechner, R. M. M.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele und je höher wir die Seele schätzen, um so mehr werden wir auch den Leib zu achten wissen. Darum hat die katholische Kirche schon immer eine ihrer Hauptaufgaben auch darin erblickt, der leidenden Menschheit helfend beizustehen. Darum ist es ein echt katholischer Gedanke, daß auch von katholischer Seite echt katholische Ärzte den Missionsgedanken erfaßt und sich der leiblichen Not der Schwarzen erbarmen, wie der Missionar sein ganzes Sein in den Dienst ihrer seelischen Not gestellt. Selbstverständlich wird der Mission nur ein Arzt nützen, der den Eingeborenen auch ein echt wahrhaft christliches Leben vorlebt; denn was hätte die

Mission davon, wenn ihr Arzt zwar die Kranken leiblich heilt, aber ein Leben führen würde, das mit der Predigt des Missionars im direkten Widerspruch stünde. Gott sei Dank, ist so ein Missionsarzt bislang noch nicht auf Rosen gebettet und das gibt einigermaßen Garantie, daß nur echte, wahre Samaritergesinnung Missionsärzte schafft. So wird der Missionsarzt selbst auch zum seelsorglichen Helfer des Missionars, da er den Eingeborenen durch sein praktisches christliches Leben beweist, was ein katholischer Laie ist; denn außer den Missionaren (Patres, Brüder und Schwestern) sehen sie meistens von den Weißen alles andere eher, als echt christlichen Lebenswandel.



Dr. Pattis, der Mariannhiller Missionsarzt in Triashill, S.-Rhodesia mit einigen Waisenkindern

Nun hat auch Triashill seinen Missionsarzt, einen Südtiroler und wenn wir auch sonst keinen Erfolg bisher zu verzeichnen hätten, so wäre das unbestritten sicher, daß die Mission hier der Regierung und überhaupt der weißen Bevölkerung gegenüber sehr an Ansehen gewonnen hat. Aber auch die Eingeborenen wissen unseren „chiremba" (Doktor) schon zu schätzen, allerdings muß das Honorar bei ihnen schon sehr niedrig gehalten sein und manchmal ist das auch noch zu viel. Leider fehlt es halt an Geld, wie auch in anderen Punkten, aber zur Not geht es schon. Das Hospital, für das amerikanische Wohltäter aufkommen ist schon im Bau begriffen und einstweilen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Apotheke, Operations- und Sprechzimmer alles zusammen in einem Fremdenzimmer im Schwesternhaus untergebracht. Zur Not geht es schon bald wird es ja besser werden. Die seelsorgliche Bedeutung des Missionsarztes liegt ganz besonders darin, daß die Christen nicht mehr gezwungen sind, zu den heidnischen Doktoren zu gehen, damit auch mancher Versuchung zur Sünde enthoben sind. Betet, daß Gott auch diesen neuen Zweig echt katholischer Missionsarbeit segnen möge.

Ein neugieriger Blick

Von P. Solanus, R. M. M., Himmelberg

Neugierige Blicke sind nichts schönes und es wird gewarnt vor solchen. „Du neugieriger Rabe du, schäme dich doch", hatte in der Volksschule oftmals unser guter Lehrer manchen von uns zugerufen, wenn ein Wagen neben der Schule vorbeiratterte oder gar ein Pferd rennend, hörbar wurde und wir zu den Fenstern hinausschauen wollten.

Diese Tage hatte ich ein Grab draußen in einer Schlucht einzusegnen, da die Angehörigen des Toten nicht imstande waren, die Leiche soweit über Berg und Tal zu unserer Station zu bringen. — Und wie ich da bei einer Hütte vorbeigehe, deren Türe nur angelehnt war, da tat ich einen neugierigen Blick hinein und sah dort ein erwachsenes weißes Mädchen am Boden liegen, eingehüllt in braunen Decken.

Ich trat nicht hinein ,sprach auch kein Wort, sondern ging meinem Bestimmungsorte zu, dachte aber unterwegs, daß da etwas hinter den Kulissen stecke, ein weißes Mädchen in einem schwarzen Kraal und in Decken gehüllt am hellen Tage.

Auf dem Rückweg trat ich nun in die Hütte ein und frug woher und wohin und wie es geht und steht. — Da fand ich Folgendes heraus:

Der Inhaber dieser Hütte war ein junger Heide, der vor fünf Jahren mit einem jungen Mädchen heidnisch geheiratet hatte. Die flüchtige Liebe verflog gar bald und der junge Mann gab seinem jungen Weib einen „Kick" und jagte es weg.

Bald machte er Bekanntschaft mit unserem weißen Mädchen, das noch ohne Taufe lebte. Die beiden Heiden verliebten sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Hautfarbe und heirateten heidnisch. Ich fand das junge Weib bedenklich erkrankt und was noch schlimmer war, in wilder Verzweiflung. Es war ihm inne, daß sie als zweites Weib, nicht getauft werden dürfte und der Tod pochte nun an ihrem Herzen und sie sah sich zur Hölle verdammt. Von diesem Manne wegzugehen, ging auch nicht, da der Kaufpreis erlegt war und ihre Eltern sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nie und nimmer in ihr Haus aufnehmen würden, da sonst der Kaufpreis, 10 Ochsen, verloren gegangen wäre. — Tiefe Reue erfaßte das junge Weib und sie fing an zu weinen und ihre Jugendsünden zu verwünschen und zu verdammen. Anfangs wußte ich auch keinen Rat, war aber überzeugt, daß der liebe Gott solche Reuetränen niemals übersehen werde und ich hatte mich nicht getäuscht.

Im Hin- und Herfragen brachte ich es heraus, daß das erste verstoßene Weib eine abgefallene Christin war, und somit war auch keine gültige Ehe zustande gekommen, denn eine gültige Ehe kann nur zwischen Christ und Christ oder zwischen Heide und Heide geschlossen werden. Da der heidnische Mann nun eine weiße Heidin gesetzlich geheiratet hat, so war diese Ehe gültig und unsere junge Frau konnte, wenn unterrichtet, getauft werden und bei ihrem Manne bleiben. —

Als ich dieses der Kranken erzählte, da leuchteten ihre Augen auf, die Krankheit verschwand bald und Dank über Dank gegen den lieben Gott entströmte ihrem Munde.

Also auch ein neugieriger Blick kann oftmals gut sein und Segen bringen. — Ja Gott sei immer gelobt und gebenedeit. Amen

Bilder aus dem Leben der Schwarzen

Von einem verirrten Schäfchen möchte ich heute etwas erzählen. Regina mit Namen. Sie lebte anfangs in glücklicher Ehe mit ihrem Mann, welcher aber noch Heide war. Sie hatte zwei Kinder als ihr Mann starb. Da sie ihr Heim auf der Missionsstation hatte, so blieb sie anfangs nach dessen Tode auf der Station bei den Schwestern; aber hier gefiel es ihr nicht; Regina liebte ein freies Leben. Da sich keine Gelegenheit bot, zu heiraten, lief sie zu einem Heiden, welcher bereits ein Weib hatte. Ihre Kinder brachte sie zu Verwandten. Albert, dem jüngsten, ging es besonders übel. Schläge und boshafte Behandlung ja sogar Mordversuch ward ihm zuteil. Regina lebte nun viele Jahre fern von Gott und ihrer Religion. Zuweilen kam sie wohl noch zur Kirche, erkannte wohl auch den gefährlichen Zustand ihrer Seele; wenn man ihr sagte, sie solle sich bekehren, gab sie zur Antwort: „O Schwester, bete für mich, es ist mir zu schwer zurückzukommen.“ Die Jahre eilen dahin, und das Menschenleben ist schnell vorüber; so erging es auch Regina, sie ahnte wohl kaum, daß ihr letzes Stündlein schon so nahe sei. Sie war eine Frau noch in den besten Jahren, von mittlerer Größe und ganz schwarzer Hautfarbe. Noch gesund, ging sie zu den Weißen arbeiten, die sich in der Nähe angesiedelt hatten, mußte aber die Arbeit bald wieder aufgeben, da sie sich schwer krank fühlte. Nach Hause zurückgekehrt, schleppte sie sich des anderen Tags noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor die Hütte um die Postfrau von der Mission, welche hier vorüber gehen mußte, abzuwarten, und bat dieselbe, ihr doch den Hochw. Herrn Missionar zu schicken, sie sei schwer krank. Der Missionar machte sich sogleich auf den Weg, fand die Kranke aber schon so schwach, daß sie noch kaum die hl. Sakramente empfangen konnte. Da lag nun die arme Regina vergessen und verachtet von ihrem Mann und dessen Weib, welche sich inzwischen zum Biergelage begeben hatten und für welche sie Gott und ihr Seelenheil geopfert; verlassen von ihren Kindern, für welche sie so schlecht gesorgt. Nur ein armer lahmer Bursche aus ihrer Verwandschaft saß an ihrem Lager und stand ihr im letzten Stündlein bei. Es mochte gegen 6 Uhr am Abend sein, als sie plötzlich sagte: „Geh zur Kirche, hörst du nicht wie man läutet", das waren ihre letzten Worte und sie starb.

Glücklicher, viel glücklicher als Regina war unsere Theresia, ein altes 80jähriges Kaffernweiblein. Sie zählt zu jenen Seelen, die der Herr in der elften Stunde in seinen Weinberg ruft; Theresia verstand seinen Ruf und folgte ihm; sie ging aber erst zu den Protestanten, dort fand ihr Herz den Frieden nicht und nun versuchte sie es noch bei den ama Roma. Ihr sanfter, gutmütiger und fleißiger Charakter machte sie bei allen beliebt. Schon als Heidin scheint sie gut gelebt zu haben, denn sie selbst erzählte, sie habe niemals Schläge von ihrem Mann erhalten und auch mit ihrer Umgebung in Frieden gelebt. Man sagt, sie sei eine Zeit lang eine Wahrsagerin gewesen. Anfangs verweilte sie nur zeitweise bei uns, später blieb sie ganz hier. Mit dem Christentum nahm sie es ernst, erfüllte genau und pünktlich ihre Pflichten. Es ist zu verwundern, daß das alte Weiblein trotz des hohen Alters alles noch so gut erfaßte und begriffen hat. Eine andere lobenswerte Eigenschaft welche man an ihr lobte, war ihre große Dankbarkeit, für die kleinste Gabe kam sie von der Kinderküche heraufgehumpelt um zu danken und noch nach Wochen hatte sie es nicht vergessen. Immer traf man sie an der Arbeit, mit Mattenflechten beschäftigt, bis ihr die Kraft ausging und ihre letzte Krankheit es nicht mehr zuließ. Die letzte Woche vor dem Tod ist sie beständig gelegen; fragte man sie, wie es ihr gehe, so antwortete sie: „O Schwester bete für mich, daß ich bald sterbe, ich werde nicht mehr gesund." Theresia starb eines sehr erbaulichen Todes. Ihr Sterbetag war gut gewählt, am Feste des hl. Joseph entschlief sie sanft im Herrn, ihre letzten Worte waren: Jesus, Maria Joseph!

Theresia hatte zwei Töchter und einen Sohn. Nur eine davon ist getauft. Ihrem Sohn, welcher sie einige Tage vor ihrem Tode besuchte, redete sie sehr zu, sich doch auch bald zu bekehren, seine Frau und Kinder sind schon lange getauft.

Der Platz den Theresia im Marienhause freigemacht, wurde von der alten Elisabeth, welche schon seit langem blind ist, wieder eingenommen;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das kam so! Elisabeth hatte zwei Töchter und wie ich sie sagen hörte, auch einen Sohn. Ihre Töchter waren beide erwachsen — die Ältere davon mit Namen Maria wurde krank. Da die Krankheit andauerte, wurde sie zum Arzt gefahren, fiel aber unterwegs so unglücklich vom Wagen, daß sie bald darauf starb. — Die Jüngere hieß Marianna und war von Geburt an blödsinnig. An gesunden Tagen war sie auch im Land herumgelaufen, und wenn die Kinder sie neckten, hat sie dieselben mit Steinen geworfen. Seit sie nun noch an der Grippe gelitten, kränkelte sie beständig und ist viel schwachsinniger



Apotheke und Operationsraum in Triashill
Krankenschwester M. Apollinaris, C. P. S.

geworden. Beide führten ein gar armseliges Dasein, und lebten vom Almosen unserer Mission. Marianna sah ich daheim nur mit einem Sack oder einer alten Decke bekleidet. Sie sollte früher in eine Anstalt gebracht werden ,aber Elisabeths Mutterliebe ließ das nicht zu. „Was", sagte sie, „man will mir ein Kind nehmen, o meine Marianna. O mein Kind." In ihrer letzten Krankheit lag sie beständig in ihren Armen und mußte gepflegt werden, wie ein neugeborenes Kind; doch das alles minderte ihre Mutterliebe nicht; ihre Krankheit nahm immer zu und sie starb bald darauf in der Oktav von Allerseelen. Ihr Begräbnis war so armselig, wie ich kaum ein zweites gesehen — in Säcke und Lumpen eingewickelt und mit grünen Zweigen bedeckt lag sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf der Tragbahre, und wurde so ins kühle Grab gebettet. Elisabeth blieb nun auf der Station. Als ich sie des andern Tages besuchte, lag sie ganz erschöpft auf einer Strohmatte, einen Ziegelstein unterm Kopf, ihre Kleider wimmelten von Ungeziefer, nachdem sie gereinigt worden und alles geordnet war, fühlte sie sich überglücklich ein so schönes Heim gefunden zu haben. Wenig genügt, um die guten Leute zufrieden zu stellen.

Missionspost

Aus den Briefen des Hochw. P. Kammerlechner R. M. M. in Triashill Rhodesia, entnehmen wir folgendes:

Der Besuch der Außenstation gehört auch zum Alltag des Missionars; denn man kann beinahe sagen, zwei Drittel auf der Hauptstation und ein Drittel auf der Außenstation, manchmal wäre es sogar richtiger ein Halb und ein Halb zu sagen. Diese Besuche bringen aber auch manche Abwechselungen in den Alltag mit seinen vielen Sorgen und Scherereien auf der Station. Vor allem, wenn man auf der Außenstation einmal mit den Leuten bekannt ist, ist es vielfach ein recht nettes Verhältnis zwischen dem Missionar und seinen Schäflein.

Die Leute von St. Elisabeth waren verzogen und hatten Hütten und Schule dem Verfall überlassen. So mußte also am neuen Platz eine Schule gebaut werden und da der eigene Hüttenbau ihnen doch wichtiger war als der Schulbau, so brachte dieser Übelstand längere Zeit manche Unannehmlichkeiten bei jeweiligen Besuch mit sich. Vielleicht haben die werten Leser die Geduld, mich in dieser Zeit auf einem meiner Besuche in St. Elisabeth begleiten. Am frühen Morgen ging es mit dem Rad nach St. Joachim, um zuerst hier die Schule zu visitieren und Gottesdienst zu halten. Von St. Joachim ist in ein bis zwei Stunden leicht nach St. Elisabeth zu kommen. Der Weg ist allerdings sehr schlecht, große Sandstellen und zuletzt über Berg und Tal, aber Missionar und Rad sind solche Wege längst gewohnt. Also von St. Joachim so gegen 1 Uhr Abfahrt und in St. Elisabeth gegen 3 Uhr Ankunft. Nun aber war es an einem heißen Tag und die Leute waren alle auf dem Feld. Ich lehnte meinen Gaul an die Hütte eines Christen, suchte in meiner Ledermappe den letzten Apfel, um meinen Durst etwas zu stillen und wollte mich dann gleich dem Heiland mit dem Brevier in der Hand zurückziehen, um zu beten. Nahebei stand auf einem Felsen eine Getreidehütte und in ihrem Schatten wollte ich in aller Ruhe mein Brevier beten, bis die Leute von den Feldern heimkommen würden. Doch leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte kaum angefangen, als einige Kinder mich erspät hatten: „Baba wawuya" „der Vater ist da." Sie stiegen also etwas schüchtern zu mir herauf und setzten sich in meine Nähe. Anfangs verhielten sie sich, nachdem sie mich begrüßt, ganz ruhig, aber allmählich wagten sie ihren ersten Angriff. Zuerst galt es den Ledergamaschen an meinen Beinen. Es wurde versucht sie abzuschnallen, gar bald aber interessierte sie auch das Innere meiner Taschen und so blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich nicht grob werden wollte, als mein Brevier zu schließen und meine Aufmerksamkeit meinen Gästen zu widmen. Zuerst ging es meinen Erdnüssen in meiner Tasche an den Leib. Die Erdnüsse werden auch von den Eingeborenen gepflanzt und gern gegessen. Dann wurden meine Hände bewundert und ein kleiner Knirps fragte staunend: „Wäscht du deine Hände alle Tage, weil sie so weiß sind?" Ganz besonders zutraulich aber war das Töchterlein unseres Christen William, in dessen Hütte ich gewöhnlich schlief und meine Mahlzeiten einnahm; ja sie wurde sogar auf die anderen eifersüchtig und wollte nicht haben, daß auch diese mit mir spielten. Als wir bei einbrechender Nacht in der Hütte am Feuer saßen und sie mich mit ihren Spielgelüsten immer noch plagte, wurde sie von ihrer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mutter darüber zurecht gewiesen: „Sofie, laß doch den Vater in Ruh." Aber die Antwort war: „Das ist mein Vater."

Zwei Mädchen hatten mir von Triashill aus Proviant gebracht und zwar für drei Tage, da ich ja von St. Elisabeth noch nach St. Joseph und Loretto mußte. So ein Abend in der Eingeborenenhütte hat seine eigenen Reize. Da plaudern sie oft tief in die Nacht hinein, um das Feuer in der Mitte gelagert. Doch wenn der Missionar da ist, geht man früher schlafen, denn morgen ist ja Gottesdienst und da will man doch beichten und kommunizieren und vielleicht tut man es auch mit etwas Rücksicht auf den müden Gast. Doch das Schlafen in der Hütte Williams war durchaus nicht angenehm, da sie auf abschüssigem Gelände gebaut ist und so war immer Gefahr, von der Matte herabzurutschen; dazu wisperten und flüsterten Mäuslein und Ratten um einen herum, so daß man sich in ein Märchenland versetzt glaubt. Doch wenn man müde ist, schläft es sich überall gut.

Am anderen Morgen hieß es an den Altarbau denken, denn die Schule war erst begonnen und hatte noch kein Dach und auch die eingerammten Pfähle waren noch nicht verstrichen, so daß der Wind überall freien Durchzug hatte. Die Höhe der Pfähle ist etwas mehr wie Manneshöhe wo alsdann, um ein Notdach herzustellen, noch Bäume darübergelegt waren mit Decken bedeckt, da war die Geschichte schon sehr niedrig ausgefallen. Auch dem Wind versperrte man notdürftig den Zutritt mit Decken, und ein Altartisch ward auch bald fertig. (Vier kurze Pfähle mit einer Gabel wurden im Boden befestigt und die 4 Gabeln bildeten den Halt für zwei Querpfähle und durch Längspfähle war ein Tisch, aber ein sehr holperiger fertiggestellt. Diesem Übelstand suchte man noch durch das Darüberbreiten einer Matte abzuhelfen). Sehr primitiv und wohl nicht ganz den liturgischen Vorschriften entsprechend, aber besser war es doch als das letzte Mal in der Hütte Williams. Da war der Altartisch so minder ausgefallen, daß jeder Altarkuß eine Turnübung war und da man eine Matte aus Schilf am Boden ausgebreitet hatte, war es eine Gleichgewichtsübung, nicht ins Rutschen zu kommen auf dieser schiefen Ebene; denn das Schilf war sehr verführerisch zum Hinlegen einzuladen.

Also der Altartisch war fertig und so konnte man auch ans Beichthören denken. Das Wort Beicht-Stuhl kommt bei uns vielmehr zur Geltung, als in der europäischen Heimat. Ich meine nämlich das Wort „Stuhl." In Europa ist das sehr oft ein unförmlicher Kasten. Auf unseren Außenstationen gilt als Beichtstuhl jedes als Stuhl verwendbares Möbel. So habe ich verschiedene Beichtstühle. Einen großen Stein, die Meßsachenkiste, einen abgesägten Baumstumpf (Eingeborenenstuhl) und St. Elisabeth schlägt den Rekord, denn da fungiert als Beichtstuhl eine leibhaftige Trommel. An sich ist diese Art des Beichtens sehr erbaulich, wenn das Beichtkind so frei, ganz demütig vor dem Beichtvater kniet. Ja so manches altes Weiblein stützt denn noch sogar seine gefalteten Hände auf den Knien des Missionars, ein Bild rührenden Vertrauens. Etwas gefährlicher wurde es denn allerdings bei der hl. Messe, als ein Windstoß eine Decke hochhob und so die Gefahr bestand, daß sie mir auf das Allerheiligste auf den Altar geworfen würde. Ja in der Heimat da gäbe es unter solchen Bedingungen kein Messelesen, aber der Missionar kann eben nicht anders, wenn er seinen Schäflein die Gnade des Opfers und der hl. Sakramente verschaffen will.

Ja wie lange wird es noch dauern bis auch im Missionsland überall ein Kirchlein steht, überall da wenigstens, wo die Notwendigkeit besteht, das hl. Opfer zu feiern und die hl. Sakramente zu spenden. Das wird allerdings noch lange dauern. Es gibt eben noch weite Gebiete, die nicht einmal so viel haben, wie St. Elisabeth und die eben noch immer vergebens auf einen Missionar warten. Bis dann alles beendet ist wird es Mittag und Frühstück und Mittagessen fällt dann in eines zusammen, eine sehr verbilligte Lebensweise. Nachdem denn die kleine Sofie noch vergebens meinen Tropenhelm angepaßt hatte, ging es mit gepacktem Rucksack (Proviant für 2—3 Tage) St. Joseph zu. In den Ferien begleitet den Pater auch manchmal eine Schwester auf größeren Touren, sonst machen sie nur die Tagestouren. Ist das nicht fein? Nun wer will zu uns kommen?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie Tshali, ein Missionspferd, ein Lehrmeister der Leute wird

Von P. Paulus Quiotek, R. M. M.

Schon viele Jahre ist Tshali im Dienste der Mission in L. in Ost-Griqualand tätig. Es ist ein sehr starkes Pferd von halbbrauner Farbe mit weißem Stern auf der Stirne. Es greift gut aus und eilt in gleichem Trab, besonders wenn es sich um einen Krankenruf handelt. Fast scheint es, als ob es verstehen wollte, sobald man ihm zuruft: „Tshali, jetzt schnell; wir müssen bald beim Schwerkranken eintreffen." Das gelehrige Rößlein beschleunigt sofort seine Schritte. Will man es besteigen, so wendet es seinen Kopf zur linken Seite, um zu schauen, ob man den Fuß auch recht in den Steigbügel setzt; und hat man sich hinaufgeschwungen, sogleich hebt es den Kopf hoch empor und trabt freudig dahin. Ich gebrauche keine Reitpeitsche beim Tshali, obwohl es jede Woche die verschiedensten Touren nach allen Richtungen machen muß; und heruntergeworfen hat es mich nicht während der ganzen Jahre hindurch. Gelehrig zeigt es sich, sobald man an einen Graben oder Fluß oder in eine sumpfige Gegend kommt. Das Pferd bleibt einfach stehen und untersucht zuerst, ob man sich hineinwagen darf oder ob man glücklich hindurchkommen wird. Schwarze Männer, die bisweilen da und dort mit mir geritten sind und den Tshali beobachteten, sprachen wiederholt zu mir: „Pater, Dein Pferd ist ein wahrer Schutzengel für Dich; denn es ist so vorsichtig, wenn es in die Flüsse geht. Es wird dich vor dem Ertrinken bewahren."

Das reine Gegenteil vom behutsamen Tshali ist ein junges Reserve-Pferd, das mit seinen langen Beinen schnurstracks in jeden Fluß und über jeden Graben und jeden Sumpf hindurchschreitet, als ob es kein Hindernis und keine Gefahr kennen würde. Gar schlau ist mein Tshali, sobald es bergab geht. Oben am Berge oder Hügel macht es eine Wendung nach rechts, bleibt stehen und dreht wiederum den Kopf zum linken Steigbügel hin, als möchte es dem Reiter sagen: „Steig ab; es geht jetzt den Berg hinunter." Und Tshali wartet geduldig, bis der Reiter abgestiegen ist.

Wie oder was macht der gelehrige Tshali auf einer Außenstation? Kommen wir nach mehreren Stunden in einer Außenstation an, so wälzt sich das Pferd zunächst im Sandboden oder Rasenplatz, um den Schweiß abzutrocknen; alsdann sucht es sich ein gutes Grasplätzchen aus. Komme ich aber nach einer Weile aus meinem Missionshaus mit vorgehaltener Hand heraus, so kommt mein Tshali auf mich zu. Denn er weiß schon, daß es eine kleine Belohnung für die überstandenen Mühen des Weges erhält. Auf entfernteren Außenstationen bringen mir nämlich gute Leute etwas Maiskörner für mein Pferd, und so erhält es eine Hand voll Mais nach der Ankunft. Gewöhnlich ist dies

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionspfarrkirche von Maria Ratschitz in Südafrika

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf der Außenstation F. der Fall. Zu verschiedenen Malen trat ich aus der Kirche und ging zu meinem Zimmer; rief ich nun: „Tshali, komm", so folgte mein Tshali wie ein Hündlein. Verwundert sprachen die Schwarzen, die in der Nähe standen: „Schau' doch, wie das Pferd dem Pater folgt." Früh morgens vor 5 Uhr stellte sich mein Tshali vor meiner Türe ein, schnaufte und schlug mit dem Kopf an die die Türklinge, damit ich aufstehe. Öffnete ich also die Tür, so neigte er den Kopf zum Fußboden; er wollte nämlich nur ein paar Maiskörner betteln. Hat er etwas davon erwischt, so macht er sich aus dem Staub.

Eines Tages, es war an einem Sonntag, befanden wir uns auf einer anderen Außenstation St. Peter. Am folgenden Tage, Montag früh ließ sich Tshali das schöne Gras in der weiten Umzäunung des Missionshauses wohl schmecken. Nach dem Gottesdienst sollte ich einem Schwerkranken in der Nähe die hl. Kommunion bringen. Der Weg von der Kirche durch das naheliegende Türchen und durch den ganzen Garten bis zum anderen Ende desselben war nicht weit, und so ging ich zu Fuß. Nach der hl. Messe nahm ich also die Bursa mit dem Sanctissimum und begab mich zu dem Schwerkranken. Die Leute standen an der Kirchenseite. Kaum gelangte ich zur Gartentür, als mich der Tshali sah; sofort kam das Pferd an mich heran und neigte seinen Kopf zu meiner Brust, als wollte es den verborgenen Heiland begrüßen und anbeten; und es begleitete mich den ganzen Gartenweg hindurch bis zum anderen Ende, bis zum zweiten Türchen, das in der Nähe der Hütte des Kranken sich befindet. Die Schwarzen beachteten den Hergang der ganzen Sache vom Kirchplatz aus. Als sie sahen, wie das Pferd mir entgegenkam, und wie ein Ministrant mich den ganzen Weg hindurch zum Kranken begleitete, da staunten sie ob solchen Beispiels eines Tieres, das den verborgenen Erlöser begleitete; und alsbald eilten sie nach. Der Kraal des Kranken war also in Bälde mit Gläubigen angefüllt, die dem Herrn ihre Huldigung darbrachten und für den Schwerkranken um Hilfe flehten. Das gute Pferd hat tatsächlich die Leute unterwiesen, dem Priester das Geleite zum nahen Kranken zu geben. Durch diese Begebenheit wurde Tshali faktisch, wenn auch unbewußt, ein Lehrmeister der Schwarzen.

Der falsche Salomo

Von P. Solanus, R. M. M., Himmelberg

Daß es auch unter den Schwarzen geriebene Gauner gibt, zeugt folgender Vorfall.

Ich war damals in Clairvaux stationiert, als man eines Tages hörte, daß der junge Zulukönig Salomon, der Sohn des verstorbenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zulukönigs Dinizulu umherreise um Land und Leute kennen zu lernen. Plötzlich hieß es, die schwarze Majestät sei beim Chief Mafahleni, der nur dreiviertel Stunde von unserer Station wohnte, angekommen Die Leute wurden benachrichtigt sich dort einzufinden um ihrem neuen König zu huldigen, und jeder Kraalbesitzer soll als Ehrengabe wenigstens 2 Mark an Geld mitbringen. Da gab es fröhliches Treiben, Kehlas mit dem Kopfring und Schild, gekleidete Männer, Burschen welche in den Städten arbeiteten und fein herausstafiert waren. Frauen und Mädchen möglichst geschmückt, eilten herbei. Ein Ochse wurde geschlachtet, gebraten, da wurde getanzt, gegessen und getrunken, und das „Bayete" Hochrufen wollte fast kein Ende nehmen. Alles war guter Dinge und bei Sonnenuntergang gingen die Leute wieder nach Hause, glücklich ihren Fürsten von Angesicht gesehen zu haben. Der angebliche König war von zwei jungen Männern begleitet, was vielen ergrauten Männern auffiel, da gewöhnlich jeder Chief und so auch der König von seinen Indunas, lauter älteren Männern, begleitet ist. Als des anderen Tags Sr. Majestät seinen Katzenjammer überwunden hatte, sagte er zu Mafahleni dem Chief: „Du ich habe meinen Paß verloren, gehe mit mir zum Court damit ich einen Neuen bekomme." Der erstere ließ sein Pferd satteln und begleitete ihn mit seinen Indunas. Der damalige Magistrat Mr. Warsner war auf Urlaub und der Assistent Magistrat fungierte an seiner Stelle. Der verlangte Paß wurde ohne Schwierigkeiten ausgestellt und nach einem herzlichen Abschied vom Chief ritt der Fürst mit seinen beiden Begleitern von dannen, um andere Chiefs zu besuchen. Da kam er auch in die Nähe von Ladysmith zu einem alten, ergrauten Chief, welcher den Dinizulu persönlich kannte und ebenso mit dem damaligen Prinzen öfters zusammen kam. Als sich der Schwindler als den neuen Zulukönig vorstellte, wußte ersterer sofort woran er war. Er hieß ihn willkommen, ließ einen Ochsen schlachten, schickte aber im Geheimen nach der Polizei. Als man im besten Schmausen war, kamen zwei weiße und ein schwarzer Polizist und statt des königl. Grußes boten sie ihm die Handschellen und führten ihn in sichern Gewahrsam. Der Gauner schien mit seinen beiden Begleitern in Compagnie gearbeitet zu haben, denn er hatte verhältnismäßig wenig Geld bei sich. Nun gab man ihm 4 Jahre Zeit darüber nachzudenken, daß auch die geheimsten Spitzbubereien endlich an das Tageslicht kommen.

„Befürchtet nicht, es werde das, was ihr für die auswärtigen Missionen tut, der Heimat entzogen. Gott wird anstatt eines Missionars, welchen ihr aussendet, mehrere Priester für die Heimatseelsorge erwecken."

Benedikt XV.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Fortsetzung — Von Joseph Spillmann S. I. — Nachdruck verboten

V. Die Flucht

Am folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus dem Burgunderkriege, aus dem Zeughause hervor und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierrädrigen Wagen auf dem Platze unter den Linden auf. Die Munitionswagen fuhren zum Pulverturme, wo die mit Eisen beschlagenen Kasten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße so viel, als ihm nötig schien, aus dem Kasten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Inzwischen wurden die Hakenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schlossermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem wilden Tale der Muota, und bald nachher landeten bei Fackelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden über den See getragen — hoch wehte das Schlüsselbanner. Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwyler Seite her in das Städtchen ein.

Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Scharen unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren roten Schein auf die bunten Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Ratsboten der katholischen Kantone auf dem Rathaussaale versammelt. Daselbst wurde der Absagebrief an Zürich verfaßt und ausgefertigt. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote nach der feindlichen Stadt. Der dortige Rat war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausgeblieben war.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sankt Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trutzig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerscharen in Demut auf den Knien lagen. Mit lauter Stimme beteten die Hauptleute den Rosenkranz vor, und die Scharen antworteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fahnenträger die Stufen zum Chore hinauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banner ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. Oft seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urteilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und teuer gewesen: das hochheilige Sakrament des Altares, die Heiligkeit des Priesterstandes, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen, eidbrüchigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut. Doch könne sich der neue Prophet wahrlich weder an Gelehrsamkeit noch an Heiligkeit mit den Tau-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

senden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen! Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese seine neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen", rief der Priester zum Schlusse, „eher Gut und Blut verlieren als das Unterpfand der Seligkeit, unsern alten, heiligen, katholischen Glauben!"

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katholischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zutun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar töten. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren." Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagebrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Scharen. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzten zwei Nächte ihren Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Träne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie Arbeit in Fülle; das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagsatzungen her, und sie mußte die Wirtin machen. So zwang sie sich, vor den Fremden fröhlich und munter zu sein; aber es gelang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarerturme gefangen lag, schwebte der liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugeschickt, aber keine Antwort von Wolfgang erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Bruder geübt.

So war es in der Tat. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt hatte, zog ein anderes, peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlandsverrates lastet auf mir." Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstigenden Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte die Anschuldigung des Ammanns Toß; er konnte nicht erwidern als Leugnen. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterer, viereckiger Turm, im Volksmunde der Kaibenturm genannt. Dort waren in dunklen Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort befand sich auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauder erregenden Vorrichtungen. Dahin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstigenden Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Ungewohnte seines Nachtquartiers. Die Turmuhr über ihm rasselte, das Räderwerk schnarrte, der schwere Pendel hackte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk und fiel der Hammer und dröhnte die Stundenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Gassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Turmfensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerischen Zurüstungen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung „Binnen weniger Tage", tröstete er sich, „müssen ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer recht hatte — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder der, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglücks über unser Land heraufbeschwor."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der alte Wunibald kam und brachte Wolfgang Speise und Trank. Wie erschrack der Geselle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Eintürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die mutmaßliche Ursache der Verhaftung erfuhr.

„Es wird schon so-sein", sagte der alte, und die Knie zitterten ihm sichtlich. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden."

Der Jüngling beruhigte den Torwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Mut und Klugheit", sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das Beste sein, wenn wir zwei Zug beizeiten Lebewohl sagten. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Turmes anvertrauten."

Von da an war Wolfgang guten Mutes. Am Abende erhielt er durch den alten Turmwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumütig zum Vater zurückzukehren und mit ihm in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät", sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Töne der Querpfeifen und das Wirbeln der Trommeln an das Turmfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Scharen mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, mannshohe Schlachtschwerter, blanke Hellebarden, schwere Piken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schar der Hakenschützen schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte und wie alsbald der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm das Stadttor geschlossen und die Zugbrücke knarrend emporgezogen wurde.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle waffenfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den Knien, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten und für den Sieg des heiligen Glaubens.

Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtig. Jetzt stieg sie hinter den westlichen Höhen hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwunden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall.

Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firne der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bittern Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang!

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschützes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder Sturm? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!" Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Türmen, und Freudenschüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Täler von Schwyz und weit hinein in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingeflößt; so konnte er dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alten Wunibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt", wiederholte der Turmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Zunftfähnlein sind erobert; mit Not konnten sie das Hauptbanner retten."

„Dann müssen wir fort von hier", sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr", erwiderte der alte Turmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen als zum Feinde überlaufen. Aber da es meinem Wolfgang ans Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!"

„Du bist also bereit?" fragte der Sohn des Bannerherrn.

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen."

„Und wo kommen wir aus dem Städtchen?"

„Jedenfalls durch kein Tor; sie sind alle scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Kahne probieren müssen."

„Gut denn, nach Mitternacht", sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunklen Umrissen vor ihm. Da drüben sah er den Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vorhatte? Er wandte sein Auge nach einer andern Seite; dort oben lag Sankt Michael — dort schlummerte seine selige Mutter. „Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht?" Es wurde ihm weich um das Herz; eine Träne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Gnade redete laut im Herzen des Jünglings, und beinahe hätte der gute Engel gesiegt. Aber da trat das Bild des strengen Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!" preßte der Unglückliche hervor. „Schwester, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir euch ersetzen, und in Edlibachs Hause werde ich eine neue Heimat finden."

„Und dein Glaube?" fragte die Stimme seines Gewissens.

Da mahnte die Turmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Torstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zechender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Falltüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?" wurde gefragt.

„Ja, Wunibald. Wie kommen wir an der Torstube vorbei?"

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich getan; sie werden uns keine Umstände machen."

Leise schlichen die beiden die Wendeltreppe hinab. Jetzt kamen sie bei der letzten Wendung der Torstube nahe; die Türe stand angelweit offen; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal", brummte der Alte; „müssen sie gerade jetzt die Türe geöffnet haben!"

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse", sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Türe erreicht, schlug sie hallend in das Schloß, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, schob den Riegel vor und rief: „Jetzt fort!"

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mostkrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet", sagte er und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm", sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war; ich meine, 's ist oben einer ausgesprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen."

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach", schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben; aber taumelnd fiel er auf seine Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen!"

„Verwünscht — wir sind eingesperrt", schrie der erstere. „He, zu Hilfe! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt!" stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwischen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schiffgelände erreicht, sprangen in einen Kahn und fuhren sachte an den Palisaden hin, welche die Stadt von der Seeseite schützten. Jetzt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatten sie den Durchgang erreicht; aber eine Kette sperrte ihn.

„Gut, daß ich mich vorgesehen", brummte Wunibald. „Hier ist eine Feile. Treibt den Kahn hart an den Pfosten hin — so; da, die Ose muß durch."

Der Jüngling setzte an und arbeitete hastig.

„Sie packt gut; ein paar Minuten, und alles ist in Ordnung", sagte er.

Aber die Feile gab einen schrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Turmwart erschrack und horchte ängstlich, ob das Geräusch sie nicht verrate. Da schien es ihm, als höre er Schritte:

„Um Gottes willen macht leise! Man kommt über den Platz gelaufen; weiß der Kuckuck, man hat uns auf dem Schänzchen bemerkt; der Wächter stößt ins Horn —"

Da sprang die Kette klirrend entzwei.

„Sie sollen uns einholen, wenn sie können!" rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderschlägen getrieben, schoß der leichte Kahn über die dunkle Wasserfläche hin und landete bald bei der Sägemühle an der Mündung des Aabaches.

VI. Das Opfer der Schwester

Als Hedwig des andern Morgens nach Unserer Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarertore etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wächter seien, man wisse gar nicht wie, in der Torstube eingeschlossen worden; die Türe sei verhext, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das greulichste sei — das dürfe man aber nicht laut sagen —, der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Turmwart mit Haut und Haaren geholt; es gehe auch schon lange das Gerede, der Alte habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerturm gesessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das rätselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber der Gedanke, daß der Bruder zum Feinde übergegangen sei, machte sie erbleichen.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormals Konventherr von Kappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Kolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit vielem Lobe gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren, während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Walstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Verzeihung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wolle, Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Tränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als der Bannerherr in voller Rüstung dastand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen entehrt hat." Damit ritt er fort.

Mit dem Siege von Kappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elsaß, schickten die Gleichgesinnten den Reformierten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwyl an der Halde des Zugerberges eine treffliche Stellung und befestigten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das breite Tal hinweg von hüben und drüben gewechselt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit banger Erwartung war das Gotteshaus Maria-Einsiedeln von vielen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen im stillen Waldtal zusammenströmten, um für das Land, für ihren im Felde liegenden Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu erflehen. In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knien. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Scharen, schallte durch die Hallen der Kirche. Bittgesänge ertönten, und Litaneien wurden im Wechselchore gebetet, und Gesang und Litaneien verwebend schlang sich um alles das laute, andächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schar — Unterwaldener waren es — zum Gnadenbilde vorgedrungen, und eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe:

„O Mutter aller Barmherzigkeit!
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.
In Nöten komm zu Hilfe bald
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald,
Und hab in deiner treuen Hut
Unser Banner und Land, Leib, Ehr' und Gut,
Durch deines Kindes angstvoll Sterben und Blut."

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Töne des Salve Regina waren verhallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff: nur das Gnadenbild strahlte noch, vom milden Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit", flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück! Laß den armen Bruder die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen!"

Die Pilger entfernten sich, um in den Herbergen des Dorfes die Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die fromme Beterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria", sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurückführest? Gerne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen."

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Innerstes; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte: „Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden?"

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht entschlagen konnte. „Bringe das Opfer!" rief es in ihrem Innern. Sie wollte beten, aber die Ruhe des Herzens fehlte; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sakristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe", mahnte er die in Andacht versunkene Jungfrau.

Hedwig erhob sich und folgte dem Mönche. An der Türe sagte sie schüchtern zu dem Greise: „Betet für ein armes beängstigtes Mädchen und" — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn."

„Deren gibt es heutzutage viel", erwiderte der Greis. „Empfehlet ihn unserer mächtigen Frau; sie ist die Zuflucht der Sünder."

„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Sankt Wolfgangs."

„Gott segne Euch, und was das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten!"

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch war Hedwig wieder im Gotteshause. Die Mönche im Chor hatten die Laudes gesungen; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet, und von drei Uhr bis gegen Mittag reihte sich Meßopfer an Meßopfer. Hedwig nahte sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und erschloß dem Stellvertreter Christi ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln. Der Priester waltete seines göttlichen Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das hl. Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Alle Zweifel waren aus ihrem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie das Glockengeläute eines schönen, ruhigen Sonntagmorgens.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes, als Seelenspeise zur Nahrung zu bieten, nahte auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutrat:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein,
O Jesu, Herr und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin in dir,
Daß es so bleibe für und für!“

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mildem Taue senkte sich Trost und Friede in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Mute!

Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Edlibachs Türe klopfte. Er sollte ja Agnes wiedersehen, und sie mußte nun seine Braut werden! Denn Edlibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„Wo ist Agnes, wo ist Edlibach?“ rief der Jüngling.

„O du meine Liebe!“ sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es? Und Ihr wagt es, nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unsern so gräßlich geschlagen? Aber nur herein, daß Euch niemand sieht. Es ist ihm recht geschehen, man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Kriege geschrieen und gepredigt; jetzt hat er seinen Lohn. Ihm gonn' ich es“, eiferte die Alte; „aber so mancher ehrliche Züricher hat mit ihm die Zeche bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben gestorben wären, so möchte noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wollte nicht mit ihnen tauschen.“

„Ich fragte dich, wo der Herr Säckelmeister und Agnes sei“, unterbrach Wolfgang ungeduldig den Redefluß der alten Regula.

„O, der Herr Säckelmeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in dieser Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube, er würde mich ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes heute noch vor die Türe setzen. Der Herr Säckelmeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach St. Gallen, oder nach Graubünden — was weiß ich, wo er ist! Er sagt mir nicht mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Plaudertasche bin. Er ist Tag und Nacht tätig, ein neues Heer gegen die Katholiken auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Amei nach Winterthur getan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirten. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel, wie Ihr ausseht! Das schöne Wams zerrissen, die Federn des Barretts geknickt! So dürftet Ihr in keinem Falle vor Fräulein Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist; Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junker Frei ausnehmen, der jetzt so oft ins Haus kommt —“

„Der Frei? Was tut denn der Frei hier im Hause?“ rief der Jüngling.

„Ih du meine Güte! er macht ihr den Hof; die jungen Herren machen ihr alle den Hof —“

„Das duldet Agnes nicht!“

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt. Agnes weiß jetzt, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht das Köpfchen danach zu tragen.“

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — Und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wisse, daß ich von meinem Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes' willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gottes willen, daß deine Rede nicht wahr sei.“ Heftig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?“ rief diese erbleichend. „Ihr habt die Eltern verlassen um Agnes' willen?“ Sofort aber fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen."

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?" fragte er sich hundertmal des Tages, und immer antwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!" Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwölftausend Mann aus dem Zürichgau, Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sankt Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Rädern mit sich führend der Grenze zu. Der Rat von Zürich hatte diesen Pomp veranlaßt, um die seit der Niederlage bei Kappel gedrückte Stimmung zu verscheuchen. Auch Wolfgang war vor das Rennwegtor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch des Heeres mitanzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?" rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegeneilte.

„Wie Ihr seht", erwiderte dieser und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig", sagte der Säckelmeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angetan. Jetzt, da er die Folgen seiner Ränke sah, wandelte ihn fast Mitleid an mit dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?" fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unsere sein?"

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt, und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt."

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde. Was meine Agnes angeht", sagte ausweichend der Patrizier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen."

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in dem für ihn günstigen Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! Gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen."

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gegen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patrizier schaute dem Wegreitenden mitleidig nach: Törichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nie und nimmer."

Fast zur selben Stunde, in der dieses entscheidende Gespräch zwischen Wolfgang und dem Säckelmeister stattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück.

„Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben", sagte sie ruhig; „sie wird ihn mir zurückführen."

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

(Schluß folgt.)

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen." Pius X.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Bottrop: Dank dem hl. Antonius für Erhörung und Bitte um weitere Hilfe. F. G.

Wasserbillig: Für Erhörung in einem Anliegen Fr. . . . zum Dank und zu Ehren der lb. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus.

N. N. Anbei Mark . . . als Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und anderen Heiligen für Gebetserhörung und mit der Bitte um Erhörung in noch einem bestimmten Anliegen.

Altenessen: Dank den hl. 5 Wunden, durch deren Verehrung ein Familienvater von einem schweren Augenleiden befreit und die Familie aus großer Not gerettet wurde.

Holland: Dem hl. Joseph zu Ehren ein Almosen als Dank für Erhörung in einem Anliegen und um weitere Fürbitte.

Stockheim: Tausendfachen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung.

Kerpenheim: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Hilfe in Krankheit und hoffen durch die Fürsprache dieser Heiligen die volle Gesundheit zu erlangen.

Obergimpern: Herzinnigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Franziskus Xaverius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. Veröffentlichung war versprochen. Almosen . . . Mark.

Markt: Anbei . . . Mark Almosen auf Fürbitte der hl. Theresia v. K. J. und innigen Dank für erlangte Hilfe und des hl. Judas Thaddäus. Veröffentlichung war versprochen.

Kappelwindeck: Innigen Dank dem hl. Joseph, der lb. Mutter Gottes, der kleinen hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in einem Leiden, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Freiburg: Öffentlicher Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und Antonius für Hilfe in seelischen und leiblichen Nöten.

Lauffen: Beiliegend einen kleinen Betrag als Dank für Erhörung in einem Anliegen in welchem ich Zuflucht zur lb. Mutter Gottes und dem hl. Franz Xaver nahm.

Niedersteinbach: Tausendfachen Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen. . . . Missionsalmosen. Veröffentlichung war versprochen.

Haunstetten, S. G.: . . . Mark Almosen. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der kl. hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Hilfe bei Augenoperationen und anderen Anliegen.

Spitalhof: . . . als Dank dem hl. Joseph für Hilfe in schwerer Krankheit eines Kindes.

Zur Beachtung!

Die Bezugspreise für den Jahrgang 1929 sind dieselben wie 1928.

Nachdruck sämtlicher Orginal-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

300 000 Selstmörder in 25 Jahren. Im Jahre 1926 starben allein in Preußen nicht weniger als 9 746 Menschen durch Selbstmord, und das ist für Preußen die höchste Zahl, die seit dem Jahre 1876 festgestellt worden ist. An der Spitze dieser traurigen Zusammenstellung steht die Reichshauptstadt, in der auf 100 000 Einwohner jährlich 47 Selbstmorde entfallen. Während in den früheren Jahren die Zahl der weiblichen Selbstmörder verhältnismäßig gering war, muß man für das Jahr 1926 von einem Heraufschnellen der weiblichen Selbstmordziffer sprechen, die in den letzten 50 Jahren um 157 Prozent zugenommen hat; neben 6 988 Männern nennt die Selbstmordstatistik jetzt 2 758 weibliche Personen. Um 6,4 Prozent ist die Zahl der Selbstmorde in Preußen im Vergleich zu dem Jahre 1925 gestiegen; die Zahl der Personen aber, die Deutschland in den letzten 25 Jahren durch Selbstmord verloren hat, dürfte mit 300 000 eher zu niedrig als zu hoch geschätzt sein.

In einer großen Zahl von Ländern hat der Selbstmord nach dem Kriege zugenommen. Besonders die Jahre 1924 und 1925 zeigen eine starke Zunahme in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, England, Schottland und Italien. In einigen anderen Ländern, wie in der Schweiz, der Tschechoslowakei und Dänemark, steigt die Zahl der Selbstmorde erst seit 1926. Keine Zunahme zeigen Frankreich, Belgien und die Niederlande. In Deutschland ist die Zahl der Selbstmorde nach dem Kriege beim weiblichen Geschlecht mehr zu beobachten als beim männlichen. Insbesondere war sie in den ersten Jahren nach dem Kriege bei den Frauen höher als vorher. Im Jahre 1926 hatten wir in Deutschland 11 846 Selbstmorde von Männern und 4 634 von Frauen gegenüber 10 982, beziehungsweise 4 291 im Vorjahre. Die Ursache der Zunahme muß, wie Sanitätsrat Dr. Prinzing im „Reichsgesundheitsblatt“ soeben erörtert, in der Hauptsache in wirtschaftlichen Schwierigkeiten gesucht werden. Das kann nach den preußischen Erfahrungen schon daraus geschlossen werden, daß der Selbstmord in den Inflationsjahren bei den alten Leuten zugenommen hat, beim Alter von 15 bis 60 Jahren dagegen nach Einführung der Festwährung, die die großen Vermögensverluste während der Inflation offenbar machte und eine sehr große Arbeitslosigkeit zur Folge hatte. Die Zahl der Selbstmordfälle, bei denen Alkoholismus als Ursache angegeben ist, ist von 40 im Jahre 1919 auf 343 im Jahre 1925 gestiegen. Vor dem Kriege war die Zahl der Selbstmorde aus Alkoholismus viel größer. 1913 hat sie 608 betragen. Die Erhöhung der Selbstmordhäufigkeit gegenüber den Vorkriegsjahren kann also hieraus nicht erklärt werden.

Parlamentarische Redeblüten. Die „hopsende Zunge“ gibt es nicht nur im deutschen Reichstag, sondern auch in anderen Parlamenten. So hat ein Journalist aus dem stenographischen Protokoll des Wiener Reichsrates den folgenden Redeblütenstrauß zusammengestellt.

Diesmal stinkt der Fisch, aber nicht beim Kopfe, sondern von den Füßen.

Das ist das Kuckucksei, das der zweischwänzige, böhmische Löwe hinterrücks ins deutsche Netz gelegt hat.

Wenn das so weitergeht, wird der Landmann mit dem Hungertuch durch das Land wandern und der kleine Gewerbetreibende am Bettelstabe nagen.

Ich möchte das Budget mit einem Buche vergleichen, aus dem der mühsam erworbene Schweiß des Volkes rieselt.

Dieser Antrag ist wie eine Seifenblase, die, wenn man ihr auf den Zahn fühlt, wie Schnee in der Sonne schmilzt.

Schon in der letzten Session habe ich dem Herrn Kriegsminister das warme Nachtmahl der Soldaten ans Herz gelegt, aber ohne Erfolg.

Was nutzt das Fletschen der Zähne, wenn man sie verloren hat.

Daher kommt es, daß sich so viele Soldaten das Lebenslicht selber abschneiden.

Ein Wurm, der getreten wird, krümmt sich beizeiten.

Jeder Wurm, der getreten wird, schreit.

In dieser Gegend ist das Schwein die milchende Kuh der armen Leute.

Wäre Kolumbus nicht nach Amerika gefahren, so hätte er es trotz seines Eies nicht entdecken können.

Schon mancher Tote hat sich gefragt: „War es denn wert, daß ich gelebt habe?“

In manchen Bezirken hat unsere Partei noch wenig Boden gefunden. So steht z. B. in der Josefstadt niemand hinter mir als — ich.

Meine Herren! Die Sache ist nicht so einfach. Es gibt unter den Kommissionsmitgliedern Leute, die nicht einmal mit Druckerschwärze rein zu waschen sind.

Diese arme Ortschaft muß sich mit Maultieren begnügen, um nur überhaupt einen Fremdenverkehr zu haben.

Da ich schon alles gesagt habe, was ich sagen wollte, ziehe ich freiwillig alles zurück, was ich vielleicht noch sagen wollte . . . Man muß es lebhaft bedauern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir müssen unser Hauptaugenmerk darauf richten, die Kassenbestände fruchtbringend zu vergeuden.

Dieses Vorgehen erinnert mich an das Bild einer Schlange, die sich selber auffrißt, so daß nur ihr Schwanz übrig bleibt.

Auch ich war einst ein Lehrjunge, der von seinem Lehrmeister und den Gesellen bis zur totalen Verblödung geschlagen wurde.

Der jetzige Kultus- und Unterrichtsminister ist ein Mann, dessen linke Hand nicht weiß, was die rechte sagt.

Ich kann nicht länger schweigen, ohne einige Worte zu sagen.

Auf dem Lande nehmen die Steuerinspektoren dem Bauern das letzte zerrissene Hemd aus dem Munde.

Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes.

Der Herr Vorredner möge sich gewissenhaft bei seiner Nase nehmen; dann wird er erkennen, wo seine Achillesferse sitzt.

Das Geld ist flöten gegangen, die Millionen sind verschwunden; dann haben wir Schulden gemacht, und die sind auch verschwunden.

Kein Loch ist zu groß, durch das das goldene Kalb nicht hindurchschlupfen könnte.

Ich erinnere mich genau daran, daß zurzeit der Geburt meines Vaters die Verhältnisse in dieser Hinsicht ganz anders waren.

Gebetsempfehlungen

Schonnebeck: Eine kranke Förderin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J.

Ein Trunksüchtiger.

Eine Nervenleidende.

Um Sinnesänderung.

Ein langjähriger Abonnent bittet um inniges Gebet, daß ein Sohn den Verkehr mit einem protestantischen Mädchen aufgibt und wieder fester zu seinem katholischen Glauben hält.

Eine schwer kranke Tochter.

Eine schwer nervenleidende Mutter von vier Kindern.

Mehrere Familienanliegen.

K.: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Jud. Thaddäus und den armen Seelen um Frieden in der Familie um Ablegung einer schlimmen Leidenschaft und um eine gute Beicht eines lauen Familienvaters

H. G., Walzen: Um glückliche Entbindung und Gesundheit.

B. G., Zuzella: Bitte um Gesundheit in einer Nervenlähmung.

Zwei Schwestern bitten zur hl. Muttergottes, zur hl. Mutter Anna, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, den hl. 14 Nothelfern, zum hl. Ignatius und zur hl. Theresia v. K. J.

Roschowitzwald: Eine bedrängte Familie bittet um das Gebet zum hl. Antonius, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thaddäus sowie zu den Armen Seelen um Erhörung und Hilfe in schweren Anliegen.

D. W. Z.: St. Annaberg: Bitte um das Gebet zum wunderbaren süßesten Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes Maria, zum hl. Joseph, zur hl. Mutter Anna um Erhörung einer Bitte und in einem Anliegen des Hauses.

Ungenannt: Eine Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet zur immerwährenden Hilfe der Christen, zum hl. Judas Thaddäus, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia, besonders auch zur lb. Muttergottes um Erhörung in seelischen Leiden, um Erlösung aus religiösem Wahn und aus Schwermut, und um Abwendung in mehreren Anliegen. Nach Erhörung ist Veröffentlichung versprochen.

L. in K.: Eine langjährige Vergißm.-Leserin bittet um das Gebet um Hilfe in schweren Leiden, Bewahrung vor einer Operation; ferner für ein krankes Kind, das nicht reden und nicht gehen kann. Bei Erhörung sende . . . Mk. zu einem Missionskreuz und einen großen Baustein zum Seminar.

München: Um das Gebet und um die Fürbitte der hl. Familie, und des hl. Antonius, um eine Wohnung zu bekommen.

Lengfurt: Eine Mutter bittet um das Gebet zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

Freiburg: Eine Vergißmeinnichtleserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und den Armen Seelen.

Bühl: Bitte um das Gebet zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Magdale-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

na; bei Erhörung sende ich ein großes Opfer zum Studienfond.

Rieden: Eine Vergißm.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zu Ehren der Muttergottes um Hilfe für ein Kind.

Für einen Mann, um glückliche Operation und Heilung einer Nervenkrankheit.

Für eine Förderin in mehreren Anliegen.

Sondernau: Um Befreiung von einem Leiden um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes zum hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Rita.

Bitte um das Gebet zur hl. Rita und zur hl. Ottilia.

Lindau: Bitte um das Gebet um Glück und Segen für die Zukunft.

Bamberg: Um das Gebet aller Vergißm.-Leser bittet eine schön lange an Gelenkrheumatismus leidende Frau.

Kirchdorf: Es wird gebeten um das Gebet zur hl. Theresia v. K. J. um besondere Fürbitte in einem wichtigen Anliegen einer Familie.

Memento

Fischeln: Johann Göbels. Engelskirchen: Philipp Jung. Schonnebeck: Frau Kersebaum. Gelsenkirchen: Herr Pottbrock. Remich: Kath. Linden. Waldbredimus: Nikolaus Godar. Bochum: Ther. Balkenhol. Langenfeld: Joseph Wilking. Renzert: Bathasar Fuchs. Eva Neu. Arnstein: Thomas König. Regen: Jos. Huber. Mannheim. Maria Meyer. Reischach: Maria Ernst. Welschensteinach: Matthias Obert. Klodnitz: Paul Rosemann. Neuburg a. D. Fr. Hohenbleicher. Frl. Brestel. Neuhofen: Max Altenbuchner. Mainburg: Vitus Gschlößl. Oberstdorf: Johann Weitenauer. Raubling. Joseph Dinzenhofer. Nürnberg: M. Stolz. Kastl: Maria Seidl. Motten: L. Schleicher. Franz Karl Vogel, Burkard Link. Agatha Wiegand. Langeneslingen: Pfarrer Mayer.

Empfehlenswerte Bücher

Der König von Mexiko und seine Getreuen! 128 Seiten, Oktavformat; Preis 60 Pfg. bei Mehrabnahme billiger. Verlag des Johannesbundes Leutesdorf am Rhein.

Die gesamte Darstellung dieser vorzüglichen Schrift macht sie zur Urkunde von dauerndem Wert über ein Martyrium des 20. Jahrhunderts. Tragen wir sie hinaus zu allen, damit sie um ihre heldenhaften Genossen wissen und sich erheben zum flammenden Protest!

Der für den Umfang sehr geringe Preis von 60 Pfg. ermöglicht jedem die Anschaffung und macht sie besonders geeignet zur Massenverbreitung.

Unterwegs zur Heimat. Von Leo Wolpert. Sonntagslesungen 2. und 3. Auflage. 216 Seiten. RM. 3.—; gebunden in Leinwand RM. 4.40. Verlag Herder Freiburg 1928.

Wolpert's Sonntagslesungen „Unterwegs zur Heimat konnten schon nach Jahresfrist in 2. und 3. Auflage erscheinen. Er schöpft aus den lebendigen Quellen der heiligen Religion und aus einer reichen in Lebens- und Leidenserfahrung geklärten persönlichen Innenwelt. — Möge das Bändchen als kundiger Führer für die vielverschlungenen Lebenswege recht viele nötigen, hereinzukommen in das Heimatland und Heimathaus.

Im Großstadt-Gefängnis. Von einem Strafanstaltspfarrer. 72 Seiten. 30 Pfg. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Wie auf der Filmwand rollen erschütternde, packende Bilder von Leid und Schuld, von Reue und Haß der „Verlorenen" an den Augen des Lesers vorüber.

Zwei Zwerge und ein großes Ei. Von Joh. Thiel. Eine lustige Bildergeschichte. Mit Versen von H. B. (Titelblatt und 28 einseitig bedruckte Blätter mit 56 dreifarbigen Bildern.) Halbleinwand RM. 3.80. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 1928.

Voll von drolligen Einfällen, zeichnerisch meimeisterhaft wiedergespiegelt in Bewegung und „Gesichtern" von Hasen, Zwergen, Füchsen und allerlei Geflügel. Fünfjährigen Kleinen schon sind sie ganz verständlich und witzig genug, auch dem Vater und der Mutter ein richtiges Lachen abzugewinnen.

Allen Freunden des St. Josephs-Verlag teilen wir mit, daß unser

Verlags-Katalog

neu erschienen ist, und auf Wunsch gerne kostenlos zugesandt wird, in der angenehmen Hoffnung, daß recht viele das eine oder andere Buch bestellen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein gutes Buch für jedes Haus!

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem
des ehrw. Don Ioh. Bosco

Von D. W. Mut
120 Seiten, mit einem Titelbild;
Preis kart. RM. 1.50

Lehrern, Lehrerinnen, Eltern und Erziehern wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnersreuth

Von W. Wanger
96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibts auch heute noch Teufel" (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist er die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut
352 Seiten, mit einem Titelbild
Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.
Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hlst. Antlitz geschrieben wurde.

Die RM.-Preise sind in die Auslandswährung umzurechnen!

Zu beziehen von unseren Missionsvertretungen oder vom

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 12 Dezember 1928 46. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensoberen

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	RM 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	RM 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	„ 4.—
Elsaß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

MISSIONS-LAIENBRÜDER

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie auch in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an:
Hochw. P. Provinzial, St. Josef
Reimlingen (Bayr. Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Würzburg, Pius-Seminar. Am hohen Weihnachtsfeste erhalten eine stattliche Anzahl Kleriker unseres Priesterseminars die hl. Tonsur. Mögen alle mit der Gnade Gottes die letzten Stufen des Altares betreten um dereinst im Weinberge der Heidenmission für Gott Seelen zu gewinnen und das Reich Gottes auf Erden zu vermehren.

Mariannhill: Am 22. September d. J. wurde der ehrwürdige Bruder Daniel, (Joh. Wilh. Dresbach) gebürtig aus Overrath, Rheinprovinz, in den ewigen Heimatfrieden abgerufen. Er trat in die Gesellschaft ein am 22. April 1899 und legte die ewige Profeß am 29. Juni 1904 ab. Von Beruf Gärtner, hat er auch im Weinberge des Herrn treu und unverdrossen gearbeitet bis er Feierabend machen durfte im Himmel. — Ihm folgte in kurzem Abstande der ehrwürdige Br. Theophil (Thomas Klosak) gebürtig aus Biskupice (Oberschlesien). Er trat in den Orden ein am 22. Mai 1896 und legte am 9. August 1902 die ewigen Gelübde ab. Er betätigte sich in der Feldarbeit und war mit einer der Kulturpioniere, welche die Eingeborenen beten und arbeiten lehrten. Auch er durfte sein müdes Haupt zur Ruhe legen.

Als dritter folgte in kurzem Abstande der ehrwürdige Br. Sebastian (Johann Hettrich) aus Gerolsheim, Baden. Er trat ein am 28. Dezember 1888 und legte seine ewigen Gelübde ab am 11. September 1894. Er starb im Oktober d. J. Auch er hat seine Kräfte mit ganzem Eifer in den Dienst der Mission gestellt und nun darf er ausruhen im Frieden.

Mögen recht viele junge Leute in die Lücken eintreten, welche der Tod in die tapfere Schar der Glaubensboten drunten im Heidenland gerissen hat. Die alte Garde schmilzt zusammen — junge, tatkräftige Streiter sollten in die Reihen treten. Wer stellt sich opferfroh und missionsbegeistert in den Dienst der Heidenmission?

Gottes Ährenlese

In diesem Jahre rief der himmlische Hausvater eine stattliche Reihe seiner Getreuen in die ewige Heimat. Das Totenglöcklein läutete dem H. P. Fabian Weiß; den Ehrw. Brüdern: Gottfried, Pankratius, Valerian, Oliver, Garcia, Daniel, Theophil und Sebastian. Zwei blühende, hoffnungsfrohe Missionsstudenten gingen ebenfalls in die Ewigkeit nach Gottes unerforschlichem Ratschluß. Mögen die Heimgegangenen am Throne Gottes unser Missionswerk empfehlen und uns zahlreichen, besonders Laienbrüdernachwuchs erflehen.

Aus Welt und Kirche

Missionstage in Würzburg. In der Stadt des hl. Kilian waren Ende September Tage dem Missionsgedanken gewidmet. Es war eine reiche Woche voll ernstem Schaffen und erhebendem Erleben. Missionswissenschafter europäischer Länder sprachen sich im Rahmen einer „Internationalen Missionswissenschaftlichen Konferenz" in einer Reihe gediegener Vorträge über das Wesen, den Stand und das Ziel ihrer Wissenschaft aus.

Gleichzeitig tagte die „Unio cleri pro missionibus, d. h. die Vereinigung jener Geistlichen, die in besonderer Weise den Missionsgedanken in ihrer Seelsorgetätigkeit pflegen wollen. Am Grabe des Frankenapostels richtete der Würzburger Oberhirte erhebende und begeisterte Worte an die stattliche Schar von Missionsfreunden aus aller Herren Länder. „Der Missionsgedanke, soll er in der besten Form wirksam sein, muß getragen sein vom echten Geist des wahren Glaubens, vom Geiste des Opfers und vom Geiste weltweiter katholischer Liebe." — Neben den ernsten Beratungen, die für die Akademiker berechnet, den Missionsgedanken wissenschaftlich behandelten, verzeichnete das Programm drei Veranstaltungen, die für weitere Kreise bestimmt waren. Eine Versammlung der Mittelschuljugend, eine Versammlung für Frauen und Jungfrauen, eine Bücherschau und Paramentenaus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bücher als Weihnachtsgabe!

Antiquariatsbücher mit 10% Rabatt! Lagerposten, doch tadellos neu!

Padri Donatus Leberaho

Werden und Wirken eines Negerpriesters. Von P. J. Paas. 180 Seiten; Preis RM. 2.50

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermanns. 190 Seiten; Preis RM. 3.90

Paraguay

Roman von Joseph August Lux. 296 Seiten; Preis RM 3.50

Der Irrlichtmann

Phantastischer Roman von Emmy Gruhner. 160 Seiten; Preis RM. 2.50

Unter Afrikas Sonne

Erzählung von Wilhelm Köhler. 200 Seiten; Preis RM. 1.—

Die rote Lampe

Geistergeschichten von Hermann Skolaster. 124 Seiten; Preis RM. —.97

Erinnerungen aus der Wilhelminischen Zeit

Von Dr. Eugen Jäger. 88 Seiten; Preis RM. 1.80

Eine Hand voll Sonne

Von Joseph Lukas. 368 Seiten; Preis RM. 5.—

Margrit

Von P. M. Lekeux O. F. M. 272 Seiten; Preis RM. 3.75

Die selige Kreszentia Höß

Ein sehr wertvolles Buch über das gottselige Leben der begnadeten Jungfrau. Von P. Ignatius Zeiler. 384 Seiten; Preis RM. 4.50

Die Liturgie des Kirchenjahres

Von P. Thomas Jüngst O. S. B. 102 Seiten; Preis RM. 2.60

Kinder unserer lieben Frau

Von Schwester Adalberta Maria. 196 Seiten; Preis RM. 2.80

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider. 236 Seiten; Preis reduziert RM. 2.60

Einmaliges Angebot! Nur solange Vorrat reicht!
Porto muß extra bezahlt werden!

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 12 Dezember 1928 46. Jahrgang

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Originaltext aus dem Jahre 1818.
Von Joseph Mohr, Vikar in Oberndorf

Stille Nacht! Heilige Nacht! Alles schläft; einsam wacht nur das traute heilige Paar. Holder Knab im lockigten Haar; schlafe in himmlischer Ruh! Schlafe in himmlischer Ruh.

Stille Nacht! Heilige Nacht! Gottes Sohn, o wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund, da uns schlägt die rettende Stund; Jesus in deiner Geburt! Jesus in deiner Geburt!

Stille Nacht! Heilige Nacht! Die der Welt Heil gebracht, aus des Himmels goldenen Höh'n uns der Gnaden Fülle läßt seh'n; Jesum in Menschengestalt! Jesum in Menschengestalt!

Stille Nacht! Heilige Nacht! Wo sich heut alle Macht väterlicher Liebe ergoß, und als Bruder huldvoll umschloß Jesus die Völker der Welt! Jesus die Völker der Welt!

Stille Nacht! Heilige Nacht! Lange schon uns bedacht, als der Herr vom Grimme befreit in der Väter urgrauer Zeit, aller Welt Schonung verhieß! Aller Welt Schonung verhieß!

Stille Nacht! Heilige Nacht! Hirten erst kund gemacht durch der Engel Alleluja, tönt es laut bei ferne und nah: Jesus der Retter ist da! Jesus der Retter ist da!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weihnachten!

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Auf keinen Tag im Jahr hofft Alt und Jung, Arm und Reich, Hoch und Niedrig in der ganzen Christenheit so einmütig, so frohbewegten Herzens, wie auf diesen heiligen Tag. Die Liebe Gottes zu uns Menschen zeigt sich ergreifend in dem neugeborenen Erlöser. Gott wird Mensch, umhüllt von Zeichen menschlicher Schwachheit trat er in unsere Mitte. Er wird unser Lehrer, Vorbild, bringt Versöhnung mit Gott, zeigt der irrenden Menschheit den Weg zum Frieden, zum wahren inneren Glück. Darum feiert die Christenheit das Weihnachtsfest als die Sonne aller Festtage. Darum entzündet sich an der göttlichen Liebe dieses Tages millionenfach die erkaltete Menschenliebe wieder. Man sucht durch Geschenke und Gaben sich und andere zu beglücken. Das ist der Geist des Christfestes. Weihnachten ist daher auch das Fest werktätiger Liebe und es überbietet dadurch an Schönheit und Wert jeden anderen Tag des Jahres. Das bestätigen uns die Armen, die Notleidenden, die Bedrängten und die Kinder. Diese werktätige Liebe ist das beste Heilrezept, die Menschen gegenseitig zu versöhnen, den Haß zu tilgen, das irdische Dasein zu verschönern. Ehrgeiz und Ruhmgier schreiten herzlos über andere hinweg. Die Liebe einigt den Menschen. Ein neues Gebot gab der göttliche Gnadenspender uns: „Daß ihr euch einander liebet, so wie ich euch geliebt habe!“ Die Liebe ist der Quell alles irdischen Glückes und das höchste irdische Gut, nach welchem der Wert des Menschen mit Recht tariert wird. Wir wünschen den Lesern des Vergißmeinnichts diese opferfähige Liebe auch den verlassensten Heiden-Völkern gegenüber, wünschen diese Liebe aber auch den unbemittelten edlen Knaben und Jünglingen gegenüber, die es sich zum Ziel gesetzt haben um der Liebe Christi willen, die sie drängt, jenen vorlorenen Söhnen Gottes Erbarmen zu bringen als Missionare und bitten um werktätige Liebe auch zu den Missionaren selber, die aus Liebe zu den Seelen alles verlassen haben. Diese opferfähige Liebe, die alles beglückt und verschönert, die vollstes Maß der Gegenliebe dankbarer Seelen und göttlicher Gnade einbringt, wünscht als edelstes Angebinde allen Lesern

die Schriftleitung des Vergißmeinnicht.





UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die klingende Schelle und das wahre Geläut

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Mit welchem Aufwand von Mitteln, vor allem Geld und Zeit, die doch sonst im Getriebe des Weltlebens so knapp bemessen sind, sucht man den Völkern eine Komödie von ewigem Weltfrieden, von Abrüstung, vorzuspielen. Noch niemals wurde das Wort „Frieden" in so mancherlei Versionen, Verdrehungen und Diplomatenreden mißbraucht oder verbraucht, wie seit der Zeit der großen Pleite des Weltkrieges. Wahrhaftig, das alles ist kein Friedensgeläute, auf das die zermürbten und auf Erlösung hoffenden Menschen lauschen und mit verhaltenem Atem — das alles ist Geklingel von nichtssagender, ewig in derselben Monotomie herabgeleierten Karusselmusik, die mit ihrer kreischenden Aufdringlichkeit die „Glück- und Friedesuchenden" Menschen für eine kleine Weile betört. Nein, die Menschen können sich keinen Frieden zusammenflicken; wenn mit Vorbedacht und Fleiß die Quelle des wahren Friedens verstopft wird. Ebensowenig wie es damals wirklicher Friede war, als das bekannte Edikt des römischen Kaisers erging, daß alle Untertanen des Weltreiches gezählt werden sollten. Damals lauerten an den Grenzen des Reiches jugendstarke Barbarenvölker und auf die Macht der Kohorten gestützt, schlief das Reich den Sündenschlaf und es verzweifelten ungezählte Sklaven an der Gerechtigkeit der Götter. Und heute — ruht auch tiefer Versailler Friede über Mitteleuropa und satte Erobervölker machen Vorschläge zu allerlei „Pakten" um in Ruhe zu verzehren, was sie gewonnen, während hungrige Völker an den Grenzen lauern mit Raubtierblicken die Genießer bereits verschlingend. Und dazu ein unmelodisches Gebimmel einer sogenannten Friedensschelle.

Der wahre und echte Friede wurde eingeläutet mit jenem bis heute nicht verhallten „Gloria!" auf Betlehems Fluren, so wie ein waher Friede verkündet werden muß mit Gott an erster Stelle. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!" Das ist ein Festgeläute, welches fast zwei Jahrtausende über die Menschheit dahin braust und alle Friedenssucher aufhorchen lassen sollte. Ohne Gott kein wahrer Friede — ohne die Liebe keinen Frieden auf der Welt! An der Krippe des Welterlösers scheiden sich noch immer die Geister. Von der Krippe strömte die Liebesfülle, der Friedensstrom in die Welt und selbst der Unglaube kann sich noch nicht des Erlöserbannes ganz entziehen.

Es drängt sich in den Herzen noch immer die Adventssehnsucht — wird es denn nie wirklicher, wahrer Friede? Ist denn die ganze Riesenanstrengung der Erlösung durch Krippe und Kreuz, durch Liebe und Leid so ganz fruchtlos? „Tantus labor non sit cassus." — Möge eine solche Gottestat von den Menschen nicht in ihrem Erfolg zerschlagen und vernichtet werden! Darum mehr denn je sollte des Heilandes Forderung erfüllt werden — den Klang der Friedensglocken hineinzutragen in Heim- und Heidenlande. Die Rettung und der wahre Friede der Menschheit hängt ab von der Verkündigung und Betätigung wahren Christentums. Der göttliche Heiland hat nun einmal diesen wahren Gottesfrieden eingeläutet durch seine Menschwerdung, sein vorbildliches Leben, sein erlösendes Leiden; er hat aber die Apostel durch sein letztes Testament gebunden und verpflichtet, weiter zu tragen das Licht des Evangeliums: „Gehet hinaus in alle Welt und predigt jeder Kreatur!" (Mk. 16. 15) Und neunzehnhundert Jahre nach dem gewaltigen in die Finsternis der Herzen und der Welt hinausdröhnenden Glockentones vom Kreuze, aus göttlichem Munde: „Consummatum est; es ist vollbracht!" das Liebeswerk, das Friedenswerk! ist der Missionsbefehl für zwei Drittel der Erde noch nicht vollzogen worden. Der erdrückenden Mehrzahl der Menschheit, für die Christus sein Erlöserblut eingesetzt hat, ist das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christentum bis heute eine fremde Welt geblieben. Über eine Milliarde Ungetaufter gibt es noch. Und doch fließt im Mysterienstrom der hl. Eucharistie das sühnende und begnadende göttliche Blut nun schon neunzehn Jahrhunderte rund um unsere schuldbeladene Erde. Eine Milliarde Hungernder, Verschmachternder, Friedensuchender, die den anbetungswürdigen Friedensspender und Brotspender der Menschheit nicht einmal dem Namen nach kennen. Das Riesenideal der Weltmission, das große Friedensideal, christlich und katholisch wie kein anderes, sollte uns allen an die Seele greifen. Glücklich, wer seine Mittel, wer sein Wissen und Können in den Dienst dieses göttlichsten aller Werke setzen kann, in der Rettung der Seelen. Dem werden wahre Friedensklänge, Friedensglocken im eigenen Herzen widerhallen. Er wird nichts geben auf das Geklingel und Geschelle der „Friedensmacher ohne Gott." Er wird sein katholisches Herz und seine missionsbegeisterte Seele nicht verschließen vor den Aufgaben, die dem Weltfriedenswerk der Mission harrt.

Die Treuen, die Frommen, die Seeleneifrigen werden mit Gebet und Opfern auch das Missionswerk der Mariannhiller unterstützen, bildet dieses doch mit ein Quaderstein im katholischen Weltmissionswerk. Mögen unsere Freunde nach wie vor am Ausbau unseres Missionspriesterseminares mitarbeiten, das aus dem Geklingel des sog. Fortschrittes wie eine Hochburg des Glaubens sich erhebt und gleichsam wie eherner Glockenmund verkündet das: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!"

Heilige Nacht

Heilige Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte triest von Segen.
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen.
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Tal und Höhn,
Heilge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst gesehn,
Da die Palmen lauter rauschten,
Und versenkt in Dämmerung,
Erd und Himmel Worte lauschten
Worte der Verkündigung.

Da mit Purpur übergossen,
Aufgetan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen
Glänzend über Meer und Land.
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen,
Die Verheißung widerklang.

Da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand.
Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Nie gefühlte Freude sog.

Heilge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf.
O so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf.
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein.
Friede solls noch einmal werden
Und die Liebe König sein!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Exerzitien für Eingeborene

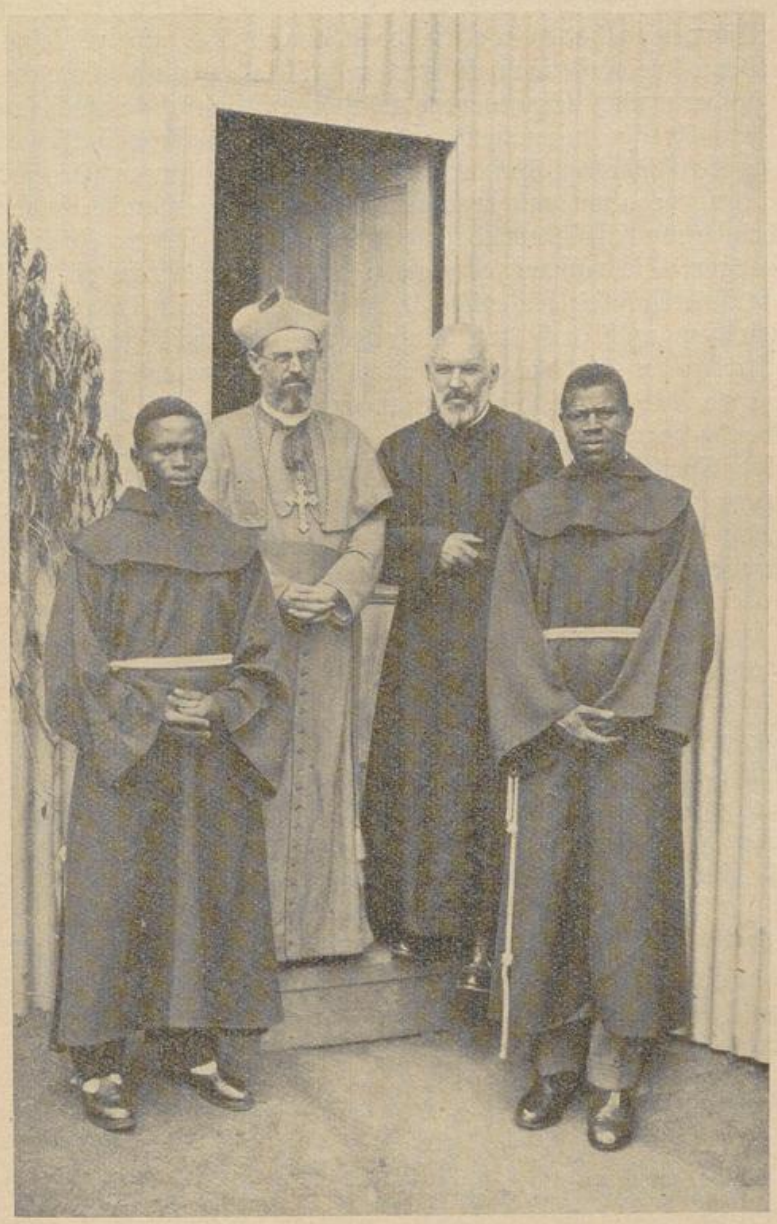
Von P. Rubenzer, R. M. M.

Zufällig war der Pater, der die Exerzitien in Assisi für eingeborene Schwestern geben sollte verhindert, so daß ich in letzer Stunde in Ermangelung eines anderen dort für einige Schwestern die Exerzitien übernehmen mußte. Wegen der geringen Geläufigkeit in der Sprache hatte ich nicht wenig Angst, doch es ist gegangen und ich habe mich über den Ernst, mit dem die paar schwarzen Schwestern die Exerzitien machten nur gewundert, besonders auch über das genaue Stillschweigen. Das gab mir nun Mut, auch Exerzitien für Eingeborene zu versuchen. Dazu fand ich noch eine Anregung in einem Artikel der katholischen Missionen. Man konnte daraus ersehen, daß in vielen Ländern die eigentlichen strengen Exerzitien auch bei den Eingeborenen herrliche Früchte getragen haben, so in Indien, China besonders auf Madagaskar, wo jeder Katholik im Laufe seines Lebens im Durchschnitte zweimal Exerzitien macht. Freilich wurde in dem Artikel auch betont, daß die materielle Seite der Exerzitien oft sehr große Schwierigkeiten macht, weshalb man mit großen Kosten auch in Missionsländern schon eigene Exerzitienhäuser gebaut hat. Dieser Punkt macht mir so wenig Sorge, daß ich erst am Tage des Beginnes mich fragte, ja wo bringen wir denn die Leute unter?

Am Sonntag wurde einfach verkündet, es sind jetzt Exerzitien für Frauen, kommt zahlreich, ihr bleibt drei Tage auf der Station, jede bringt ihr Bett und die Kost für drei Tage selbst mit. Von einer eigentlichen Werbetätigkeit wurde ganz abgesehen, es sollte nur ein Versuch sein. Nun kam noch recht kaltes Wetter mit Regen, viele waren krank, so daß ich noch am Sonntag zweifelte, ob überhaupt jemand kommen wird, es hatte sich niemand angemeldet. Am Sonntag hielt ich neugierig Ausschau, ob sich nicht eine Frau mit ihrem Bette auf dem Kopfe zeige, doch ich konnte niemand sehen, so daß ich resigniert wegen schlechter Witterung absagen wollte und die Leute auf bessere Zeiten vertrösten wollte. Nach der hl. Messe meldete mir ein Mann, es wären 22 Frauen gekommen, also Gott sei Dank, es kamen noch abends viele andere, so daß die Zahl 61 erreicht wurde.

Jetzt erst dachten wir daran, wo die Leute unterbringen, die Frage war leicht gelöst, flugs räumten unsere Buben einen großen Kraal aus, in dem sie sonst essen, und alle Vorbereitungen waren fertig. Nun zogen die Frauen ein, mit ihrer Schlafmatte und der Schlafdecke, das ist ihr ganzes Bett, manche hatten auch die kleinen Kinder auf dem Rücken mitgebracht, daran stört sich da niemand, (was würden in Europa die Frauen sagen!), drei große Kochkessel bereiten das Essen für alle Mahlzeiten gemeinsam, einige Frauen kochten, andere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Bischof Adalbero Fleischer mit Br. Gerold und zwei eingeborenen Brüdern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machten in der Mitte das unvermeidliche Feuer, das Tag und Nacht nicht ausging und die ganzen Vorbereitungen waren fertig.

Nun war es meine Sorge, wie werden die bei dieser Lebensweise das Stillschweigen halten können, denn ohne dieses gibt es keine Exerzitien. Denn diese Frauen können nichts lesen, auch nicht spazieren gehen, sondern nach Eingeborenensitte setzen sie sich einfach auf dem Boden im Kreise zusammen und schauen sich gegenseitig an, wie sollen sie da schweigen können? Und doch man staune, sie haben es trotzdem gut gehalten mit wenigen Ausnahmen, manche haben nicht gesprochen, wenn ich sie etwas fragen mußte, sind sie zur Zeichensprache übergegangen. Sie nahmen es genau; auch in der Kirche hörten sie mit großer Aufmerksamkeit die ewigen Wahrheiten, wobei sich wieder zeigte, daß dieselben auch auf den einfachsten Menschen großen Eindruck machen, wenn er sie das erste Mal im Zusammenhange hört. Die Ordnung war die gleiche wie bei allen Exerzitien, gemeinsames Morgen- und Abendgebet, auch die geistliche Lesung hat nicht gefehlt aus der Nachfolge Christi, die wir eben in Zulu erhalten haben, gemeinsamer Rosenkranz und Kreuzweg, teilweise gesungen. Sicherlich haben die Leute, das konnte man merken, bei dem Stillschweigen auch viel in ihrer Weise nachgedacht. Den Kleinen offenbart sich Gott oft viel unvermittelter wie den selbstbewußten Gebildeten.

Als die drei Tage um waren, knieten die Frauen noch lange vor dem Tabernakel, um dem Heilande Dank zu sagen, dann brachten sie kleine Gaben zu unserem Kirchenbau, den Heller der Witwe. Noch am folgenden Sonntag brachte eine aus Dankbarkeit für die Exerzitien ein Schüsselchen Bohnen, eine andere zwei Eier, eine dritte zwei Besen und eine sogar einen kunstvoll geflochtenen Löffel, den sie sich gemacht hatte. Eine Frau war am Schlusse der Exerzitien zu mir gekommen und fing auf einmal ganz bitterlich zu weinen an, sie erkannte den großen Verlust für ihre Zukunft, da ihr Kind ohne Taufe gestorben war. An einem zweiten Kurs für Jungfrauen haben 56 Mädchen teilgenommen.

Es hat sich wieder gezeigt, daß die Ignatianischen Exerzitien ganz besonders geeignet sind, auch bei einem Volke auf niedriger Kulturstufe eine religiöse Erneuerung herbeizuführen.

„Die Fülle des Gotteslohnes ergießt sich über diejenigen, die die heilige Mission nach Vermögen mit Almosen unterstützen . . . Sie üben nämlich dadurch viele Werke der christlichen Liebe auf einmal."

Leo XIII.

Vom Himmel kommt das Gotteskind . . .

Eine Missions- und Weihnachtsgeschichte

Von Max Karl Böttcher

Langsam und gemächlich zog der große, plumpe Warenkahn, sein eckiges, schwarzes Segel von flauem Winde nur matt gebläht, über die Fluten des Westsees, jenes herrlichen, gegen 80 Kilometer langen Binnensees Chinas, an dessen malerischen Ufern das uralte, heilige Hangchow liegt, das Venedig des Ostens.

Über dem Heck der Dschunke flatterte stolz die gelbe Drachenflagge.

Als das Schiff an der verfallenen Donnerberg-Pagode vorüberglitt, trat Tchou, der reiche Kaufherr, der in der Hauptstraße von Hangchow seinen großen Bazar besaß, auf das Deck des Warenkahnes.

„Wo ist Hang Sang?" fragte er barsch die alte Dienerin und suchte nach seinem etwa achtjährigen Kinde.

„Das Mädchen spielt mit ihrem Kinde, Herr!"

„Und wird dabei ins Wasser fallen!"

„Das möge Buddha verhüten, Herr!"

„Was kümmert sich der große Gott um solch Kind!"

„Herr, wir haben Weihrauchstäbchen vor dem Hausgotte angebrannt und wenn wir zur Pagode kommen, will ich neue Gebetsstreifen kaufen und will opfern und dem Oberbonzen einen Piaster schenken!"

„Tue das, Kam Chou! Spare nicht, denn es gilt, den Gott bei guter Laune zu erhalten, Du weißt ja selbst, wir stehen tief in seiner Schuld, seit mein Weib sich vergaß und zum Christengotte sich bekehrte! Und wenn wir in etwa einer Stunde nach San Hou kommen, wo das Schiff neue Ladung löschen wird, so gehe mit dem Mädchen an Land und kaufe ihr in der Stadt Reiskuchen und süßes Rohr. Aber hüte Dich, Weib, hüte Dich, in die Nähe der katholischen Missionsstation zu kommen. Hang Sang soll nicht wissen, noch nicht wissen, daß es Christen gibt. Du weißt ja, ich verstieß des Kindes Mutter deshalb, weil sie sich taufen ließ! Mein Kind soll nicht dasselbe Schicksal teilen!"

Die alte, treue Magd verneigte sich tief, aber wortlos vor dem harten, reichen Manne, der ein Freund des Mandarins war und großen Einfluß in der Provinz besaß, dann, als Tchou gegangen war, trippelte sie davon und suchte nach dem Kinde, während Tchou sich in seine Kabine setzte, das fällige Opiumpfeifchen zu rauchen.

Hang Sang, des Kaufherrn einziges Kind und sein Abgott, saß auf dem überdachten Hinterdeck des Schiffes auf seidenen Kissen und spielte mit einem winzigen Hündlein. Hang Sang war ein schwächliches Mädchen und keiner hätte ihr das Alter von acht Jahren angesehen. Die Gliederchen zerbrechlich und fein wie Porzellan, aber ein paar große, dunkle Augen strahlten klug und gütig aus dem blassen Angesicht. Wie alle Kinder, die in derartiger wasserreicher Gegend viel auf Schiffen oder an den Ufern der Flußläufe und Seen sich aufhalten, trug das Mädchen einen Holzklotz um den Leib gebunden, damit, falls es ja einmal ins Wasser fallen sollte, nicht ertrinken konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die alte Dienerin Kam Chou setzte sich jetzt zu dem Kinde und bewachte die Kleine. Mit abgöttischer Liebe schaute sie auf Hang Sang, der sie in den letzten Jahren die Mutter ersetzt hatte, seitdem der harte Vater sein Weib roh aus dem Hause jagte, als er erfuhr, das es heimlich Christin geworden war.

„Kam Chou, sing mir ein Lied!" bat jetzt das Kind, „Sing mir dasselbe, was ich gestern leise von Dir hörte und was meine Mutter manchmal sang, ehe sie starb!"

Man hatte dem Kinde erzählt, die Mutter sei gestorben, um ihm die Wahrheit, daß der Vater die Mutter verjagt hatte, zu verheimlichen.

Die alte Dienerin erschauerte und sprach: „Schweige von diesem Liede! Wenn Dein Vater davon hört, straft er Dich hart!" Verständnislos schaute die Kleine zu der alten Amme, dann bat es: „So singe es mir leise, es ist so wunder-, wunderschön!"

Da schlich die Chinesin zur Herren-Kabine, und als sie den Kaufherrn drin mit verfallenem Antlitz tief schlafen sah, eilte sie zu Hang Sang zurück, kuschelte sich ganz dicht an das Kind und sang mit dünnem Stimmchen:

Vom Himmel kommt das Gotteskind
zu retten, die verloren sind,
mit seiner Huld und Gnade!"

Und da sie den Text nicht weiter kannte, so summte sie nur die Melodie unentwegt fort, und Hang Sang sah mit strahlenden Augen zu ihr auf und war ganz selig. Immer und immer wieder mußte die Pflegerin das Liedlein summen. Nach und nach wurde aber der Gesang leiser und leiser und verstummte schließlich ganz. Kam Chou, die Amme, war eingenickt. Gutmütig rückte das Mädchen der Alten die Kissen bequem, dann schlich sie mit ihrem Hündchen davon, das Trepplein an der Schiffswand hinab, das zum Wasserspiegel führte und das man benutzte, um in die kleine Uferschaluppe zu steigen. Auf dies Trepplein setzte sich das Kind über alles gern hin, denn dort konnte man das Plätschern der Wellen am Schiffsbug so schön belauschen und man konnte auch kleine Papierschiffchen, an einem Faden gebunden, dort am besten schwimmen lassen. Eben wollte Hang Sang so ein Papierboot in das Wasser setzen, als ihr das Hündlein von der Treppe rutschte und ins Wasser fiel. Rasch griff das Kind nach dem Tiere, aber dabei verlor es selbst das Gleichgewicht und stürzte in die flutende See. Wohl stieß das Kind einen kleinen Schrei aus, aber niemand achtete dessen. Und da das Wasser eiskalt war — in wenigen Tagen feierte man doch in der Christenwelt das liebe Weihnachtsfest — verlor das Mädchen die Besinnung und wurde nach der Mitte des riesigen Gewässers abgetrieben. Da an dem Körper des Kindes der große, leichte Holzklotz hing, konnte es nicht untersinken, sondern trieb oben auf. Das Hündchen hatte sich schwimmend gerettet und hockte nun heulend und frierend auf der untersten Stufe der Schiffstreppe.

Pater Nikolaus, der Missionspriester von San Hou, der kleinen Handelsstadt in der Nähe von Hongschow, kam in seinem Nachen vom Ostufer gefahren. Drüben, im Yoren Tai hatte er einen Versehgang besorgt und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Originalheliotradierung B. Zwiener

Kindlein, liebet einander!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kehrte nun heim. Jakob, der Laienbruder, der bisher gerudert hatte, zog die Hölzer ein und richtete das Segel, denn es hatte sich soeben eine frische Brise erhoben. Plötzlich erhob sich Pater Nikolaus und spähte mit scharfem Auge über das Wasser, dann rief er: „Halte einwenig steuerbord, Jakob, ich sehe ein Bündel da drüben schwimmen, das wahrhaftig wie ein Menschenkind aussieht!"

Und nach wenigen Minuten zog er die kleine Hang Sang in sein Schifflein.

„Rasch, die Kleider herunter, wir wollen versuchen, das Geschöpfchen wieder ins Leben zurückzurufen!" sagte der Pater, und nun begann er das erstarrte Körperchen zu reiben und machte Wiederbelebungsversuche, und noch ehe sie an der Küste von San Hou landeten, hatten die beiden Männer die Freude, zu sehen, wie das entflohene Leben wieder in den Körper des Kindes zurückgekehrte. Nun hüllte der Pater das schwach atmende Geschöpf in seinen warmen Kuttenmantel, flößte ihm aus seiner Thermoflasche etwas heißen Tee zwischen die Lippen, und als sie an Land stiegen, trug er das Mädchen wie eine besorgte Mutter rasch zum Missionshause. Dort stand neben dem schlichten Kirchlein das Missions-Waisen- und Krankenhaus, in welchem einige fromme Schwestern mit Hingabe und wahrer Liebe schalteten. Unter diesen Missionsschwestern waren auch als Gehilfinnen zwei Chinesenfrauen tätig, und eine von diesen war Gan Whai, die verstoßene Gemahlin des Kaufherrn Tchou, die der fanatische Heide vor Jahren vertrieben hatte, weil sie Christin geworden war. In ihrer Not war Gan Whai nach langen Irrfahrten zur Missionsstation gekommen und hatte dort bereitwilligst Unterkommen gefunden und betreute nun mit den anderen barmherzigen Schwestern die beiden karitativen Anstalten der katholischen Mission.

Als Pater Nikolaus nun den gütigen Frauen die gerettete Hang Sang übergab, ahnte freilich Gan Whai nicht, daß es ihr eigenes Kind war, das sie in den Armen hielt, im heißen Bade sorgsam reinigte und dann in das kleine Bett brachte, denn als man Gan Whai aus dem Hause trieb, war das Kind kaum zwei Jahre alt gewesen und in der langen Zeit von fast sieben Jahren hatte sich das Geschöpfchen sehr verändert.

Hang Sang verfiel in schwere Krankheit, tobte tagelang in Fieberglut und nur der unermüdlichen Pflege der wackeren Schwestern und der Kunst Pater Nikolaus', der auch als Arzt ausgebildet war, war es zu danken, daß das kleine, junge Seelchen nicht entfloh. —

— — — — — —

Als man auf der Dschunke des Kaufherrn Tchou das Verschwinden von Hang Sang gemerkt hatte und man nach langem Suchen nicht mehr in Zweifel sein konnte, daß das Kind ins Wasser gefallen und ertrunken sei, verfiel der Vater in ein rohes Wüten und Toben, aber als man das Schiff beigedreht hatte und die ganze Strecke zurückgefahren war und keine Spur von der kleinen Hang Sang fand, da wich das zornige Schreien einer dumpfen Verzweiflung.

Am Abend des gleichen Tages saß Tchou in seinem vornehmen Hause vor dem Hausgötzen, war in eine Weihrauchwolke gehüllt, so viel hatte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er aufgeopfert und murmelte sinnlose heidnische Massengebete, und dabei verfiel er einer seltsamen Vision. Vom Weihrauch und wahrscheinlich auch vom zu reichlich genossenen Opium in einen Zustand des Deliriums versetzt, erschien ihm folgendes: Der Hausgott stieg von seinem Sockel und trat zu Tchou, und der Götze hub an zu sprechen: „Willst Du Dein Kind wieder haben, Tchou, so hilft Dir nur eins: Lasse einen Holzstoß richten und anzünden, versammle Deine Freunde und das Volk um Dich und vor ihren Augen steige auf den Scheiterhaufen und lasse Dich verbrennen! Du wirst dann wie ein heiliger Gott verehrt werden und als solcher wirst Du Dein Kind wieder bekommen!" — Dann wandte sich der Hausgötze, erstieg wieder seinen Sockel und mit seinem ewigen Lächeln schaute er wieder zu Tchou herab. Und der unglückliche, in finsterem Heidentum verstrickte Mann erwachte aus seinem Delirium, stürmte aus dem Zimmer und hatte von Stund' an keine Ruhe mehr. Wo er ging und stand, bei Tag und Nacht, beim Essen und bei der Arbeit — immer und immer hörte er die schauerliche Stimme des Hausgötzens: Verbrenne Dich! Verbrenne Dich!

So kam er dem Wahnsinn nahe und in diesem Zustand beschloß er, tatsächlich das Brandopfer zu bringen. Mit großem, echt chinesischen Tamtam ließ er in der Stadt verkündigen, daß er am nächsten Tage sich verbrennen würde, um sein Kind zu retten.

Auf dem großen Platze von Hongchow wurde ein mächtiger Holzstoß errichtet, und gegen Mittag erschien Tchou wirklich im Kreise seiner Freunde, begleitet von einer ungeheuren Menschenmenge, die sich das aufregende Schauspiel, das übrigens in China weder verboten noch allzu selten ist, nicht entgehen lassen wollte. —

Dieser merkwürdige Tag war just der 24. Dezember, der „Heilige Abend" der Christen.

Die kleine Hang Sang war heute das erste Mal bei vollen Sinnen und hatte nur noch mäßiges Fieber. Als Pater Nikolaus an ihr Bett trat, plauderte sie die ersten vernünftigen Worte. „Nun sag, Du kleines Mädchen, wie heißt Du?" fragte der Pater.

„Erst sage, wie Du heißt!" erwiderte die Kleine nach Kinderart.

„Ich bin Gni — ko — lao (so sprechen die Chinesen den Namen Nikolaus aus), der Schen — fu (Chinesischer Ausdruck für Christenpater) von San Hou!"

Da lächelte das Mädchen ungläubig und flüsterte: „Das kann ich nicht glauben! Du bist so gut, aber der Schen — fu ist doch ein Yang — kwetse (ein europäischer Teufel, der gewöhnliche Schimpfname der Chinesen für Christenpriester).

„Kind, wer lehrte Dich das?!" rief der Pater mit mildem Vorwurf.

„Mein Vater: Er nennt die Schen — fu immer so!"

„Und wer ist Dein Vater?"

„Kennst Du ihn nicht, Schen — fu?! Er ist doch Tchou in Hongchow!"

Da schrie eine der Christenschwestern auf und stürzte an das Bett des Mädchens und riß das Kind in ihre Arme und weinte laut auf und rief: „So bist Du Hang Sang! Bist Hang Sang, mein Kind!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja, ich heiße Hang Sang! Aber ich bin nicht Dein Kind, gute Ma — Ma, denn meine Mutter ist schon lange, lange gestorben!" In diesem Augenblick trat Jakob, der Laienbruder, zum Pater und rief atemlos: „Ich weiß jetzt, Herr Pater, wem das Kind gehört. Ich komme soeben von Hangchow, dort läßt sich heute mittag ein reicher Chinese öffentlich verbrennen, weil er sein Kind, das im See ertrunken ist, dadurch wieder gewinnen will! Eilt, Herr Pater, nach Hangchow, das Schreckliche zu verhüten. Die Rischka steht bereit, zwei kräftige Kulis habe ich ebenfalls gedungen, in einem knappen Stündlein könnt Ihr dort sein, gerade im letzten Augenblick, ehe es zu spät ist!"

Schnell bestieg der Pater den Zweiradkarren, Rischka genannt, die Karrenführer setzten sich in Trab, und noch ehe es Mittag war, traf der Missionar auf dem Platze in Hangchow ein.

Unter greulicher Musik, die ein Dutzend chinesischer Musikanten erzeugten, war Tchou, in festliche Gewänder gekleidet, gerade in Begriff, den Holzstoß zu ersteigen. Seine Freunde reichten ihm heißen Samsche (Chinesischen Reisbranntwein), um seinen Mut zu beleben, die Oberbonzen der Pagode, die auch zugegen waren, schlugen auf riesenhaften Gongs tiefe, dumpfe, schauerliche Töne an und das in Massen versammelete Volk geriet in einen fanatischen, religiösen Taumel. Selbst der Mandarin war zugegen und stand von einer Schar Polizeisoldaten umgeben, dem Selbstmörder am nächsten. Da schrie eine Stimme, laut und gellend, in das Fest: „Halt! — — Halt!! Tchou, verharre einen Augenblick!"

Es war der Missionar, der das rief, und er sprang aus seiner Rischka und wollte durch die Menge drängen, aber das Volk versperrte dem Pater den Weg, unwillig, daß dies köstliche Schauspiel gestört werden sollte. Jedoch Pater Nikolaus war ein Hüne an Gestalt und furchtlos wie selten einer. Er schleuderte die kleinen Chinesen beiseite und durchbrach den Gürtel der Polizeisoldaten und schrie abermals: „Halt ein, Tchou! Dein Kind ist gefunden und am Leben!"

Aber da stürzten die empörten Menschen sich auf den Pater, und nur dem tatkräftigen Eingreifen des Mandarin dankte der Missionar, daß die fanatischen Heiden ihn nicht auf der Stelle lynchten. Fliegenden Atems berichtete nun der Pater, was wir längst wissen, und der Mandarin tat darauf, was das einzig Richtige war: Er schob den Pater in seine eigene Sänfte, den ganz verblüfften und verstörten Tchou hinterdrein und befahl den Sänfteträgern die beiden Männer so schnell als möglich nach der Missionsstation San Hou zu bringen. Und einem halben Dutzend Polizeisoldaten wurde der Auftrag, den Transport mit allen Mitteln zu schützen.

Unter Schimpfen, Schreien und Johlen der enttäuschten Volksmenge zog die Sänfte ab, und die Menschen entschädigten sich für das verloren gegangene grausige Schauspiel dadurch, daß sie sich um die nun nicht verbrannten Holzscheite prügelten.

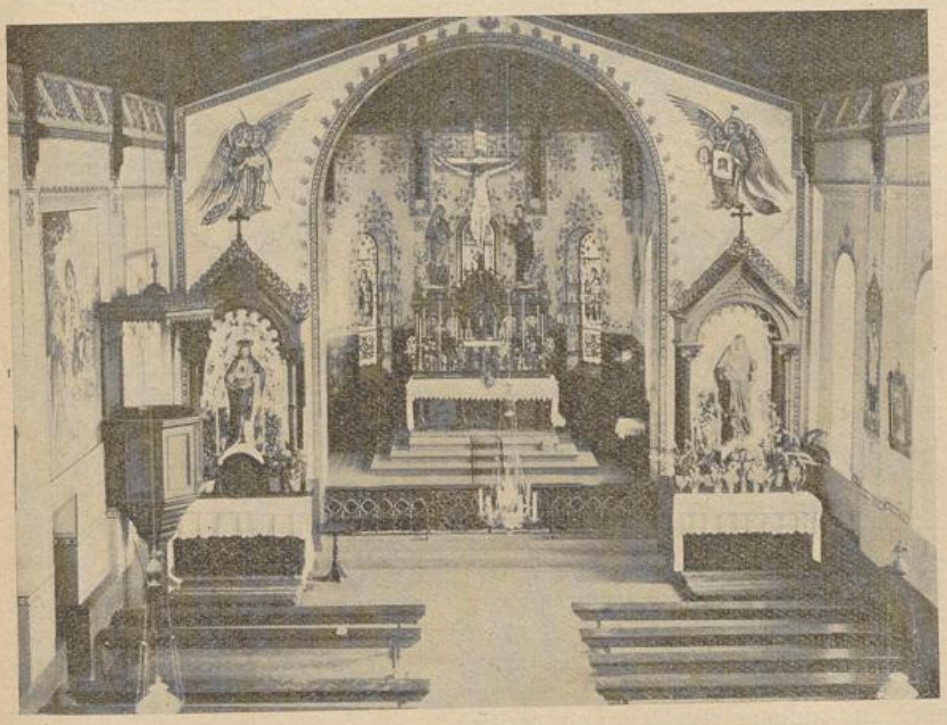
In der Sänfte erzählte der Pater dem ganz zusammengesunkenen Tchou nun ausführlich, wie er Hang Sang im See aufgefunden, zum Leben zurückgerufen und dann gepflegt habe, und daß nun seit wenigen Stunden das Kind wieder bei klarem Verstande sei und man nun erst seinen Namen erfahren konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da löste sich die seelische Erstarrung des Chinesen. Er weinte leise vor sich hin, und dann murmelte er unter Tränen: „So seid Ihr Christen gar nicht diese Teufel, die Chinesenkinder ihrem Gotte opfern?!“

„Das sind Torheiten, Tchou! Du wirst Dein Kind zwar etwas schwach und noch ein wenig fiebernd, aber sonst auf dem sicheren Wege der Gesundheit finden.“

„Wenn dem so ist, dann — bei Buddhas Zorn — dann werde ich ein Christ!“ rief der Kaufherr.



Inneres der Missionspfarrkirche in Ratschitz

„Das steht in Deinem Ermessen, Tchou! Nicht im Übermaß der ersten Freude sollst Du einen solchen Entschluß fassen, sondern das erfordert ruhiges Überlegen!“ erwiderte schlicht der Pater. Und wenige Minuten später hielt Tchou sein Kind in den Armen. —

Da gerade Weihnachtsabend war, stand der ganze Missionshof voller Christen, die aus dem großen Missiongebiete nach San Hou geeilt waren, um im Kirchlein das lieblichste der Feste zu feiern, und so weit es anging, wurden die alten Chinesenchristen von der Mission gespeist und mit warmem Tee versorgt.

Ein heimlicher, trauter Schein lag über dem Kapellchen der Mission. Im Seitenschiff war eine herrliche Krippe aufgebaut worden, über welcher der rote Stern mild erglänzte. Das war ein Staunen und Bewundern unter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den frommen, gläubigen Chinesen. Die kleine, noch recht schwache Hang Sang trug man auf einem weichen Stuhl herbei, und als sie die wunderschöne im Lichterglanze erstrahlende Krippe erblickte, rief sie selig: „Ai — ja! Ai — ja!“ (Der chinesische Ausdruck des Staunens und Bewunderns) und sie faltete die mageren Hände, so, wie sie es bei den anderen Chinesenkindern neben sich sah. Auch Tchou stand mit im Kirchlein, mit großen, ernsten Augen blickte er all das Seltsame um sich an, und man sah es seinem Angesicht an, daß er staunend denken mochte: „Also so friedlich und traut ist es in einer Christenpagode!“

Pater Nikolaus begann nun, am Altar stehend, mit seiner tiefen, ruhigen und schönen Stimme das Gloria in excelsis anzustimmen, das Harmonium setzte mit seinen weichen, sanften Tönen ebenfalls ein und dann stimmte auch die Gemeinde in den Gesang, mit jenem näselnden Tone, wie die Chinesen zu singen pflegen. — Und so wurde feierlich und mit tiefer Inbrunnst der Weihnachtsgottesdienst abgehalten, für alle Teilnehmer ein Erlebnis, auch für Tchou. Kein Auge wandte er von dem leuchtenden, lieblichen Christuskinde in der Krippe, und nach der Feier war er ganz ergriffen. Der Pater führte ihn in sein Arbeitszimmer und dort flüsterte der Chinese: „Ich will ein Christ werden, es ist mein fester Wille!“

„Gern, Tchou, will ich Dir dazu verhelfen. Und Dein Kind?“

„Das behaltet bei Euch, und ich selbst will wöchentlich zweimal zu Dir kommen und Du sollst mich unterrichten und dann mich zusammen mit meinem Kinde taufen!“

„So sei es, Tchou! Und dann bist Du ganz froh und zufrieden und nichts ist mehr, was Dir fehlt??!“ fragte der Pater ernst und blickte dabei den Chinesen mahnend an. Der verstand gar wohl, was der Schen — fu meinte und stotternd hub er an: „Nein, Schen — fu, ich bin es noch nicht! Wisse, ich hatte einst ein Weib, daß . . .“

„Erspare Dir den Bericht, Tchou, ich kenne Deine Geschichte: Und wo ist nun Dein Weib, das Du verstießest?“

„Ich gäbe die Hälfte meines Bazars dafür, wenn ich es wüßte. Ich würde Gan Whai in Ehren wieder aufnehmen in mein Haus, die ich einst in sinnloser Verblendung verstieß.“

„Das wäre Dein fester, wohlüberlegter Entschluß, Tchou?“ fragte der Pater.

Da schritt der Pater zur Tür, öffnete sie weit und schob den erstaunten Chinesen hinaus, und rief in den anderen Raum: „Da bringe ich Dir, Gan Whai, Deinen Mann zurück!“ Und leise schloß er die Tür hinter Tchou, setzte sich dann an die kleine Hausorgel, die erst vor wenigen Tagen angekommen war und die ihm einige Schweizer Missionsfreunde verehrt hatten, und nun brauste es durch den stillen Raum:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Draußen aber lauschten drei glückliche Menschen diesen wundersüßen, köstlichen Klängen. Christus hatte gesiegt!

Die Missionsschwestern in unseren Schulen in Südafrika

Zu dem Artikel in der November-Nummer unter obiger Überschrift ist noch ergänzend zu berichten:

Wenn für Schwestern geworben wird, d. h. für solche Missionskandidatinnen, welche sich auf das Lehrfach vorbereiten wollen, so soll das nicht zu verstehen sein, als ob andere Berufe ausgeschlossen seien. Im Gegenteil, jede in Haushalt, Küche, Wirtschaft und aller Art weiblicher Handarbeit erfahrene Jungfrau kann und darf ihre Tätigkeiten in den Dienst der Mission stellen und möge sich zum Eintritt melden. In solchen Berufen herrscht geradezu Mangel und das Wirken in der Hauswirtschaft ist oft notwendiger, als das in der Schule und Katechese. Auch in der Mission heißt es: zuerst leben, dann philosophieren. Weder Schule noch Mission kann bestehen, ohne die stille, emsige Arbeit jener Schwestern, welche die Kranken besorgen, oder Nähen, Flicken, Haus, Hof, Küche, Garten und Feld besorgen. Sie tragen die Hitze und Last des Tages, ja gleichsam die ganze Mission durch ihrer Hände Fleiß und befruchten die direkte Missionstätigkeit. Auch leiten gerade diese Schwestern die Eingeborenen zu nützlicher Arbeit an und gehen ihnen mit gutem Beispiel voran. Überdies verhindern sie durch ihre Umsicht und ökonomische Klugheit und Sorgfalt vielfach die bei dem Unverstand, der Trägheit und dem wenig wirtschaftlichen Sinn der Schwarzen sonst unvermeidliche Verschwendung an Kloster- und Missionsgut.

Anfragen in Bezug auf die Aufnahme bei den Missionsschwestern vom kostbaren Blut geschehen am besten bei der Leitung des Missionshauses der hl. Familie in Neuenbeken, b. Paderborn. Doch vermittelt auch bereitwillig die Schriftleitung des Vergißmeinnicht, Sitz Würzburg, Pleicher Ring 3.

Missionspost

Eine „lustige" Leopardengeschichte aus der Mission erzählt uns Br. Petrus Kranich. Es war während der Maisernte, als folgende lustige Geschichte sich in St. Benedikt ereignete. Die Kinder halfen fleißig beim Einernten und Entblättern der Maiskolben und breiteten dieselben vor der Scheune zum Trocknen aus, um den Mais später zu dreschen. Da zeigte es sich, daß unser Vieh eine große Vorliebe für Mais hatte. Man kann da nicht bloß sagen, daß das Vieh diese Vorliebe an den „Tag" legte, sondern auch in der Nacht bewies es eine solche Vorliebe, daß es aus der Umzäunung brach, um sich am Mais gütlich zu tun. Dies sei zum leichteren Verständnis unserer Geschichte gesagt.

Nachts, als alle Bewohner von St. Benedikt in sanftem Schlafe lagen, entstand plötzlich ein furchtbarer Lärm, daß wir erschrocken vom Schlafe auffuhren. Es war ein Muhen und Blöken und Bellen, daß es uns durch Mark und Bein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging. Mein Partner im Zimmer (ein Engländer, der zur Zeit hier weilte), sprang aus dem Bett, zog rasch die Kleider an, ergriff einen derben Knotenstock und lief zum Zimmer hinaus, indem er sagte: „Ich glaube, es ist ein Leopard da." Wir hatten öfter ein Knurren gehört, welches ihn wohl auf diesen Gedanken gebracht hatte. Inzwischen zog ich noch rasch meine Schuhe an, ergriff einen Speer und folgte ihm. Dabei lief ich gerade dem P. Rektor in die Quere, der mit einer Laterne und scharfgeladenem Revolver aus seinem Zimmer kam. Er sagte auch: „Ich glaube es ist ein Leopard da", dann eilten wir rasch zur Viehhürde. Doch dort bot sich uns eine ganz harmlose Szene; denn der Bruder Schaffner schloß gerade mit Hilfe des Engländers das Tor der Hürde. Er schaute uns ganz verwundert an und fragte, was wir wollten und aus Frage und Antwort war bald das Rätsel gelöst. Es war wie folgt.

Bruder Schaffner hatte zuerst gemerkt, daß das Vieh wieder ausgebrochen war und wieder Mais naschte, deshalb eilte er rasch hin. Doch die Ochsen wollten nicht vom Mais weg, sondern protestierten mit lautem Gebrüll. Aber da kamen die Hunde, die „treuen" Wächter der Station dem Bruder Schaffner zu Hilfe und bald hatte er die Ochsen weggetrieben; doch der Stier wollte nicht vom Platze weichen. In seiner Not warf Bruder Schaffner dem Stier Maiskolben an den Kopf und brummte dabei so energisch, daß selbst dem Stiere Angst wurde. Wahrscheinlich hat nun das „polternde" Aufschlagen der Maiskolben und das energische Brummen die Leute auf den Gedanken gebracht, daß ein Leopard da sei. So war man schließlich umsonst mit Axt, Speer, Knotenstock und Revolver zur Leopardenjagd ausgezogen.

Es war nur gut, daß wir keine Gewehre und Geschütze hatten, sonst wären wahrscheinlich auch Letztere aufgefahren worden. Dann hätte nur noch ein Mann mit einem Panzerhemd erscheinen sollen; dann wäre Mittelalter und Neuzeit bei der lustigen Leopardengeschichte vertreten gewesen. Als Bruder Schaffner nun alles erfuhr und uns bis an die Zähne bewaffnet sah, sagte er lachend: „Diesmal wäre es mir aber doch bald schlecht gegangen." Wir alle stimmten in sein Lachen ein und gingen wieder zur Ruhe. Vielleicht hat noch mancher in Morpheus Armen von siegreichen Leopardenjagden weitergeträumt.

Allen lieben Lesern, Förderern, Wohltätern
und Freunden der Mission

wünscht ein gnadenreiches Weihnachtsfest
und Gottes Gnadensegen zum Neuen Jahr

Schriftleitung und Verlag des
Vergißmeinnicht



Kandidaten und Postulanten der eingeborenen St. Josephs-Brüderkongregation in Südafrika

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

Schluß

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

VII. Der Kampf auf dem Gubel

Am Montage vor Simon und Judä 1531 waren die Bewohner von Zug in großer Furcht und Aufregung. Schon in der Morgenfrühe war die Kunde gekommen, das Heer der Berner ziehe sengend und brennend vom „Freien Amte" herauf, habe die Reuß überschritten und wende sich über Cham und Steinhausen nach Blickenstorf, und bald bestätigten die Rauchsäulen brennender Häuser dessen Ankunft. Kurz nach Mittag kam noch eine andere Schreckensnachricht. Eine starke Abteilung der Züricher, an die achttausend Mann, habe mit Roß und Troß den Bergkamm zwischen der Siehl und der Lorze erstiegen; sie wolle über die Höhen von Menzingen ziehen und den Zugerberg gewinnen, um das Lager der katholischen Kantone im Rücken zu fassen. Andere meldeten, der Zug gelte dem Kloster Einsiedeln; als Rache dafür, daß Zwinglis Leiche von Henkershand verbrannt worden, wollten sie den „Einsiedler Götzen", den „Weidenstock" — so nannten die Züricher das Gnadenbild der Mutter Gottes — zusamt dem Kloster gleichfalls verbrennen.

Bald darauf trug der Ostwind das Sturmläuten von Schönbrunnen, Neuheim und Menzingen ins Tal hinab, und als die Glocken verstummten, füllte sich das Städtchen mit flüchtigen Bergbewohnern, welche Haarsträubendes über die fanatische Wut der Zwinglianer berichteten. Fürchterliche Rache, hieß es, werde an den Wehrlosen für die Niederlage bei Kappel genommen. Die geringe Habe der Bergbewohner sei mutwillig zerstört, das Vieh zwecklos hingemordet, und auf manch wohnliches Bauernhaus der rote Hahn gesteckt. Am schrecklichsten aber wüteten die Reformierten gegen Kreuze und Bildstöcke, Kirchen und Kapellen.

Im katholischen Lager hielt man Kriegsrat. Die Hauptleute durchschauten den Plan des Feindes, sie durch diese Bewegungen zum Aufgeben ihrer festen Stellung bei Inwyl zu verleiten, und man beschloß, unverrückt stehen zu bleiben. Im Laufe des Nachmittags zog der alte Schultheiß Hug von Luzern mit fünfzehnhundert auserlesenen Streitern auf die Höhe von Allenwinden, um den Zürichern diesen wichtigen Paß zu verlegen.

Beim Einbruche der Nacht schickte Hug sechshundertzweiunddreißig Mann unter Anführung des Christian Iten von Ageri auf Kundschaft aus; auch sollten sie sehen, ob sie vielleicht während der Nacht den Feind schädigen könnten. Es waren kräftige Leute, großenteils vom Menzingerberge und aus dem Ageritale, und jeder Pfad und Fels der Umgegend war ihnen vertraut. Sie brannten vor Begier, die gottesräuberischen Frevel zu rächen. Um sich in der Dunkelheit zu kennen, zogen sie weiße Hirtenhemden über ihre Rüstung an oder banden sich weiße Tücher um; als Feldgeschrei wählten sie den Ruf: „Maria, die Mutter Gottes!"

Inzwischen hatte die Nacht die Züricher auf dem Wege überrascht. Im Bewußtsein ihrer Übermacht lagerten sie sich ohne Ordnung und Kriegszucht zwischen den Höfen Etterstalden und Fürschwanden in zwei übereinander liegenden Heerhaufen an den Abhängen des Gubels. Der Gubel ist die höchste Kuppe des Höhenzuges von Menzingen. Von ihm aus bietet sich dem Auge eine entzückende Fernsicht; auf der einen Seite die Berge von Schwyz und Glarus, nach der andern Seite hin das wildromantische Tal, das sich die Lorze vor undenklichen Zeiten gegraben, und darüber hinweg das fruchtbare Land um Zug und Baar, welches sich wie ein schöner Garten hinzieht. An jenem Abende aber war der Anblick traurig und trostlos. Brennende Bauernhäuser färbten den Himmel mit düsterer Glut. An den zahlreichen Wachtfeuern, welche die Abhänge des Berges bedeckten, ging es laut und wüst her; allerwärts trieben trunkene Knechte ihren Mutwillen.

Wolfgang hatte sich dem Gewühle entzogen. An einem einsamen Plätzchen setzte er sich auf einen Felsblock, stützte lange Zeit das Haupt auf beide Hände und ließ die Ereignisse der letzten Tage an seinem Geiste vorübergehen. So blindlings hatte er sich den Zürichern in die Arme geworfen, krampfhaft sich an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Glauben festklammernd, sie wollten nur den Frieden und das Glück der Schweiz. Jetzt war sein Vertrauen auf den eidgenössischen Edelmut Zürichs im Begriffe, sich als Nebelgebilde aufzulösen; die brennenden Höfe warfen ein grelles Licht darauf. Er hatte sich einreden lassen, nur zum Frieden wolle Zürich die katholischen Kantone zwingen; heute muß er von angesehenen Herren hören, es handle sich darum, mit Gewalt die Waldstätte dem lautern Evangelium zu unterwerfen. Als er Zeuge war, wie die Knechte Wehrlose mißhandelten und mutwillig die geringe Habe der Bergbewohner verderbten, war er zu Landeshauptmann Frei, dem Führer des Zuges, geeilt und hatte ihn aufgefordert, solchem Treiben entgegenzutreten. Das sei nur eine kleine Strafe für den Götzendienst dieser Amalekiter, hatte die Antwort gelautet, die ihm zu teil wurde. Die Vernichtung des alten katholischen Glaubens war also die wirkliche Absicht Zürichs! Wolfgang hatte sich getäuscht, und es war für ihn Gewissenspflicht, das Heer, dem er sich eingereiht, stehenden Fußes zu verlassen, auch wenn er hiermit auf Agnes verzichten mußte.

Diese ernste Forderung war dem Jüngling eben lebhaft zum Bewußtsein gekommen, als naher Wortwechsel seinen Gedankengang unterbrach. Er glaubte Wunibalds Stimme zu hören und horchte auf.

„Was tust du da, Alter, vor diesem Götzenbilde?“ rief eine rauhe Stimme.

„Ich bete“, lautete die kurze Antwort Wunibalds.

„Was? du betest den Götzen an? Herunter mit dem Baal! ins Feuer mit ihm!“ schrieen mehrere Stimmen.

„Rührt mir das Bild nicht an, rate ich euch!“ hörte Wolfgang den alten Gesellen weiter sagen; und sofort ahnend, was folgen werde, eilte er durch die Büsche der Stelle zu, von wo der Streit herüberschallte. Noch kaum hatte er zwei Schritte getan, als er Schwerterklirren und gleich darauf einen durchdringen Schrei vernahm. „Herr Gott! Sie haben ihn erschlagen“, rief Wolfgang, seine Schritte beschleunigend. Aber es war zu spät: als er ankam, lag der Alte bereits zu den Füßen eines einsamen Bildstockes in seinem Blute. Die Mörder waren geflohen.

„Armer Wunibald!“ rief Wolfgang, sich zu dem Schwerverwundeten niederkniend. „Wo haben dich die Elenden verwundet?“

„Seid Ihr es? Gott Dank, daß Ihr da seid; so sterbe ich doch nicht so verlassen!“ sagte der Turmwart. „Hier am Kopfe; meine Mutter hat es mir ja immer prophezeit; aber es ist doch in einem ehrlichen Handel. Haben sie das Bild der schmerzhaften Mutter weggerissen?“

„Nein, du hast es verteidigt.“

„Es ist gut, es ist alles gut. Aber wir hätten nicht nach Zürich gehen sollen; der alte Glaube ist der bessere. Ach, wenn ich nur beichten könnte und die heilige Wegzehrung erhielte zu einem christlichen Geleite in die Ewigkeit! Es geht mit mir zu Ende — rasch, rasch — aber ich habe diese Gnade nicht verdient.“

„Du darfst noch nicht sterben“, tröstete der Jüngling den Verwundeten und bemühte sich, die klaffende Kopfwunde zu verbinden.

Wunibald verneinte es. „Bete für meine arme Seele“, sagte er; möge Gott meinen Tod gnädig als Sühne meiner Sünden annehmen! Heilige Maria, bitte für mich!“ Er zog einen Rosenkranz aus einem ledernen Täschchen hervor, küßte andächtig die Medaille und schlang ihn um seine Hand. „Ich habe ihn aus den welschen Kriegen; er ist vom Papste geweiht und es sind große Ablässe darauf.“

Dann betete der Verwundete eine Weile, und Wolfgang betete mit. Plötzlich wandte der Alte sich an den Jüngling und sagte: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden, bevor ich sterbe. Verlasset das Lager der Zwinglianer: ich weiß, was Euch nach Zürich hinüberzieht — Edlibachs Tochter. Aber sie ist nicht für Euch — der Säckelmeister hat sie dem Junker Frei verlobt.“

„Was sagst du?“ stieß der Jüngling heraus. „Nein, so falsch ist Edlibach nicht; ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben!“

„Es ist doch so“, antwortete der Verwundete bestimmt. „Erinnert Ihr Euch an das Gespräch mit der alten Regula, als wir nach Zürich kamen? Sie hat mir nachher unter Tränen mitgeteilt, die Verlobung habe wirklich stattgefunden. Ich wollte es nicht glauben; denn sie war nicht selbst dabei zugegen gewesen. Aber heute mittag, als wir ausgezogen, sah ich an Junker Freis Hand einen Ring mit Edlibachs Wappen.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Schändlich, Schändlich!" rief der Jüngling, und Schmerz, Beschämung und Zorn übermannten ihn. Es dauerte eine Weile, bis er sich fassen konnte. Das schmerzliche Stöhnen des Verwundeten brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Es geht zu Ende", sagte Wunibald mit brechender Stimme. „Legt mich so, daß ich das Bild der lieben Mutter Gottes sehen kann. So — vergelt' es Gott! — Nun erweckt noch einmal mit mir Reu' und Leid! Möge Gottes Barmherzigkeit mich armen Sünder um des Blutes Christi willen in Gnaden annehmen! Betet — betet — und kehrt — zurück.

Der Sterbende atmete schwer; es mochte gegen Mitternacht sein, als er verschied, das gebrochene Auge im Tode noch fest auf das Muttergottesbild geheftet. Wolfgang faltete dem Toten die Hände und schlang ihm den Rosenkranz um den Hals; dann kniete er nieder und betete für die abgeschiedene Seele.

Als er vom Gebete aufstand, war er ruhig. Die ernste Szene, die er eben erlebt, hatte dem Sturme seines Herzens Stille geboten. Die Sterne schauten mit mildem Lichte vom Himmel herab, und rundum lag alles wie im tiefen Frieden. Die Wachtfeuer waren meist zusammengesunken; die Knechte lagen um die glimmenden Brände hier in tiefem Schlaf; kaum daß hin und wieder ein Wächter einen schlaftrunkenen Blick in die Nacht hinaus warf. Wolfgang überlegte, was er tun solle.

„Daß ich dieses Heer verlasse, ist ausgemacht", sagte er. „Aber bevor ich gehe, will ich Gewißheit haben, und zwar diese Nacht noch." Hiermit wandte er entschlossen seine Schritte dem Fürschwander Hofe zu. Dort, wußte er, standen die Geschütze, und der Hauptmann Frei hatte ihre Bewachung seinem Sohne übertragen.

Ohne von den Wachen auch nur bemerkt zu werden, kam er an den Bauernhof. Die zu ebener Erde liegende Stube war erleuchtet; ein Blick durch die kleinen Fenster belehrte Wolfgang, daß der Junker Frei mit einigen anderen jungen Zürichern bei Würfeln und Becher die lange Nacht verkürzte. Sofort trat er ein.

Die Spieler schauten unwillig auf, als die Türe sich öffnete. „Was gibt's?" rief der Junker Frei. „Ah — der Held aus Zug!" fügte er spöttisch bei, als er Wolfgangs ansichtig wurde — „der dem gestrengen Herrn Vater entsprungen ist — wie wird sich der gute Mann freuen, wenn er seinen Sohn morgen siegreich in die Mauern der Vaterstadt einziehen sieht!" Die Züricher lachten.

Wolfgang achtete diesen Spott keiner Entgegung wert; er sagte einfach: „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, Junker Frei; wollt Ihr mit mir hinausgehen?"

„Wozu die Umstände?" sagte der Junker. „Ich habe vor meinen Freunden kein Geheimnis."

„Wie Ihr wollt", entgegnete Wolfgang mit gezwungener Ruhe, „es betrifft die Tochter Edlibachs."

Kaum hatte der Jüngling das Wort gesprochen — und er fühlte, wie ihm das Blut dabei ins Angesicht schoß —, so begegnete er lauten spöttischen Blicken.

„Ach", rief Frei, „Ihr wollt mich bitten, Euch zu meiner Hochzeit mit dem Fräulein einzuladen."

„Das lügt Ihr", brach Wolfgang los, den die Nachricht sowohl als die Art, wie sie mitgeteilt wurde, empörte. „Agnes ist nicht Eure Braut; mir, mir ist sie versprochen! Und wenn Edlibach falsch an mir war, so hat doch Agnes in seine Treulosigkeit nicht eingewilligt."

Die Züricher lachten hell auf. „Kennt Ihr diesen Ring?" sagte der Junker, einen goldenen Reif von seinem Finger ziehend. „Ich habe ihn von Agnes selbst. Es mag wohl sein, daß sie Euch vormals hold war; aber jetzt — denkt doch nur selbst: Ihr werdet der Patriziertochter doch nicht zumuten, einen landesflüchtigen Bettler zu ehelichen. Tröstet Euch — wer das Glück hat führt die Braut heim."

„O spottet nur eines alten Schulkameraden. Falsch seid Ihr alle! Doch es soll kein Teil zwischen mir und Euch in Zukunft gemein sein; im guten Glauben bin ich auf Eure Seite getreten; jetzt weiß ich, was Ihr wollt — in dieser Stunde noch verlasse ich Euer Lager."

„Oho — überlaufen wollt Ihr? Das werden wir Euch verleiden! Ihr habt den Fahneneid geschworen, und bei uns erwartet der Wellenberg einen Überläufer! Nehmt ihn fest und bindet ihn!"

Die Züricher griffen zu den Waffen und drangen auf Wolfgang ein. In diesem Augenblick erschien ein Knecht in der Türe und schrie: „Es zieht ein starker Trupp vom Walde herüber!" Und der Mann hatte seine Meldung noch nicht vollendet, als die Luft schon vom Kampfgeschrei der Angreifenden erdröhnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Verrat!" schrie der Junker und drang mit geschwungenem Schwerte auf Wolfgang ein. Aber gewandt wehrte dieser den Schlag ab, rannte den verblüfften Knecht in der Türe über den Haufen und eilte hinaus — ihm nach die Züricher. Allein wie sie das Freie erreichten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie mit Schrecken erfüllte und nötigte, von der Verfolgung Wolfgangs abzustehen.

Die Sichel des Mondes war soeben im Osten emporgestiegen, in ihrem schwachen Lichte sahen der Junker und seine Gesellen den Hügel oberhalb des Lagers mit weißen Gestalten bedeckt, welche sich mit geflügelter Eile unter dem Rufe: „Maria, die Mutter Gottes!" von dem das Echo der Bergschluchten widerhallte, auf die schlaftrunkenen Wachen der äußeren Linie warfen. Die Wachen hielten den Anprall nicht aus, und schon wälzte sich der Knäuel von Fliehenden und Verfolgenden dem Hofe zu, wo die Geschütze standen. Umsonst versuchte der Junker, die Flüchtenden zum Stehen zu bringen; erst bei den Geschützen gelang es ihm. Da sammelten sich die aus dem Schlafe emporgeschreckten Züricher, und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Die Tapfersten der Züricher fielen, unter ihnen der Landeshauptmann Frei, fünf andere Hauptleute, mehrere Ratsherren und mancher angesehene Biedermann. Aber die Tapferkeit dieser Leute konnte den Schrecken, den der plötzliche Überfall den Scharen eingejagt hatte, nicht bannen, und der wankende Haufe hielt dem wuchtigen Andrange der erbitterten Bergbewohner nicht stand. Bald waren die Geschütze genommen. Da warf sich die Schar der Züricher in wilder Flucht auf den unteren Heerhaufen, der sich eben zum Kampfe ordnete. Wieder entbrannte ein wildes Handgemenge, und nach einer blutigen halben Stunde löste sich das ganze Heer der Züricher in regellose Flucht auf. Bei derselben büßten aber noch mehr ihr Leben ein als im Kampfe, indem sie bei Nacht in der unbekannten Gegend über Felsen und in Schluchten stürzten oder den ergrimmten Hirten in die Hände fielen. Auch der Junker Frei endete sein Leben durch einen unglücklichen Sturz über eine Felswand im Lorzentobel.

Der Morgen dämmerte, als sich die Sieger auf der Walstatt wieder versammelten. Jubelnd drückten sie sich die Hände. „Allgewonnen! Allgewonnen!" hieß es. „Gott und Unserer Lieben Frau sei Lob und Dank!" Nach alter Sitte knieten sie nieder und beteten. Die Beute an Geschütz, Fahnen, Harnischen, kostbaren Gewehren war reich.

Inzwischen war man beschäftigt, die Verwundeten aufzusuchen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen. Allen voran eiferte der fromme Pfarrherr von Ageri, der als treuer Hirte mit den Seinen in den Kampf gezogen war, um den Sterbenden geistliche Hilfe, den Verwundeten leibliche Pflege zu widmen. Mehr als ein Zwinglianer war froh, in seinen letzten Nöten einen Priester zu finden; denn die neue Lehre hatte damals noch nicht so feste Wurzeln gefaßt. Eben durchging der Pfarrherr die Gefallenen am Fürschwander Hofe. Zwischen Leichen fand er einen Jüngling in seinem Blute, der krampfhaft das Erkennungszeichen der Katholiken, das weiße Tuch, jetzt rot gefärbt, um die Schultern hielt. Wie der Priester das bleiche Gesicht mit den schönen braunen Locken sah, fuhr er erschrocken zurück. Er hatte den Sohn des Bannerherrn bei Besuchen in Zug öfters gesehen. „Seid Ihr es, Herr Kolin?" fragte er niederkniend.

Der Verwundete schlug die Augen auf und lächelte, als er den bekannten Pfarrherrn erblickte. Aber sofort schlossen sich seine Augenlider; er war zu schwach, eine Antwort geben zu können. Der Priester sah es, flößte ihm etwas Wein ein, untersuchte und verband die Wunde. Es war ein klaffender Schnitt in der rechten Schulter, der bis aufs Schlüsselbein eingedrungen war. Der Blutverlust mußte groß gewesen sein. Der Seelsorger versuchte nochmals, den Verwundeten zu sich zu bringen; aber der Jüngling lag in tiefer Ohnmacht; da spendete er ihm das heilige Sakrament der Ölung. Dann ging er und rief einige seiner Pfarrkinder

„Der Sohn des Bannerherrn Kolin liegt schwer verwundet da. Macht euch eine Tragbahre und tragt ihn heute noch sorgsam nach Zug hinunter."

Schleunig wurde der Wunsch des Pfarrherrn ausgeführt.

Wolfgang hatte in der Dunkelheit und Verwirrung des ersten Angriffes einige Augenblicke unbemerkt dem Kampfe zugesehen. Dann nahm er sich von einem Gefallenen ein weißes Tuch, rasch begreifend, was dieses zu bedeuten habe, und stürzte sich in die Schlacht.

„Vater, Schwester", sagte er, „ihr sollt wenigstens den Trost haben, daß man meine Leiche mit den Unsern und mit dem Feldzeichen der Katholischen finde."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VIII. Ausgesöhnt

Der Winter hatte seine Vorboten ins Land geschickt; auf den Bergen war schon seit Tagen Schnee gefallen, und nun wirbelten die Flocken auch drunten im Tale, als wollten sie das ganze Land im Sturme nehmen. Der Zugersee schäumte und brauste unter den heulenden Stößen des Nordwestwindes, der graues Schneegewölk an den Bergen dahintrieb.

Hedwig saß am Bette des schwerkranken Bruders. Bewußtlos war er vor einer Woche ins Haus gebracht worden; dann hatte sich ein heftiges Fieber eingestellt.

„Gemütserschütterung", sagte der Feldscherer kopfschüttelnd, „mehr noch als diese Wunde scheint diesen heftigen Paroxismus zu verursachen."

Die Schwester strickte, die Augen auf Wolfgang geheftet. Die alte Magd öffnete leise die Türe; Hedwig erhob sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Der Herr Pfarrer läßt Euch fragen, wie es mit dem Kranken stehe."

„Er schläft seit gestern abend. Die Hitze und das wirre Reden haben, Gott sei Dank, nachgelassen."

„O das ist gut! Der Doktor hat gesagt, so müsse es kommen, wenn es sich zum Guten wende. Ich habe aber auch gestern abend im Beinhause jedem der heiligen vierzehn Nothelfer ein Kerzlein angezündet."

Hedwig trat leise wieder an das Krankenbett, und wie ihr Blick so voll Liebe und Mitleid auf dem Angesichte des Bruders ruhte, siehe, da öffneten sich seine Lider, und sein Blick war nicht mehr so starr und trüb wie in den letzten Tagen, sondern klar und seelenvoll. Das Auge schloß sich zwar sofort wieder; aber ein wehmütiges Lächeln flog über die Züge des Kranken — es war kein Zweifel, er hatte seine Schwester erkannt.

„Wolfgang, Wolfgang!" rief die treue Seele, die Hand des Kranken fassend. „Gott und der seligen Jungfrau sei Dank, welche dich uns wieder schenkt!"

Ein schwacher Händedruck war die Antwort, und wieder senkte sich wohltuender Schlummer auf die Augen des Verwundeten. Das Mädchen aber betete: „Nimm mein Opfer an und schenke ihn uns ganz wieder!"

Zwei Wochen waren verflossen. Wolfgangs Genesung hatte solche Fortschritte gemacht, daß er für Stunden sein Lager verlassen konnte, dank der Kraft seiner Jugend und der liebevollen Pflege der Schwester. Da kam die frohe Kunde, der Friede sei geschlossen. Nach den beiden verlorenen Gefechten bei Kappel und auf dem Gubel hatte sich Mutlosigkeit des reformierten Heeres bemächtigt, und wie sehr auch die Räte auf Fortsetzung des Krieges drangen und die Prädikanten eiferten: im Lager der Zwinglianer war die Stimmung keine kriegerische. Offen sprach man es aus, die Katholiken seien Biederleute; sie hätten männlich gehandelt und ihr gutes Recht nach Gebühr geschirmt, und Gott habe gerichtet. So kam es zum Frieden. Auf dem Hof Deinikon bei Baar traten die Abgesandten unter freiem Himmel auf Sankt Otmarstag, den 16. des Wintermonats 1531 zusammen — der Ort, die „Bühni" genannt, wird heute noch an der alten Straße unterhalb des Breitholzes gezeigt. Da verhandelten sie die Friedensartikel und umarmten sich unter Freudentränen. Der Bannerherr Kolin tat viel zu dieser glücklichen Vereinigung; sein Name steht mit auf der denkwürdigen Urkunde. In ihr wurde der alte katholische Glaube den fünf Orten verbürgt, sie in allen ihren Rechten und Herrlichkeiten bestätigt, und Schadenersatz versprochen. Groß war die Freude in den katholischen Kantonen: von Tal zu Tal verkündeten es die Glocken und von Berg zu Berg die Freudenfeuer.

An einem der letzten Tage des Wintermonates zog das siegreiche Heer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in Zug ein, um Gott in derselben Kirche Dank zu sagen, von der es zum Kampfe ausgezogen war. Die Wintersonne glitzerte und spielte in den Waffen und Rüstungen der Sieger: unendlicher Jubel erfüllte die Gassen des Städtchens. Auf dem Platze unter den Linden wurde die Beute aufgestellt: einunddreißig Geschütze auf Rädern, mehrere hundert Hakenbüchsen und kostbare Gewehre, sechs eroberte Fahnen, dazu Harnische, Helme und Waffen in bunter Menge.

Wolfgang saß am Fenster und schaute dem Zuge zu. Hedwig stand neben ihm.

„Da kommt der Vater; schau, wie stattlich er zu Pferde sitzt, und wie fest seine Hand das wallende Banner trägt. — Sieh, er grüßt uns."

„Der Gruß hat dir gegolten, Hedwig", erwiderte Wolfgang.

„Auch dir, glaube mir, lieber Bruder. Ich sagte es dir schon gestern, du tust

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Vater unrecht, wenn du wähnst, er werde dir nicht verzeihen."

„Ich habe ihn zu bitter und zu tief verletzt. „Mein Sohn — ein Verräter", das steht unauslöschlich in seiner Seele geschrieben! Nein, er kann es mir nie vergessen", klagte gesenkten Hauptes der Genesende.

„Und ich weiß, daß er dir verziehen hat", erwiderte die Schwester. „Unser würdiger Herr Pfarrer ist bei ihm im Lager gewesen. Er hat deinetwegen mit dem Vater gesprochen und ihm alles gesagt, wie du nie vorhattest, den Glauben zu verleugnen, und wie die Züricher dein vertrauendes Herz betrogen haben."

„Und hat er mir Verzeihung verheißen?"

„Er erwartet, und mit Recht, daß du ihn darum bittest; — nicht wahr, du tust es, lieber Bruder?"

„Ich werde es tun; es ist meine Pflicht."

„Gott sei gepriesen!" schloß die treue Schwester.

Der Tag ging laut und fröhlich vorüber. Das Haus war voll von Gästen. Die Dämmerung kam, und noch hatte Kolin seinen Sohn nicht besucht. Endlich trat Hedwig in die Stube des Genesenden.

„Hat der Vater nach mir gefragt", forschte Wolfgang ängstlich.

„Er hat sich einmal nach deinem Befinden erkundigt", sagte die Schwester, „dann hatte er den ganzen Tag vollauf mit den Gästen zu tun. Jetzt ist er allein drunten in der Stube."

„So will ich zu ihm hinunter; aber laß uns vorher ein Vaterunser beten."

Die Geschwister knieten nieder und beten; dann stieg Wolfgang, auf Hedwigs Arm gestützt, die Treppe hinunter. Sie traten in die Stube. Der Vater richtete sich auf, und als er seines Sohnes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine gewaltige Bewegung. Wohl hatte er dem ehrwürdigen Pfarrherrn versprochen, seinen Sohn mit Ruhe und Liebe aufzunehmen; aber der plötzliche Eindruck war zu überwältigend. Zürnend blickte sein Auge auf den Jüngling, und mit hartem Tone sagte er: „Mädchen, wen bringst du hier?"

„Vater, Vater! redet nicht so — es ist doch Euer Sohn, Euer reumütiger Sohn—"

„Er hat sein Land verleugnet, seinen Glauben verleugnet —"

„Und Gott hat ihn heimgesucht und erbarmungsvoll zurückgeführt. Wo Gott verziehen hat, da sollt auch Ihr verzeihen. An uns allen hat er Barmherzigkeit geübt und uns wider jede menschliche Hoffnung diesen glorreichen Sieg verliehen. Wie könnt Ihr an diesem Tage der Erbarmung hart und unerbittlich sein? Und dann, hat er seinen Fehltritt nicht dadurch gesühnt, daß er im Kampf für unsern heiligen Glauben seine Wunde empfing?"

Die Worte der Jungfrau machten einen tiefen Eindruck auf den Vater; er sah seinen Sohn, der flehend vor ihm niedergesunken war, und sprach in milderem Tone: „Du hast eine gute Fürsprecherin, Wolfgang. Um Gottes willen, der uns diesen herrlichen Sieg verlieh, und um deiner Schwester willen, die für dich bittet, verzeihe ich dir und nehme dich wieder als Sohn an."

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen in Ewigkeit!" rief Hedwig.

Und der Bannerherr hob seinen Sohn auf und gab ihm den Versöhnungskuß.

Bald kam das heilige Weihnachtsfest. An diesem schönen Tage durfte Wolfgang zum erstenmal das Haus verlassen. Sein erster Gang war nach Sankt Oswald. Dort empfing er neben Vater und Schwester das Brot der Engel, den Friedensfürsten; noch nie hatten die drei den Gesang der Engel so gut verstanden wie diesmal:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!"

Am Abend sang Wolfgang dem Vater und der Schwester ein schönes Weihnachtslied, und Hedwig begleitete die schlichte Melodie auf ihrer Harfe. Das Lied lautete:

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Ein seltsames Gedicht.

Das sang von einem Kinde
In einer Krippe klein,
Rings brauseten die Winde,
Es ging durch Mark und Bein.

Das sang von einer Frauen,
So überirdisch schön,
Wie Lilien auf den Auen
Bei rauhen Dornen stehn.

Das sang von Engelchören,
Von süßem Liederschall:
„Gott in der Höh' sei Ehre,
Friede den Menschen all!"

Und als im Herz erklungen
Dies himmlische Gedicht,
Da hat die Nacht durchdrungen
Ein freudig Friedenslicht.

Das strahlet gar so helle
Durch meine Seele hin,
Muß stets nun an der Schwelle
Des armen Stalles knien.

Muß schauen mit Vertrauen
Aufs holde Kindelein,
Muß flehn zur lieben Frauen,
Sie soll mir Mutter sein!

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht
Bis mir ins Herz gedrungen
Dies göttliche Gedicht.

So sang der Jüngling, und alle drei dankten dem göttlichen Kinde, das mit seinem Frieden in ihre Herzen eingekehrt war.

Dann hatte Hedwig eine Unterredung mit ihrem Vater. Sie dauerte lange; endlich sagte er: „Gehe und bringe das Opfer, das du gelobt hast. Sei eine reine Braut Christi; bete für uns und unser Land."

Auch Wolfgang hatte nicht lange nachher mit dem Vater zu reden. „Vater", sagte er, „es drängt mich, meinen Fehltritt zu sühnen. Ich habe, von irdischer Liebe verblendet, mein Schwert den Feinden unserer Kirche geliehen. So will ich denn aller irdischen Liebe entsagen und meinen Arm der Verteidigung unseres Glaubens weihen. Ich gehe nach Italien und will um das Ordenskleid des hl. Johannes des Täufers flehen. Seine Ritter haben in diesen Jahren Rhodus so heldenmütig verteidigt; in ihren Reihen möchte ich kämpfen und, wenn es Gottes Wille ist, fallen."

Da flammte das Auge des Bannerherrn, und er sagte: „Ziehe hin, mein Sohn, und weihe deinen Arm dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit! Geht, geht, meine Kinder! wenn euch Gott haben will, so will ich euch nicht zurückhalten."

Als der Frühling kam und der Schnee auf den Bergen schmolz, schieden die beiden Geschwister von Zug. Hedwig ging nach Einsiedeln; dort nahm sie in dem einsamen Klösterlein in der Au den Schleier. Wolfgang zog über die Alpen nach Rom und von da nach Malta, wo er in den Orden aufgenommen wurde. Drei Jahre später, als die Kunde von der Eroberung von Tunis Europa durchflog, meldeten durch die Schweiz heimkehrende Krieger, unter der tapferen Schar der Malteser habe auch ein junger Zuger sich ausgezeichnet und sei von Kaiser Karl zum Ritter geschlagen worden.

Das war eine frohe Kunde, die der Bannerherr von seinem Sohne erhielt. Der würdige Mann lebte noch viele Jahre, von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt, bis er endlich hochbetagt im Frieden seine Augen schloß. Sein Andenken ist im Segen. Spätere Geschlechter haben sein Bild in Stein gehauen, und heute noch steht er, von Kopf zu Fuß gewappnet, das Zuger Banner in der Hand, auf der stattlichen Brunnensäule vor dem Hause, das er ehemals bewohnte — ein mahnendes Bild aus einer kraftvollen Zeit, die für Recht und Glauben zu kämpfen und zu siegen wußte.

Lange vor ihm starb drüben in Zürich der Säckelmeister Edlibach. Sein Lebensabend war nicht so milde wie der seines vormaligen Freundes in Zug. Nach dem Tode des Junkers Frei hatte er seine Tochter gegen ihren Willen zu einer Ehe mit einem anderen vornehmen Züricher gebracht. Die Ehe war unglücklich, und Agnes starb bald. Darob grämte sich der alte Mann, und noch ein anderer Wurm nagte an seinem Herzen — bittere Gewissenszweifel. Er war nie von der neuen Religion überzeugt gewesen, und nun fühlte er sein Ende nahen. Es ereilte ihn, bevor er in diesen Kämpfen zu einem Entschlusse gekommen war. Nach seinem Tode verließ die alte Regula Zürich; sie wollte das Glück haben, mit den Tröstungen der katholischen Religion sterben zu können.

Hedwig verlebte lange Jahre voll heiliger Ruhe im Klösterlein in der Au; Gebet und Arbeit kürzten die Stunden. In Demut und Liebe leuchtete sie den frommen Schwestern allen vor, gleich einer duftenden Lilie unter den Blüten des Gartens. Als die ehrwürdige Äbtissin starb, wurde die Schwester Maria von der Opferung — so lautete Hedwigs Klostername — einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Unter ihrer milden Leitung erreichte das Kloster die schönste Blüte. Endlich nahte auch ihr Ende; es war sanft und heilig wie ihr Leben. „Ich komme, ich komme", sagte sie in ihren letzten Augenblicken mit verklärtem Antlitze. „Heilige Engel, führt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mich zu meiner Mutter, zu meinem Bräutigam." Die guten Nonnen weinten sehr, da sie ihre ehrwürdige Mutter in das Grab senkten.

Als die ersten Rosen auf ihrem Hügel blühten, kam eines Nachmittags der gnädige Abt von Einsiedeln mit einem fremden Pilger an die Klosterpforte. „Macht uns euern Gottesacker auf, Schwester Juliana; der Pilger hier möchte eines eurer Gräber sehen." Die Pförtnerin folgte verwundert dem Befehle des Abtes und staunte nicht wenig, als sie den hochgewachsenen greisen Pilger entblößten Hauptes am Grabhügel der letzten Äbtissin niederknien sah. Lange weilte er da im Gebete; als er sich erhob, brach er eine weiße Rose, die ihren Kelch soeben entfaltet hatte.

„Es ist der Bruder eurer seligen Äbtissin", sagte der Abt zu den verwunderten Nonnen, „ein Malteserritter. Er ist nach Maria-Einsiedeln gekommen, um seinem Gelübde gemäß das Schwert, das er vorigen Herbst bei Lepanto gegen die Türken führte, in der Gnadenkapelle aufzuhängen. Der andere Zweck seiner Reise, die liebe Schwester, welcher er viel verdankt, noch einmal zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden — Gott wird die Geschwister aber in der himmlischen Heimat mit einem ewigen Wiedersehen erfreuen."

Am folgenden Morgen reiste der Pilger wieder ab, Italien zu. Und über Jahr und Tag legte auch er sich zur Ruhe, und die Ordensbrüder zu Malta gruben ihm ein Grab und pflanzten weiße Rosen darauf, gerade solche, wie auf dem Hügel seiner Schwester blühten, deren Opfer ihm Gnade und Erbarmung bei der Mutter aller Barmherzigkeit verdient hatte.

Ende!

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen."

Pius X.

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus" wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Bütschwil: Anbei Fr . . . zur Taufe eines Heidenkindes Joseph Ignatius und für Antoniusbrot, als Dank dem heiligst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem gnadenreichen Sarner Jesukind, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für glücklichen Vorübergang einer schweren Operation.

Erstfeld: Anbei Fr . . . als Dank dem hl. Antonius, der mich vor einem drohenden Verluste bewahrte.

Heiden: Durch die lb. Gottesmutter, den hl. Antonius und das hl. Kreuz von Limpias wurde mir in einem schweren Anliegen geholfen. Veröffentlichung war versprochen.

Horn: Durch die Fürbitte des hl. Antonius bin ich in einem Anliegen erhört worden. Als Dank nachfolgendes Missionsopfer.

J. B. St. Gallen: Sende Fr . . . zur Taufe eines Heidenkindes Maria und für eine hl. Messe als Dank für die Hilfe Gottes.

Oberbüren: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und den armen Seelen durch deren Fürbitte wir zu einem eigenen Heim gekommen sind.

Dübendorf: Durch die Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph, der heil. Theresia v. K. J. und des hl. Antonius ist uns in schwerer Geldnot geholfen worden; als Dank Fr . . . zur Taufe eines Heidenkindes.

Dulliken: Dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius innigen Dank für Hilfe in schweren Anliegen und guten Ausgang einer schweren Operation. Diese Gabe für 2 Heidenkinder. Veröffentlichung war versprochen.

Eggenberg, b. Graz: Dank dem heil. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. für Gesundheit eines Beichtvaters, und Erhörung in verschiedenen Anliegen.

Linz, O. O.: . . . Schilling Taufbeitrag erhalten, als Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K.J. für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen.

St. Martin, Bürgeland: Besonderen Dank der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Leonhard für die Hilfe bei einer Viehkrankheit. Bitte um weitere Hilfe.

Eilendorf: Dank dem hl. Joseph für Erhörung in einem Anliegen.

Widdeshoven: Zum Dank für Erhörung und mit der Bitte um weitere Hilfe sende Antoniusbrot.

Kesternich: Dank der Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Antonius, und der kl. hl. Theresia v. K. J. für erlangte Gesundheit.

Köln, M. M.: Nachdem der Arzt mich aufgab, nahm ich in meinem schweren Gichtleiden meine Zuflucht zum hl. Wendelinus und fand Erhörung. Aus Dankbarkeit ein Scherflein für die Mission.

Kirchesch: Dank dem hl. Antonius für Wiedergefundenes.

N. N.: Innigen Dank der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung meiner Bitte.

Eschweiler: Der hl. Familie tausendfachen Dank für Erhörung und Hilfe in schwerer Not.

Herbstein: Dank für glückliche Geburt.

Wilkau: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Franziskus für erhaltene Gnaden und um weitere Hilfe. Spende für Antoniusbrot M . .

Gr. Schimnitz: Anbei Mark . . . für Antoniusbrot, als öffentlichen Dank dem hl. Antonius und dem hl. Rochus für Hilfe in wirtschaftlichen Anliegen.

M. K.: Herzl. Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius für Hilfe in einem großen Anliegen und bitte um Gebet in weiteren Anliegen. M . . . als Missionsalmosen sind beigelegt.

Stargard: Herzlichen Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für erhörte Bitte Anbei Beitrag zur Taufe war versprochen. Bitte um Gebet um Gesundheit vor längerer Krankheit.

Tachau: Herzl. Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Anna und der hl. Theresia v. K. J. für wunderbare Hilfe bei einem Kapellenbau.

Groß-Schönau: Der hl. Judas Thaddäus hat geholfen, ihm sei Lob und Dank mit der Bitte er möge weiter helfen.

Dürnast: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Wendelin für wunderbare Hilfe im Stall.

Nachdruck sämtlicher Orginal-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Pleicher Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bücher als Weihnachtsgabe!

Antiquariatsbücher mit 10% Rabatt! Lagerposten, doch tadellos neu!

Don Johannes Bosco
Von Valle-Metzger. 152 Seiten; Preis RM. 1.—

In Christus Jesus
Von Raoul Plus S. J. 274 Seiten; Preis RM. 3.—

Christus in unseren Brüdern
Von Raoul Plus S. J. 274 Seiten; Preis RM. 3.—

Geistliche Gespräche
Von P. Basilius Hermann O. S. B. 216 Seiten; Preis RM. 3.—

Papst Pius X. als Priesterideal
Zur Weckung von Priesterberufen. Von P. J. Damm O. S. B. 96 Seiten; Preis RM. 1.—

Die Verehrung der Mutter Gottes
unter dem Titel „Maria, Hilfe der Christen."
Von Dr. Johannes Lechermann S. S. 143 Seiten; Preis RM. 1.—

Weggeleit
Von Dr. Joseph Pfeifer. 170 Seiten; Preis RM. 3.—

Der schwarze Rekrut
Von Pfarrer Kugelmeier. 160 Seiten; Preis RM. 1.60

Eine gute Beicht
Eine Mahnung an viele Katholiken. Von Johannes Haw 88 Seiten; Preis RM. 0.40

Die Ehe
Im Lichte des Glaubens und der Vernunft. Von P. Hoffmann S. J. 53 Seiten; Preis RM. 0.30

Treu zur Mutter
Die Kirche Christi und das Glück ihr Kind zu sein. Von Lukas Bürkle. 36 Seiten; Preis RM. 0.30

Gott hinter Kerkermauern
Ein Einblick in die Seelen der Gefängnisbewohner. 80 Seiten; Preis RM. 0.30

Einmaliges Angebot! Nur solange Vorrat reicht!
Porto muß extra bezahlt werden!

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellung. Die Schlußpredigt fand statt auf dem sog. Käppele, dem vielbesuchten Muttergotteswallfahrtsorte bei Würzburg. Mögen sich unter dem Segen Gottes die Anregungen, die der Missionskongreß gegeben, auswirken im Werke der Weltmission.

Gewaltiger Aufstieg des Zeitungswesens in aller Welt. Das internationale Arbeitsamt in Genf veröffentlicht eine Reihe von Zahlen über die Entwicklung der Presse, die in allen Ländern und Erdteilen in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufstieg genommen hat.

In Deutschland erschienen 1926 an Tageszeitungen 3812, an Wochenschriften 4309, in Belgien zählte man 1100 periodische Druckschriften, in Kanada 1500, in China mehrere tausend, in Spanien über 2000. In Dänemark gab es neben 750 Wochen- und Monatszeitschriften 320 täglich erscheinende Zeitungen mit einer Auflage von 1 100 000 Exemplaren, sodaß auf je drei Bewohner Dänemarks täglich ein Zeitungsexemplar entfiel. In den Vereinigten Staaten zählte man 1920 an Tageszeitungen 2400 und Wochenzeitungen 14 800. Die Auflage der Tageszeitungen stieg von 28 700 000 im Jahre 1914 auf 35 700 000 im Jahre 1923. Im gleichen Jahre umfaßte die amerikanische Zeitungsindustrie 10 267 Unternehmen, die 238 550 Angestellte beschäftigten.

In Frankreich läßt sich eine ähnliche Entwicklung feststellen. In Paris allein erscheinen täglich mehr als 100 Tageszeitungen, von denen mehrere eine Auflage von über 500 000 Exemplaren haben. In England zählt man 2400 Tageszeitungen, von denen eine die Tagesauflage von einer Million Exemplaren übersteigt. 1924 gab es in Italien und den Niederlanden mehr als 1000, in Japan mehr als 3000 und in Polen mehr als 5000 periodische Druckschriften, darunter einen großen Teil Tageszeitungen. In der Schweiz erscheinen etwa 2000 Zeitungen und Revuen, sodaß auf 2000 Einwohner eine periodische Druckschrift kommt. In der Tschechoslowakei zählt man ebenfalls 2000 Druckschriften, davon in Prag allein 710.

Das höchste Postamt der Welt. Das Postamt von Phari-Jong in Tibet, das genau 3877 Meter hoch liegt und einen regelmäßigen Dienst versieht, dürfte wohl das höchstgelegene Bureau dieser Art auf dem Erdenrund sein. Wie man weiß, ist die Hauptstadt von Tibet, das heilige und geheimnisvolle Lhassa, vor einigen Jahren auf Befehl des Dalai Lama, der ein sehr modern denkender und dem Fortschritt nicht abgeneigter Herr ist, durch eine Telegraphenlinie mit Indien verbunden worden. Die Isolierung, in der sich Tibet, dieser eigentümliche Priesterstaat auf dem Dach der Welt, während der vergangenen Jahrhunderte befunden hat, ist durch den Draht aufgehoben, der durch das gigantische Gebirgsmassiv und die Schluchten des Himalaya die Außenwelt mit den buddhistischen Klosterfestungen verbindet.

Gebetsempfehlungen

Mündelheim: Bitte um Gebet für rechte Berufswahl.

Um passende Stellung und auskommenden Verdienst.

Um bessere Familienverhältnisse.

Eine schwer kranke Frau.

Bischdorf: Anbei Mk. . . . als Gebetsempfehlung zu Ehren des hl. Antonius um Sinnesänderung meines Sohnes, der die Absicht hat, sich mit einer Protestantin zu verheiraten und um Befreiung von Beinleiden.

Guttstadt: Zum hl. Judas Thaddäus, hl. Theresia v. K. J. um Erlangung der Gesundheit.

Schodnia: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur hl. Mutter Anna, zum hl. Nikolaus und den armen Seelen

Wittichenau: Anbei Beitrag zur Taufe mit der Bitte um Gebet z. hlst. Herzen Jesu in einem besonderen Anliegen.

N. N.: Eine Mutter bittet um Gebet zur lb. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Theresia v. K. J. für ihre Söhne, um Rückkehr zum hl. Glauben und um Frieden in der Familie.

Eine Verg.-Leserin bittet um Gesundheit für die Familie.

Ungenannt: Ein Priester bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in großen seelischen und körperlichen Leiden.

Eine Person bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in besonderen, schmerzlichen Leiden. Im Falle baldiger Erhörung ist vollständige Veröffentlichung versprochen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

H. i. Westf.: Angeregt durch die Gebetserhörungen im Vergißm. empfiehlt ein schwer Lungenkranker sich dem Gebet der Leser und der ganzen Mission und verspricht ein Heidenkind loszukaufen.

Grafing: Um Gebet zum hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus sowie zum hl. Joseph und dem hlst. Herzen Jesu in einem ernsten Anliegen.

Senbrigshausen: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet um eine Andacht zu U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Herzen Jesu um einen guten Entschluß betreffs ihrer Standeswahl zu erlangen. In einem noch ganz besonderen Anliegen zum hl. Eustachius dem Ratgeber in den verwickelsten Bedrängnissen des Lebens.

Seelfingen: Bitte um die Hilfe für meine lebensmüde Schwester.

München: Bitte um Gebet um Genesung von schwerer Krankheit.

Memento

Siegen: Frl. Kath. Remmel, unermüdliche Mitarbeiterin unserer Mission.

Kettwig: Johann Wittkamp, langjähriger, begeisterter Förderer unserer Missionsschriften.

Cranenburg: Dora Janssen, lebenslängliche, eifrige Förderin unserer Missionsschriften.

Dundenheim: Joh. Zeiser, ein langjähriger Wohltäter.

Nalbach: Jakob Bach. Sterkrade: W. Grummel. Darfeld: Frau Kukmann, Fr. Regelmann, Frau Schürmann. Wattenscheid: Frau Espeter. Remscheid: Frz. Becker. Dormagen: Elisabeth Haas. Ostenfelde: Joseph Mense. Dortmund: Maria Wieshard. Schneidhausen: W. Büttgen. Breslau: Frl. Hirschberg. Woinowitz: Frl. Maria Gebauer. Breslau: Gräfin Eleonore zu Stolberg-Stolberg. Königsberg: Postsekr. Gramsch. Seichwitz: Florentine Hoffmann. Ruderfing: Franz Huber. Leutkirch: Joseph Bauhofer. Wiesenthal: Maria Zimmermann. Stupna: Anna Jasler. Wittichen: Theresia Haster. Kadelburg: Otto Hierholzer. Bittenbrunn: Marg. Ehbauer. Heugrumbach: Frieda Metzger. Weilbach: Josepha Roth. Mitterhof: M. Preims. Motten: Klara Gunkel. Vinzentia Vogel.

Empfehlenswerte Bücher

Geschichte der kleinen Blume. Die hl. Theresia vom Kinde Jesu in Wort und Bild. Für die Jugend bearbeitet von Fr. Wilhelm Stein, Direktor der Schulbrüder. 183 Seiten. Mit einem Titelbild und vielen Textillustrationen. kart. RM. 2.50, in Ganzleinen RM. 3. — Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Ein Theresienbuch für die Jugend, von dem bereits das 51. — 60. Tausend vorliegt. Als ganz neues Buch in zeitgemäßer Aufmachung und mit vollständig neuen Illustrationen stellt sich diese Neuausgabe vor. Unseren lieben Erstkommunikanten sei es ganz besonders warm empfohlen.

Zelia. Musterleben einer christlichen Mutter. Von Pater Hieronymus de Castro. 238 Seiten mit einem Titelbild. Kart. RM. 5.—, in Ganzleinen RM. 6.— Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Gering ist die Zahl der Lebensbeschreibungen christlicher Frauen und Mütter. Das Lebensbild einer wahrhaft christlichen Heldin der Vergessenheit zu entreißen, ist die Bestimmung dieses Buches.

In Zelia lernen wir die Tochter eines hohen brasilianischen Beamten kennen. In jungen Jahren mit einem Großgrundbesitzer vermählt, wird sie zur Mutter der Armen und Bedrängten in der ganzen Gegend. Als christliche Mutter schenkt sie zwölf Kindern das Leben, von denen drei im zarten Alter sterben, während die übrigen neun, drei Söhne und sechs Töchter, sich Gott im Ordensstande weihen. — Möge die Lektüre dieses Buch für jede Familienmutter, deren Tätigkeit so vielfach verkannt wird, ein Ansporn sein, ihre zahlreichen, oft drückend empfundenen Pflichten mit neuem Eifer zu erfüllen, um so zur Erhaltung der christlichen Familie beizutragen, deren Bande in der heutigen Zeit so vielfach gelockert sind.

Marie Adelheid. Lebensbild der verstorbenen Großherzogin von Luxemburg. Von Th. Zenner. 56 Seiten mit einem Titelbild. kart. —.60. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

In schlichten, eindrucksvollen Worten erzählt uns das kleine Büchlein von dem wechselvollen Schicksal der jugendlichen ehemaligen Großherzogin von Luxemburg. Das Leben dieser jungfräulich reinen, tief frommen, in schwerem Leid geläuterten Seele ist ein wunderbar ergreifendes Vorbild für unsere Frauenwelt.

Empfehlenswerte Kalender. Theresienkalender 1929 RM. —.60. Schulbrüder-Kalender 1929 RM. —.60. Kalender für kleine Leute 1929 RM. —.50. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Bad.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut. 352 Seiten.
Preis geheftet RM. 3. 80, geb. RM. 4. 80.

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis, wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg zu Gott klar vor Augen zu führen.

Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hlst. Antlitz geschrieben wurde.

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem

des ehrw. Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut. 120 Seiten, mit einem Titelbild
Preis kart. RM. 1. 50.

Eltern, Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist.

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. 96 Seiten, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang.
Preis RM. 2.—

Der Inhalt entspricht vollkommen der Erwartung. Ein jeder Leser kommt zu seinem Recht: Der forschende Geist durch die trotz ihrer knappen Form gründliche Beweisführung des französischen Gelehrten, der sich seit 30 Jahren fast ausschließlich dieser Sache widmet; das gläubige Gemüt durch die Anleitung zur Verehrung des hlst. Antlitzes, die hier in Deutschland noch wenig bekannt, doch im Anschluß an die Liebe zur kleinen hl. Theresia v. K. J. im Wachsen begriffen ist. Möge das prachtvolle Buch recht weite Verbreitung finden.

Rhapsodien vom Priesterleben

Von Wenzel Kalous C. Ss. R.
288 Seiten; Preis RM. 4.—

„Das Werk ist ein Prachtwerk voll herrlicher Gedanken und Anregungen für den jungen Theologen, sowie aber auch für den Priester. Ein Werk aus reicher Priestererfahrung entstanden und für die Praxis fast unentbehrlich.

Porto muß extra bezahlt werden

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN